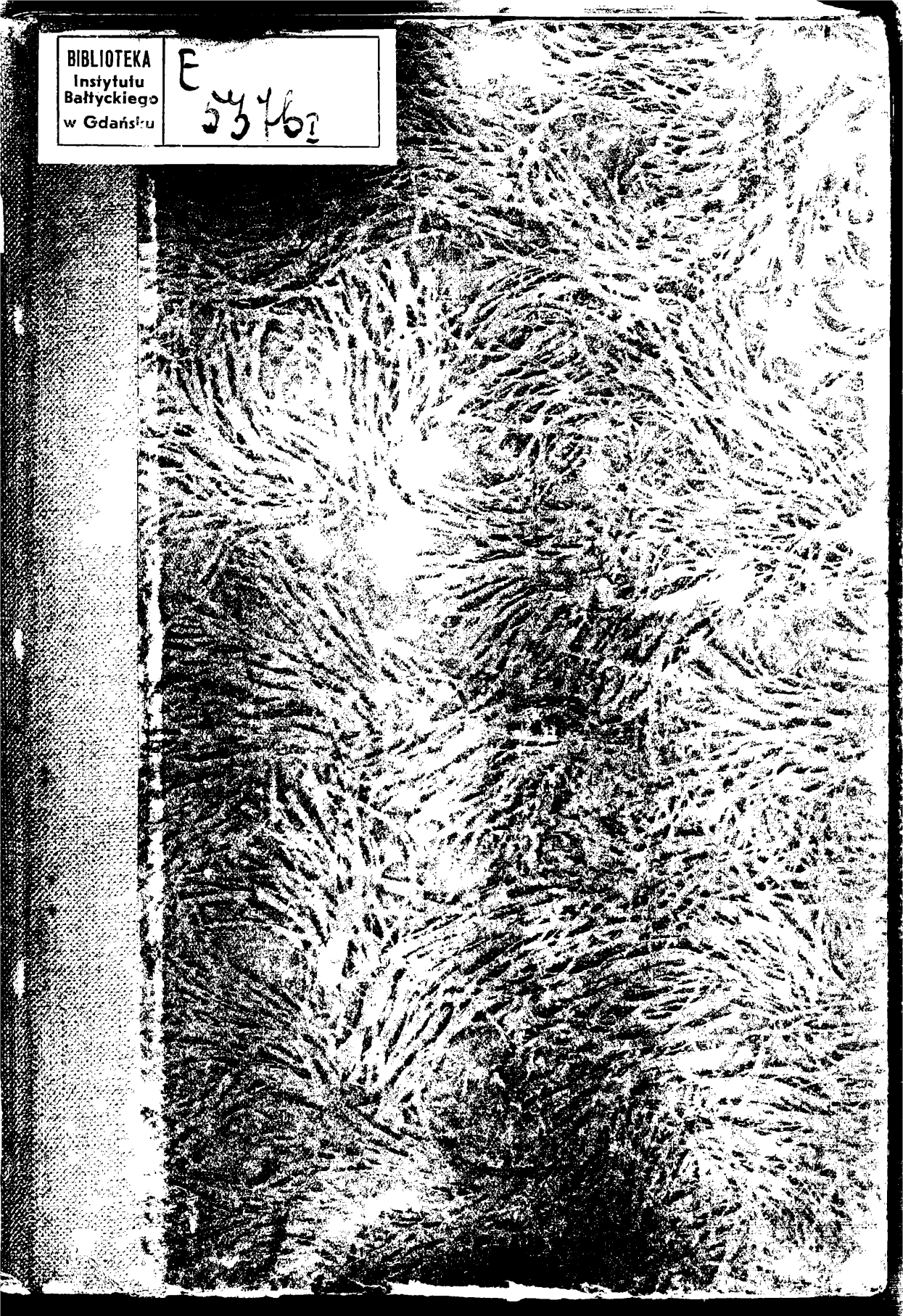
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Gdańsku
E 3461



h 176

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

33126

S. 74071/XI/II

74086

050+070]::327 = 112.2

E 58 Ju

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Professor an der Universität München, General-Major a. D.
Präsident der Deutschen Akademie

Unter ständiger Mitarbeit von
Dr. K. Wiedenfeld, Geh. Legationsrat, o. Professor an der Universität, Leipzig, a. o. Professor *Dr. H. Lautensach*, Gießen, *Dr. G. Herrmann*, Leipzig und *Dr. Albrecht Haushofer*, Berlin.
Schriftleitung: *Kurt Vowinckel*, Berlin - Grunewald

XI. JAHRGANG 1934
II. HALBBAND
HEFT 7—12 / JULI—DEZEMBER

BERLIN-GRUNEWALD

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

1935 : 774

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 7—12 / Juli—Dezember 1934

*Es bedeutet: * Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen*

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

E. M. Arndt / Staat, Volk und Bauer XI/655
O. Aust / Mandschurischer Wirtschaftsaufschwung VIII/482
M. Baumann / Geopolitik und Geschichte IX/586
J. Büdel / Deutscher und niederländischer Kulturboden XII/736
U. Crämer / Der thüringische Raum und die thüringische Geschichte X/613*
P. Ebert / Zur Geschichte der Raumbezwingung im Kreuzerkrieg. VIII/508
R. Firle / Reise-Eindrücke aus Ostasien X/591
A. Fischer / Erdumfassende Sicht über die Bevölkerungsentwicklung XI/671*
A. Franke / Wehrgeographisches zum Rußlandfeldzug Napoleons VII/449
J. F. Gellert / Mutterland-Kolonialland und Kolonien VIII/463
A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt . VII/430, VIII/496, IX/561, X/623, XI/702, XII/766
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum VII/436*, VIII/501, IX/566*, X/628, XI/708*, XII/770*
K. Haushofer / Fern-Ost und Naher Osten XII/721
K. Haushofer / Geopolitik in den Handbüchern des Wissens VIII/525
K. Haushofer / Literaturbericht über den indopazifischen Raum . VII/462, XI/717
S. Helander / Die Hauptstadt als Verkehrszentrum VIII/513
N. Imnaischwili / Die Nationalitätenfrage in der Sowjetunion IX/533
O. Indra / Das technische Denken und die kollektivistischen Staatsformen . XII/789
K. Kayser / Albanien am Scheidewege ... VIII/477*
K. Kayser / Unruhiges Kroatien IX/549
J. März / Das Verkehrsproblem Südosteuropas VII/409
O. Mayr / Die Stellung der Stadt Trier in der deutschen Westmark XII/733*
O. Nickel / Der Raum als Waffe VII/445

Stadt-Bibliothek Elbing

W. Ötting / Die „Kongo-Ozean"-Bahn und das Problem der Verkehrserschließung Französisch-Äquatorial-Afrikas XI/680*
H. Rabl / Das Öl und die kleinen Nationen VII/423, VIII/489
C. Ross / Amerika und das schwarze Weltproblem VII/399
C. Ross / Bilanz der Roosevelt-Revolution X/601
E. Samhaber / Die Erschließung von Nord- und Südamerika..... VIII/469*
H. Schepers / Japan und Panasien IX/553*, X/609, XI/692
C. Schmidt / Landschaft und Geschichte IX/580
R. von Schumacher / Literaturbericht aus der atlantischen Welt X/653
R. von Schumacher / Der Strukturwandel des Südostraums .. IX/541*
R. von Schumacher / Zur Theorie des Raumes IX/573
R. von Schumacher / Zur Theorie der Raumdarstellung X/635*
R. von Schumacher / Zur Theorie der Raumstrategie XII/779*
F. Seidenzahl / China in seiner Not . IX/589
F. Seidenzahl / Der neue Kautschukplan VII/417
Späne VII/443
H. Stöger / Zur wehrpolitischen Lage Österreichs im Südosten ... XI/663
R. von Ungern-Sternberg / Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 ..... IX/527
K. Vowinckel / Der zweite Reichsbauerntag in Goslar XII/758
R. Wagner / Die geopolitische Bedeutung Goslars im ersten Reich XII/746*
H.-S. Weber / Frankreichs Saarkohlen-Politik XII/725

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt VII/430, VIII/496, IX/561, X/623, XI/702, XII/766
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum VII/436*, VIII/501, IX/566*, X/628, XI/708*, XII/770*

AUFSÄTZE

Deutschland

J. Budel / Deutscher und niederländischer Kulturboden XII/736
U. Cramer / Der thüringische Raum und die thüringische Geschichte X/613*
O. Mayr / Die Stellung der Stadt Trier in der deutschen Westmark XII/733*
H. Stöger / Zur wehrpolitischen Lage Österreichs im Südosten XI/663
K. Vowinckel / Der zweite Reichsbauerntag in Goslar XII/758
R. Wagner / Die geopolitische Bedeutung Goslars im ersten Reich... XII/746*
H.-S. Weber / Frankreichs Saarkohlen-Politik XII/725

Europa

K. Kayser / Albanien am Scheidewege VIII/477*
K. Kayser / Unruhiges Kroatien IX/549
J. Marz / Das Verkehrsproblem Südosteuropas VII/409
R. von Schumacher / Der Strukturwandel des Südostraums IX/541*
R. von Ungern-Sternberg / Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 IX/527

Rußland

A. Franke / Wehrgeographisches zum Rußlandfeldzug Napoleons VII/449
N. Imnaischwili / Die Nationalitätenfrage in der Sowjetunion IX/533

Ostasien

O. Aust / Mandschurischer Wirtschaftsaufschwung VIII/482
R. Firle / Reise-Eindrücke aus Ostasien X/591
K. Haushofer / Fern-Ost und Naher Westen XII/721
H. Schepers / Japan und Panasien IX/553*, X/609, XI/692

Amerika

C. Ross / Amerika und das schwarze Weltproblem VII/399
C. Ross / Bilanz der Roosevelt-Revolution X/601
E. Samhaber / Die Erschließung von Nord- und Südamerika VIII/469*

Afrika

W. Ötting / Die „Kongo-Ozean"-Bahn und das Problem der Verkehrserschließung Französisch-Äquatorial-Afrikas XI/680*

Weltüberspannende Fragen

A. Fischer / Erdumfassende Sicht über die Bevölkerungsentwicklung XI/671*
H. Rabl / Das Öl und die kleinen Nationen VII/423, VIII/489
F. Seidenzahl / Der neue Kautschukplan VII/417

Späne

Späne VII/443

GRUNDFRAGEN

E. M. Arndt / Staat, Volk und Bauer XI/655
P. Ebert / Zur Geschichte der Raumbezwingung im Kreuzerkrieg VIII/508
J. F. Gellert / Mutterland-Kolonialland und Kolonien VIII/463
S. Helander / Die Hauptstadt als Verkehrszentrum VIII/513
O. Indra / Das technische Denken und die kollektivistischen Staatsformen XII/789
O. Nickel / Der Raum als Waffe..... VII/445
C. Schmidt / Landschaft und Geschichte IX/580
R. von Schumacher / Zur Theorie des Raumes IX/573
R. von Schumacher / Zur Theorie der Raumdarstellung X/635*
R. von Schumacher / Zur Theorie der Raumstrategie XII/779*

LITERATURBERICHTE

M. Baumann / Geopolitik und Geschichte IX/586
K. Haushofer / Geopolitik in den Handbüchern des Wissens VIII/525
K. Haushofer / Literaturbericht über den indopazifischen Raum .. VII/462, XI/717
R. von Schumacher / Literaturbericht aus der atlantischen Welt X/653
F. Seidenzahl / China in seiner Not IX/589

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

Deutschland

Der beschußfreie Raum Deutschlands..... ..... XII/757
Die Einkreisung Deutschlands (2 Darstellungsformen) X/646
Die Flugbedrohung Deutschlands..... X/644
Ausstrahlung des Harzraumes nach Osten. XII/747
Der Harz und seine frühe Besiedlung XII/749
Der Harz: Mittellandschaft Deutschlands XII/756
Der Harz: Schnittpunkt der West-Ost- und der Nord-Süd-Wege Deutschlands XII/753
Die deutschen Industriegebiete im feindlichen Schußbereich X/637
Die Luftbedrohung Deutschlands durch die Tschechoslowakei..... X/645
Ostsiedlung und Landgrafschaft Thüringen (Geop. Reliefkarte 72)..... X/622/23
Die Wege der Ostsiedlung (2 Darstellungen) XII/751
Die ozeanische Ausgangsstellung Deutschlands X/643
Die Stromlage Deutschlands (5 Darstellungsformen) X/639
Der thüringische Raum (Geop. Reliefkarte 69) X/622/23
Thüringen und der Harzraum XII/749
Germanen und Kelten im thüringischen Raum (Geop. Reliefkarte 70).. X/622/23
Das Thüringer Reich (Geop. Reliefkarte 71) X/622/23
Der Vormarsch Preußens im Thüringer Raum (Geop. Reliefkarte 74)... X/622/23
Die thüringische Schlachtenebene (Geop. Reliefkarte 73)..... X/622/23
Langensalza (Geop. Reliefkarte 76) X/622/23
Jena und Auerstädt (Geop. Reliefkarte 75) X/622/23
Die Wehrlage Deutschlands ..... X 637
Das Straßensystem der Westmark..... XI/733

Europa

Lagekarte Albaniens VIII/479
Das Südostdeutschtum (3 Darstellungsformen der statistischen Karte).. X/647
Das französische Bündnissystem in Osteuropa X/651
Die Südost-Nordwest-Abdachung der Geburtenhöhe in Europa..... XI/673
Die Einkreisung Jugoslawiens X/651
Die österreichisch-ungarische Monarchie (2 Darstellungsformen) X/648/49
Das Wachstum Rumäniens nach dem Weltkrieg IX/543
Das Wachstum Serbiens zum Königreich Jugoslawien IX/543
Dynamik der Tschechoslowakei..... IX/542

Asien

Die kontinentale Ausgangsstellung Japans (2 Darstellungsformen) X/642
Japans Stoßlinien IX/555
Die türkische Hauptstadtverlagerung IX/542

Amerika

Die erste Kolonisation Brasiliens VIII/472
Die erste Kolonisation Nordamerikas VIII/475
Verkleinerung der USA durch den Vergleich von Flug- und Bahnentfernungen IX/569

Afrika

Anteil Belgiens am Handel Französisch-Äquatorial-Afrikas XI/688/89
Französisch-Äquatorial-Afrika XI/681
Deutsch- und Französisch-Äquatorial-Afrika.. XI/685

Grundfragen

Dezentralisation der Industrie XII/787
Industrieverlagerung im Zeitalter des Grenzschutzes XII/787
Industrieverlagerung (Standortprinzip) XII/781

Spottzeichnungen

Die Welt in Lows leicht herabgestimmter Projektion IX/567

Außerdem viele in den Berichterstattungen Karl Haushofers (Heft VII, IX, XI, XII)

TABELLEN

Die natürliche Bevölkerungsbewegung Westeuropas 1924—1933 IX/422
Entwicklung des Bevölkerungsstandes der Welt 1914—1934 ..... XI/674/75
Bevölkerungsindizes Anfang 1920 und Anfang 1934 XI/676
Natürliche Bevölkerungsbewegung der Welt XI/677
Entwicklung der Bevölkerungsdichte in einigen Hauptländern XI/679
Die Nationalitätenverschiebung in Schwarzmeer-Bulgarien IX/545
Geburtenüberschuß Deutschlands 1927—1933 ..... IX/529
Politische Veränderungen im Südostraum 1918—1934 ..... IX/540
Spurweiten der Eisenbahnen XII/784
Zählung der griechischen Flüchtlinge nach Herkunftsländern 1928 IX/546
Zahl der griechischen Flüchtlinge nach der Zählung von 1928 ..... IX/547
Die überseeische Auswanderung Griechenlands in den Jahren 1880—1930 IX/548
Ausfuhr der Mandschurei an Bohnenerzeugnissen 1923 und 1927 VIII/489
Schema des Raumbegriffs XI/575
Produktionsquoten für Rohgummi 1934—1938 VII/422
Wanderbewegung einiger Hauptländer XI/678

COLIN ROSS:

Amerika und das schwarze Weltproblem

Chikago, im Mai.

Mussolini hat in einem Aufsatz die Frage aufgeworfen, ob Amerika in hundert Jahren einen schwarzen Präsidenten haben wird. Darauf antworteten die Amerikaner, daß dies erstens noch gute Wege hat und zweitens die amerikanische Negerfrage Europa nichts anginge.

Mit dem ersten haben sie recht, mit dem letzten unrecht. Einstweilen haben die amerikanischen Neger sogar den Gesandtenposten in Haiti verloren, der traditionsgemäß mit einem Farbigen besetzt zu werden pflegte und der einer der ganz wenigen höheren Beamtenstellen ist, die einem Neger in den Vereinigten Staaten offenstehen. Mit der Okkupation Haitis durch die amerikanische Marine verschwand der farbige Vertreter der amerikanischen Gesandtschaft, und ein weißer trat an seine Stelle.

Überhaupt sind die Sorgen Europas wegen einer Verniggerung der USA. zum mindesten verfrüht. Zunächst einmal stimmt die allgemeine Ansicht nicht, daß die Neger in Amerika sich rascher vermehrten als die Weißen. Ihre Geburtenziffer ist allerdings größer, aber dafür ist die Sterblichkeitsziffer um so viel höher, daß die Weißen trotz aller Geburtenkontrolle noch immer besser abschneiden. Nun wird die schwarze Sterblichkeitsziffer sich selbstverständlich wie überall mit wachsender Hygiene dauernd senken, aber damit auch die Geburtenrate. Diese Erscheinung ist nun einmal international. Kein Volk, auch das fruchtbarste nicht, vermag sich dem auf die Kinderzahl drückenden Einfluß der modernen Zivilisation zu entziehen. Es ist durchaus bezeichnend, daß die wohlhabenden und gebildeten Neger in den großen Städten der Nordstaaten nur wenige oder gar keine Kinder haben.

Also die Gefahr, daß die schwarze Bevölkerung die weiße einmal überflügelt oder auch nur erreicht, besteht nicht. Im Gegenteil, der prozentuale Anteil der Farbigen an der Gesamtbevölkerung ist ständig gesunken. Zur Sklavenzeit betrug er ein Fünftel, nach dem Bürgerkrieg ein Siebentel, heute ein Zehntel. Allerdings trägt daran der Umstand mit schuld, daß nach 1866 die Einfuhr von Schwarzen aufhörte, während nach diesem Zeitpunkt der Zustrom der Weißen erst mit aller Macht einsetzte.

Zehn Prozent sind keineswegs eine bedrohliche Minorität. Auf der anderen Seite aber sind zehn Prozent von 120 Millionen immerhin 12 Millionen. Und 12 Millionen ist in jedem Falle eine Zahl, mit der selbst ein starkes und mächtiges Volk rechnen muß, vor allem, wenn es sich um einen derart unassimilierbaren Fremd-

körper handelt wie bei der schwarzen Rasse in Amerika, die allerdings mehr und mehr zu einer braunen geworden ist.

Das Wort von Gottes Mühlen, die langsam, aber sicher mahlen, ist sicher eines der wahrsten, die es gibt. Allein selten hat sich ein Unrecht nach langer Zeit so schwer und so bitter gerächt wie das des afrikanischen Sklavenraubes Amerikas. Das Groteske und fast Tragikomische ist nur, daß dieses Unrecht sich erst zu rächen begann, als Amerika sich anschickte, es wieder gutzumachen, und die Sklaverei aufhob.

Mit der Aufhebung der Sklaverei begann erst eigentlich das, was heute das schwierigste, ja das unlösbare Problem der Vereinigten Staaten ist: die Einfügung der Farbigen in das weiße Amerika. Man hat geglaubt, diese Einfügung durch die Gewährung der Gleichheit der Schwarzen zu ermöglichen. Allein diese Gleichberechtigung ist selbst in politischer und rechtlicher Beziehung rein theoretisch. Jeder Richter gibt offen und unumwunden zu, daß ein Schwarzer leichter verhaftet und leichter verurteilt wird als ein Weißer, und die Vorenthaltung des Wahlrechtes ist zum mindesten in den Südstaaten eine offenkundige und gesetzliche Tatsache, trotz aller gegenteiliger Bestimmungen der Konstitution, die davon ausgeht, daß alle Menschen gleich geboren sind und den gleichen unverminderten Anspruch auf Freiheit, Leben und Glück haben. Der Staat, der mit dieser feierlichen Verkündigung der Gleichheit von allem, was Menschenantlitz trägt, in die Gesellschaft der Völker eintrat, behielt 85 Jahre nach dieser feierlichen Erklärung die Sklaverei offen und gesetzlich bei und hat sie im Geheimen und Ungesetzlichen im hohen Grade noch heute.

In dieser geheimen Beibehaltung der Sklaverei, zum mindesten der Unterdrückung der Schwarzen bei ständiger Betonung ihrer Gleichheit und der gleichen Rechte, liegt das Hauptübel. Und dies ist auch der Punkt, der das Interesse der übrigen weißen Völker berührt und der die Negerfrage der Vereinigten Staaten zu einem Weltproblem macht.

Lebensfragen von Rassen und Völkern lassen sich nicht mit Sentimentalitäten lösen. Auf der anderen Seite aber spielen Sentimentalitäten auch in der praktischen Politik eine erhebliche Rolle. Man braucht nur an „Onkel Toms Hütte" zu denken oder an den rührseligen Propagandafeldzug während des Weltkrieges zugunsten des „edlen Frankreich" und des „unglücklichen Belgiens". Ideen, sei es auch nur in Form von politischen Hypothesen, etwa von der Überlegenheit einer Rasse über die anderen, sind entscheidende Faktoren im Weltgeschehen.

Der Glaube an die absolute Überlegenheit der weißen Rasse hat dieser die Weltherrschaft gebracht. Sie kam ins Wanken, als der Weiße selber den Glauben an sich und seine Überlegenheit in Zweifel zog. Ein einmal erschütterter Glaube aber läßt sich nicht so ohne weiteres wiederherstellen. Und so müssen wir uns heute damit abfinden, daß die Herrschaft Europas über Asien vorüber ist; die über

Amerika ist seit einem Jahrhundert verloren. Aber Amerika ist wenigstens weiß, wenn schon nicht europäisch. Aber ist Amerika wirklich weiß und wird es weiß bleiben? Das eben ist die Frage, die auch für Europa von entscheidender Wichtigkeit ist.

Dazu ist zu bemerken, daß Amerika so lange weiß sein wird, als die weiße Kultur und Zivilisation die tonangebende auf der Erde ist. So ist heute Süd- und Mittelamerika selbst in jenen Gebieten „weiß", in denen der Prozentsatz des farbigen Blutes größer ist als der des weißen, weil die weiße Lebensform eben das große allgemeine Vorbild ist. Und so wollen auch die Schwarzen der Vereinigten Staaten heute noch in ihrer überwältigenden Mehrheit Amerikaner, das heißt „Weiße", sein und nicht Afrikaner. In dem Moment, wo infolge einer falschen Negerpolitik der Amerikaner diese Tendenz aufhören sollte und in dem an deren Stelle ein ausgesprochen afrikanisches Rassenbewußtsein tritt, beginnt die Gefahr.

Man muß die Weltsituation ohne alle falsche Sentimentalität und ohne alle falschen Hoffnungen sehen. Wir sind heute glücklich so weit, daß die weiße Rasse in Ostasien und bald in ganz Asien ausgespielt hat. Japan ist heute so stark, daß es bereits ganz offen und rücksichtslos seine Ansprüche auf die Vorherrschaft im Pazifik wie in Ostasien anmeldet. Nur eine gemeinsame Aktion aller europäischen Großmächte vermöchte Japan auf seinem Wege aufzuhalten. Zu einer solchen Aktion wird es aber wegen der Uneinigkeit dieser Mächte nie kommen. So wird Ereignis, was vom europäischen Standpunkt aus niemals hätte geschehen dürfen, daß Japan in China dominiert, oder daß diese beiden Mächte in irgendeiner Form eine gemeinsame Front bilden. Danach ist Ostasien politisch wie ökonomisch für die Weißen verloren, und Amerika hat mit Aufgabe der Philippinen ja auch bereits die Konsequenzen gezogen.

Unter solchen Umständen läßt sich auch die Aufgabe Indiens heute schon absehen. Und danach wird es sehr fraglich sein, ob der europäische Einfluß in Vorderasien aufrechtzuerhalten ist.

So bleibt für ein übervölkertes Europa, das seinen wichtigsten Absatzmarkt und zum Teil auch Rohstofflager verloren hat, lediglich Afrika. Aber auch dieses wird es nicht ohne Kampf halten können. Und es wird darum kämpfen müssen, will es sich einen genügenden Nahrungs- und Lebensspielraum für seine Millionen sichern.

Es sind dies alles Gedankengänge, die ich seit Jahren und Jahren immer wieder vertreten habe, die man aber nicht oft genug wiederholen kann, um die Blicke der in ihrem kleinlichen Familienzwist verlorenen europäischen Nationen auf die Dinge des Weltgeschehens hinzulenken, die von entscheidender Wichtigkeit sind.

Wir Weißen haben uns zu der Zeit, als es uns gut ging und wir noch die unumstrittenen Herren der Welt waren, den Luxus leisten können, theoretisch Ideen von der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Rassen zu vertreten und unsere

Erfindungen und Entdeckungen, unsere Maschinen und Waffen an alle Völker freigebig zu verteilen. Heute, spätestens morgen müssen wir um unsere eigene Existenz kämpfen.

Für seine Existenz braucht Europa Afrika. Um Afrika zu halten, darf es weder an seiner Überlegenheit der schwarzen Rasse gegenüber zweifeln, noch an seinem moralischen Rechte, sie zu beherrschen, ja nötigenfalls zu unterdrücken.

Wir können es uns heute einfach nicht mehr leisten, unsere Ausbeutungsabsichten mit falschen Phrasen zu bemänteln, etwa von „the white Man's burden" oder von der „Vormundschafts- und Erziehungspflicht" der weißen Rasse, die Farbigen so lange zu betreuen und zu entwickeln, bis sie reif zur Selbstverwaltung und Selbstregierung sind. Wohin eine solche Einstellung führt, haben die Amerikaner auf den Philippinen gesehen. — —

Nein, man muß es einmal ganz klar heraussagen; Europa muß Afrika beherrschen um seiner selbst willen, um seiner eigenen Interessen willen. Und um diese Herrschaft aufrechterhalten zu können, muß es unerschütterlich an der Behauptung, meinetwegen an der Fiktion, festhalten, die überlegene, zum Herrschen bestimmte Rasse zu sein, die auch um des Wohles der von ihr Beherrschten willen an ihrer Herrschaft festhält. Dies ist aber nur möglich, erstens bei einer klaren reinlichen Scheidung zwischen den Rassen, zum andern, wenn radikal und prinzipiell mit der Idee gebrochen wird, Rassenfragen mittels Erziehung und Bildung lösen zu wollen.

Und damit sind wir wieder bei der amerikanischen Negerfrage und ihrer engen Beziehung zu der europäischen Herrschaft in Afrika. Die Amerikaner sind blinde Bildungs- und Erziehungsfanatiker, oder sie waren es wenigstens ganz allgemein bis vor kurzem. Spricht man mit einem Amerikaner, wenigstens einem aus den Nordstaaten, über das Rassenproblem, so antwortet er todsicher, dies sei eine Bildungsfrage, und es handle sich lediglich darum, den Neger auf das gleiche Bildungs- und Kulturniveau zu heben wie die Weißen. Heute schreibt der amerikanische Rassenpolitiker Madison Grant: „Es hat uns 50 Jahre gekostet, zu begreifen, daß die Erlernung der englischen Sprache, das Tragen anständiger Kleidung und der sonntägliche Kirchgang einen Neger nicht in einen Weißen verwandeln."

Allein Madison Grant wird wegen dieses Ausspruches auch heftig angegriffen, und die offizielle Einstellung der amerikanischen Union ist noch immer die Idee, die Rassenfrage mittels Schule und Unterricht lösen zu können. Einzelne Philanthropen, wie beispielsweise Rosenwald, haben viele Millionen gestiftet, um jede kleine Gemeinde in den ehemaligen Sklavenstaaten mit einer guten Schule zu versehen.

Nun möchte ich nicht mißverstanden werden. Ich habe an sich weder etwas gegen Bildung, noch gegen Neger, noch auch gegen gebildete Neger. Ich bin nur dafür, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und sich nicht in unhaltbare Verhältnisse

hineintreiben zu lassen, weil man nicht den Mut hat, Gedanken zu Ende zu denken und Konsequenzen zu ziehen.

Es hat auch keinen Wert, sich über die Rassen, die man beherrschen will, Illusionen zu machen. Die Neger sind weder Kinder noch eine minderwertige Rasse, die zur Selbstregierung unfähig ist. Einmal sind sie körperlich hervorragend, gesund und kräftig. Unter den noch heute nackt lebenden Kavirondos und Schillucks, unter Kikuyus und Massais gibt es durchweg prachtvolle, sportlich durchtrainierte Gestalten, und zwar unter den Männern wie den Frauen. Charakterlich haben sie hervorragende Eigenschaften, vor allem den unvergleichlichen Frohsinn und Humor und die Gabe, sich in jede Lage zu schicken — daneben natürlich auch ihre Schattenseiten. Und was ihre Intelligenz anbetrifft, so glaube ich sowohl nach meinen Erfahrungen mit meinen afrikanischen Trägern und Wilden aus dem Busch wie mit akademisch gebildeten Schwarzen hier in Amerika wie seinerzeit in Afrika, daß die Neger sich unsere Bildung und unseren technischen Apparat genau so zu eigen machen können wie etwa die Japaner. Im allgemeinen überschätzen wir durchaus die Schwierigkeiten, die dazugehören, und unterschätzen die Farbigen.

Wenn Europa trotzdem eine Chance hat, Afrika zu beherrschen, so weil die Schwarzen als so ziemlich die einzige farbige Rasse einen primitiven Kulturzustand bis in unsere hochzivilisierte Epoche mit hinübergenommen haben. Diesen primitiven Kulturzustand heißt es nun mit allen Mitteln bewahren, will man die weiße Oberhoheit nicht gefährden; denn glaubt man nicht an die prinzipielle geistige Minderwertigkeit der Schwarzen — ein Glaube, den ich für einen gefährlichen Irrwahn halte —, so ist dieser primitive Kulturzustand die einzige Sicherung der europäischen Herrschaft.

Eine derartige Anschauung steht freilich im Gegensatz zu allen bisherigen Kolonisationsmethoden. Bisher galt es als wichtigste Aufgabe, den Schwarzen zu erziehen und auf einen höheren Lebensstandard zu heben. Darin waren sich sowohl Regierungsbeamte wie Importeure und Missionare einig, wenn auch von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus. Neben der allgemeinen Tendenz des Jahrhunderts war der stärkste Antrieb zur Zivilisierung der Farbigen das Exportbedürfnis der Industrie. In diesem Punkte begegneten sich sogar die Interessen der Pflanzer mit denen der Kaufleute; denn um die Schwarzen zur Arbeit willig zu machen, mußte man ihnen Bedürfnisse anerziehen, die sie nur mittels Arbeit auf den Plantagen befriedigen konnten.

Das sind bis vor kurzem alles Glaubenssätze der politischen und ökonomischen Weisheit in den Kolonien gewesen, und es wird wohl noch eine Weile dauern, bis man allgemein erkennt, welche Verwüstungen die kapitalistische Wirtschaft und das reine Gelddenken in den Kolonien angerichtet hat.

Verglichen damit ist die Sklaverei zum mindesten in ihrer milden Form der Haussklaverei die bessere Methode, wenigstens ist sie vom Standpunkt der weißen

Vorherrschaft die sichere. Sichert man den Minen und Pflanzungen durch einen leichten Zwang zur Arbeit die unbedingt nötigen Arbeitskräfte, so braucht man den Neger im übrigen nicht zu zivilisieren, braucht ihm nicht künstlich Bedürfnisse anzugewöhnen und kann ihn in seinen primitiven Lebensverhältnissen belassen.

Genau das gleiche ist im Grunde auch das Negerproblem in den Vereinigten Staaten. Die weiße Vorherrschaft in den Südstaaten wird ja nur durch die praktische Rückkehr zur Sklaverei und die Entrechtung der Farbigen gewährleistet. Ohne sie würde heute beispielsweise Mississippi von einem schwarzen Gouverneur regiert; denn zahlenmäßig übertreffen die Schwarzen dort die Weißen.

Nun kann man freilich Sklaverei, und zwar in jeder Form, als das größte moralische Unrecht ansehen — und die meisten von uns tun das ja auch —, allein in diesem Falle muß man sich auch darein fügen, einen Schwarzen gegebenenfalls als seinen Herrn über sich zu sehen. Überhaupt sind sich ja die wenigsten Europäer bewußt, was der definitive Sturz der weißen Oberherrschaft für sie bedeuten kann.

Andererseits sind sich ja auch die wenigsten Europäer klar, daß jede Sklaverei für den Herrn nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht bedeutet, und zwar die, für den Sklaven im Falle von Krankheit, Alter und Not zu sorgen. Diese Pflicht, die doch eigentlich die allernatürlichste und selbstverständlichste ist, hat sich der Arbeitsherr des kapitalistischen Systems, der sich mit einem grotesken Wort Arbeit„geber" nennt, in genialer Weise zu entziehen verstanden. Wenn in unserer Epoche die Sklaverei abgeschafft wurde, so ja nicht aus humanitären Gründen, sondern weil das andere System der Ausnützung ohne Versorgungspflicht für den Arbeitsherrn das rentablere ist.

Amerika führt besonders gern große Worte im Munde, und hier pflegt man sich am pathetischsten über das menschenunwürdige Unrecht zu entrüsten, einem Menschen die persönliche Freiheit zu rauben. Dabei ist es im Lande der Freiheit um die Freiheit des amerikanischen Arbeitnehmers windig bestellt, und die zehn Millionen Arbeitslose, die es noch immer gibt, wären froh, sie könnten ihre „Freiheit" verkaufen, wenn sie nur einen Abnehmer dafür hätten.

Das Wirtschaftssystem der Sklaverei hat das eine für sich, daß der Sklave einen Wert darstellt, den der Eigentümer natürlich zu erhalten sucht. Infolgedessen wurden Sklaven nie so rücksichtslos ausgenützt wie freie Arbeiter, besonders wenn Sklaven teuer sind und freie Arbeiter in beliebiger Zahl zur Verfügung.

In den Südstaaten repräsentierte ein Sklave, der ein Handwerk verstand, einen Wert von 2000 Dollar, und selbst ein einfacher Plantagenarbeiter war 800 bis 1000 Dollar wert. Ein solches Kapital setzte man nicht leichtsinnig aufs Spiel. Und so war es nur natürlich, daß besonders gefährliche und ungesunde Arbeiten in den Südstaaten, wie etwa das Graben von Kanälen in den Fiebersümpfen, nicht von Sklaven ausgeführt wurden, sondern von den sogenannten „armen Weißen", die es auch in Sklavenstaaten von je gegeben hat. Heute ist das anders. Heute wird

überall in Amerika die härteste, heißeste und schmutzigste und unangenehmste Arbeit von Farbigen verrichtet; denn der arme Schwarze ist noch ärmer daran als der arme Weiße. Und wenn die farbigen Landarbeiter — zum Teil sind es auch weiße — durch das System der „Peonage" und Schuldknechtschaft praktisch wie Sklaven gehalten werden, so hat dieses System für sie den Nachteil, daß ihr Herr sie jederzeit hinausschmeißen kann und vor allem im Krankheits- und Altersfall nicht für sie zu sorgen braucht. Auf den Sklavenplantagen konnte sich kein Herr dieser Verpflichtung entziehen. Die Sklavenhalter waren Aristokraten, und das „Noblesse oblige" galt durchaus im Süden!

Die südstaatlichen Pflanzer müssen es immerhin einigermaßen verstanden haben, die Sklaven richtig zu behandeln; denn sie konnten den vierjährigen Verzweiflungskampf gegen die weit überlegenen Nordstaaten durchhalten, ohne daß ein ernsthafter Aufruhr der Sklaven sie bedrohte, denen das Emanzipationsedikt Lincolns doch bereits die Freiheit gegeben hatte.

Damit kann man auch einen erheblichen Teil der Berichte von der grausamen Behandlung der Sklaven in das Reich der Fabel weisen, beziehungsweise der Phantasie von Onkel Toms Hütte. Natürlich wurden Sklaven geschlagen, wenn sie faul und ungehorsam waren. Allein die Prügelstrafe war in Afrika von je üblich, und kein Neger findet etwas Entehrendes an ihr, wenigstens nicht, wenn er nicht in europäischen Anschauungen erzogen ist. Im Gegenteil, ich habe in unserer früheren ostafrikanischen Kolonie die Schwarzen allerorten darüber klagen hören, daß die Engländer an Stelle der unter der deutschen Herrschaft üblichen körperlichen Züchtigung Geldstrafen eingeführt haben. Und sie sehen darin lediglich einen gerissenen Trick der Engländer, ihnen ihre auf Minen und Pflanzungen hart erarbeiteten Ersparnisse wieder abzunehmen.

Eine bedenkliche Seite der Sklaverei ist natürlich das Ausgeliefertsein des Sklaven an seinen Herrn, und so kamen selbstverständlich auch Grausamkeiten und Folterungen vor. Aber diese Fälle waren doch verhältnismäßig selten, einmal, weil das Eigentumsinteresse des Herrn am Sklaven verhinderte, daß dieser verstümmelt oder gefährlich verletzt wurde, zum andern, weil Gesetz wie öffentliche Meinung es verwehrte.

Auf der anderen Seite sind in unserem erleuchteten und aufgeklärten Zeitalter allein in den allerletzten Jahren, d. h. von 1885 bis heute, an die dreitausend Neger gelyncht worden. Vieler dieser Lynchungen vollzogen sich unter so bestialischen Folterungen, wie sie auch in den bösesten Sklavenzeiten nicht schlimmer gewesen sein können. So hat man Neger nicht nur lebendig verbrannt, sondern vorher mit glühenden Eisen gefoltert und sie buchstäblich Zoll für Zoll bei lebendigem Leibe langsam zu Tode geröstet. Es gibt authentische Berichte und Photographien davon, die man nicht ohne tiefste Empörung lesen und ansehen kann.

Wenn ich hier so ausführlich auf das Problem der Sklaverei eingehe, so, weil

die Wirtschaftsrevolution, in der wir uns befinden, zusammen mit dem „Wettlauf der Kontinente" um die Vorherrschaft, der gerade einsetzt, beinahe zwangsläufig die Wiedereinführung der Sklaverei für Afrika fordert.

Unter Sklaverei meine ich in diesem Falle natürlich nicht die grausame Form der Sklavenjagd und des Sklavenhandels, sondern die milde der Haussklaverei oder der Hörigkeit, wie sie praktisch in weiten Teilen Südamerikas heute noch besteht und mehr oder weniger auch in den Südstaaten der amerikanischen Union.

In einer Zeit, die die freie Individualwirtschaft prinzipiell beseitigt, die die Bauern wieder seßhaft macht und an die Scholle fesselt, sei es in Form des deutschen Erbhofgesetzes oder der russischen Kollektivwirtschaft, in einer Zeit, die die grundsätzliche Versorgungspflicht der Gemeinschaft aufstellt, kann die freie kapitalistische Wirtschaft in den Kolonien natürlich nicht andauern.

Das bedeutet, daß die afrikanische Stammesverfassung, die ja gebundene Wirtschaft ist, nach Möglichkeit erhalten, beziehungsweise, wo sie zerstört wurde, wiederhergestellt wird. Um aber für die weißen Plantagen und Industriebetriebe die nötigen Arbeitskräfte zu sichern, ohne die Neger zu zivilisieren und in der Folge zu proletarisieren, muß eine Art Arbeitspflicht eingeführt werden.

Es ist selbstverständlich, daß sich derartige Arbeitsverhältnisse nur unter der Voraussetzung stabilisieren lassen, daß die Oberhoheit der Weißen nicht weiter angetastet wird. Es ist deshalb klar, daß eine panafrikanische Bewegung, die von den Negern der Vereinigten Staaten gestartet wird, den europäischen Interessen stark zuwiderläuft. Deshalb ist Europa daran interessiert, daß die Schwarzen Amerikas sich als „Weiße" und als Amerikaner fühlen und sich nicht um Afrika kümmern.

Bis heute ist das der Fall. Die Garveysche Panafrikabewegung ist bis heute einflußlos. Desgleichen ist die panafrikanische Propaganda der Äthiopischen Methodistenkirche bisher ohne nennenswerte Wirkung geblieben. Ganz abgesehen davon ist zum mindesten die südafrikanische Union überaus vorsichtig in der Gewährung von Einreiseerlaubnissen für amerikanische Farbige.

Aber die Verhältnisse mögen sich ändern, und es ist immer schwer, eine starke Idee auszuschließen. Es liegt daher im stärksten Interesse Europas, daß afrikanische und amerikanische Neger so streng geschieden und ohne Verbindung miteinander bleiben wie bisher. Die von mancher Seite propagierte Lösung der amerikanischen Farbenfrage, daß die Neger nach Afrika zurückkehren, wäre für Europa die schlimmste. Übrigens für Afrika auch; denn dieser bisher ruhige Kontinent erhielte dadurch — so grotesk es auch klingen mag — ein unassimilierbares revolutionäres Element.

Drei Jahrhunderte Amerika, ohne jede Verbindung mit dem Ursprungskontinent, haben die Neger in den Staaten zu Amerikanern gemacht. Und sie haben ihrerseits die Vereinigten Staaten mitgeschaffen. Diese sind das Werk dreier Kontinente: Amerikas, das den Boden hergab; Europas, das Phantasie, Wille und Führung lie-

ferte, und Afrikas, das die schwere Arbeit übernahm. Das gilt zum mindesten für den ganzen Süden der Staaten.

Der schwarze Amerikaner hat sich bemüht, „weiß" zu denken, ja, soviel an ihm liegt, auch weiß zu werden. Es gibt kein Negermädchen, das es sich halbwegs leisten kann, das sich nicht die Haare entkräuseln läßt. Es ist der höchste Ehrgeiz in der Negergesellschaft, möglichst licht zu heiraten. Alles, was dem Farbigen hier begegnet, denkt er doppelt durch, als Schwarzer und als Amerikaner. Er überlegt sich, wie es auf den weißen Amerikaner wirken würde, und handelt dementsprechend. Diese Tendenz geht auf die Anfänge der Sklaverei zurück. Schon die Sklaven kannten keinen höheren Ehrgeiz, als die Weißen zu imitieren. Und der höchste Ehrgeiz jedes Farbigen in den Staaten ist „to pass", das heißt, als weiß zu gelten und unbemerkt in das weiße Lager hinüber zu passieren. Es ist bezeichnend, daß ein solches Überlaufen nicht als Rasseverrat angesehen wird und seine Feinde den Überläufer nicht denunzieren.

Ein solches „Weißwerden" des amerikanischen Negers wäre vom Standpunkt der Aufrechterhaltung der europäischen Herrschaft in Afrika das beste. Es gibt auch eine ganze Anzahl Amerikaner, die das allmähliche Aufgehen der Farbigen in der sich bildenden gesamtamerikanischen Rasse nicht nur für unvermeidlich, sondern auch für das günstigste halten. Damit würde Nordamerika lediglich dem Beispiel Mittel- und Südamerikas folgen, in dem es bekanntlich keinerlei Farbenschranke gibt und ein Vollblutneger Minister werden kann.

Derartige Meinungen sind allerdings bisher vereinzelt, und die wenigen, die sich zu ihr bekennen, ziehen im allgemeinen keine praktischen Konsequenzen daraus. Immerhin ist kein Zweifel daran, daß die Farbenschranke langsam abbröckelt. In Chikago kann sich ein Schwarzer bereits mit einer weißen Frau auf der Straße zeigen, ohne daß dies einen Auflauf erregt, ja, ohne daß sich jemand nach dem Paar umsieht. Und bei aller Rassenscheidung und bei allem Rassenvorurteil ist es unleugbar, daß die beiden Rassen erotisch eine starke Anziehung aufeinander ausüben. So ist es möglich, daß mit dem Aufstieg der Farbigen auf der ökonomischen Leiter Ehen zwischen Schwarz und Weiß häufiger werden.

Die Unlösbarkeit und die Gefährlichkeit der amerikanischen Negerfrage liegt vor allem darin, daß die Amerikaner sich nicht darüber einig werden können, welche Haltung sie ihren dunklen Mitbürgern gegenüber einnehmen sollen. Nicht nur, daß Süd und Nord voneinander abweichen, auch in den gleichen Gebieten hat die Stellung gegenüber den Farbigen dauernd gewechselt.

Man möchte annehmen, daß im Verlauf der Jahrhunderte, je mehr die Zeit der Sklaverei in die Vergangenheit zurücksinkt, die Scheidung zwischen Schwarz und Weiß dauernd geringer wird. Allein das ist durchaus nicht der Fall. Es besteht gar kein Zweifel, daß zur Zeit der Sklaverei das Verhältnis zwischen den beiden Rassen ein menschlich besseres und vertrauteres war als heute. Die weißen

Herren lebten mit ihren schwarzen Sklaven in einer Wirtschafts-, teilweise sogar in einer Hausgemeinschaft. Der schwarze Sklavenhandwerker war wirtschaftlich besser dran als der freie schwarze Arbeiter heute, der wegen seiner Hautfarbe keine höher bezahlte Arbeit erhalten kann, außer etwa in Zeiten ausgesprochenen Arbeitermangels. All die strengen Farbenschranken mit ihrem den Farbigen entehrenden Charakter sind erst eine Errungenschaft der Zeit nach dem Sezessionskrieg. Alle Gesetze im Süden, die die Schwarzen in bestimmte minderwertigere Züge, Wagen, Toiletten und Restaurants verweisen, sind erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erlassen worden, manche sogar erst in unseren Tagen, so zum Beispiel das im Jahre 1926 in Virginia erlassene Gesetz, daß Schwarze nicht mit Weißen auf dem gleichen Flur sitzen dürfen. Nach dem Bürgerkrieg saßen im Kongreß an die zwei Dutzend farbige Abgeordnete, heute ein einziger. Das Parlament von South Carolina verfügte im Jahre 1868 über eine schwarze Majorität — heute eine undenkbare Vorstellung. Vor und während des Bürgerkrieges führten die Sklaven die Bücher ihrer Herren und leiteten ihre Plantagen. Während der Sklavenzeit konnte im Sklavenstaate North Carolina ein Neger, der die Universität von Princeton absolviert hatte, eine Privatschule leiten, in die weiße Kinder gingen, sogar die beiden Söhne des obersten Richters. Heute protestieren mitunter im amerikanischen Norden, der für die Befreiung der Neger focht, weiße Eltern, wenn ihre Kinder unter einem weißen Lehrer mit farbigen in die gleiche Volksschule gehen. Die farbigen Studenten an der Chikagoer Universität finden in keiner Studentenverbindung Aufnahme.

So ist die Unsicherheit, ja Ungesetzlichkeit, unter der ein amerikanischer Neger lebt, das schlimmste und gefährlichste. Ein Farbiger mag ein restlos gebildeter Mann sein, ein angesehener Arzt oder Anwalt, er mag sogar weiße Freunde haben, mit denen er gleichberechtigt verkehrt. Und doch mag es ihm passieren, daß er durch die geringste Unvorsichtigkeit in schwerste Bedrohung von Leib und Leben gerät, und er muß unter Umständen die schlimmsten Demütigungen einstecken, da er andernfalls nicht nur sich in Gefahr bringt, sondern auch seine Angehörigen, ja seine ganze Rasse.

Der groteskeste Fall ist einem wohlhabenden und gebildeten Neger aus dem Norden auf einer Reise durch den Süden passiert. Er verlangte in einem Laden Prinz-Albert-Tabak, worauf der Verkäufer ihn anfuhr: „Was willst du, Nigger, kannst du nicht lesen!" Worauf dem fremden Neger, wollte er nicht schwere Unannehmlichkeiten riskieren, nichts anderes übrigblieb, als demütig zu sagen: „Ich möchte Mister-Prinz-Albert-Tabak"; denn ein geheiligtes Tabu gebietet, daß kein Farbiger den Namen eines Weißen ausspricht, ohne Mr. davorzusetzen, während dem Farbigen die Bezeichnung Mr., Mrs. oder Miß vor seinem Namen grundsätzlich verweigert wird, ein Brauch, der allerdings langsam erschüttert wird.

Allein woher soll ein Farbiger wissen, ob, wann, wie und wo er die Gefühle

eines Weißen verletzt. Nach dem Kriege sind schwarzen Offizieren, die sich in Frankreich ausgezeichnet hatten, Uniform und Dekorationen durch den Mob vom Leibe gerissen worden, und zwar nicht nur im Süden, sondern sogar im Norden, aus keinem anderen Grunde, als weil es dem weißen Gefühl widersprach, einen Schwarzen in Offiziersuniform zu sehen.

Die Interessen Amerikas wie die der übrigen weißen Welt erfordern dringend, daß sich die Vereinigten Staaten endlich zu einer einheitlichen Haltung und Politik den Farbigen gegenüber entschließen und sie konsequent durchführen. Ganz einerlei, welche Haltung sie einnehmen, ob Rassenmischung oder Rassentrennung, Einführung eines Kastensystems oder Überlassung von ein oder zwei Staaten der Union an die Schwarzen, in denen sie sich zu eigenen Staaten zusammenschließen mögen, jede Lösung wäre besser als die heutige Situation, die keine Lösung ist und niemals eine sein wird.

Aber es wird nicht dazu kommen. Die Vereinigten Staaten sind viel zu zerrissen und viel zu uneinheitlich, als daß ein geschlossener nationaler Wille sich zu bilden vermöchte, auch nur die brennendsten und schwierigsten Probleme zu lösen. Und so wird in der anhebenden Wende, die Amerika heute durchmacht, in dieser Krise, die die Wurzel seines Wesens und seiner Existenz bedroht, auch die Negerfrage bald so, bald so behandelt werden, bald wird man den Schwarzen Möglichkeiten gewähren, bald sie ihnen wieder nehmen, bis vielleicht in all der Unrast, Unruhe und Gefahr ein nationaler Dichter ersteht, der mit all den anderen schwierigen Fragen des amerikanischen Lebens und der amerikanischen Wirtschaft auch diese unlösbar scheinende einer Lösung zuführt.

JOSEPH MÄRZ:
Das Verkehrsproblem Südosteuropas

Jede Betrachtung der südosteuropäischen Verhältnisse und des Donauraumes kann, ganz unabhängig von ihrem jeweiligen Ausgangspunkt und ihrer besonderen Zielsetzung, nicht an dem Zustand des Verkehrswesens vorübergehen. Südosteuropa besitzt noch kein organisch gewachsenes Verkehrsnetz. Die Gründe dafür sind nicht schwer zu finden. Die Staaten des Südostens haben keine gleichlaufende geschichtliche Entwicklung gehabt, die Staatskerne, das ältere Serbien, Griechenland, Bulgarien, Rumänien, lagen nicht nebeneinander (auch zwischen Rumänien und Bulgarien wirkte die Donau trennend), sondern sozusagen eingebettet in türkischen Besitz, die Ereignisse nach 1918 haben Umstellungen nötig gemacht, deren Wirkungen noch nicht abgeschlossen sind, zudem ist die Finanzlage dieser Agrarstaaten ein Hindernis, ganz nach eigenem Wunsch die Einflüsse fremder Wirtschaftsziele und militärischer Wünsche auszugleichen, wie sie in vergangenen Jahrzehnten die Anlage mancher Hauptbahnstrecke mitbedingt haben.

Ausreichend verbunden sind die südosteuropäischen Staaten nur nach Mitteleuropa hin. So besitzt Jugoslawien fünf Übergänge nach Österreich, bei Aßling—Rosenbach, Bleiburg, Drauburg, Marburg—Spielfeld-Straß—Radkersburg, nach Ungarn nicht weniger als 16. Allerdings ist noch nicht über alle Stellen der Bahnverkehr wieder aufgenommen, so daß die Züge beiderseits an der Grenze endigen; die wichtigsten Übergänge sind der bei Koritiba, bei Subotica (Jugosl.) — Kelebia (ung.) Szegedin hin. Die Friedensverträge haben wichtige Knotenpunkte wie Marburg, Koprivnica, Sombor, Subotica (Maria-Theresiopel), den neuen Staaten zugewiesen, so auch nach Rumänien hin, an das u. a. Arad und Großwardein fielen. Immerhin sind die Grenzzerreißungsschäden bei weitem nicht so groß wie an der deutschen Ostgrenze mit ihren 19 Bahnstümpfen; auch die notwendig werdenden ersetzenden Verbindungsstrecken längs der neuen Grenzen halten sich in kleineren Maßstäben. Nach anderen Seiten hin ist allerdings die Absonderung deutlicher festzustellen: so ist Jugoslawien mit Italien nur verbunden über Suschak—Fiume, über Rakek—Adelsberg und von Aßling aus über Feistritz sowie auch über Tarvis (der wirtschaftliche Austausch zwischen den Unterzeichnern der römischen Protokolle ist auf die beiden einzigen im Gebirge laufenden Bahnen Brenner und Pustertal einerseits, Tarvis—Villach andererseits angewiesen, wenn er nicht die Durchfuhr durch den Nordwestzipfel Südslawiens benützen will). Recht lose ist aber auf der Ostseite Südosteuropas die Verbindung Rumänien—Tschechoslowakei, die nur bei Satmar befriedigen kann, und die Rumänien—Polen durch zwei von Cernowitz ausgehende Strecken, von denen die eine durch das ukrainische Ostgalizien über Stanislau nach Lemberg führt, während der durchgehende Verkehr Rumänien—Sowjetrußland überhaupt jetzt erst als Folge der diplomatischen Anerkennungsverträge wieder aufgenommen werden soll, wozu zunächst die Wiederherstellung der Dnjestrbrücken erforderlich ist.

Auch für eine andere Erscheinung liegen die Gründe offen: für die mangelhafte Verbindung der südosteuropäischen Staaten untereinander. Die Natur legt durch Gebirge und Flüsse Scheidewände ein. Zwischen Jugoslawien und Albanien wie zwischen Griechenland und Albanien gibt es nur ganz wenige Straßenverbindungen, die Zustände ähneln eher einer künstlichen Grenzöde zur beiderseitigen Sicherung. Griechenland und Jugoslawien sind nur durch die Bahn Skoplje—Saloniki verknüpft, außerdem, aber in Abhängigkeit von dieser Hauptstrecke, durch den Bogen über Florina—Bitolj—Veles. Von Jugoslawien nach Bulgarien führt nur die Bahn Nisch—Zaribrod—Dragoman—Sofia, von Bulgarien nach Griechenland nur eine Nebenbahn ganz im Westen und die Hauptstrecke nach Adrianopel ganz im Osten des Landes, die auch die einzige Verbindung zur Europäischen Türkei herstellt, während nach Rumänien Strecken nach Silistria und Cernavoda—Konstanza

übertreten, die untere Donau als Grenzfluß aber mehr trennt als verbindet. Die verhältnismäßig dichte Verbindung Jugoslawien—Rumänien aber (5 Übergangsstellen, hauptsächlich über Veliki Kikinda und Werschetz) krankte bisher daran, daß sie nur an den dünnen Fäden der Savebrücke zwischen Belgrad und Zemun (Semlin) und der Theißbrücke bei Zenta mit dem inneren Jugoslawien zusammenhing. Erst der Brückenbau zwischen Belgrad und Pantschevo, der von einer deutschen Firma ausgeführt wird, gibt die Möglichkeit, das Banat organisch mit dem übrigen Staat zu verknüpfen und große Umwege abzukürzen. Der Brückenbau bei Belgrad ist ein wichtiger Abschnitt in den Beziehungen der südosteuropäischen Staaten untereinander. Wirklich bedeutungsvoll kann er aber erst werden, wenn auch die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen diesen Staaten enger werden. Denn diese sind bisher sehr lose gewesen und haben jeweils nur wenige Hundertteile des Außenhandels betragen, während jeder dieser Staaten mit anderen, nicht unmittelbar benachbarten Ländern viel größeren Austauschverkehr hatte. Agrarstaaten, die fast die gleichen Erzeugnisse auf den Markt bringen, haben eben wenig untereinander auszutauschen.

Das Bahnnetz der südosteuropäischen Staaten bietet ein so mannigfaltiges Bild, daß ein gemeinsamer Nenner nicht zu finden und ein Vergleich kaum möglich ist. Die natürlichen Vorbedingungen sind verschieden, der Entwicklungszustand ist verschieden, auch innerhalb der einzelnen Staaten selbst, die Hauptstadtlage gestattet keine Parallelen. Von vollkommener Unfertigkeit (Albanien) bis zur weitgehenden Erfüllung aller berechtigten Ansprüche ist jeder Zwischenzustand zu finden.

So ist Griechenlands heutiges Verkehrsnetz an den zwei großen Handelsplätzen und Haupthäfen seiner Ostküste, Athen—Piräus und Saloniki, aufgehängt, während der Westen vernachlässigt erscheint. Allerdings ist der Osten des Staates durchgängig, während der Westen eher verkehrsfeindlich genannt werden muß und seine Täler von den Wegen und Siedelungen gemieden werden. So spielt denn der Saumverkehr zwischen den Ortschaften, bei dem es an einer beherrschenden Note fehlt, noch eine große Rolle, und als Verkehrsmittel an der ganzen Küste ist das Schiff bis herunter zum kleinsten Boot ausschlaggebend. Nirgendwo ist die absolute Zahl wie auch der Anteil an kleinen und kleinsten seegehenden Fahrzeugen so groß wie in den inselreichen Ländern Griechenland und Dalmatien (die nur noch übertroffen werden von Japan und Norwegen). In diesem Sinn ist auch der schmale Kanal von Korinth als Verbindung auf der inneren Linie, die den Schwerpunkt des Staates mit dem ausgesetzt liegenden und schlecht über Land zu erreichenden Westteil verknüpft, ziemlich wichtig. Im ganzen Westen besteht nur die kurze Eisenbahnstrecke zwischen Agrinion und dem Golf von Patras, während die Ostwestbahn noch auf sich warten läßt, die Preveza am Golf von Arta über Janina, den Pindos nördlich umgehend, mit Kalabaka in

Thessalien, dem Endpunkt der einzigen landeinwärts führenden Stichbahn, verbinden soll. Die Becken Thessaliens werden dagegen von einer durchgehenden Linie, die sie mit dem großen europäischen Netz verbindet, durchlaufen, der Strecke Saloniki—Athen über Larissa und Theben, die Stichbahnen nach den Häfen Volo, nach Trikkala—Kalabaka, nach Chalkis und an die Südspitze von Attika entsendet. In Piräus schließt dann die schmalspurige Peloponnes-Bahn an, die eine bei Korinth in sich zurücklaufende Schleife bildet und, in Meeresnähe den ganzen Nordwesten der Halbinsel umrandend, besonders Patras einbeziehend, im Süden einen Zweig nach dem regsamen Hafen Kalamata schickt, dann das Innere über Tripolis und Argos quert und Nauplia durch eine kurze Strecke (11 km) noch heranholt. Der Wert dieser unter beachtenswerten technischen Leistungen gebauten Halbinselbahn ist beschränkt. Massengüter, große Truppentransporte und jeder nicht rein örtliche Verkehr werden den Seeweg vorziehen; die Fahrzeit beträgt, die Abzweigungen ungerechnet, auf der Strecke Korinth—Korinth (rund 500 km) über 20 Stunden. Um so wichtiger ist die große Verkehrsader im Norden des Staates, die Saloniki, mit einer Ausbuchtung bis fast an die jugoslawische Grenze, über Seres und Drama mit der Maritza-Mündung verbindet und dann flußaufwärts den Anschluß an die große Querstrecke nach Konstantinopel herstellt. In einiger Entfernung von der Küste verlaufend, ist sie geradezu der Typ einer militärisch wie wirtschaftlich gleich wichtigen Verschiebebahn.

Bulgariens Verkehrsnetz ist, durch die Bodengestaltung bedingt, einfach und übersichtlich. Von der Hauptstadt Sofia aus führt der Hauptstrang der Orientbahn über Philippopel nach Adrianopel und Konstantinopel; für Schnellzugsverkehr ist auch die Abzweigung von Philippopel nach dem Hafen Burgas eingerichtet; zwischen beiden Strecken besteht eine Querverbindung über Nova Zagora. Die Nordstrecke (ebenfalls für Schnellzüge) verbindet Sofia, im Iskertal den Balkan durchschneidend, über Plewna und Schumla mit dem anderen Schwarzmeerhafen Warna; diese zweite Hauptstrecke, die mit der ersten über Tirnowo und Stara Zagora verbunden ist, sendet mehrere Stichbahnen zu den Donauhäfen aus, nach Widin, Nikopoli, Schistowa und Rustschuk, das auch eine andere Verbindung, die älteste Bahn des Landes, mit Warna besitzt. Keine dieser Zweigbahnen überschreitet aber die Donau nach Rumänien hin. In den bei Bulgarien verbliebenen Teil von Mazedonien stößt ein Zweig vor, der, von Sofia ausgehend, einesteils in Küstendil, eigentlich in Djujeschevo, nächst der jugoslawischen Grenze endigt, andernteils (Trennung in Radomir) das Strumatal abwärts bis zur griechischen Ostbahn läuft. Obwohl dieser Verlauf schon von der Natur vorgezeichnet ist, wohnt der letztgenannten Strecke doch eine beachtenswerte militärische Bedeutung inne.

Die europäische Türkei wird von der Durchgangsbahn Adrianopel—Konstantinopel in zwei annähernd symmetrische Hälften zerschnitten, die aber erst eine geraume Strecke nach Adrianopel von griechischem auf türkisches

Gebiet übertritt und die Abzweigung nach dem Hafen Dedeagatsch (eigentlich: Alexandrupolis) noch bei Griechenland beläßt. (Nach den Verträgen hat Bulgarien Anspruch auf freie Durchfuhr nach und eine Freizone in diesem Hafen.) Es muß auffallen, daß außer der Stichbahn nach Kirk-Kilisse keine andere Bahn in diesem Südostzipfel der Halbinsel gebaut worden ist, denn die Erfahrungen der Kriege seit 1912 würden nahelegen, auch wenn die Meerengen noch entmilitarisiert bleiben, zum Schutze von Gallipoli und zur Abriegelung des damaligen Angriffsgebietes mindestens den einen (südlichen) Flügel einer Querverbindung Schwarzes Meer—Ägäis zu bauen, was der Vertrag von Lausanne nicht verbieten würde.

Albanien ist ein Sonderfall. Der Bahnbau zwischen der Hauptstadt Tirana und der nahen Hafenstadt Durazzo, die mit großen Kosten ausgebaut wird und für Schiffe bis zu 9 m Tiefgang zugänglich gemacht werden soll, hat endlos lange gedauert. Aber schon seit mehreren Jahren durchziehen gute Straßen das ganze Land, die, mit fester Decke und mit Brücken und Übergängen aus Beton, hohen Anforderungen entsprechen können und die schlechten alten Wege ersetzt haben. Sie verbinden die wichtigsten Orte des Landes und führen, was bei der schmalen langgestreckten Gestalt des Staates nicht besonders auffallen kann, bis an die Landesgrenzen, ohne daß jenseits dieser die Anschlußstrecken überall von gleicher Beschaffenheit sind. Die zu günstigen Bedingungen gegebenen Auslandsanleihen haben diese Erschließung des Landes ermöglicht, die durch Flugverbindung zwischen den Hauptorten und mit Brindisi ergänzt wird.

Rumäniens Verkehrsnetz entspricht rein theoretisch, ebenso wie die fast kreisrunde Gestalt des Staates, den Anforderungen vom wirtschaftlichen und militärischen Gesichtspunkt aus. In Wirklichkeit freilich ist der Karpathenbogen mit seiner verhältnismäßig kleinen Zahl von guten Durchlässen ein nicht zu unterschätzendes Trennungsmoment. Es fällt ins Auge, wie sehr die heutigen Eisenbahnen und die Hauptstraßen in ihrem Zuge mit den aus dem Mittelalter überlieferten älteren Handelswegen übereinstimmen, was darauf schließen läßt, daß die Auslesebedingungen die gleichen geblieben sind und auch die Verkehrstendenzen sich nicht geändert haben. Die Anlage der Eisenbahnen kann, obwohl ihr kein einheitlicher Plan zugrunde lag, sondern zwei Staaten unabhängig voneinander handelten, als zweckmäßig bezeichnet werden, für bestimmte Aufgaben ist sie fast ideal. So verläuft in nicht zu großer Entfernung von der Staatsgrenze ein Ring, der, von Bukarest ausgehend, über Craiova—Turnu Severin am Eisernen Tor—Temeschburg—Arad, dann wieder von Großwardein bis Satmar und in der Bukowina von Cernowitz über Sutschava—Bazau—Focsani—Ploesti, dem Sereth und dem äußeren Karpathenrand entlang geht, aber nach der Außenseite hin noch eine Verstärkung in einer zweiten Strecke Craiova—Bukarest—Jassy—Balti—Okniza erhält, deren Nordhälfte bereits seit längerer Zeit besteht. Im Kerngebiet des Königreiches läuft ferner ein Innenring von Kronstadt über Fogarasch—Her-

mannstadt—Mühlbach—Karlsburg—Dreikirchen—Straßburg—Sächsisch-Regen ins Alt-Tal und hier nach Kronstadt zurück. Radiale Strecken streichen von innen zu den Staatsgrenzen, aus Siebenbürgen an Temesch, Marosch, Körösch entlang, über Vulkanpaß—Schiulauf—Craiova nach Kalafat an der Donau gegenüber Widin, über Rotenturmpaß—Altlauf—Corabia an der Donau, die von Zweigstrecken mit anderem Ausgangspunkt auch bei Turnu-Magurele und bei Giurgiu erreicht wird; von Kronstadt aus gehen zwei Linien nach Südosten, eine über den Predeal, eine über den Bodzapaß, nach Osten werden die Karpathen durchschnitten von der Bahn durch das Trotustal und weiter nördlich noch von der Strecke Sucava—Dorna Vatra—Kimpolung—Bistritz. Nicht weniger als zwölf Bahnen münden an die Donau aus, deren große Häfen Galatz und Braila sowohl mit der Walachei als mit der Moldau gute Verbindung haben, Jassy ist über den Pruth hinweg mit Kischinew und der Grenzstadt Tighina (Bender) am Dnjestr verknüpft, weiter südlich ist die andere bessarabische Grenzstadt Cetatea-Alba (Akkerman) mit den rumänischen Hauptstrecken verbunden, während über die unterste Donau hinweg eine Querbahn Galatz—Tighina besteht und die Dobrudscha der Länge nach aufgeschnitten wird von einer Linie, die ab Tulcea nach dem bulgarischen Warna ausläuft und gekreuzt wird von der international bekannten Bahn Bukarest—Konstanza mit der großartigen Donaubrücke bei Cernavoda. Die Verkehrsaufgaben, die Rumänien stellt, können zweifellos bewältigt werden, zumal die da und dort bestehenden Bahnlücken leicht auszufüllen sind.

Jugoslawien ist in verkehrsgeographischer Beziehung ein in Europa vollkommen einmalig vorkommender Fall. Es hat sich mit der ganzen Problematik auseinanderzusetzen, die der Zerfall der Donaumonarchie mit sich brachte, die hier aber noch verschärft wurde durch die innere Gegnerschaft der zwei Reichshälften und ihre Sonderpolitik, während außerdem von den zwei slawischen Staaten, die den Kern des neuen Gebildes abgaben, nur der eine ein eigenes Bahnnetz besaß. Es kostet heute viel Arbeit und Geld, das Verkehrsnetz des Staates nach seiner Hauptstadt hinzulenken, denn es reicht nicht aus, daß sie, an der Donauübergangsstelle der Orientbahn Budapest—Nisch—Sofia—Konstantinopel gelegen, die aus Mitteleuropa über die Ostalpen kommende große Strecke neben der Save, und dadurch auch die im Drautal verlaufende, aufnimmt. Wichtige Strecken fehlen vielmehr noch. Große Teile des Staates sind, wenn sie auch durch gute Straßen heute erschlossen sind, noch eine „Eisenbahnwüste", denen ein verhältnismäßig dichtes Netz örtlich bedeutsamer Strecken nur in Slowenien, in Slawonien und in der Wojwodina (Banat und Batschka) gegenübersteht, die gleichzeitig die wirtschaftlich am besten durchorganisierten Landesteile sind. Aber die Wirkungen der alten Rivalität, die Österreich dazu veranlaßte, den Hafen von Triest, Ungarn, den von Fiume zu fördern, die beiden Häfen lediglich nach Wien bzw. Budapest auszurichten, und beide bewog, auf Serbien keine Rück-

sicht zu nehmen und die südslawischen Gebietsteile Österreichs wie Ungarns verkehrspolitisch zu vernachlässigen, können erst nach und nach beseitigt werden. Laibach, das mit der 45 km entfernten Adria nur auf dem 8stündigen Umweg über Agram verbunden ist, hat jetzt endlich erreicht, daß die Linie nach Gottschee bis an die Strecke Agram—Suschak verlängert wird, was eine wesentliche Verkehrsverlagerung mit sich bringen wird. Agram, und mit ihm der ganze Westen des Staates, ist erst seit 1924 durch eine kurz vor dem Weltkrieg endlich begonnene Vollbahn mit dem größten Adriahafen Südslawiens, Split, verbunden; noch fehlt aber die bereits in Aussicht genommene zweite Verbindung mit der Stammstrecke Agram—Belgrad, jene durch das Unatal, von der nur die Nordhälfte Sunja—Bihatsch besteht. [Eine Autobuslinie verbindet seit 1934 Split über Sinj und Banjaluka mit der Westostbahn (über 300 km in 16 Stunden).] Von hier bis in den Osten des Staates erstreckt sich ein lediglich mit Schmalspurbahnen versorgtes Gebiet, Bosnien mit der Hercegovina und dem ehemaligen Montenegro und Sandschak. Diese Bahnen sind in manchen Teilen bewunderungswürdige Leistungen der Technik (die Bautätigkeit der Firma Steinbeis in Bosnien sollte nicht vergessen werden!), reichen aber, zumal sie große Umwege machen müssen, nicht entfernt aus und sind sehr verwundbar. So läßt sich der Wert der 76-cm-Bahn von der Bucht von Kotor (Flottenbasis) über Mostar—Sarajevo nach Brod (halbwegs Belgrad und Agram) leicht berechnen, wenn darauf hingewiesen wird, daß für die Fahrt bis Belgrad 34 Stunden notwendig sind. Die Querverbindung Sarajevo—Stalatsch (zwischen Belgrad und Nisch) und die davon abzweigende Diagonalverbindung Sarajevo—Obrenovac—Belgrad sind jüngere, aber mit den gleichen Nachteilen behaftete Glieder dieses innerjugoslawischen Schmalspurnetzes, das von den Vollbahnstrecken sozusagen eingerahmt wird. Rascien, die Gebirgsfestung, der Kern des ältesten serbischen Staatswesens, ist erst neuerdings randlich durch die Strecke Lapovo—Kragujevac—Kraljevo—Raschka—Mitrovica—Amselfeld—Skoplje erschlossen worden, die die ältere Hauptstrecke Belgrad—Nisch—Skoplje entlastet. Diese Stammstrecke, die Orientbahn Belgrad—Skoplje—Saloniki, von der in Nisch die einzige Verbindung nach Bulgarien abzweigt, ist aber zeitlich allen Bahnbauten in Bosnien und der Hercegovina weit voraus und geht noch auf die 70er Jahre zurück, sie bildete das Rückgrat Serbiens, das damals nur aus dem Moravatal bestand, und ermöglichte nach den Balkankriegen die Verknüpfung Südserbiens (Mazedoniens) mit dem Königreich. Die Abzweigungen innerhalb Südserbiens führen — Strecke nach Schtip — in die Nähe der bulgarischen Grenze, auf die von der anderen Seite die Küstendilstrecke heraufführt — und an die albanische und griechische Grenze — die von deutschen Truppen im Weltkrieg als Feldbahn erbaute Schmalspurbahn Skoplje—Ochrid (19 Stunden Fahrzeit) und Gradsko—Prilep—Bitolj (Monastir), die zwischen Prilep und Bitolj bereits durch eine Vollbahn ersetzt ist und

bis Veles als solche weitergebaut wird, weil die südliche Fortsetzung ab Bitolj über Florina bequem nach Saloniki führt, übrigens schon aus der türkischen Zeit stammt. Diese große Durchgangslinie, die einer natürlichen Verkehrsrichtung folgt und in der jugoslawischen Freihafenzone in Saloniki ihr eigentliches Ende findet, wird nun gekreuzt von einer erst halb fertigen anderen Hauptverkehrsader: der Strecke, die Serbien mit der Adria verbinden soll. Sie wird in Prahovo, nahe der Dreiländerecke Jugoslawien—Rumänien—Bulgarien, über eine große Donaubrücke einen Teil des rumänischen Ausfuhrhandels aufzunehmen haben, der über Jugoslawien bisher allerdings nur zu 1,8 v. H. ging (wobei also daran gedacht ist, durch günstige Tarife auch Teile des bedeutend größeren rumänisch-italienischen Handels, der 8—13 v. H. beträgt, vom Donauschiffahrtsweg ablenken zu können) und über Zajecar (ein wichtiges Divisionskommando!) nach Nisch lenken; dieser Teil ist schon lange in Gebrauch, und fertig ist auch die Fortsetzung von Nisch bis Kurschumlja und Prischtina, wo die Amselfeldbahn gekreuzt wird; in Bau ist darüber hinaus die Strecke bis Petsch, während der Rest bis an die Adria im Verlauf noch nicht festgelegt ist; das gebirgige Gelände macht große Schwierigkeiten, erfordert starke Steigungen (bis 16 v. H.) und beträchtliche Umwege und Tunnelbauten, zudem wird es nicht leicht sein, die Bahn in Meeresnähe so zu führen, daß Einwirkungen eines Gegners von Albanien oder der See aus eingeschränkt bleiben. In der Bucht von Tivat, dem zweiten Becken der Buchten von Kotor, ist Platz für einen Endbahnhof; ein Bahnbau hierher war schon Wunsch des alten Paschitsch, während der Geograph Cvijitsch einen Ausgang zur See über das heutige Nordalbanien vorschlug, der einem sehr alten Handelsweg gefolgt wäre. Diese Endstrecke Prischtina—Tivat wäre etwas über 400 km lang. Bis zu ihrer Fertigstellung werden noch Jahre vergehen müssen; in der Zwischenzeit bildet die Verbesserung des Straßennetzes im ehemaligen Montenegro und seinen Nachbargegenden einen Teilersatz, der recht merkbar ist und schon 1930 einen durchgehenden Autobusdienst Podgorica—Belgrad (600 km in 1 Tag) gestattete. Der eifrig betriebene Ausbau des Straßennetzes muß die Vorarbeit auch in anderen Staatsteilen leisten, da zu viel nachzuholen ist. So gibt es von einer geplanten Ostwestbahn „Odessa—Bordeaux" erst ein 60 km langes Stück Kutschevo—Poscharevac, von einer Wirtschaftsbahn Belgrad—Adria (500 km, 8½ Stunden veranschlagte Fahrzeit) erst die Strecke Belgrad—Valjevo, deren Fortsetzung dann über Sarajevo und schräg nach Südwesten bis Split führen würde. In Südserbien ist zunächst eine Vollbahn Skoplje—Ochrid und eine Doppelverbindung der Grenzgarnison Prizren mit Tetovo und Uroschevac in Aussicht genommen. Die planmäßige Umlagerung des Verkehrs und Erschließung vernachlässigter Landesteile ist in Jugoslawien mehr als in den anderen Balkanstaaten eine Aufgabe, die alle Kräfte in Anspruch nimmt, weil der neue Staat eine schwere Erbschaft an Unterlassungssünden anzutreten hatte und die Natur am meisten Hindernisse entgegenstellt. Das

Sonderdasein Dalmatiens bis in die jüngste Zeit ist der beste Beweis dafür; Verdoppelung durchschnittlicher Anstrengungen ist nötig, um das Küstenland an seinen völkischen und wirtschaftlichen Nährboden, das Hinterland, anzuschließen.

Manche große Linie, die das Auge unwillkürlich auf der Karte sucht, fehlt noch. Vom Schwarzen Meer führt keine Bahn nach dem Ägäischen. Keine Längsbahn erschließt Westgriechenland, keine das jugoslawische Küstenland (bei diesem ist allerdings noch mehr als bei jenem die Querrichtung statt der Längsrichtung bestimmend). Die griechische Ostwestbahn ist wie die Donau-Adria-Bahn nur in der Osthälfte fertig, in der Weststrecke erst geplant, aber noch nicht einmal abgesteckt. Für die Wiedererweckung der alten Via Egnatia, für eine große Querbahn Durazzo (oder Valona)—Bitolj—Saloniki, deren Fortsetzung bis Konstantinopel ja schon besteht, haben sich manche erwärmt, ohne daß in absehbarer Zeit an die Durchführung gedacht werden könnte. Bei allen diesen Fragen ist die Praxis noch stärker als die Theorie, auch wenn hinter dieser sehr reale Ziele wirtschaftlicher oder militärischer Art stehen, und diese Praxis heißt, daß die hohen Kosten sich einstweilen nicht rechtfertigen lassen, solange der billige Seeverkehr von Ort zu Ort an der Küste, der alte Saumverkehr und neuzeitliche Kraftverkehr im Gebirge ihre Aufgaben noch erfüllen können.

FRITZ SEIDENZAHL:

Der neue Kautschukplan

Aufstieg eines Rohstoffes

Im Jahre 1932 kamen britisch-niederländische Verhandlungen über einen neuen Kautschukplan ergebnislos zum Abbruch. Im Frühjahr 1933 wurden sie wiederaufgenommen. Unter erheblicher Mitwirkung des britischen Kolonialamtes wurde im Mai 1934 ein Übereinkommen erzielt. Der neue Plan erfaßt 99% der Kautschukproduktion und ist bereits in Kraft gesetzt. Die Geschichte dieses Rohstoffes von den Zeiten des Wildkautschuks bis zum heutigen englisch-holländischen Fünfjahresplan ist ein Spiegelbild der gewaltigen Veränderungen, die sich weltwirtschaftlich und wirtschaftsgeographisch, aber auch wirtschaftspolitisch in einem dreiviertel Jahrhundert vollzogen haben.

Die brasilianischen Arbeitertrupps, die den Saft der wilden Gummibäume sammeln, mußten bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis hinauf in das Flußgebiet des oberen Amazonas. Der wachsende Verbrauch zwang zu immer extensiverer Ausbeute des Urwaldes. Brasilien beherrschte damals den Markt. Die Produktion betrug um 1850 rund 1500 long tons. Bis 1870 stieg die Produktion auf 9100 long tons, Brasilien mit 6600 tons immer noch marktbeherrschend. Die Eigentümlichkeit dieser ersten Epoche der neuzeitlichen Kautschukproduktion be-

stand darin, daß noch der primitive Zustand einer sonst untergehenden Welt gewahrt wurde. Die Produktion geschah in dem Land, das sozusagen aus dem Urzustand am ehesten dazu geeignet war. Der Gummibaum wuchs damals nur wild in tropischer Zone, Raubbau wurde getrieben, es gab kein Investionskapital, das alljährliche Ergebnis der Kautschukgewinnung unterlag starken Schwankungen, unterlag den Zufällen, die zu dieser Art der Rohstoffgewinnung gehören.

Der Kolonialimperialismus, der sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entfaltete, verwandelte die Welt, steigerte ihre materielle Ergiebigkeit, versah überseeische Gebiete mit neuen Werten. Nicht nur die Struktur des Welthandels veränderte sich, auch das geopolitische Gesicht der Erde, soweit es durch die Wirtschaftskapazität der Räume bestimmt wird. Der Kautschuk ist ein besonderes Beispiel dafür. Im Jahre 1876 veranlaßten Londoner politische und wissenschaftliche Persönlichkeiten einen englischen Pflanzer in Brasilien, Samen des brasilianischen Gummibaumes heimlich nach London zu schaffen. Die Pflänzchen, die damals aus diesen entwendeten Samen in den Botanischen Gärten von Kew bei London gezogen wurden, bildeten den Grundstock der gewaltigen Kautschukplantagen, die heute in einem Umfang von 8 Millionen Acres (3,2 Millionen Hektar) dem indonesischen Raum seine weltwirtschaftliche Bedeutung geben. Seit jenen 1500 tons ist die Weltproduktion auf bald über 1 Million tons gestiegen. Während der Anteil Brasiliens heute kaum über die Produktion von 1870 hinausreicht, also weniger als 1% beträgt, werden 99% zwischen Ceylon und den niederländisch-indischen Inseln erzeugt. Die Entwicklung von der primitiven Ausbeute im brasilianischen Urwald bis zum neuzeitlichen, aktienmäßig finanzierten Plantagenbetrieb vollzog sich anfangs in einem sehr langsamen Tempo. Das liegt zum Teil an der Natur des Objektes. Der Gummibaum braucht wenigstens vier bis fünf Jahre, ehe er zapfreif wird. Es dauerte bis in die achtziger Jahre, bis aus den in den Treibhäusern von Kew und dann in Ceylon gezogenen Pflänzchen zapfreife Heveakulturen entstanden. In der offiziellen Statistik nimmt der Plantagenkautschuk neben dem Wildkautschuk überhaupt erst 1910 einen bemerkenswerten Platz ein. Wahrscheinlich werden sich die Engländer gehütet haben, allzufrüh Brasilien und die Welt auf ihre höchst konstruktive Kolonialpolitik aufmerksam zu machen. England konnte gar kein Interesse daran haben, der Welt zu zeigen, welche Milliardenwerte in Indonesien im Entstehen waren. Wer brauchte zu wissen, daß zwischen den wenig ergiebigen Kaffeeplantagen und der grünen Wildnis der Straits Settlements die Kautschukkulturen heranwuchsen, die nach dem Kriege zeitweilig ein so bedeutender Faktor in den weltwirtschaftlichen Auseinandersetzungen sein sollten. Inzwischen hatte ein gesteigerter Bedarf an Gummiprodukten zu einem außerordentlichen Raubbau in Brasilien geführt, begünstigt durch einen heute unvorstellbaren Preis von 9 sh $6\frac{1}{2}$ d pro lb. Im Jahre 1932 betrug dagegen der Durchschnittspreis nicht mehr als $2\frac{7}{8}$ d! Der fünfunddreißigste Teil! Der nie wieder erreichte Preis mußte

in dem Maße dahinsinken, in dem der Plantagenkautschuk als Mengenerzeugnis auf den Markt geworfen wurde. Die Statistik beginnt im Jahre 1910 mit einer britisch-niederländisch-indischen Produktion von 8200 tons. 1912 sind es schon 28500 tons. 1914 sind es 71400 tons. Fast der doppelte Betrag der brasilianischen Wildkautschukgewinnung jenes Jahres! Begünstigt durch hervorragende Preise, ermutigt durch den betriebsmäßigen Erfolg mit der brasilianischen Kautschukpflanze auf den Plantagen des indonesischen Raumes, hatte der Londoner Kapitalmarkt Investitionskapital in unbegrenzten Mengen hergegeben. Die 1-Schilling-Aktie verlockte jeden Londoner Clerk, sich an dem rubber-boom zu beteiligen. Dividenden wurden ausgeschüttet, wie sie nachher nie wieder gezahlt werden konnten. Das war die Blütezeit eines — man möchte sagen — naiven Hochkapitalismus. Die Depositenbanken und die Effektenbanken, der Geldmarkt und die Aktienbörsen waren aufeinander abgestimmt, um die größten langfristigen Objekte in Übersee zu finanzieren. Die Ertragsfähigkeit der großen und kleinen Vermögen sicherte immer wieder den Zustrom und Nachschuß anlagesuchender Gelder. Die ungebundene Weltwirtschaft wurde der oberste Begriff allen Wirtschaftens. Die Güter strömten, fast ohne Hindernisse überwinden zu müssen, von Kontinent zu Kontinent. Überall sah man noch unerschlossene Möglichkeiten. Aus einem Kolonialimperialismus, der sich erst langsam seiner Eroberungen bewußt geworden war, entstand ein vom Kapital angefeuerter Überseeindustrialismus. Der begonnenen Erschließung Asiens schienen keine Grenzen gezogen zu sein. Da gab es kein Jahr, in dem nicht eine chinesische Eisenbahnlinie untergebracht wurde, kein Jahr, in dem nicht in den Malaiischen Staaten und den niederländisch-indischen Inseln neue Gummiwälder emporwuchsen.

Der Weltkrieg brach viele Entwicklungen ab, aber er konnte nicht das Wachstum der jungen Kautschukwälder aufhalten, die jetzt zapfreif wurden. Von 71000 tons im Jahre 1914 schnellte die Produktion von Plantagenkautschuk auf 285000 tons im Jahre 1919. Die Steigerung der Produktion aus den Pflanzungen, die noch in einem Zeitabschnitt freier, ungehemmter Weltwirtschaft angelegt waren, ließ sich nicht aufhalten. Im Jahre 1922 betrug die Produktion von Plantagenkautschuk bereits 380000 tons, doch vom brasilianischen Wildkautschuk gelangten kaum 22000 tons auf den Weltmarkt. Hätte sich Brasilien zur Jahrhundertwende in einem wirtschaftlich fortgeschrittenen Zustand befunden, es wäre der Weltproduzent für Kautschuk geworden. So aber hat der indonesische Raum weltwirtschaftlich eine überragende Bedeutung erhalten, für die er nicht vorbestimmt war. Es wäre überhaupt eine reizvolle Aufgabe, nachzuforschen, wie sehr der alte Kolonialimperialismus unter Nachhilfe des früher so aktiven Finanzkapitalismus das weltwirtschaftspolitische Gesicht der Erde verändert und wie er dadurch den Wert geopolitischer Räume gesteigert oder geschmälert hat.

Die für die Begriffe von 1922 gewaltige Produktion von Plantagenkautschuk traf

auf eine erschöpfte Welt. Die Engländer taten damals etwas Grundverkehrtes. Sie legten sich selbst das Stevenson-Schema auf. Der Stevenson-Plan verpflichtete bekanntlich die britischen Kautschukpflanzer, auch die britischen Pflanzer in Niederländisch-Indien, zu einer Drosselung der Produktion und des Exportes. Der Zweck war: die Wiedererhöhung des Preises für Rohkautschuk, der 1922 im Durchschnitt nur 9,5 d pro Pfund betragen hatte. Die holländischen Pflanzer hatten eine Teilnahme an diesem Plan abgelehnt. Die Produktion in Niederländisch-Indien hatte bisher mit der Produktion in Ceylon und in den Malaiischen Staaten Schritt gehalten — nun konnte sie sich gewaltig entfalten. Es kam die große Zeit der holländischen Pflanzer. 1922 betrug die Kautschukproduktion in Ceylon rund 47 000 tons, in den Malaiischen Staaten rund 122 000 tons, in Niederländisch-Indien rund 103 000 tons. Fünf Jahre nach dem Beginn des Stevenson-Schemas, im Jahre 1927, betrug die Produktion in Ceylon rund 55 000 tons, in den Malaiischen Staaten rund 242 000 tons und in Niederländisch-Indien rund 229 000 tons. Die Holländer waren im Begriff, die Engländer zu überflügeln. Aber dieser große Fehler der Engländer war nicht ihr einziger Mißgriff. Zweck des Stevenson-Schemas war die Preissteigerung. Der gewollte Effekt blieb zunächst auch nicht aus. Nach der Annahme der Stevenson-Akte sprang der Preis auf 4 sh 8 d pro Pfund. Die Entrüstung in den Vereinigten Staaten war eine außerordentliche. Die Vereinigten Staaten sind infolge ihrer starken Autoproduktion der erste Kautschukverbraucher der Welt. Sie beziehen etwa 60% der gesamten Rohkautschukerzeugung. Die Preissteigerung auf Grund des Stevenson-Schemas mußte sie in voller Wucht treffen und ihre schärfste Abwehr hervorrufen. Damals erwarb sich Hoover als Staatssekretär des Handelsamtes den Ruhm, der ihn später in das Weiße Haus führen sollte. Unter der Parole: „Verbraucht weniger Gummi!" sank der Kautschukverbrauch in den Vereinigten Staaten trotz erhöhter Autoproduktion. Die Wirkung reicht aber noch tiefer. Die Notlage, in die sich die Vereinigten Staaten versetzt glaubten, förderte die industriellen Versuche zur Regeneration von gebrauchtem Kautschuk und zur Herstellung des synthetischen Gummis. Die Stevenson-Regelung zur Abwehr der Überproduktion weckte neue Quellen der Kautschukerzeugung. Die gesteigerte Produktion der holländischen Pflanzungen sorgte indessen für einen allmählichen Rückgang der Preise, soweit die englischen Gummigesellschaften nicht ohnehin nachgaben. Das Problem des synthetischen Kautschuks blieb unentschieden.

Ende 1928 wurde das Stevenson-Schema aufgehoben. Planwirtschaft hat nur Erfolg, wenn sie umfassend ist. Der Wettlauf der Plantagengesellschaften begann erneut. Besonders die gedrosselte Produktion in den Malaiischen Staaten erfuhr nun eine schnelle Steigerung, denn längst waren neue britische Pflanzungen entstanden, die nun mit einem Schlage zur Ausbeute frei wurden. Von 1927 bis 1929 sprang die Produktion in Ceylon von rund 55 000 tons auf rund 80 000 tons, in den Malaiischen Staaten von rund 242 000 tons auf rund 450 000 tons, in Niederländisch-

Indien stieg sie dagegen nur von rund 230 000 tons auf rund 260 000 tons. Die Weltproduktion stieg auf 861 400 tons. Das war die höchste Ziffer, die bis zum vorigen Jahr erreicht wurde. Der Kautschukpreis sank auf 10,25 d. Die Weltdepression beendete gewaltsam den neuen hemmungslosen Aufschwung. Die Produktion ging zurück, auch der Preis fiel weiter und sank 1932 bis auf 2,34 d. Erst das Jahr 1933 brachte wieder einen Umschwung, einen neuen Aufstieg, aber sofort machte sich auch die gesteigerte Kapazität der Plantagen geltend. Rings um die alten Kautschukgebiete waren neue entstanden: Burma, Siam, Indochina, Sarawak, die an dem Wettlauf teilzunehmen trachteten. Die Produktion wird für 1934 auf 1 050 000 tons geschätzt. Der Weltverbrauch dagegen nur auf 900 000 tons. Ein gefährlicher Überschuß von 150 000 tons! Hinzu kommen Weltbestände an Rohkautschuk in geschätzter Höhe von 230 000 tons. Hier drohte mitten in der Erholung ein Rückschlag. Rechtzeitig setzten die neuen Verhandlungen ein. Seit dem Jahre des Stevenson-Schemas haben in allen Weltteilen die Produzenten, die zu internationalen Regelungen kommen wollen, zugelernt. Die planwirtschaftliche Praxis hat, dank einiger Produktionsabkommen, die inzwischen in Kraft gesetzt wurden, eine erhebliche Verfeinerung und Zielklarheit erfahren. Bei internationalen Abkommen handelt es sich längst nicht mehr um vorübergehende Maßnahmen, um Notbehelfe, die man glaubt, entschuldigen zu müssen. Offensichtliche Irrtümer der freien Wirtschaft haben zugleich mit einer auch aus anderen Gründen entstandenen Wirtschaftskrise die innere grundsätzliche Bereitwilligkeit zur Planwirtschaft entstehen lassen. Beim Zustandekommen des Kautschukplanes hat noch eine besondere Befürchtung als treibende Kraft gewirkt. Die Eingeborenen in den Kautschukgebieten betreiben selbst die Kautschukgewinnung, und zwar im Charakter mittelständlerischer Familienunternehmen ohne wesentliches Kapital und mit geringer Lohnarbeiterschaft. Diese Betriebe sind weniger konjunkturempfindlich und haben die Depression relativ gut überdauert. In den Malaiischen Staaten machte die Eingeborenenproduktion in den vergangenen Jahren etwa 44% aus, in Niederländisch-Indien etwa 31%. Anfang 1934 betrug sie in den beiden Produktionsgebieten aber schon 50% der Erzeugung. Auch gegen diese Flut war der Damm zu bauen. Von einer allgemeinen Überproduktion und dem Vordringen der Eingeborenen bedroht, haben die Plantagengesellschaften und die Kolonialämter in London und im Haag zu der neuen Regelung einfach kommen müssen.

Der neue Plan läßt an Vollkommenheit nichts zu wünschen übrig. Jedes Produktionsgebiet hat gemäß seiner gegenwärtigen Kapazität eine Produktionsquote erhalten, die es je nach dem Marktbedarf mit 70, 80 oder 90% ausnutzen kann. Das International Rubber Regulation Committee bestimmt von Monat zu Monat die Exportquoten. Die grundlegenden Produktionsquoten sind für die nächsten fünf Jahre bereits festgelegt:

	1934 tons	1935 tons	1936 tons	1937 tons	1938 tons
Malaiische Staaten	504 000	538 000	569 000	589 000	602 000
Niederländisch-Indien	352 000	400 000	443 000	467 000	485 000
Ceylon	77 500	79 000	80 000	81 000	82 000
Britisch-Indien	6 850	8 250	9 000	9 000	9 250
Burma	5 150	6 750	8 000	9 000	9 250
Britisch-Nord-Borneo	12 000	13 000	14 000	15 500	16 500
Sarawak	24 000	28 000	30 000	31 500	32 000
Siam	15 000	15 000	15 000	15 000	15 000

Neue Pflanzungen von Gummibäumen werden verboten. Die Erneuerung alter Pflanzungen ist nur bis zu 20% der jeweiligen alten Pflanzungsflächen gestattet. Die Produktion der Eingeborenen wird durch eine gleitende Exportabgabe ebenfalls eingedämmt. Aber auch die Ausfuhr von Samen und Pflanzen ist verboten, um die Entstehung neuer Kautschukgebiete mit dem hochentwickelten Pflanzungsmaterial der indonesischen Plantagen zu verhindern. England kennt die Tücken des Kautschukgeschäftes! Eine Planwirtschaft wird entfaltet, die durch eine sorgfältige Belieferung des Weltmarktes den Preis so beeinflußt, daß die Produktion rentabel wird. Ein Fünfjahresschema schreibt die Entwicklung vor. Die Bildung von Außenseitergebieten wird nach Kräften verhindert. Dem indonesischen Raum soll durch Stabilisierung der Kautschukproduktion seine monopolartige Bedeutung in der Weltwirtschaft erhalten bleiben. Die Zeit des brasilianischen Wildkautschuks liegt weit zurück, aber auch die Zeit der Umgestaltung der Erdräume durch wirtschaftliche Neuschöpfung soll hier ein Ende finden.

Zwölf Jahre nach dem Stevenson-Schema hat England ein größeres Geschick bewiesen. Wird es auch die preispolitischen Fehler vermeiden? Schon sind Befürchtungen in den Vereinigten Staaten und auch in England selbst laut geworden. Mäßigkeit in der Preispolitik ist die Vorbedingung dafür, daß die Welt die Kautschukregelung hinnimmt. Die zukünftige Bedeutung des indonesischen Kautschukgebietes hängt vom Preis ab, den man dem crude rubber gibt. Ein Kautschukpreis, der über den jetzt erreichten von 7 d pro Pfund hinausgeht, wird die stärkste politische und technisch-wirtschaftliche Reaktion in den Vereinigten Staaten hervorrufen. Hohe Kautschukpreise provozieren die Regeneration gebrauchten Kautschuks. Die Amerikaner drohen wieder mit der Erzeugung synthetischen Gummis. Die Bedeutung der 8 Millionen Acres Kautschukplantagen auf Ceylon, in den Malaiischen Staaten und in Niederländisch-Indien hängt davon ab, daß der synthetische Kautschuk nicht erfunden wird. Sonst wäre es um die monopolartige Stellung dieser Gebiete am Weltmarkt geschehen, sie würden zur Bedeutungslosigkeit zurücksinken.

HANS RABL:

Das Öl und die kleinen Nationen I

Den letzten Nachrichten zufolge soll sehr bald, noch in diesem Jahre, im Irak endlich mit der großmaßstäblichen Petrolausbeute begonnen werden. Damit käme, falls diese Nachrichten sich als zutreffend erweisen (was wohl mehr dem Entschluß der Wirtschaftler als den Leistungen der Techniker unterliegen dürfte), ein Kapitel Welt- und Wirtschaftsgeschichte zum Abschluß, das in keiner Hinsicht zu den erfreulichen zählt. Ein Anlaß, sich darüber klar zu werden, daß die Methoden, mit denen heutzutage Ölpolitik betrieben wird, sich trotz aller neuen äußeren Formen, trotz aller Konferenzen, Verträge, Bündnisse innerlich in nichts unterscheiden von jenen, mit welchen der alte John D. Rockefeller seine Standard Oil aufbaute. Nur sind heute nicht mehr einzelne schwache Ölfirmen die Opfer, sondern ganze Nationen, jene Nationen nämlich, denen die Natur das Danaergeschenk ihrer Ölschätze gemacht hat.

Den Verbraucherländern von Petrolprodukten (in erster Linie die USA., das Empire, Deutschland, Frankreich, Rußland) stehen neben den USA. und Britisch-Indien als Produktionsländer Mexiko, Venezuela, Rumänien, Polen, Niederländisch-Indien, Persien, Aserbeidschan gegenüber. In Reserve stehen Albanien, Sachalin, die Mandschurei, der Komplex der nördlichen Staaten von Südamerika, der Irak. Man übersieht mit einem Blick, daß Großmächten fast lauter kleine, machtlose Staaten gegenüberstehen. Und die Politik der Großmächte tut stets — das ist Norm! — das, was die großen Ölgesellschaften wollen. Denn die Politik jeder Großmacht wird durch ihren Generalstab heute eingehend darüber belehrt, daß eine Kriegführung ohne den Besitz ausreichender Petrolmengen bei dem heutigen Stande der Technik ein Ding der Unmöglichkeit ist. Es ist daher durchaus kein Wunder, daß die Ölgesellschaften die verhätschelten Schoßkinder aller Regierungen sind.

Man weiß heute genugsam, wer die großen Ölmächte sind: die Standard-Oil-Gruppe, einheitlich geleitet trotz aller rein äußerlichen Trennungen in verschiedene Gesellschaften; die Royal-Dutch-Shell-Gruppe, die mit der Anglo-Persian-Burmah-Gruppe durch gemeinsame Interessen wie Personalien engst verbunden ist; Asneft nebst Zubehör; die sog. „Unabhängigen", amerikanische Gesellschaften, die tatsächlich fast immer der Standard-Linie folgen, besonders seit das Aus-der-Reihe-Tanzen von Doheny und Sinclair so schlimm geendet ist. Und bereits zeichnen sich heute neue Zusammenstellungen ab, die künftig wohl äußerst intensiv in das Spiel der Ölmächte eingreifen werden: deutsche, französische, japanische Gruppen, deren künftige Stellungen im Rahmen der Ölweltpolitik fast zwangsläufig bestimmt sein werden und über die und deren Zustandekommen ein andermal gehandelt werden muß.

Kampf um das Iraköl

Für die Art, wie in der Petrolpolitik mit den Schicksalen kleiner Völker Fangball gespielt wurde und wird, gibt es kaum ein besseres Beispiel als den Kampf um den Irak und seine Ölschätze. Bis 1901 geschah die Ausbeutung der Quellen von Mendeli auf primitivste Weise durch die türkische Regierung. Es ging das Gerücht, daß sich in diesem Jahr ein englisches Konsortium um die Konzessionen beworben hätte; man nannte die d'Arcy-Gruppe, von der anläßlich der persischen Angelegenheiten noch eingehend zu sprechen sein wird, und irrte sich wohl auch nicht in dieser Annahme. Aus nicht bekanntgewordenen Gründen aber erhielt statt ihrer anläßlich des Baues der Bagdad-Bahn die betreffende von der Deutschen Bank geführte Gruppe (der unlängst ausgeschiedene Direktor Solmssen war an diesen Transaktionen maßgeblich beteiligt) einen Teil der Konzessionen. Vier Jahre danach, 1907, machte die d'Arcy-Gruppe nochmals einen Angriff, der wiederum mißlang. So blieben die Dinge, bis 1914 die „Türkische Petroleum-Gesellschaft" zustande kam, unter deutscher, holländischer und englischer Beteiligung. Ihr Arbeitsgebiet sollte das gesamte Wilajet Mossul sein, doch der Krieg verhinderte den Arbeitsbeginn. Während des Kriegs nun regten sich in Frankreich Ölambitionen. Man sah, wie hilflos man dem amerikanischen Import ausgeliefert war, man wollte sich auf Biegen und Brechen eigenes Öl verschaffen. Im Sykes-Picot-Abkommen von 1916 gestand England Frankreich die Quellen von Mossul zu — zugleich aber finanzierte es (Oberst Lawrence!) die Scherifenbewegung Husseïns und seiner Söhne Ali, Feissal, Abdallah, Said. Freies Arabien mit englischen Küstenschutzorten war die Formel, durch die natürlich das Sykes-Picot-Abkommen neutralisiert wurde, Mossul blieb englische Hoffnung. Dann kam die Reihe der Nachkriegskonferenzen. Bereits in San Remo (1920) wurde es klar, daß Frankreich verspielt hatte. Abdallah wurde Emir von Transjordanien, Feissal König von Irak. Ihnen erstand in den Wahabiten Ibn Sauds ein erbitterter Widerstand, der also francophil auszudeuten war. Das Empire indessen neutralisierte ihn, durch eine jährliche Subvention an Ibn Saud in Höhe von 60000 Pfund. Es folgte 1923 der Kampf von Lausanne. Die Angora-Türkei erhob Anspruch auf Mossul und bewies, daß das Gebiet von 85% Türken bewohnt sei. England bewies dagegen, daß nur 8% der Bevölkerung Türken seien. Die englische Version wurde anerkannt und der Irak englischer Mandatsstaat (im Herbst 1932 selbständiges Mitglied des Völkerbundes). Trotz des Sieges der Angora-Türkei über Griechenland (Athen wurde finanziert von Sir Basil Zakharoff, keineswegs einem selbständigen Genie, sondern einem Shell-Mann) verlor sie Mossul und den Irak, die geologische Einheit von Mossul und Südpersien blieb auch politisch gewahrt. Dies auf der Bildfläche. Hinter den Kulissen tobte indessen, nicht minder erbittert, der Kampf der Ölgesellschaften. Nun galt es, die Türkische Petroleum-Gesellschaft neu zu verteilen. Zunächst erhielt die Shell-Gruppe 25%, die Anglo-Gruppe 50%, Frankreich 25% der Anteile. Bald aber

meldete die Standard ihre Ansprüche an. Nach erbittertem Ringen, das zu einer starken Trübung der Beziehungen USA.—Empire führte, schloß man im Ölfrieden von Washington 1924 ein Kompromiß, die Anglo-Gruppe sollte die Hälfte ihres Besitzes, also 25% der neuen Turkish Petrol Co., an die Standard abgeben. Jetzt jedoch kam ein unvorhergesehenes Hindernis: Calouste Sarkis Gulbenkian, die rechte Hand des Shell-Herrschers Sir Henri A. W. Deterding, hatte sich in den Verhandlungen um den Irak so große Verdienste erworben, daß Sir Henri ihm zum Dank 5% der Aktien der Turkish Petrol Co. überlassen hatte. Und zwar derart, daß die Anglo-Gruppe tatsächlich nur 48,5%, die Shell und die ad hoc gegründete französische Compagnie des Pétroles nur je 23,75% im Besitz hatten. Und Gulbenkian, mit Deterding wegen der Behandlung der russischen Frage veruneinigt (er wollte die sehr unpolitische Hetze gegen das „stolen oil" nicht mitmachen), verlangte für sein Paketchen von der Standard Unsummen. Es bedurfte schärfster Pressionen der Standard gegen die Shell auf dem venezolanischen Markt, ehe Detering Gulbenkian auszuschiffen vermochte und Ruhe eintrat. Heute liegen also die Dinge so, daß die Türkei, unzweifelhaft die rechtmäßige Besitzerin der Quellen von Mossul, nur noch 25 Jahre lang mit 10% an den Erträgen beteiligt ist, wofür sie die „Brüsseler Linie", die neue Grenze zwischen Türkei und Irak, in Lausanne anerkannte. Der Große hat gewonnen, der Kleine verloren, den Irak aber hat man überhaupt nicht befragt, er wurde verhandelt. Besonders typisch jedoch war das weitere Schicksal Mossuls: zum Aufschluß seiner Schätze gehörte eine Pipeline, die die englische Gruppe über englisches Mandatsgebiet nach Haifa, die französische analog nach einem syrischen Hafen wünschte. Die Amerikaner ihrerseits zeigten, nachdem sie einmal die Hände im Mossulgeschäft hatten, überhaupt keine Neigung zu einem Aufschluß des Gebiets, da sie dadurch eine Vergrößerung der Ölinflation der Welt fürchteten, sondern wollten Mossul am liebsten als stille Reserve behandelt sehen. Nachdem man sich also jahrelang gestritten hatte, nachdem Tausende darüber verblutet waren, konnte man sich zunächst über des Bären Fell überhaupt nicht einigen und ließ es vorderhand achtlos liegen.

Erst in den letzten Jahren ist man wieder intensiver an die Mossulfelder und das Problem ihrer Ausbeutung herangegangen. Im Oktober 1933 wurde der Hafen von Haifa eingeweiht, in dem die Shell eine Raffinerie mit einer Kapazität von 200000 Jahrestonnen und die jetzt Iraq Petroleum Co. genannte frühere TPC. 15 Tanks von je einer Million Gallonen Fassungsvermögen erbaute. Die Pipeline von Kirkuk, dem Anfangsort auf den Feldern, nach Haifa (englisches) und Tripoli (französisches Mandatsgebiet) ist bereits fertig verlegt, die Pumpstationen werden eingebaut. Die künftige Irak-Förderung wird auf 3 bis 4 Millionen Jahrestonnen geschätzt, von denen also 93% als Rohöl verschifft werden sollen. Wahrscheinlich werden die französischen neuerbauten Raffinerien, die eine Kapazität von 4,8 Millionen Jahrestonnen haben (Einfuhr aber 1933 nur 2,7 t), den Löwen-

anteil an der Rohölförderung bekommen. Das wird möglicherweise auch im Interesse der anderen Partner liegen, denn das Iraköl wird sich billiger stellen als das persische Öl, die Apoc wird daher wahrscheinlich ihre persische Produktion zugunsten der irakischen drosseln. Überdies wird, trotz der vorherzusehenden Unrentabilität, von der französischen Gruppe der Iraq auch in Tripoli eine Raffinerie erbaut werden. Alle diese Fragen und zugleich die der Absatzmöglichkeit sollten auf einer für den Juni anberaumten Konferenz entschieden werden. Nach Londoner Äußerungen Mr. Walter C. Teagles indessen findet sie nicht statt; seine Begründung, die Verhältnisse innerhalb der USA.-Ölindustrie seien zu unsicher, um internationale Bindungen zu gestatten, enthalten nicht nur eine bittere (und leider zu wenig beachtete) Kritik des NRA.-Code, sondern lassen darauf schließen, daß man in USA. wohl hofft, infolge der arabischen Unruhen später andere, günstigere Situationen zu bekommen. In jedem Fall aber lassen die vier Beteiligten niemand anders ins Geschäft, sämtliche Anteile des von 3,3 allmählich auf 6,5 Millionen erhöhten Aktienkapitals sind in ihren Händen.

Seit Frankreich im November 1933 Syrien (nach dem Muster des Irak-Vertrags) aus dem Mandatsverhältnis entlasssen, seit England durch den Sturz der freiheitlichen Ikta-al-Watani-Partei im Irak und der Übernahme der Regierung durch Jamil Bey al Madfa'i im Dezember 1933 dort das Heft wieder vollkommen in der Hand hat, sind irgendwelche politische Verwicklungen, die das Irakgeschäft stören könnten, kaum mehr zu befürchten. Die Auswirkungen des Kriegs der Wahabiten gegen Jemen und des Friedens von Taif auf den Irak lassen sich heute noch nicht völlig übersehen. Immerhin dürfte das von Ibn Sa'ud erstrebte Groß-Arabien ein erbitterter Gegner der Iraq werden. Es zeigen sich denn auch bereits heute die Widerstände: die Bestrebungen Emir Abdallahs von Transjordanien, Palästina mit seinem Lande zu vereinigen (zweifellos gilt ihnen seine Reise nach London), bedeuten den Plan einer Verstärkung des Blocks der Husseïn-Familie. Der Übergang des britischen Residenten von der südpersischen Stadt Buschir nach dem ostarabischen Kuweit spricht dafür, daß Ibn Sa'ud auch von Osten her bewacht werden soll; zumal gerade jetzt eine anglo-amerikanische, der Apoc nahestehende Gruppe im Emirat Kuweit Schürfrechte erworben hat. Darüber hinaus kommen auch die Anstrengungen der Standard nicht zum Stillstand: die Standard Oil of California hat endlich im März 1934 sämtliche Konzessionen für Hedschas erhalten, wobei sie in schärfster Konkurrenz zur IPC. stand — in der IPC. sitzt die Standard Oil of New Jersey, offiziell also eine andere Gesellschaft. Das scheint uns ein Symptom dafür, daß die Amerikaner die Hoffnung noch nicht aufgegeben haben, über das Abkommen von Washington (1924) hinaus noch mehr Einfluß im Nahen Osten zu gewinnen. Weiter schürft die Sococ auch gegenüber den Bahrein-Inseln und auf den Bahrein-Inseln selbst (gegen ihr Vorgehen auf den Inseln hat die persische Regierung übrigens beim Völkerbund protestiert).

Persien zwischen Rußland, England und USA.

Einigermaßen mit den Geschicken des Irak verquickt sind die Persiens. Es ist kein Zufall, daß beim Besuch Riza Schahs in Ankara ein Block Persien—Irak—Türkei—Afghanistan erwogen wurde und daß Verhandlungen über eine Heirat des jungen Emir Ghasi vom Irak mit einer Tochter Rizas zu schweben scheinen. Auch in Persien haben die großen Ölgesellschaften das Schicksal eines Volkes lange Zeit bestimmend beeinflußt. Man darf sagen, daß bis zum 28. November 1932, als Teheran die Konzessionen der Apoc kündigte, dort niemals etwas geschehen ist, was die persische Regierung gewollt hätte. Die Petrolgeschichte Persiens begann 1895. Damals erhielt Baron Reuter, der Gründer des Reuterschen Telegraphen-Büros, eine Eisenbahnkonzession, die wegen der bekannten Scheu orientalischer Regierungen, lebenswichtige Konzessionen an Ausländer zu vergeben, später annulliert wurde. Als Entschädigung gab man ihm andere Konzessionen, auf Tabak, auf Baumwolle, auch auf Öl. Reuter gründete die Persian Bank Mining Rights Corp. mit einem voll eingezahlten Kapital von einer Million Pfund, ließ Techniker (nicht Geologen!) nach Persien kommen und die ersten, natürlich resultatlosen Bohrungen anstellen. Der Erfolg seiner Bemühungen war, vier Jahre später, der Konkurs seiner Gesellschaft. Erst 1901 kamen die Dinge wieder in Fluß. Der Neuseeländer William Knox d'Arcy, einer der größten Petrolabenteurer aller Zeiten, nahm die Konzessionen Reuters wieder auf, für die Lächerlichkeit von 200000 Franken bestätigte sie Teheran aufs neue. Zuerst blieben auch seine Bohrungen erfolglos. Dann aber, als er sich um 1905 mit der Kanadier Lord Strathcona zusammentat, kam das Öl ans Licht. 1909 gründete man (als eine Art Tochtergesellschaft der indischen Burmah Oil Co.) die Anglo Persian, die ausgezeichnete Geschäfte machte. Die britische Regierung verfolgte diese Gründungen mit begreiflichem Interesse. Lord Fisher, dem Schöpfer der Grand Fleet, war es deutlich, daß das Empire für seine Schlachtflotte eigene Ölquellen brauchte — die ihm bislang fehlten. So kam es — sehr wahrscheinlich im Anschluß an den „Bagdadfrieden" Bethmann-Hollwegs und die Aktionen der D-Bank in Mossul, von denen schon gesprochen wurde — zur Erwerbung der Majorität der Anglo durch die britische Admiralität. Auch bei diesem Besitzwechsel der Konzessionen wurde selbstverständlich Teheran keineswegs befragt, Südpersien war ja britische Interessensphäre, das genügte. Im Mai 1914 wurde das Geschäft perfekt, das die britische Regierung zu einem der größten Ölindustriellen der Welt machte. Die Anglo besaß in Südpersien eine Monopolstellung, die sie bis heute ungeheuerlich ausgenützt hat. Das Petrol wird von ihr in Persien teurer verkauft als an jedem anderen Platz der Erde. Sie hat an Teheran für die Konzessionen prozentuale Abgaben ihrer Gewinne zu zahlen, hat aber bisher der persischen Regierung Einsicht in ihre Bilanzen verweigert, ebenso wie sie nie Einkommensteuer, ja im Weltkrieg nicht einmal die genannten

Prozente bezahlte. Wenn daher jetzt Teheran die Gelegenheit benützte, die Konzessionen zu kündigen, kann man sich nicht wundern, und die Tatsache allein auf die Intrigen des berüchtigten Gulbenkian zu schieben, der jede Aussicht wahrnimmt, Sir Deterding, dem Alleinherrscher der Royal-Dutch-Shell und der Anglo-Burmah-Gruppe, zu schaden, ist kaum angängig. Nicht einmal die seltsame Schrumpfung der persischen Anteile im letzten Geschäftsjahr reicht dazu aus.

Zur Klärung der Sachlage muß von den sog. Khostaria-Konzessionen gesprochen werden. D'Arcy hatte man 1901 ganz Persien auf sechzig Jahre zugesprochen, ausgenommen die fünf nördlichen Provinzen Schilan, Masanderan, Khorasan, Asterabad, Aserbeidschan. Hier begann ja die Interessensphäre des zaristischen Rußland, hier konnte kein Brite Petroleumkonzessionen bekommen. Während im Süden schützend hinter d'Arcy die britische Flotte gestanden war, hielten an der Nordgrenze die Kosakenregimenter, bis die fünf Nordprovinzen dem Georgier Akaky Mefodiewitsch Khostaria (nebst seinem Compagnon Sepalassar Asam) überantwortet waren. Wann das geschehen ist, darüber schwanken die Angaben, man nennt 1905, 1911, 1916. Khostaria aber hatte im Gegensatz zu d'Arcy keineswegs die Absicht, tatsächlich nach Öl zu suchen, er verwendete die Konzessionen lediglich als Spekulationsobjekte. Er hatte eine Lappalie an Teheran gezahlt, jetzt wollte er teuer weiterverkaufen. 1920 versuchte er, eine deutsche Gruppe zu interessieren, aber ohne Erfolg. Dann griff die Shellgruppe zu und erwarb die Konzessionen. 325 000 Pfund war der Kaufpreis. Inzwischen aber hatten in Rußland die Sowjets die Macht ergriffen. Sie versuchten, sich Persien freundlich zu zeigen, das erste Geschenk, das Theodor Rothstein, ihr Gesandter, brachte, war die Aufforderung, die Khostaria-Konzessionen zu annullieren. Rußland werde Khostaria nicht decken, falls die Annullierung ausgesprochen werde. Der Finanzberater der Perser hieß damals C. A. Millspaugh, Bürger der USA. Er war es, der vor allem den Persern den Rücken stärkte, sie zur Annullierung bewog, denn der Verlust der Shellgruppe mußte automatisch für die Standard zum Gewinn werden. Shell opponierte erbittert, behauptete, Khostaria sei georgischer Untertan, bestritt die russische Oberhoheit über Georgien und folgerte, es sei unmöglich, die Konzessionen eines Georgiers zu annullieren. Moskau dagegen erklärte nun offiziell, seinen Untertan Khostaria und seine unlauteren Machenschaften, durch die er die Konzessionen erlangt habe, nicht schützen zu wollen, es blieb bei der Annullierung. Nun versuchte sofort die Anglo, die Konzessionen zu erwerben (so wären sie trotz der Annullierung der Deterding-Gruppe erhalten geblieben), der Vertrag wurde zwar abgeschlossen, aber vom Medjheli, der persischen Volksvertretung, nicht ratifiziert. Dann interessierten sich 1921 die Standard, später ein japanisches Konsortium, schließlich der Sinclair-Konzern für die nordpersischen Felder, aber es kam nirgends zum Abschluß.

Neben der geologischen Verbindung aber, die zwischen dem nordpersischen und

dem Bakuöl von jeher bestand, gibt es nun noch eine wirtschaftspolitische. Man hegt in Persien etwas wie Dankbarkeit für die Handlungsweise Moskaus. Daß sie sich irgend einmal in der Überlassung der nördlichen Konzessionen an Asneft ausdrücken könnte, scheint nicht unglaubhaft. Wie es um Südpersien steht, haben wir gekennzeichnet. So ist also festzustellen, daß das Empire, das um Kriegsende ganz Persien und Baku (man denke an die Dunsterville-Expedition!) besaß, heute im Nahen Osten vis-à-vis de rien stände, wenn es nicht gelänge, die Angelegenheit alsbald beizulegen. Die Verhandlungen, in Genf zwischen Sir John Simon und dem persischen Justizminister Khan Davar begonnen, haben gezeigt, daß ein Kompromiß gefunden werden konnte, weil die Lage des Empires in Persien erheblich geschwächt ist. Nachdem das Empire gesehen hatte, daß alle scharfen Worte, die im Unterhaus fielen, alle Hinweise auf den Artikel 15 des Völkerbundsstatuts, selbst die Mobilisierung der Mittelmeerflotte nicht den erforderlichen Eindruck in Teheran machten (zum Teil wohl eben darum, weil man sich dort irgendwie von Moskau gedeckt fühlt, weil man weiß, daß Asneft die Konzessionen der Anglo recht gern übernehmen würde, könnte er nur heran), mußte es Opfer bringen, um Südpersien zu halten. Setzen wir aber nur für einen Augenblick den Fall, der ganz unglaubhaft ist, daß eines Tages die südpersischen Konzessionen der Anglo verlorengingen, vom Asneft übernommen würden — was wäre dann geschehen? Nichts weiter, als daß Persien aus englischer in russische Botmäßigkeit gekommen wäre — frei würde es auch dann nicht.

Fortsetzung in Heft 8.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Je mehr sich die englische öffentliche Meinung von Europa abwendet, je mehr sie zu der Überzeugung gelangt, daß die europäischen Entwicklungen in ein starres System von rivalisierenden Bündnissen münden werden, desto klarer und mitleidloser wird das Bild, das in englischen Berichten von den europäischen Konflikten gezeichnet wird. So findet man heute in englischen Zeitungen die deutlichsten Kennzeichnungen dessen, was die Reisen des französischen Außenministers Barthou erstreben. Alles, was von deutscher und italienischer Seite an Friedensbereitschaft geboten wird, genügt den Trägern des Versailler Systems nicht. Man hat es in Paris aufgegeben, zu einem loyalen Vertragsverhältnis mit dem Deutschen Reich zu gelangen. Man glaubt, den Festungswall, mit dem man die eigene Ostgrenze geschützt hat, auch von Osten her um Deutschland legen zu können. Dazu dienen die Reisen des französischen Außenministers, dem der rumänische Ministerpräsident sogar die freundliche Äußerung mit auf den Weg gegeben hat, Frankreichs Ostgrenze sei der Dnjestr. Auch das kann eigentlich nur in einem sehr milden Sinn gedacht sein, denn die Dnjestr-Grenze trennt heute zwei Staaten mit korrekten Beziehungen, Rumänien und die Sowjetunion. Von den drei Staaten der Kleinen Entente haben zwei nunmehr die Sowjetunion anerkannt; nur Südslawien hält sich noch zurück. Dafür sind die Beziehungen zwischen Südslawien und der Türkei sehr viel enger geworden. Wir können verstehen, daß die Türkei sich dagegen verwahrt, auch heute noch als Objekt möglicher Aufteilungspläne betrachtet zu werden. Einige unvorsichtige Äußerungen in Italien, erinnernd an vergangene, weit ausgreifende ägäische Pläne, haben genügt, um die Türkei dem Lager der antirevisionistischen Mächte zu nähern. Die Folge davon — aus alten Sorgen wegen gemeinsamen türkisch-südslawischen Drucks auf die ägäische Nordküste — ist ein inneres Schwanken Griechenlands mit gesteigerter Anlehnungsbedürftigkeit an die Türkei und Entfernung von Italien.

Das alles sind Einzelzüge an einem großen Bild, das klar genug ist. Wenn es noch einer Bestätigung bedurft hätte, daß Frankreich alle Energie daran wendet, sein östliches Bündnissystem neuerdings zu versteifen, dann wäre diese Bestätigung auf der Konferenz der Kleinen Entente in Bukarest unter Anwesenheit Barthous gegeben worden. Der französische Außenminister, am Beginn des achten Lebensjahrzehntes stehend, ist eine festumrissene Persönlichkeit: zum erstenmal Minister, als Bismarck eben zurückgetreten war; Ministerpräsident der unmittelbaren Vorkriegszeit; Vorsitzender der Reparationskommission nach dem Frieden von Versailles. Ein solcher Mann an der Spitze der französischen Außenpolitik ist ein Symbol; und Barthou wird sich selbst kaum gewundert haben, daß sein Salonwagen auf der

Durchfahrt durch Budapest mit einem großen Aufgebot von Polizei umgeben werden mußte. In Ungarn hat die nicht sehr zahlenstarke, aber einflußreiche Gruppe mit französischen Neigungen einen starken Rückschlag erlitten. Ungarn wird sich niemals mit einer Politik befreunden können, die allen Revisionshoffnungen ein Ende macht.

Wenig durchsichtig ist die Haltung der neuen bulgarischen Regierung. Im Gegensatz zu den Mazedoniern emporgekommen, erstrebt sie theoretisch einen Ausgleich mit Südslawien, ist aber dennoch an die unerfüllten Lebenswünsche des verstümmelten bulgarischen Staates gebunden.

Unklarheit herrscht auch über das innere Verhältnis der Kleinen Entente zu Polen, das zunächst bestrebt ist, mit einer Politik der gemäßigt freien Hand den eigenen Großmachtanspruch durchzusetzen. Solche Übergänge pflegen schwierig zu sein; ein vorsichtiges Abtasten, vielleicht auch Schwanken zwischen alten und neuen Bindungen ist dabei die Regel. Der tödliche Schuß auf den polnischen Innenminister Pieracki ist ein Warnungssignal aus Zuständen innerer Spannung — wobei noch nicht geklärt ist, welcher der verschiedenen Spannungskreise innerhalb Polens den Antrieb verbirgt.

Wir verzeichnen eine Reihe von weiteren Bewegungen: die Reise des Generals Debeney nach Warschau, den seltsam privaten Besuch eines Vertrauensmannes von Pilsudski in Kowno, kurz nach der dortigen Niederwerfung eines Woldemaras-Putsches; den angekündigten Besuch König Alexanders von Südslawien in Paris, und nicht zuletzt den Besuch des Marschalls Weygand in London. Daß über die Zusammenkünfte von Staatsmännern und von hohen Offizieren nicht mehr soviel gesprochen und geschrieben wird wie in früheren Zeiten, erleichtert die Staatskunst; es erschwert die Berichterstattung, die sich auf das Verzeichnen politischer Besuche beschränken muß und manches Mal nichts anderes tun kann, als ein aufmerksames Nachdenken unserer Leser zu erbitten. So verzeichnen wir als Warnung an die Mächte des Versailler Systems die glanzvollen Tage von Venedig; wir fragen uns, ob in der unangemeldeten Ankunft einer italienischen Flotte im Hafen von Durazzo wirklich nur eine „technische Panne" zu sehen ist, wie die offizielle Berichterstattung will; wir verzeichnen die neuerliche Einladung des österreichischen Bundeskanzlers nach Riccione. Auch die Gleichzeitigkeit des Besuches des transjordanischen Herrschers in London mit dem endgültigen Friedensabschluß zwischen Yemen und dem Wahhabitenreich mag zu denken geben.

Der Friede in Arabien hält das Ergebnis des kriegerischen Konfliktes nur in Teilen fest. Yemen wird nicht — was der Kriegslage bei Abschluß des Waffenstillstandes entsprochen hätte — vom Roten Meere abgedrängt. Der von den Wahhabiten eroberte Hafen Hodeida wird an Yemen zurückgegeben, und nur die strittigen Grenzlandschaften von Asir und Nedschran werden endgültig dem Wahha-

bitenreich ausgeliefert. Die Mitglieder der Idrisi-Familie — der ehemaligen Herrscher von Asir — verschwinden als Geiseln Ibn Sauds aus der arabischen Geschichte. Mit diesem Vertrag hat das Wahhabitenreich einen verhältnismäßig kleinen Gewinn endgültig sichergestellt unter Preisgabe weitergehender Pläne. Wir empfinden darin die richtige Erkenntnis, daß den Steppenkriegern Ibn Sauds die Eroberung des Berglandes von Yemen nicht so leicht geworden wäre wie das Überrennen der trockenen und flachen Küstenlandschaft. Ob es ohne unsichtbare Einwirkung befreundeter Mächte so rasch zum Frieden gekommen wäre, ist fraglich. Gewiß ist, daß sowohl Italien wie England ein starkes Interesse daran hatten, den Frieden zu fördern, nachdem Italien ein gewisses Prestige auf der Seite des Yemen zu verlieren hat und England freundliche Beziehungen zu beiden Seiten pflegte. Die guten Beziehungen zu Ibn Saud sind alt (wenigstens relativ alt; seit man sich zur rechten Zeit von König Hussein und dem unglücklichen Königreich Hedschas getrennt hat); die guten Beziehungen zu Yemen waren neu; erst in diesem Jahr war der Vertrag über das Hinterland von Aden abgeschlossen worden.

Ein Besuch des Friedens und der Freundschaft ist auch die Reise des Schahs von Persien nach der türkischen Hauptstadt, wobei ein englischer Dampfer, der vor 60 Jahren das Blaue Band des Atlantischen Ozeans trug, unter türkischer Flagge wieder zu Ehren kommt. Er trägt den Schah von Trapezunt bis Samsun. Zwischen der Türkei und Persien stehen nach der Regelung einiger leidiger Grenzfragen keine Konflikte. Woran es mangelt, ist eine wirksame Verbindung beider Länder im Hinblick auf Verkehr und Wirtschaft. Die östliche Türkei und die türkisch-persische Grenzzone gehören heute zu den verkehrsärmsten Gebieten innerhalb einer immer besser erschlossenen Umwelt.

Überschreiten wir das Mittelmeer nach Westen, so vermerken wir eine gemeinsame Reise der nordafrikanischen Würdenträger Frankreichs nach Paris — angeblich, um über unruhige Bewegungen der nordafrikanischen Bevölkerung zu berichten. Schließlich dürfte man sich ja nicht darüber wundern, wenn auch die mohammedanischen Staatsbürger Frankreichs in Algerien unruhig werden; sie befolgen damit nur das, was ihnen im eigentlichen Frankreich vorgemacht wird. Freilich, geht man aus Südfrankreich über die Pyrenäen nach Spanien, dann gelangt man in ein Unruhegebiet ganz anderer Art: bei dem gegenwärtigen Konflikt zwischen Katalonien und der Madrider Zentralregierung handelt es sich nicht nur um das Schicksal der spanischen Regierung Samper, nicht nur um das Schicksal einer beliebigen spanischen Verfassung, sondern um das Bestehen des spanischen Gesamtstaates überhaupt. Was heute in Katalonien lebendig wird und zum erstenmal seit über 400 Jahren gesetzliche Ausdrucksmöglichkeit hat, ist der Eigenwille eines Volksteiles, der dicht an jener Grenze steht, wo ein Volksteil zu einem eigenen Volkstum heranwächst; oder, besser gesagt, wo altes, nicht verschmolzenes Volkstum wieder auseinanderbricht. In allen diesen katalanischen Auseinandersetzungen

spukt der Geist des Mittelalters als Erinnerung daran, daß es eine Zeit gab, wo Katalonien ein größeres Anrecht darauf hatte, als eigenes romanisches Erbe anerkannt zu werden, als etwa Portugal; jene Zeit, wo die Grafen der Provence zugleich Grafen von Barcelona gewesen sind, wo sich vom Ebro bis über die Rhone ein eigenes Kulturgebiet erstreckte, das dem doppelten Zugriff von Innerfrankreich und von Kastilien erlag. Hier werden uralte Zusammenhänge wieder lebendig und bedrohen heute die Einheit des spanischen Staates. Die Fragen der Landreform, die den unmittelbaren Anlaß zu der gegenwärtigen Spannung gegeben haben, gehören demgegenüber in den Vordergrund politischen Geschehens.

Die katalanische Frage ist wohl die schwierigste Frage des Regionalismus, denen die romanischen Staaten gegenüberstehen. Wir wollen die Augenblicksbedeutung nicht überschätzen: dennoch sei verzeichnet, daß eine Reihe von elsässischen Abgeordneten im Pariser Parlament den Antrag gestellt haben, ein ganz bescheidenes Maß von elsässischer Autonomie innerhalb der France une et indivisible aufzurichten. Darüber hinaus wird im Elsaß die Frage besprochen, ob man sich nicht bei Gelegenheit im Völkerbund als nationale Minderheit zu melden habe. Wir wollen diese Zeichen nicht überschätzen; aber wir wollen sie doch festhalten in einem Augenblick, wo von französischer Seite der Versuch gemacht wird, trotz der nunmehr festgesetzten Saarabstimmung einen Weg zu suchen, auf dem die Rückkehr des Saargebiets in ein einiges und unteilbares Deutsches Reich verhindert werden könnte.

An britischen Reichssorgen ist aus dem atlantischen Bereich zweierlei zu melden: die Absplitterung des entschlossensten Teiles der burischen Nationalisten von der Führung General Hertzogs unter Dr. Malan. Ihr Programm ist völlige Unabhängigkeit; ihre Aussichten sind für die nächste Zukunft freilich gering. Als zweites vermelden wir den überwältigenden Sieg der kanadischen Liberalen über die Konservativen bei den eben vollzogenen Wahlen der einzelnen Staaten. Der kanadische Ministerpräsident Bennett, ebenso bekannt als theoretischer Verfechter der Empire-Interessen wie als praktischer Verteidiger kanadischer Wirtschaftsbelange auch gegen London, hat zwar noch ein Jahr bis zur Wahl des Gesamtparlaments vor sich; seine Autorität ist erschüttert und wird in Empire-Zusammenhängen geringer wirken als bisher.

Aber die kanadischen Wahlen lassen noch eine weitere Frage offen: Wird auch in den Vereinigten Staaten ein Stimmungsumschwung von beträchtlichen Ausmaßen sich vollziehen, wenn im Spätherbst der Kongreß erneuert wird? Roosevelt steht vor wichtigen Entscheidungen seiner Wirtschaftspolitik; die nächsten Monate werden darüber bestimmen, ob er auch in der zweiten Hälfte seiner Amtszeit mit gleicher Unbeschränktheit herrschen wird wie in der ersten.

Außenpolitisch ist die Rückkehr der amerikanischen Gesamtflotte aus dem atlantischen und dem pazifischen Bereich angekündigt: eine Bewegung, die mit jahreszeitlichen Gründen erklärt wird, die aber doch bedeuten kann, daß man mög-

lichen pazifischen Entwicklungen näher sein will als bisher. Die große Flottenkonferenz des nächsten Jahres wirft ihre Schatten voraus.

In dem unmittelbaren Machtbereich der Vereinigten Staaten ist ein neuer Vertrag mit Haiti zu melden, der zu gleicher Zeit die wirtschaftlichen Interessen der amerikanischen Gläubiger und die Souveränität der Republik Haiti garantieren soll. In derselben Woche geht eine amerikanische Studienkommission auf Wunsch des kubanischen Präsidenten Mendieta nach Havana, um die Verhältnisse Kubas nach zwei Jahren der Revolution zu überprüfen. Das Gastgeschenk der Nichtanwendung des Platt Agreement hat Roosevelt ihr mitgegeben; der praktische Einfluß bleibt, wie er gewesen ist.

Endlich bleibt eine weitere Handlung der Vereinigten Staaten im lateinamerikanischen Bereich zu berichten: Ende Mai hat Roosevelt das Waffenausfuhrverbot sowohl nach Paraguay wie nach Bolivien ausgesprochen; auch die Mächte des Völkerbundes haben sich dazu entschlossen, Italien unter der Bedingung, daß auch die Sowjetunion und Japan sich nicht ausschließen. Die Sowjetunion hat als Garant des Friedens, der sie nunmehr sein will, die gewünschte Zusicherung gegeben. Nun fragt sich, ob Japan nach außen die Verantwortung für ein Weiterlodern des südamerikanischen Krieges auf sich nehmen will. Wir nehmen an, daß das japanische Bedürfnis, Waffen nach Südamerika auszuführen, nicht eben groß ist; so kann es wirklich dazu kommen, daß der Chaco-Krieg in absehbarer Zeit an Munitionsmangel erstickt — wenn nicht der Waffenschmuggel großen Stiles für die dortigen Kriegsbedürfnisse genügt. Jedenfalls hat der brasilianische Außenminister, dessen großes Verdienst an der Schlichtung zwischen Peru und Kolumbien allgemein anerkannt wird, ein reiches Feld der Tätigkeit auch zwischen Bolivien und Paraguay vor sich. Peru und Kolumbien haben eigens darum gebeten, daß der erfolgreiche Mittler auch diesen letzten großen südamerikanischen Streit in seine bewährten Hände nehme. Damit ginge dann auch in Südamerika ein besonderes Kapitel Völkerbundpolitik seinem besonderen Abschluß entgegen. Aber der Völkerbund ist nicht untätig. Wir verfolgen seine Tätigkeit in seinen Berichten; und damit unsere Leser wieder einmal an einem besonderen Fall erfahren, wieweit der Völkerbund zum mindesten der Pflicht des Registrierens nachkommt, setzen wir zum Abschluß dieses Berichtes die Liste der im April 1934 beim Völkerbund registrierten Verträge. Der Vergleich der Daten erlaubt zuweilen einen reizvollen Einblick in die Geschwindigkeit der internationalen Maschinerie. Die Liste sieht folgendermaßen aus:

Eine Reihe von Abkommen zwischen der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken und den folgenden Ländern: Litauen, Rumänien, Tschechoslowakei, Türkei und Jugoslawien über die Definition des Angriffes; diese Abkommen wurden auf Vorschlag der Regierung Litauens und, was die Länder Rumänien, Tschechoslowakei, Türkei und Jugoslawien anlangt, durch den Vorsitzenden des Ständigen Rates der Kleinen Entente eingetragen.

Ein Abkommen über Schlichtung und obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit zwischen Frankreich und der Schweiz (Paris, den 6. Februar 1925); auf Vorschlag der französischen und Schweizer Regierung eingetragen.

Ein Abkommen über das Schlichtungsverfahren zwischen Lettland und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (Moskau, den 28. Juli 1932); auf Vorschlag der lettischen Regierung eingetragen.

Ein Nichtangriffsvertrag zwischen Lettland und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (Riga, den 5. Februar 1932); auf Vorschlag der lettischen Regierung eingetragen.

Handelsverträge und Abmachungen zwischen Bulgarien und Deutschland (Sofia, den 24. Juni 1932); Bulgarien und Türkei (Ankara, den 21. Dezember 1933); Bulgarien und Tschechoslowakei (Prag, den 29. August 1933); auf Vorschlag der bulgarischen Regierung eingetragen.

Ein Handelsabkommen zwischen Lettland und Litauen und ein Abkommen über den kleinen Grenzverkehr (1. Dezember 1933, Riga); auf Vorschlag der beiden Regierungen eingetragen.

Ein Handelsvertrag und ein Handelsabkommen zwischen Lettland und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (Moskau, den 4. Dezember 1933); auf Vorschlag der lettischen Regierung eingetragen.

Eine Abmachung zwischen Österreich und Frankreich über die Vorzugsbehandlung des österreichischen Holzes (Paris, den 29. Dezember 1932); auf Vorschlag der französischen Regierung eingetragen.

Ein Notenaustausch zwischen Brasilien und Polen, ein Handelsabkommen darstellend (Rio de Janeiro, den 3. Februar 1932); auf Vorschlag der brasilianischen Regierung eingetragen.

Ein Abkommen zwischen der Wirtschaftsunion Belgien-Luxemburg und Jugoslawien für die Kompensation von Handelsschuldforderungen zwischen der Wirtschaftsunion und Jugoslawien (Belgrad, den 21. Februar 1933); auf Vorschlag der jugoslawischen Regierung eingetragen.

Eine Abmachung zwischen Belgien und Italien über die Wiedereinbürgerung Minderjähriger, die sich der väterlichen oder vormundschaftlichen Autorität entzogen haben (Rom, den 7. Februar 1934); auf Vorschlag der belgischen Regierung eingetragen.

Ein Vertrag zwischen Österreich und Jugoslawien über die Sozialversicherungen (Wien, den 21. Juli 1931); auf Vorschlag der jugoslawischen Regierung eingetragen.

Ein Abkommen zwischen Österreich und Jugoslawien über die Luftfahrt (Wien, den 14. Oktober 1932); auf Vorschlag der jugoslawischen Regierung eingetragen.

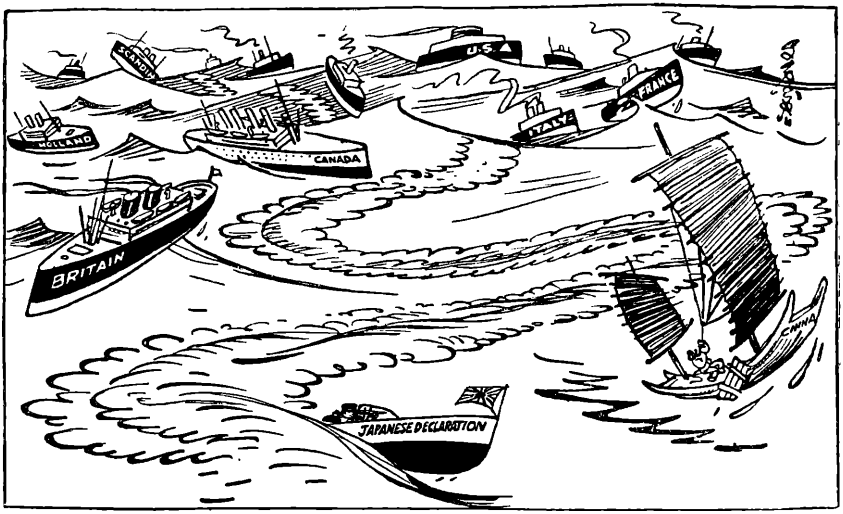
Verschiedene Notenwechsel zwischen der südafrikanischen Union und den Vereinigten Staaten von Amerika über die Luftschiffahrt (Pretoria, den 17. und 20. September 1933); auf Vorschlag der südafrikanischen Regierung eingetragen.

Ein Telegraphen-Abkommen zwischen Belgien und Frankreich für die äquatorialen Besitzungen Frankreichs in Afrika und dem belgischen Kongo (Brazzaville, den 4. Mai 1922); auf Vorschlag der belgischen Regierung eingetragen.

Ein Telegraphen-Abkommen zwischen Belgien und Großbritannien und Nordirland für Tanganyika und den belgischen Kongo einschließlich Ruanda Urundi (Dar-es-Salaam, den 10. Juli 1922); auf Vorschlag der belgischen Regierung eingetragen.

Diejenigen unserer Leser, die sich des Eindrucks dieser Liste nicht erwehren können, aber wollen wir bitten, den ersten „Span" auf Seite 443 nicht zu überschlagen ...

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum



Nicht nur im Pazifischen Ozean hat die Bugwelle der japanischen Erklärung über „Hände weg von China" ein mächtiges Geschaukel im Kielwasser dieses so schneidig ausgefahrenen Bootes hinterlassen (Peoples Tribune, Shanghai; 1. 5. 34); und nicht nur mit der chinesischen Dschunke hat es der Bootsführer zu tun — wie die außerordentlich vielsagende Spottzeichnung des geistvollen Zeichners „Sapajou" deutlich wahrnehmen läßt.

Ein Fernziel einer großen Macht, den Wissenden längst erkennbar, ist nun auch scharf umrissen für alle Raumblinden hingestellt, die es bis jetzt nicht sahen oder sehen wollten. Es ist im Frühjahr 1934 genau derselbe Vorgang wie bei der Rede des Grafen Komura im Februar 1909, als er Lebensraum für mindestens hundert Millionen Japaner und den letzten rasseverwandten Mann unter der eigenen Flagge forderte.

Als ich 1912 von einem „subjapanischen Erdraum" sprach, da hielt man das für eine japanfreundliche Übertreibung; jetzt ist alles das, was damals so genannt wurde, subjapanischer Erdraum, und der geforderte Lebensraum für 100 Millionen wäre erreicht. Jetzt aber wird das Ziel weiter gesteckt. Als 1923 die Arbeit über den Wiederaufstieg Südostasiens zur Selbstbestimmung erschien, galt sie vielen als Übertreibung, ebenso wie die Vorhersage über den Sieg des chinesischen Südens, der bereits zwei Jahre später im Sattel saß. Wie viele endlich nahmen die oft in diesen Blättern gezeigte panasiatische

Bewegung ernst? So ernst, wie sie genommen werden mußte? Heute dient sie den Ostasiaten wie den Sowjets als mächtiger Vorspann; die alten Kolonialmächte haben längst in ihr eine gefährliche Wirklichkeit erkannt.

Ähnlich spiegelt unsere Kopfleiste die Gefahren der Flottentagung von 1935 voraus; und wenn auch überraschenderweise wenigstens auf diesem Bild das deutsche Taschenpanzerschiff nicht als Popanz unter den anderen erscheint, so hat die Welle doch auch an unsere Ufer geschlagen. Zunächst darin, daß sie den ebenfalls im Bilde nicht vertretenen, aber mit ihren U-Booten in Wladiwostok und ihrer Flugrüstung im Hintergrunde drohenden Sowjets in Asien, U.S.Amerika und Europa Oberwasser gegeben und politische Erfolge verschafft hat.

Es fehlte nur noch, daß man von Moskau aus, ähnlich wie man das „Sicherheits"leitmotiv von Frankreich voll Ironie übernahm, auch noch die Solidarität der weißen, der nordischen Rasse mit Rattenfängertönen zu pfeifen anfinge, um auch die Deutschen hereinfangen zu helfen. Vielleicht ist in diesem Zusammenhang an die Tatsache zu erinnern, daß Lenin auf seinen tatarischen Bluteinschlag stolz war, Stalin Georgier ist, die Achtung vor dem Rassenbegriff bei den Sowjets gar keine Rolle spielt und der nahöstliche Einschlag ihrer leitenden Kreise keiner weiteren Erörterung bedarf. Es würde sich also beim Anschlag dieser Melodie von Rußland oder Genf her nur um ein außenpolitisches Zweckverfahren handeln, das um so komischer wirken müßte, als Frankreich bereits wieder versucht, die niemals abgelegte, nur etwas gereizte japanische Saite wieder auf seinen Bogen zu spannen und durch ein Gaukelspiel, wie vor dem Weltkrieg, Angelsachsen, Russen, Japaner zusammen vor den Wagen seiner europäischen Kontinentalpolitik zu führen. Das ist sogar einmal mit dürren Worten gesagt, aber schnell wieder vertuscht worden, als man sah, wie die Welt über das Wiederaufleben der franko-russischen Kontinentalpolitik erschrak: England, Italien, die Neutralen, weil sie sich doch alle erinnerten, wieviel Blut und Wirtschaftsglück sie dieser Kombination verdankten.

Der beste Beweis dafür, daß man auch in Japan die Gefahr zu weitgehender Schwankungen im Kielwasser sieht, ist der Eingriff des greisen Genro Fürst Sayonji in die Besetzung der durch Rücktritt freigewordenen Präsidentenstelle des Geheimen Rats, der obersten beratenden Stelle des Kaisers in Japan. Er verhinderte das Eintreten des japanischen Faszistenführers Baron Hiranuma in die oberste Stelle, das eine Kriegsfanfare gewesen wäre, und riet zur Besetzung durch ein außenpolitisch unbeschriebenes Blatt, Baron Ikki, früheren Erziehungs-, Innen- und Hausminister. Das ändert nichts an dem Einfluß der vaterlandsliebenden Verbände, der Kokuhonsha, hinter den Kulissen; aber es tarnt durch Vermeiden des Aufziehens ihrer Flagge am obersten Masttopp. So kann eine fast unbeachtete Personalveränderung in fernen Landen ein weltpolitisches Signal, ein geopolitisches Symptom sein. Es muß als solches gewertet werden; zur Entspannung führt es freilich noch nicht.

Kommt es noch vor 1935 zu einem Austrag, von dessen Unvermeidlichkeit man in Moskau überzeugt ist — wofür man entsprechend vorbaut (umfangreiche Grenzbefestigungen, fieberhafter Eisenbahnbau, Waffentransporte, z. B. gleich 10 britische Waffendampfer auf einmal in Wladiwostok, am 1. Mai 200 Flieger darüber) —, während Tokio ihn, wenn möglich, vermeiden zu wollen scheint, wobei es allerdings keinen Schritt zurückweicht, so wird die Einstellung des Streitgegenstandes selbst, Manchukuos und Nordchinas, von entscheidender Bedeutung sein.

Innerhalb dieser Bedeutung wieder kommt eine erste Rolle dem jungen Inhaber des schwierigsten Thrones der Erde zu, der freilich schon als Knabe zweimal auf einen Thron hinauf- und wieder herabgestiegen ist und nun das Spiel zum dritten Male kennenlernt.

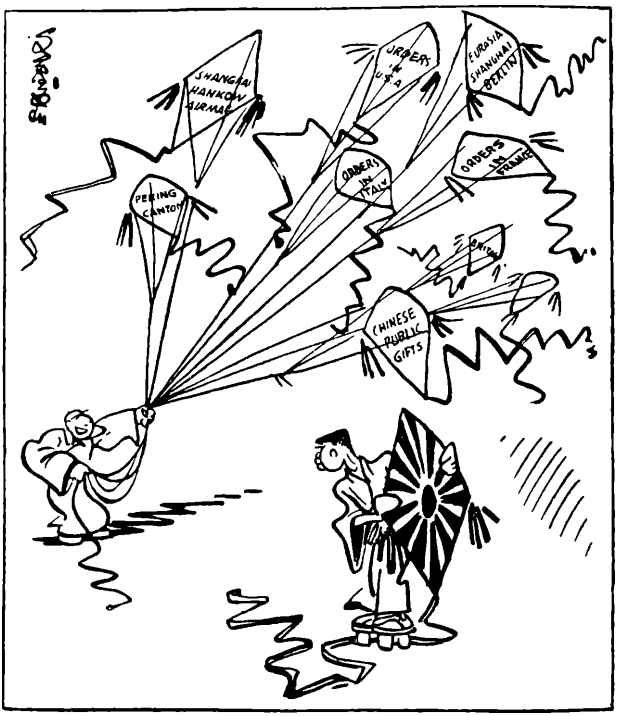
Da erscheint zur Beleuchtung dieser mindestens bereits in der Weltgeschichte verankerten Persönlichkeit zur rechten Stunde ein höchst fesselndes Buch seines britischen Erziehers und Retters Reginald Johnston: „Twilight in the Forbidden City" (London 1934, Gollancz, 18 Sh.), das mit einer seltenen Personen- und Sachkunde den Werdegang des einstigen Kaiserkindes Pu Yi beleuchtet. Noch einmal ziehen die Schatten des Reformers Kang Yu Wei, des unglücklichen Reformkaisers Kwang Hsü, der von den Japanern als Erzverräter gehaßten Doppelfigur Yüan Shi Kai, des alten Tigers Chang Tso Lin und des höchst unheiligen Missionärlieblings Feng Yu Hsiang vorüber — scharf umrissen. Wenn nach dem alten Griechenwort nur der geschundene Mensch gebildet wird, so hat der junge Mandschukaiser eine gute Lehrzeit für eine schwierige Laufbahn hinter sich und wird schwerlich irgendwem als bloßes Spielzeug dienen.

Als Gegenstück dazu sei unter den vielen vorzüglichen Schilderungen in der Sammlung „Köpfe der Weltpolitik" der Münchener Neuesten Nachrichten die Schilderung Chiang Kai shek von M. Th. Strewe (Mü. N. Nachr. Nr. 101, 15. 4. 34) empfohlen, mit seiner herben, an die Spitze gestellten Äußerung: „Friede und Einigkeit in China unter der nationalen Regierung sind Illusionen" (Nanking, 15. 3. 29). Seither gesellte sich der Zusammenbruch der Völkerbundsillusion und der Illusion der Einigung gegen den japanischen Druck hinzu.

Es ist eine fast übermenschliche Arbeit, die der chinesische Marschall, fast allein gegen auswärtige Schwierigkeiten und innere Nationallaster, wie die unausrottbare Korruption und Parteisucht, stehend auf wankender Kulturgrundlage (vgl. Peoples Tribune, 1. 5. 34: „What religion means to me"), zu vollbringen hätte. Dabei lösen sich auch die alten materiellen Grundlagen für das bisher immer wieder erneute Zusammenfinden des Riesenreiches mehr und mehr auf, vor allem die Säule der uralten Agrarkultur. Kann doch schon Yao Hsin-Nung von Chinas „Agrar-Zusammenbruch" sprechen! („Rural China's Collapse; Far Eastern Review, April 1934, S. 148—153, mit erschütternden Zahlen und Vorwürfen für die am

Schürzenband der Shanghaier Banken hängende Kuomintang-Regierung.) Freilich ist er gerecht genug, die Yangtsehochwasser, das japanische Vorgehen und die Finanzkrise als mildernde Umstände anzugeben. Aber dennoch sagt er von dem amtlichen China von heute: „In wilder Jagd hinter den Vögeln im Busch erschöpft es sich selbst und erwürgt den einzigen Vogel in seiner Hand: die chinesische Landwirtschaft der wirklich beherrschten Länder!"

Wie ganz anders harmonisch und selbstverständlich kann das staatsmännische, strategische und persönliche Leben eines nationalen Führers dort verlaufen, wo er aus einem sicheren nationalen Gesamtrahmen heraus zu handeln hat, wie der jüngst aus dem Leben geschiedene Sieger von Yalu und von Tsushima (27. 5. 1905), Großadmiral Marquis Heihachiro Togo, von dessen Nachrufen die Zeitungen seiner Heimat und der Welt am 30. 5. 34 widerhallten, dessen bescheidene und reiche Persönlichkeit mir aus einem unvergeßlichen eigenen Eindruck dauernd vor der Erinnerung stehen wird. Als Angehöriger des Marinestammes der Satsuma-Samurai erhielt er seine Feuertaufe sechzehnjährig bei der Verteidigung seiner Vaterstadt Kogoshima am 15. 8. 63 gegen die Westmächte, siegte, in England ausgebildet, 1894 an der Yalumündung, überfiel am 8. 2. 1904 die russische Flotte im Hafen von Port Arthur und bei Chemulpo und zerstörte am 27. 5. 1905 die um die halbe Welt herangefahrene Flotte Roschdestwenskis bei Tsushima: immer im Rahmen derselben Berufsehre, desselben Heimatschutzauftrags desselben Kaisers seiner frühen Wahl.



Werden sich die beiden großen führenden Kulturvölker des Fernen Ostens selbst bei Einsicht in die Notwendigkeit aus so sehr auseinandergebogenen Kursen und Fahrtrichtungen noch zusammenfinden, sich noch erschreien können?

Das ist die entscheidende Frage für eine panasiatische Fern-Ost-Kooperation.

In Frankreich, wo man — schon um des durch die Sowjetliebelei arg gefährdeten langjährigen Verhältnisses zu Japan willen — gerade diese Vorgänge in Eurasien und im Pazifik durch eine kleine Forschergruppe mit großer Aufmerksamkeit verfolgen läßt, sind es vor allem die Aufsätze von André Dubosq, die immer besonders aufschlußreich sind (z. B. „Temps", 18. 5. 34: „Au Siam", und 19. 5. 34: „L'indépendance des Philippines"). Hier brennt es beim Nachbarn (Indochinas nämlich!). In diesem Fall weiß man sich aber auch der britischen Presse von Malaya mit ihrem Geschrei nach Zollschutz gegen das in Hinterindien vordringende Japan und der niederländisch-indischen Kolonialstimmen sicher. In Siam soll der japanische Handel etwa 75% der Einfuhr unter geschickter Wahrnehmung politischer, panasiatischer Vorliebe der neuen Herren dort erreicht haben, selbst in Johore dringt, unter den Kanonen der Reichsfestung dort, japanischer Bergbau ein. Über den Zustand in Singapore selbst vgl. E. Schultze: „Singapore, die Zwingburg des Ostens" (Deutsche Wacht, Batavia, Nr. 5 u. 6, 1934. Meutereigefahr!).

Gerade am Beispiel der Philippinen, die wir so oft als Manometer anerkennen mußten (vgl. Geopolitik des Pazifischen Ozeans), untersucht André Dubosq sorgenvoll die Rückzugserscheinungen des 1898 so unbefangen vorgestoßenen u.s.amerikanischen Imperialismus. „Der Imperialismus zahlt sich nicht mehr
Aus diesem Gefühl, meint A. D., sei die Räumung Nikaraguas hervorgegangen, sei die der Philippinen als Entschluß gefolgt. Für das Warum gibt ein ebendort zitierter Aufsatz von Paul Mousset Auskunft (Correspondant, 25. 4. 33): „Freigebig ließ die junge Republik die Philippinos die Wohltaten ihrer Zivilisation genießen, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, daß sie gegenüber Malaien, Orientalen so handelte, denen das amerikanische Ideal lange ein Mysterium bleiben mußte und deren Seelenstimmung ihr immer entgleiten würde." Dann wird ausgeführt, wie ihr Rassenstolz die U.S.Amerikaner immer am Verständnis gerade der erhaltenswerten Kulturgüter des Ostens, für die „Wurzeln" gehindert habe, so daß nur ein Halberfolg eingetreten sei, wo die USA. einen Triumpherfolg erwartet habe. Daher, wie A. D. meint, nun der Rückschlag und, wie die Chinesen meinen, die Preisgabe an die Japaner, was man auch sonst vorbeugend unternehmen möge. Derselbe Klang von Verzicht spricht aus dem Siamaufsatz über das jäh durch Streik und Putsch modernisierte Land des weißen Elefanten.

Mit den Rückzügen der USA. aus rein imperialistischen Ausfallstellungen — wahr oder angekündigt —, sowohl im Westpazifik (Philippinen) als zwischen Pazifik und amerikanischem Mittelmeer (Nikaragua) und in diesem Meer (Kuba mit Ausnahme der Marinestützpunkte), hängt es zusammen, daß die U.S.Amerikaner ohne zu großes Mißtrauen sich in den panamerikanischen Nichtangriffspakt einschieben konnten. Der war ursprünglich aus einer zu Rio

zwischen Argentinien und Brasilien begründeten Fronde der ABC-Staaten Argentinien, Brasilien, Chile gegen USA., zusammen mit Paraguay, Uruguay und Mexiko, mit Beitrittsversicherung Perus nach der Amerika-Konferenz in Montevideo schon den Beitrittsaufruf von Montevideo, dann durch Beitritt von USA., Bolivia, Kuba, Ecuador, Salvador, Guatemala, Venezuela, Panama, Nikaragua, Honduras, Costarica und Haiti verbreitert, aber auch verwässert worden (Buenos Aires, 27. 4. 1934). Aber er ist nun doch eine Verfestigung des amerikanischen Pazifikufers gegen ein Hereingleiten einiger schwächerer Partner in einen ewaigen Großkampf, der auf diese Weise auf die Großen beschränkt bleiben könnte.

Dagegen ist ein mühsam genug äußerlich scheinbar hergestelltes politisches Gleichgewicht am Nordwesteingang des Indischen Ozeans durch die Erfolge des Wahabitenherrschers Ibn Sa'ûd gegen den geizigen Imam von Yemen, Yahia, seit dem letzten Bericht noch mehr gestört worden, so daß, mit England zu reden, „jeden Augenblick mit seinem vollkommenen Sieg eine neue Lage entstehen kann", d. h. ein Grund für die drei Nachbarkolonialmächte England, Frankreich und Italien zu einem mit Unbehagen gesehenen Eingreifen, dessen mögliche Folgen wir bereits im Juniheft geschildert haben. Eine Ergänzung bilden die Schilderungen des 1880 geborenen Islamführers durch H. C. Armstrong („Lord of Arabia") und Philby.

Sehr geschickt ist Ibn Sa'ûd der schon über ihm hängenden europäischen Dazwischenkunft durch eine Operationspause entgangen, die eine leidliche Einigung mit dem Imam erhoffen ließ. Als er sah, daß er noch eine Weile freie Hand haben werde, griff er schnell zu, nachdem sein Gegner bereits mit Midi und Hodeida den Seezugang und die Hauptmöglichkeit des Waffenschmuggels verloren hatte, und stieß gegen die Hauptstadt Sana selber vor, jenseits deren freilich, falls der Widerstand Yemens wieder auflebt, ein schwieriges und zertaltes Gebirgsgelände auf ihn wartet. Dann erst, in den Übergangsgebieten von Assir nach Aden, würde wohl Intervention unvermeidlich.

Bis dahin genügt auch für Frankreich und Italien „prudente présence" — ein ausgezeichnetes Wort für eine heikle Kriegsschiffgegenwart, von Georges Meyer („Temps", 15. 5. 34), das man sich merken muß.

„Kluge Anwesenheit" — es ist ein Bruder des Begriffs des Vorsorglichen der Juristen auf geopolitischem Felde. Bisher rund fünf Millionen Menschen stark, würde nach der Meinung des Temps, der Yemen doch vielleicht überschätzt, Arabien in seinem neuen Kern um etwa 10 Millionen verstärkt und — vorausgesetzt, daß die neue Erwerbung hält — in den Besitz einer günstigen weltpolitischen und strategischen Schlüsselstellung gelangen.

Aber das Beispiel Persiens bis zum Regierungsantritt des kraftvollen heutigen Herrschers Riza Pehlewi, das schnelle Zurücksinken Afghanistans nach dem klugen Regime Abdurrahmans und den Anläufen von Habibullah und Amanullah,

dann Mohamed Nadir Schah lassen uns doch erkennen, wie schwer es ist, die Stammesfehden, den Nomaden-Siedler-Gegensatz und die inneren religiösen Zerklüftungen des Islâm so weit zu überwinden, um haltbare Staatsbildungen auf diesen Triebsand zu gründen, der gewiß, im Sandsturm geballt, gewaltige, aber vergängliche Wirkungen hervorzubringen vermag.

Zu dieser Frage liefern Erfahrungen wie die von Niedermayer und Hentig ausgezeichnete Beiträge; aber noch günstiger ist es natürlich, wenn sich ein ganzer Kreis von gut vorbereiteten Wissenschaftlern und Forschern etwa um eine archäologische Mission (ab 1922 auf 30 Jahre) herumbauen kann, die im französischen Fall den Spuren Alexanders des Großen im Nahen und Mittleren Osten folgt. Bei dessen vielseitigem Auftreten und weit ins Penjab ausgreifendem Machtbereich läßt sich neben gründlichen geopolitischen und ethnopolitischen Studien auch noch ein vorzügliches Kartenwerk aufnehmen, das bei irgendwelchen großasiatischen Verwicklungen sicher ganz vortreffliche Dienste tut. Daß dazwischen Gefahren in den Kauf genommen werden müssen, versteht sich — etwa bei einem Zwischenspiel, wie dem von Baccha i Saquao, von selbst. Vom Umfang der möglichen Leistungen gibt der Aufsatz „Afghanistan" von J. Hackin (Revue de Paris, 1. 6. 1934) eine ungefähre Vorstellung.

Das Schlußurteil dieses Berichts enthält eine große geopolitische Weisheit: „Verkeilt zwischen zwei mächtige Nachbarn, oft behindert durch ihren ehrgeizigen Wettbewerb, gibt Afghanistan trotzdem ein bemerkenswertes Beispiel von Lebenskraft (Vitalité); einer Lebenskraft, für die das Land zweifellos denen verpflichtet ist, die weise seine schlichten und gesunden Wirtschaftsformen im Aufbau der Wirtschaft zu bewahren wußten."

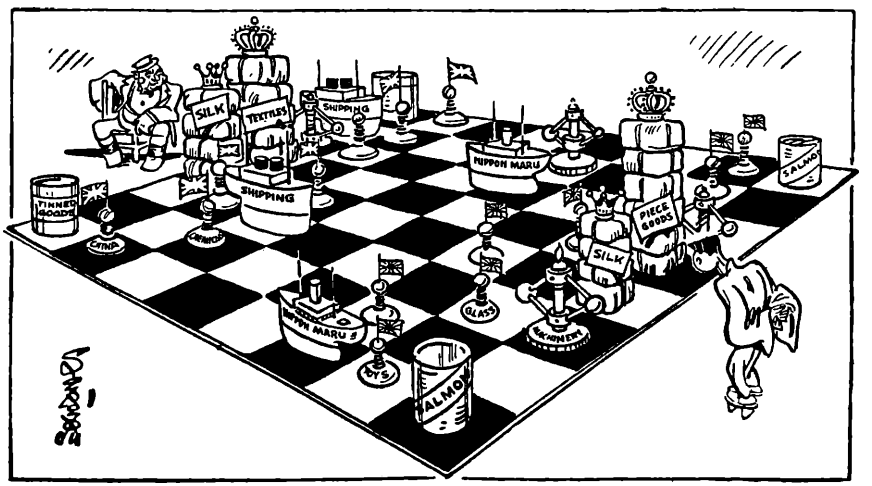
Ein schlagkräftiges, klug verteiltes, aus den Stammfehden herausgehaltenes Heer, ein gutes, derbes Straßennetz, sonst aber ganz vorsichtige und behutsame Reformen, mit Seßhaftmachung und Ertragssteigerung verbunden, ohne nur den Widerstand herausfordernde hastige Übertünchungsversuche mit einer noch unverdaulichen Zivilisation: das würde nach den nunmehr immerhin 12 Jahre hindurch gesammelten Eindrücken der klugen französischen „Archäologen" das Heil bedeuten.

Nadir Schah und sein Ministerpräsident haben diesen Weg eingeschlagen: „keine gefährliche Neuerung, sondern nutzbare Verbesserungen". Amanullah ging den umgekehrten Weg und scheiterte damit.

Der seltsame Kontrast zwischen einem ausgesprochenen Paß- und Durchgangsland im großen und einem Mosaik von Rückzugsräumen im kleinen erklärt allein das Rassen- und Bevölkerungsgemisch, von dem Hackin ein gutes anschauliches Bild und eine sicher vielen wertvolle Kartenskizze gibt (S. 624). So sind die Ghilzai und Durrani Rückstände von Turkvölkerwellen, die Hazara rein mongolischer Herkunft, Rest einer Militärkolonie, die Dschingis Chan an die Pässe warf, und über dem Ganzen schwebte beständig die Gefahr einer Zerreißung nach Tadschik-

Siedlern und Afghanen-Nomaden. Auch die ganze Unhaltbarkeit der indischen Nordwest-Grenz-Konstruktion eines Pufferraumes zwischen geordnet verwaltetem Land und theoretischer Grenz- (Durand-) Linie, eines wahren Unruhenherdes wird klargelegt und als Fehlbau enthüllt.

„Wirf deinen Kopf nicht gegen einen Felsen", hatte Ghazi Kemal König Amanullah bei seinem Besuch gemahnt, damit die starke Eigenart seines Landes gemeint und recht behalten. Manchmal ist der Boden doch stärker als das Blut; namentlich wenn er so hart ist, wie in Afghanistan, und das Blut so beweglich!



S P Ä N E

Unter der schnell gebildeten Patina journalistischer Arbeit birgt sich manchmal der Dauerwert symptomatischer Kennzeichnung, der es verdient, der Vergessenheit flüchtiger Tagesmeinung entrissen zu werden. Besonders wenn solche Splitter der Presse des „neutralen" Auslandes entstammen, wo die Federzeichnung meist nicht ahnen läßt, daß sie einen Balken wiedergibt, der ehrlicher Zimmermannsarbeit wert wäre. Ein solches Blatt, das verdient, in die politischen Mappen historischer Sammlungen eingereiht zu werden, fand sich kürzlich in einer Schweizer Zeitung in Form der Feststellung, „daß die durchschnittliche Geltungsdauer eines der etwa 15 000 wichtigeren Staatsverträge, die die Weltgeschichte der letzten 800 Jahre kennt (die Verträge auf ewige Zeiten eingerechnet), nur $3^1/_2$ Monate betrug". Eine Legende zu diesem Bild dürfte überflüssig sein, aber am Rande sei die Frage vermerkt, ob diese Ziffern in den Völkerbundsarchiven errechnet wurden. Derbe Phantasie kann sich des gedanklichen Konnexes zum Grabgeläute nicht erwehren, denn wir müssen annehmen, daß eine Karikatur nicht in der Absicht der Schweizer Gastfreundschaft gegen so stolze Institutionen gelegen war.

*

Apropos, Völkerbund — was diese heilige Allianz auf dem Boden abendländischer Kultur hätte machen sollen, dafür findet sich ein prachtvolles Rezept im „Geographical Journal" der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London: Grenzen machen. Im harmlosen Gewand eines wissenschaftlichen Vor-

trags erfährt man mit einigem Erstaunen, daß die Grenze zwischen Nordrhodesia und dem Belgisch-Kongo mit recht beträchtlichen Gebietsveränderungen neu vermessen wurde, weil — im europäischen Jargon müßte man sagen „obwohl" — die Kupferminen klare Grenzverhältnisse erforderten. Die alte Grenze, die sich auf das internationale Übereinkommen vom 12. Mai 1894 gründet, sollte der Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi folgen. In der Wildnis nur flüchtig demarkiert, wurde sie allmählich zu einem wirtschaftlichen Problem ersten Ranges. Briten und Belgier sahen aber merkwürdigerweise auch ohne Völkerbund die Schwierigkeiten nur in der Auffindung der Wasserscheide in völlig flachem Gelände, eine Schwierigkeit, die von erfahrenen „Grenzern" ohne viel Aufhebens behoben wurde. Die Diskrepanz zwischen Grenzenmachen am grünen Tisch mit seinen juristischen Wasserscheiden und dem Boundary-making in tropischem Buschwerk und zwischen natürliche Wasserscheiden verwischenden Termitenhügeln ist aber ein lehrreiches Beispiel angelsächsischer Geopolitik, das trefflich in die Verantwortlichkeit völkerrechtlicher Konventionen und Verträge hineinleuchtet.

Wir haben nie bezweifelt, daß der Balkan ein uneinheitliches politisches Gebilde ist, das auf engem Raum größte Gegensätze vereint. Geopolitische Untersuchung ist deshalb immer zu anderen Schlüssen über die Entwicklung des Südosten gekommen als die allgemeine Meinung, die auf Augenfälligkeiten gestützt war. Es überrascht deshalb, im Leitartikel der Tagespresse Prognosen zu finden, die ihre Gültigkeit aus der eingehenden Kenntnis der wirklichen Eigenart dieses Raumes ableiten und mit wenigen Sätzen imstande sind, weltpolitische Ereignisse um- oder, besser gesagt, abzuwerten. Wir denken dabei an den Artikel in den „Basler Nachrichten" über „Rumänien in der Konstellation der Mächte" vom 14. März 1934. Man findet dort folgende Sätze: „Die ausgesprochen politischen Opportunitätsverträge, zu denen auch der Balkanbund gehört, sind nicht in der Lage, die Balkanvölker in Begeisterung zu versetzen. Der Rumäne kennt den Griechen ebensowenig wie der Serbe den Türken. Alle Gemeinsamkeiten fehlen. Sprache, Kultur, Religion, Rasse sind verschieden, nähere Handelsbeziehungen bestehen zwischen den Bevölkerungen der Paktschließenden beinahe nicht. Man besucht sich nicht einmal. Paris liegt viel näher bei Bukarest als Athen oder gar Belgrad." Wir überlassen das Urteil, ob solche Meinung veralten kann, dem Leser. Uns scheint, daß solche Berichterstattung nicht nur durch das Zutreffen politischer Voraussagen gerechtfertigt ist, sondern ihren Wert durch die Absage an Augenblickseindrücke erhält. Es entbehrt im übrigen nicht einer gewissen Pikanterie, daß gerade der Schweizer Boden solchen Urteilen zugängig ist. Oder sind es die alten Erfahrungen der Eidgenossenschaft mit der internationalen Politik, die die Ursachen und Folgen der Außenpolitik im räumlichen und rassischen Untergrund menschlichen Geschehens suchen lassen, anstatt sie den demagogischen Forderungen demokratischer Gefallsucht anzupassen?

*

Wer Geopolitik mit Milieutheorie und ähnlichem verwechselt, der soll der Entwicklung der britischen Fluglinien nachgehen, um eine Lücke in seiner Urteilsbegründung zu schließen. Auch der Irrtum mancher Techniker über die Überwindung des Raumes ließe sich berichtigen, wenn sie die schlichte Darstellung der „geographischen Hindernisse des Lufttransportes" in Scottish Geographical Magazine nachlesen würden. Wir wollen unseren Lesern die Schlußfolgerungen dieses Aufsatzes nicht vorenthalten: „Was immer die ursprünglichen Absichten gewesen sein mögen, die gegenwärtige Regelung des Luftfahrtwesens im internationalen Recht ist die, daß 1. jeder Staat vollständige Souveränität über den Luftraum oberhalb seines Territoriums und seiner Küstengewässer hat, 2. kein Luftdienst ohne die vorherige Erlaubnis der Staaten, die er zu überqueren wünscht, eingerichtet werden kann und 3. die Bewilligung ohne Angabe von Gründen verweigert werden kann." — „Es wird manchmal behauptet, daß Flugzeuge frei über alle geographischen Schranken fliegen könnten und infolgedessen ungehemmt durch die Hindernisse wären, mit denen Eisenbahnen und Schiffahrtsgesellschaften zu rechnen haben. Diese Feststellung ist eine romantische Halbwahrheit, denn wenn die Überschreitung von Flüssen oder Gebirgszügen oder schmalen Meerarmen dem Erbauer erdgebundener Transportmittel Probleme aufgibt, so hat der Orga-

nisator des Luftfahrtwesens (aircraft operator) seine eigenen besonderen Probleme, die sich aus der geographischen Oberflächengestaltung ergeben. Mögen solche Anschauungen den Charakter allzu selbstverständlicher Erkenntnis tragen, der geopolitischen Empirie der Angelsachsen sind sie wichtige Erfahrungsgrundsätze, um die sich ein politisches Bild von größter Dauerhaftigkeit rankt. Auf die interessanten Voraussetzungen dieser Schlußfolgerungen werden wir noch zurückkommen, da uns eine Reproduktion eines Gemäldes imperialer Arbeit unerläßlich erscheint.

R. v. S.

OTTO NICKEL:
Der Raum als Waffe

Der Weltkrieg hat uns mit der sogenannten „Materialschlacht" bekannt gemacht. Aus der Erfahrung und dem Begriff der „Materialschlacht" entstand dann weiter die kriegstechnische Konstruktion des „Materialkrieges". Der Akzent liegt hier ganz auf „Material". Die Erkenntnis knüpft an bei den Massen der benötigten und verbrauchten Kampfmittel. Aus den gewaltigen Zahlen der aufgewendeten Geschütze, Granaten, Minen, Gewehrmunition formt sich ein Bild und ein Begriff von Schlacht und Krieg, der gänzlich durch die Materialmenge bestimmt wird. Es kann nicht geleugnet werden, daß zum Materialkrieg auch die Materialmenge gehört. Dennoch liegt das Wesen des sogenannten Materialkrieges nicht in dem riesenhaften Verbrauch von Kriegsmaterial. Zahl und Menge sind nichts anderes als Mittel zum Zweck. Der Zweck ist eine Form des Krieges und des Kampfes, bei dem der Raum selbst zur Waffe gemacht wird.

Man muß sich klarmachen, daß bis in dieses Jahrhundert hinein alle Waffen ihrer „Idee" nach Hieb- und Stichwaffen waren. Der Nahkampf wird zum Fernkampf, indem Hieb und Stich immer weiter, aus immer weiterem Abstand gegen den Feind geführt werden. Das fängt bei Bogen und Pfeil an, oder noch früher bei dem geworfenen Messer, dem geschleuderten Speer. Man sticht mit dem Speer und schießt mit Pfeil und Bogen. Es ist aber leicht zu sehen, daß auch der Pfeilschuß nichts anderes ist als ein fortentwickelter, nämlich ein verlängerter Speer- bzw. Messerstich. Die Erfindung des Schießpulvers macht es im Laufe von Jahrhunderten möglich, den Kampf aus der Ferne immer mehr zu vervollkommnen. Schließlich werden Geschütze konstruiert, die aus hundert Kilometer Entfernung ihre Geschosse senden. Wenn man aber den Vorgang der Idee nach betrachtet, wozu auch gehört, daß man sich nicht durch die Verschiedenheit der technischen Mittel und die Kompliziertheit der modernen Schießvorrichtungen täuschen läßt, dann ist nicht zu verkennen, daß in der Idee zwischen einem Ferngeschütz und einer Steinschleuder kein Unterschied besteht. Wir haben den Pfeilschuß zwar enorm vervollkommnet, aber bis zum Anbruch dieses Jahrhunderts sind wir nicht darüber hinausgekommen.

Bei einem Pfeil- wie auch bei einem Kanonenschuß handelt es sich darum, den Feind direkt zu treffen. Das Ideale wäre, wenn jeder Schuß auch träfe — wenn

es auch für den Beschossenen ein Trost ist, daß nicht jeder Schuß trifft. Hinsichtlich dieser Absicht, zu treffen, unterscheidet sich der Indianer, der seinen vergifteten Pfeil abschießt, nicht im geringsten von einem Mann, der mit einem hochentwickelten Gewehr einem Raubtier zu Leibe geht. Man kennt zwar schon seit langem eine Form der Beschießung, bei der man, wie man sagt, den Feind mit einem „Hagel" von Pfeilen oder Kugeln überschüttet. Aber auch in diesem Fall wird jeder Pfeil und jede Kugel mit dem besonderen Zweck abgegeben, ins Schwarze, d. h. ein ganz bestimmtes Ziel, zu treffen. Dies ist auch schon daran zu erkennen, daß jeder einzelne Pfeil und jede einzelne Kugel vermittels eines besonderen Willensentschlusses und eines besonderen Bewegungsimpulses abgeschossen werden. Der besondere Willensentschluß vollzieht sich im Hinblick auf ein besonderes Ziel; es ist die Direktheit des Angriffs, die den ganzen Vorgang steuert und ihn auch allein verständlich macht.

In der Maske der Materialschlacht erscheint nun eine Form von Krieg und Kampf, bei der die Aktion des einzelnen Kämpfers paradoxerweise nicht mehr unter dem Gesetz des direkten Angriffs steht. Von einem Angriff im eigentlichen Sinne des Wortes kann schon deswegen keine Rede sein, weil im Augenblick der Kampfhandlung niemand vorhanden ist, der angegriffen werden könnte. Das Einlassen von Minen ins Meer zum Zwecke der Herstellung eines Minenfeldes hat zweifellos den Charakter einer Kampfhandlung. Aber diese Kampfhandlung ist überhaupt nur möglich in Nichtanwesenheit dessen, der davon betroffen werden soll. Mehr noch: die einzelne Kampfhandlung wird vollbracht, obgleich nur eine ganz geringe Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie zu einer Kampfwirkung, zu einem Vernichtungseffekt führt. Es ist zum Beispiel sicher, daß von tausend eingelassenen Minen kaum eine einzige in die Lage kommt, ihre Sprengwirkung zu entfalten. Obgleich das von vornherein bekannt ist und auch gar nicht anders erwartet wird, werden alle tausend ins Wasser gelassen. Der ideale Fall, daß von tausend abgegebenen Pfeil-, Gewehr- oder Kanonenschüssen alle tausend treffen, darf hier gar nicht eintreten, weil damit ja das Minenfeld beseitigt wäre. Die einzelne Mine wird also nicht zum Zwecke des direkten Angriffs eingelassen, sondern zum Zweck des potentiellen Angriffs. Die einzelne Mine soll ihre Sprengkraft entladen für den Fall, daß jemand das „Feld" betritt, in dessen Zone die tausend Minen eingelassen sind. Das Wort „Minenfeld" ist ein ganz ausgezeichneter Ausdruck zur Beschreibung des Gemeinten. Feld wird hier gebraucht in dem Sinn, wie in der Physik von elektrischen oder überhaupt von Kraftfeldern die Rede ist. Die Kraft nun, die im Minenfeld bestimmend herrscht, ist die Gefahr. Demjenigen, der sich diesem Feld gegenübersieht, erscheint es als eine von dichter Gefahr erfüllte Zone. Das Wesen des Materialkrieges besteht nun allgemein in der Schaffung solcher Gefahrzonen; seine Absicht ist der potentielle und nicht der aktuelle Angriff.

Es mag sein, daß der Minenkrieg in der Form der Herstellung von das Meer

überspannenden Minenfeldern die reinste Form dieser neuen Kampfesweise ist; dies scheint schon daraus hervorzugehen, als hier auch das Phänomen seine eindringlichste Benennung gefunden hat. Nichtsdestoweniger ist es nicht auf das Meer und auf den Seekrieg beschränkt. Wir sehen vielmehr, daß überall, wo gekämpft wird, die Tendenz besteht, neben den oder sogar anstatt des aktuellen und direkten Angriffs den potentiellen und indirekten Angriff zu setzen. Ein gutes Beispiel dafür bildet das sogenannte Sperrfeuer. Die Ähnlichkeiten, die zwischen einem Sperrfeuerfeld und einem Minenfeld bestehen, sind offensichtlich. Ein Minenfeld kann seinen Zweck erfüllen, auch wenn vielleicht nicht eine einzige Mine zur Explosion kommt. Von einem Sperrfeuer läßt sich sagen, daß es am besten seinen Zweck erfüllt, wenn nicht ein einziger Mann es zu betreten wagt, d. h. zugleich, wenn es dem Feind unmittelbar und direkt nicht einen einzigen Mann kostet. Von seiten dessen, der durch das Sperrfeuer geschützt werden soll, z. B. der Truppe, die sich unter seinem Schutz nach vorn bewegt, erscheint es wie eine Glocke, die sie überdacht, sozusagen ein ins Gigantische gesteigerter stählerner Helm.

Aber auch dort, wo es nun wirklich gilt, den Feind anzugreifen und zu vernichten, wo der direkte auf Vernichtung zielende Angriff Gegenstand der Aktion ist, auch dort ist eine Wandlung eingetreten, die vielleicht tiefer greift als der Wandel in der Waffentechnik, der mit der Erfindung des Schießpulvers verbunden war. Wir haben behauptet, daß ein Gewehr der Idee nach einerlei ist mit dem Pfeile versendenden Bogen, ebenso wie im Geschütz die Idee technisch vervollkommnet wiederkehrt, die auch schon in der Steinschleuder erscheint. Auch das Gewehr, auch das Geschütz ist im Grunde eine Hieb- und Stichwaffe. Das Maschinengewehr ist etwas ganz anderes.

Dem Infanteristen, dessen Waffe das Gewehr ist, kommt es auf den einzelnen Schuß an. Jeder einzelne Schuß wird nach dem Schema abgegeben: anlegen — zielen — abdrücken. Seine Absicht ist, mit jedem einzelnen Schuß das anvisierte Ziel zu treffen. Der Maschinengewehrschütze kann diese Absicht schon deswegen nicht haben, weil er gar nicht weiß, wieviel Schüsse er gerade abgibt. Er denkt sozusagen nicht in Schüssen, sondern in Salven. In diesem anderen Denken aber setzt sich dasselbe durch, was den Kampfmittelcharakter von Minenfeld und Sperrfeuer bestimmt: die Idee des gefahrerfüllten Feldes. Den Maschinengewehrschützen interessiert nicht das Ziel, sondern die Gegend des Ziels. Demgemäß visiert er auch nicht das Ziel über Kimme und Korn an, sondern er prüft die Einschläge seiner Salven, ob er damit richtig in der Gegend liegt, wo „auch" das Ziel seiner Bemühungen liegt. In einem bestimmten Sinn greift er also sein Ziel indirekt an, insofern als er das Ziel nicht als isolierten Punkt innerhalb eines größeren Feldes unter Feuer nimmt. Sein eigentliches Ziel liegt bestenfalls im Zentrum dieses Feldes.

Die Streuung der Minen im Minenfeld, der Geschosse im Sperrfeuerfeld, der Kugeln im Maschinengewehrschußfeld bringt es mit sich, daß sich immer Maschen

finden, die unter Umständen ein Durchschlüpfen gestatten. Das Feld wird hier nicht völlig dicht von den vernichtenden Kräften erfüllt. Diese dichte Erfüllung wird erst von dem, in diesem Sinn modernsten aller Kampfmittel erreicht — von den Kampfgasen. Die Ausbreitung der Gase bringt es mit sich, daß sich das unter Gasbeschuß liegende Feld restlos in eine gefährliche Zone verwandelt. Wenn es auch mit Hilfe des Abwehrmittels der Gasmaske gelingt, auf künstliche Weise gasfreie Stellen, gefahrlose Einschüsse inmitten dieser Zone zu schaffen, so ist doch gleichwohl hier die Idee des „Raums als Waffe" in einer ideal zu nennenden Form verwirklicht. Der Charakter, den bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts alle Waffen besaßen, nämlich nichts als hochentwickelte Hieb- und Stichwaffen zu sein — dieser Charakter ist hier spurlos verschwunden. An Stelle der Pfeillinie und der Schußbahn ist der Raum in der Totalität seiner drei Dimensionen getreten. Es läßt sich zeigen, daß dieser Wandel schon heute, wo er erst im Anfang seiner Entwicklung steht, epochemachende Bedeutung besitzt.

Die Erfindung des Tanks ist nichts anderes als eine Konsequenz aus der Tatsache, daß der Raum in seiner Totalität zur Waffe geworden ist. Die absolute Gefährlichkeit, die mit dem Betreten eines modernen Kampffeldes verbunden ist, zwingt dazu, sich in möglichst umfassender Weise gegen die Feldgefahr abzuschirmen. Ein Schritt in dieser Richtung war die Ausrüstung des modernen Soldaten mit dem Stahlhelm, der aus dem Gesicht des Krieges sowohl wie des Kriegers schon heute nicht mehr hinwegzudenken ist. Ein noch ungleich bedeutsamerer Schritt wurde mit dem Tank gemacht. Die Totalität an Geschütztheit, die er verkörpert, entspricht der Totalität an Gefahr, die auf einem modernen Kampffeld herrscht. Es ist zu erwarten, daß in dem Maß, als die Gefahrdichte der Kampffelder zunimmt, auch die Bedeutung dieser „Tanks" genannten Schutzglocken immer mehr wachsen wird.

Eine andere, vielleicht nicht so sehr ins Auge fallende, gleichwohl aber äußerst bedeutsame Konsequenz ist die Tatsache, daß die eigentlichen Hieb- und Stichwaffen — als Säbel, Lanze, Bajonett usw. — drauf und dran sind, zu verschwinden. Allen diesen Waffen ist gemeinsam, daß sie nicht die geringste „Raumwirkung" besitzen. Auch wenn sie im einzelnen Fall noch so sehr ins Schwarze treffen mögen, so ist dennoch die reine Punkthaftigkeit ihrer Wirkung gegenüber der feldbestreichenden Streuung moderner Waffen dermaßen unterlegen, daß sie den Soldaten von heute mehr behindern als bewaffnen. Wenn sie sich gleichwohl neben dem Gewehr jahrhundertelang zu halten vermochten, so ist auch daran kenntlich, daß sie sich im Prinzip von Gewehr und Kanone nicht unterschieden. Die prinzipielle Verschiedenheit von Gas und Maschinengewehr umgekehrt äußert sich darin, daß sie mit dem Auftreten dieser Waffen, mit dem Auftreten des Prinzips vom „Raum als Waffe" ihren Sinn verlieren. Es ist daher kein Zufall, daß, wie kürzlich gemeldet wurde, die englische Heeresleitung nicht nur

erwägt, das Gewehr abzuschaffen und die Infanterie in eine Maschinengewehrtruppe zu verwandeln, sondern auch dieser Truppe für den unmittelbaren Nahkampf eine vielschüssige Pistole in die Hand zu geben. Es ist klar, daß neben Pistole und Handgranate für Säbel und Bajonett keine Chance mehr gegeben ist, weiterhin eine Rolle als Waffen des Krieges zu spielen.

Es zeigt sich somit, daß die Benennung „Materialkrieg" geeignet ist, das Wesen dieses Krieges zu verdunkeln. Die Verwandlung des dreidimensionalen Raums in einen einzigen geschlossenen, dichten Gefahrenbereich verlangt allerdings den Aufwand riesiger Materialmengen. Die Herstellung von Minenfeldern, von Feuerfeldern in der Gestalt etwa des Trommelfeuers, von „Gasfeldern" setzt voraus, daß die Industrie ganzer Länder in den Dienst der Materialbeschaffung gestellt wird. Es bedarf, um das Wesen des neuen Krieges zu sehen, einer Optik, die sich nicht an der Idee von Hieb- und Stichwaffen orientiert. Es scheint uns, daß der moderne Krieg seinem Wesen nach erst dadurch sichtbar gemacht wird, wenn die von ihm erstrebte und in mannigfacher Form auch erreichte Raumbeherrschung in den Blick gebracht, wenn die Betrachtung der Hieb-, Stich- und Schußwirkung durch die Betrachtung der Feldwirkung ersetzt wird.

ALFRED FRANKE:

Wehrgeographisches zum Rußlandfeldzug Napoleons

Deuteten, unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehens, die Zeitgenossen des Rußlandfeldzuges Napoleons diese furchtbare Katastrophe als Gottesgericht über den Tyrannen, so sahen spätere, kühler und nüchterner urteilende Zeiten darin die tragische Niederlage eines Kampfes menschlichen Willens gegen die Macht der Natur. Immer aber hat man als Ursache des Unterganges der „Großen Armee" den harten, den aus klimatisch milderen Gebieten Europas stammenden Truppen ganz ungewohnten russischen Winter gesehen.

Betrachtet man jedoch auf Grund der zahlreichen ursprünglichen Berichte von Mitkämpfern diesen Feldzug unter dem Gesichtspunkte der Wehrgeographie, d. h. unter dem Gesichtspunkte der Einwirkung geographischer Faktoren auf die Kriegsführung, in diesem besonderen Falle also der Einwirkung des Raumes mit seinen Eigentümlichkeiten der ungeheuren Weite, der Landschaft, des Klimas, der Besiedlung, der Wirtschaft usw., so kommt man zu dem Ergebnis, daß die Katastrophe der Armee schon vor Moskau besiegelt war. Der Winter hat tatsächlich dann nur letzte, allerdings ganze Arbeit getan.

Hat sich nun aber das Schicksal der französischen Armee schon auf dem Vormarsch nach Moskau entschieden, so tauchen sofort einige Fragen auf. Hat denn Napoleon, dieser ganz Große unter den Feldherren aller Zeiten, die Eigentümlich-

keiten dieses Kriegsschauplatzes und die aus ihnen erwachsenden Gefahren nicht vorbedacht? Hat er denn keine oder nicht ausreichende Vorsorge getroffen, seine Armee nach menschlichem Ermessen gegen gefährliche Möglichkeiten zu schützen? Hat er seine Armee in verantwortungsloser Weise blindlings ins Verderben geführt? Nun, Napoleon verfügte über ganz ausgezeichnete geographische Kenntnisse, und in allen seinen Feldzügen hat er die geographischen Gegebenheiten oft meisterhaft für seine Operationen ausgenutzt. Schon seit 1808 zog Napoleon einen Krieg gegen Rußland in den Bereich der Möglichkeit, und schon seit Ende dieses Jahres hat er sich nachweislich mit Studien über den voraussichtlichen Kriegsschauplatz beschäftigt. 1811 war es ihm klar, daß der Krieg unvermeidbar sein werde. Am 19. 11. 1811 ließ er durch seinen Kabinettssekretär an seinen Bibliothekar Barbier schreiben: „Ich bitte Herrn Barbier, mir für Seine Majestät einige gute Werke zu senden, die am geeignetsten sind, die Bodenbeschaffenheit Rußlands und besonders Litauens kennen zu lehren in bezug auf Sümpfe, Flüsse, Wälder, Wege usw. Seine Majestät wünscht auch zu haben, was wir im Französischen an Eingehendstem über den Feldzug Karls XII. in Polen und Rußland besitzen." Aber nicht nur aus der Theorie, auch aus der Praxis hatte er deutliche Vorstellungen von den geographischen Einwirkungen, unter denen ein Feldzug bei den von West- und Mitteleuropa gänzlich abweichenden Verhältnissen im europäischen Osten stehen würde, gewonnen. Diese praktischen Erfahrungen hatte er im Winterfeldzug 1806/07 in Polen und Ostpreußen sammeln können. Folgende für die Kriegsführung in diesen Gebieten entscheidende Tatsachen waren ihm dabei ganz klar geworden. Erstens die schlechten Unterkunftsverhältnisse, die sich seinerzeit schon in Polen sehr unangenehm bemerkbar machten und weiter nach Osten noch schlechter werden mußten. Sie ließen bei der damaligen Art der Kriegführung und dem Stande der Verkehrsverhältnisse einen Winterfeldzug ganz unmöglich erscheinen. Allerspätestens mit Anfang des Winters, etwa im Oktober, mußte also der Feldzug, d. h. in diesem Falle der Krieg, in günstigem Sinne entschieden sein. Über diese Zeit hinaus war ein Zusammenhalten großer Truppenmassen auf engem Raum, wie es militärische Operationen erforderlich machten, infolge der Unmöglichkeit im Freien im Biwak übernachten zu können, ganz ausgeschlossen. Zweitens waren da die sehr schlechten, bei Regen und Schnee oder gar bei Tauwetter meist unbenutzbaren Wege zu berücksichtigen, auf denen dann jede Truppenbewegung sofort zum Stillstand kam. Gerade diese Erfahrungen hatten sich ihm besonders tief eingeprägt und ihn zu der bezeichnenden wehrgeographischen Erkenntnis veranlaßt, daß der „polnische Dreck", „das fünfte Element", wie er ihn nannte, hier ein wichtiger Faktor der Landesverteidigung sei. Diese Tatsache zwang dazu, den Feldzug erst zu einem Zeitpunkt beginnen zu lassen, in dem die Wege durch die sommerliche Erwärmung wieder trocken und benutzbar geworden waren, und das war frühestens Ende Mai. Und endlich hatte Napoleon die gewaltigen Schwierigkeiten der Ver-

pflegung einer hier im Osten vorgehenden großen Armee erkannt. Die außergewöhnlich dünne Besiedelung und Armseligkeit des Landes ließen erwarten, daß die Verpflegung der Truppen nur zu einem ganz geringen Teile aus den Vorräten des Landes sich würde beschaffen lassen.

Der Sicherstellung der Verpflegung wandte deshalb Napoleon seine ganz besondere Aufmerksamkeit zu, für sie traf er die umfassendsten Maßnahmen. So wurde aus Deutschland, besonders aus den östlichen Provinzen, und aus Polen alles Brauchbare an Lebensmitteln, das von den durchmarschierenden Truppen nicht aufgezehrt worden war, mitgenommen. Ungeheuere Fuhrparkkolonnen bewegten sich mit und hinter den Kampftruppen auf allen Straßen nach Osten. Die italienischen Truppen, die schon im Herbst 1811 aufgebrochen waren, führten ihre Vorräte auf Ochsenwagen mit. Die Ochsen sollten nach Ankunft im Aufmarschgebiet wieder aufgefüttert und dann als Schlachtvieh benutzt werden. Zur Ergänzung und zur Entlastung der Straßen wurde auch der günstige Wasserweg von der unteren Weichsel über das Frische Haff—Pregelkanal zum Njemen und dann dieser selbst herangezogen. Alle Transporte waren nach Kowno am Njemen, der damals die Grenze zwischen Rußland und Polen bildete, bestimmt. Hier wurde das große Hauptproviantmagazin der Armee angelegt. Um die mitgeführten Vorräte nicht schon vor Ankunft am Njemen angreifen zu müssen, erließ Napoleon in der zweiten Hälfte des Mai, als die Armee noch in Ostpreußen und Polen stand, an die Korpskommandeure den Befehl, daß alle Truppen sich für 14 Tage mit Lebensmitteln zu versorgen hätten. Die Korpskommandos machten sich die Sache bequem und übertrugen die Ausführung an die Divisionen, diese schoben sie auf die Brigaden weiter, bis sie dann an den Regimentskommandeuren hängenblieben. Und so „besorgten" sich (um einen in unserer alten Armee gebräuchlichen, vielsagenden Ausdruck anzuwenden) die Regimenter Mehl, Getreide, Branntwein und vor allen Dingen mehr oder weniger ansehnliche Viehherden zur Versorgung mit Frischfleisch. Da man aber den ohnehin schon schwer belasteten Soldaten nicht zumuten konnte, sich noch Lebensmittel für 14 Tage aufzupacken, so mußten diese gefahren werden. Polnische Bauern mit Pferd und Wagen wurden durch Geld oder Gewalt veranlaßt, diesen Transport zu übernehmen, indem man ihnen versprach, daß sie nach Ankunft am Njemen wieder zurückfahren könnten.

Noch am 12. Juni, kurz vor Beginn der Operationen, richtete Napoleon eine weitere mahnende Depesche an seine Korpsgenerale. „Wenn nicht alle Vorsichtsmaßregeln bei den Massen, aus denen unser Heer besteht, getroffen werden, können die Lebensmittel eines ganzen Landes nicht ausreichen. Man muß Anordnungen treffen, um alle Rüstwagen mit Mehl, Brot, Reis, Gemüse und Branntwein sowie mit allen für Feldspitäler erforderlichen Gegenständen beladen zu können. Man darf auf keine Hilfsquellen des Landes rechnen und wird alles mit sich führen müssen."

So glaubte Napoleon seine Armee ausreichend versorgt. In der Tat muß man zugestehen, daß alle diese Maßnahmen durchaus genügt hätten, wenn die militärischen Operationen sich so entwickelt hätten, wie Napoleon sie geplant hatte und wie er das auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen erwarten durfte. Er gedachte nämlich, die russische Armee sofort nach Überschreiten der Grenze energisch zu packen, mit seiner gewaltigen Übermacht zu erdrücken und damit Kaiser Alexander zum Frieden zu zwingen.

In der zweiten Häfte des Juni stand die Hauptarmee in Stärke von 382 000 Mann[1]) am Njemen im Raum von Kowno—Grodno bereit, um nach Überschreiten dieses Grenzflusses die Feindseligkeiten zu beginnen. Der Zeitpunkt der Eröffnung des eigentlichen Feldzuges erscheint erstaunlich spät. 1809 stand Napoleon um diese Zeit schon östlich Wien, und 1813 war Anfang Juni bereits der Frühjahrsfeldzug gegen die Verbündeten zu seinen Gunsten entschieden. War man also diesmal bei dem nie vorher dagewesenen Umfang der Vorbereitungen nicht rechtzeitig fertig geworden? Das war keineswegs der Fall; der Grund liegt vielmehr darin, daß, wie für die Beendigung, so auch für den Beginn des Feldzuges die höhere Gewalt des Klimas dem Feldherrn das Gesetz vorschrieb. Außer der schon oben angedeuteten Rücksicht auf den Zustand der Wege war noch ein anderer Umstand zwingend. Bereitete schon die Beschaffung der Verpflegung für die Menschen große Schwierigkeiten, so war es fast noch schlimmer um die Versorgung der mehr als 100 000 Pferde der Armee bestellt. Napoleon glaubte, dieser Sorge fast völlig ledig zu werden, wenn er den Beginn des Vormarsches so weit hinauszögerte, daß die Versorgung der Pferde aus dem inzwischen herangewachsenen Grünfutter sich bestreiten ließe. Einen Vorgeschmack der in dieser Hinsicht zu erwartenden Schwierigkeiten hatte man schon auf dem bisherigen Marsch an den Njemen zu spüren bekommen. Schon im Mai in Polen hatte es sehr bedenklich an Hafer gemangelt, auch Heu war knapp und Grünfutter noch kaum zu finden. Roggen und Gerste, zwar in ausreichenden Mengen vorhanden, wurden anfangs als ungewohnt von den Pferden meist verweigert. Die Folge war, daß das Pferdematerial schon hier nicht mehr im besten Zustande war. Dazu stellte sich heraus, daß die von der Armee mitgeführten, für die Straßen im kultivierten Europa berechneten Wagen für die gänzlich ungepflegten Wege Osteuropas viel zu schwer, ihre Nutzlast viel zu groß war. So wurden die Gäule überanstrengt und begannen bald umzufallen. Schon in Wilna mußte ein Teil der Artilleriebespannung ausgewechselt werden, um die Batterien marschfähig zu erhalten. Man half sich damit, sehr zum Schaden, wie sich bald herausstellen sollte, daß man die noch guten Pferde aus den Artilleriereserveparks und den Verpflegungskolonnen herausnahm und diesen das abgetriebene Material überließ. Trotzdem mußte man aus Mangel an Pferden noch Geschütze in Wilna zurücklassen. Nicht so deutlich, aber dem Auge

1) *Nach Osten-Sacken, Der Feldzug 1812.*

erfahrener Offiziere doch nicht verborgen, war auch schon eine gewisse Ermattung der Mannschaften festzustellen. Hatten doch die meisten Fußtruppen bereits einen Marsch von mehr als 1000 km hinter sich, und nur ein kleiner Teil bestand noch aus alten, durchgebildeten Soldaten. Jeder frühere Infanterist wird die Bedeutung dieser Tatsachen zu würdigen wissen.

Mit dieser Armee überschritt Napoleon vom 24. bis 26. Juni den Njemen. Der Übergang vollzog sich unter Blitzen und Donnern schwerer Gewitter, von vielen, und nicht nur abergläubischen Naturen, in denen ohnehin schon durch die weite Entfernung von der Heimat und den Anblick der veränderten, nicht sehr ermutigenden Verhältnisse dieses Kriegsschauplatzes dunkle Ahnungen aufzusteigen begannen, als ein übles Vorzeichen gedeutet. Östlich von Kowno dehnte sich bis fast nach Wilna ein ungeheures Waldgebiet aus. Bei anfangs ungewöhnlich drückender, schwüler, häufig von Gewittern unterbrochener Hitze wurde es von der eng massierten Armee durchschritten. Dann trat ein plötzlicher Witterungsumschlag ein, und 5 Tage lang gingen ununterbrochen heftigste Regengüsse nieder, dazu trat eine auffallende Kühle ein. Die Straßen gerieten bald in einen Zustand wie bei Tauwetter und machten das Marschieren zu einer kaum ertragbaren Qual. Am 6. Juli setzte dann wieder eine so große Hitze ein, daß selbst Süditaliener versicherten, es sei in ihrer Heimat erträglicher. Die Hitze wurde den Truppen noch beschwerlicher durch die in diesen Breiten ungewohnt langen Tage.

Diese Waldgegend war an sich arm und öde, die kleinen Ortschaften Tagemärsche voneinander entfernt, nur spärlich fanden sich einzelne Höfe. Was hier an Lebensmitteln noch vorhanden war, holten die Vorhuttruppen heraus, und bei der Einquartierung gingen diese Siedlungen meist in Flammen auf. Die Verpflegungskolonnen waren, da Napoleon zuerst alle Kampftruppen hatte über den Njemen gehen lassen, dort von ihren Truppenteilen getrennt worden. Beim Versuch, ihnen nachzukommen, blieben sie dann auf den von dem fürchterlichen Regen tief aufgeweichten, von der Heeresartillerie schon völlig zerfahrenen Wegen stecken. Die Truppen sahen sie im ganzen Feldzug nicht mehr wieder. Zur fehlenden Verpflegung stellte sich in diesen trockenen Heidegegenden bei einsetzender Hitze auch noch Wassermangel ein.

Unter diesen widrigen Umständen kostete schon der verhältnismäßig kurze Marsch bis Wilna, das am 8. Juli erreicht wurde, große Opfer an Menschen und Pferden. Hitze, Hunger und Erschöpfung ließen Tausende niedersinken, Fälle von tödlichem Hitzschlag waren häufig, sogar Selbstmorde aus Verzweiflung, ähnlich wie seinerzeit in Ägypten, kamen schon vor. Und von denen, die sich tapfer bei der Truppe hielten, litten viele infolge des Wetterumschlages und des schlechten Wassers an bösartigem Durchfall. Hören wir darüber einen an Napoleon erstatteten Bericht des Herzogs von Treviso, der nach einigen Tagen der Armee auf dem Wege nach Wilna folgte: Vom Njemen bis Wilna hätte er nur zerstörte Wohnungen

erblickt, Fourage- und Munitionswagen wären zurückgelassen, lägen auf den Wegen, auf den Feldern zerstreut, umgeworfen, geplündert, als wären sie vom Feinde genommen. Er habe geglaubt, einer geschlagenen Armee zu folgen. 10000 Pferde wären durch den Regen des großen Sturms, durch das grüne Korn, ihre einzige und ihnen durchaus ungewohnte Nahrung umgekommen. Sie lägen als Hindernisse auf den Straßen, ihre Leichen verbreiteten einen mephitischen, den Lungen unerträglichen Dunst. Dieses sei eine neue Geißel, der Hungersnot vergleichbar; doch sei diese die schrecklichste von allen. Mehrere Soldaten der jungen Garde waren schon vor Hunger gestorben.

Und doch war diese Armee noch in keinerlei Gefechtsberührung mit dem Feinde gekommen. Nur vereinzelte Kosakenschwärme, die bei ansetzendem Angriff sich sofort im Gelände verflüchtigten, waren von den Vorhuttruppen gesichtet worden. Napoleon nahm keinerlei Rücksicht auf die eingetretenen Schwierigkeiten, im Gegenteil, mit aller Energie beschleunigte er den Marsch seiner Armee, um zu einem ersten Erfolge zu kommen. Nachdem er Einblick in die Aufstellung und ungefähre Stärke der Russen gewonnen hatte, verfolgte er die Absicht, die südöstlich von ihm zur Deckung gegen die rechte Flügelarmee der Franzosen stehende russische Armee Bragation von ihrer Hauptarmee abzuschneiden, sie einzukreisen und zu vernichten. Aber die Langsamkeit seines Bruders Jérôme, der unverständlicherweise einige Tage bei Grodno stehengeblieben war, und die Aufmerksamkeit oder vielmehr Angst der Russen vereitelte diesen Plan. Der weite, ebene, Truppenbewegungen keinerlei Schwierigkeiten bereitende Raum ermöglichte es Bragation, sich der drohenden Umklammerung zu entziehen und nach rückwärts Anschluß an die Hauptarmee unter Barclay de Tolly zu gewinnen.

Auch die russische Hauptarmee durchkreuzte Napoleons Absichten. Sie tat ihm nicht den Gefallen, stehenzubleiben und sich packen zu lassen, kaum daß sie sich in unbedeutende Nachhutgefechte einließ [1]). Die Armee aber und noch mehr die Rücksicht auf die innen- und außenpolitische Lage forderten gebieterisch die „große", Entscheidung bringende Schlacht. Die Welt wartete mit Spannung auf den Sieg; sein Ausbleiben und das Bekanntwerden der Zustände in der französischen Armee konnten gefährlichste Rückwirkungen bringen. So blieb Napoleon also nichts anderes übrig, als ständig hinter den Russen her zu marschieren und

1) *Zu den Gründen des russischen Rückzuges ist zu bemerken, daß diese zunächst keineswegs etwa in der Einsicht der Russen in die entscheidende Bedeutung des Raumes lagen. Was die Russen rückwärts führte, war militärisch das Bewußtsein ihrer großen Unterlegenheit und psychologisch eine geradezu kindische Angst der russischen Generale vor Napoleon, den sie mehr fürchteten als den leibhaftigen Satan. Hatten sie sich wirklich einmal in ein Gefecht eingelassen und es tauchte während des Kampfes das Gerücht auf, Napoleon selbst sei anwesend, dann brachen sie es sofort, auch bei günstigstem Stande ab. Erst der im September zum Oberbefehlshaber ernannte Fürst Kutusow hat ganz klar erkannt, welche Vorteile die ungeheure Weite des Raumes den Russen bot, in welche gefährliche Lage Napoleon bereits gekommen war und weiterhin kommen mußte, sowie daß dadurch ein glücklicher Erfolg des Feldzuges für die Russen ohne viel Zutun sich von selbst entwickeln würde.*

seine Armee immer erneut zur Eile anzutreiben, um endlich den Gegner zu fassen. Dabei ging es immer und immer tiefer in die endlose Weite des Riesenreiches hinein, und immer deutlicher trat die unheimliche Macht seiner Natur in Erscheinung. Wie bereits angedeutet, hatte Napoleon seine Generale ständig darauf hingewiesen, daß auf Vorräte des Landes nicht zu rechnen und daher alles mitzuführen wäre. Das gelang zwar in bezug auf die von den Truppen beschafften Viehherden, die fast überall bis Ende August—Anfang September reichten. Von dieser Zeit an war man meist schon gezwungen, das Fleisch der auf dem Marsche verendeten Pferde zu verwenden. Die auf den Wagen verstauten Lebensmittel waren, wie bereits erwähnt, mit den Kolonnen von ihrer Truppe abgekommen; sie fielen in die Hände der Nachzügler und der Etappe. So war man nun doch trotz aller vorsorgenden Maßnahmen auf das angewiesen, was das Land zu bieten hatte, und das war verzweifelt wenig. Die Armee durchzog wenig fruchtbare, sehr dünn besiedelte Gebiete. Zu allem Unglück war das Jahr 1811 sehr trocken gewesen, und die Erträge der Felder waren geringer als sonst geblieben. Zudem befand man sich in der Zeit vor der neuen Ernte. Die Vorräte von vergangenem Jahr waren zum größten Teil von den Einwohnern aufgezehrt, und von dem, was noch übriggeblieben war, hatte die auf derselben Straße zurückgehende russische Armee schon ihren Unterhalt bestritten. Die Dörfer und Gehöfte längs der Straße waren daher völlig ausgeplündert, meist auch in Flammen aufgegangen. Die französischen Regimenter waren also genötigt, fast jeden Tag, nachdem gegen Abend Biwak bezogen worden war, ganze Abteilungen aufs Marodieren auszusenden. Diese drangen seitlich der Marschstraße in das Land ein und suchten „neue" Dörfer, d. h. solche, die noch im Besitz von Lebensmitteln waren. Ging alles gut und die Requisitionskommandos kamen nach erfolgreicher Suche am späten Abend mit Getreide, Branntwein, manchmal auch etwas Brot zurück, dann wurde die Verteilung vorgenommen. Daß auf die Dauer nur wenige bei diesen Ernährungsverhältnissen den fortgesetzten Anstrengungen gewachsen waren, ist verständlich. Die Folgen zeigten sich auch in erschreckender Weise. Jeden Morgen, so berichtet ein Teilnehmer, rückten die Regimenter in Ordnung aus ihren Biwaks; aber schon nach den ersten Schritten verdünnten sich die Reihen in schlaffe und durchschnittene Fäden. Die Schwächsten sanken nieder und mußten ihre Kameraden an sich vorüberziehen lassen. Vergeblich strengten sie sich dann an, ihrer Truppe nachzukommen, endlich verloren sie dieselbe ganz aus dem Gesicht und blieben schließlich entmutigt liegen. Nicht alle aber, die da zurückblieben, waren tatsächlich am Ende ihrer Kräfte, viele „markierten" nur und benutzten so die Gelegenheit, sich dem ganzen Elend zu entziehen.

Auch als man Mitte August hinter Smolensk in eine besser angebaute Gegend kam und inzwischen die Ernte eingebracht worden war, wurde die Verpflegungslage kaum besser. Denn die Franzosen marschierten eng massiert, um stets die

gesamte Macht zum Schlagen zur Stelle zu haben. Außerdem hatten die vor ihnen zurückgehenden Russen den größten Teil der Vorräte verbraucht oder vernichtet. Dazu machte sich jetzt der Wassermangel außerordentlich empfindlich und gefährlich bemerkbar. In diesen sommertrockenen Steppengebieten führten um diese Zeit die kleineren Flüsse überhaupt kein Wasser mehr, die größeren nur schlechtes, fast stehendes, stinkendes, dessen Genuß allerlei Darmerkrankungen bis zur weitverbreiteten heftigen Ruhr verursachte. Den bedauernswerten Opfern konnten die mit entsprechenden Medikamenten gänzlich unzureichend ausgestatteten, zudem auch an Lebensmittelmangel leidenden Lazarette keine Hilfe bringen. Auch die schon empfindlich kühl werdenden Nächte brachten bei der abgerissenen Bekleidung und dem Mangel an Decken böse Erkältungskrankheiten. Das Zusammenwirken aller dieser Umstände forderte außergewöhnlich hohe Todesopfer unter den Erkrankten.

Über der Schilderung der körperlichen Leiden der Truppe dürfen auch die psychologischen Einflüsse der veränderten Landschaft in ihrer unermeßlichen Weite, die im Sinne einer Schwächung der seelischen Widerstandskraft der Truppe wirkten, nicht unerwähnt bleiben. Hören wir darüber den Bericht eines Mitkämpfers und feinen Beobachters, des Grafen Ségur: „In Deutschland bis zur Oder, wo tausend Gegenstände stets an Frankreich erinnerten, glaubten sich unsere jungen Krieger noch nicht ganz von der Heimat getrennt. Man sah sie dort mutig und vergnügt. Allein hinter der Oder in Polen, wo die Bewohner, die Produkte, der Boden, die Kleidertracht, die Sitten, sogar die Wohnungen ihnen einen fremdartigen Eindruck gewährten, wo nichts die Erinnerung an ein Vaterland, nach dem sie sich schmerzlich zurücksehnten, in ihnen zurückrief, begannen sie über den zurückgelegten Weg zu erstaunen, und der Ausdruck der Mühen und des Überdrusses war schon in ihren traurigen Gesichtern zu lesen. Durch welche ungeheure Entfernung mußten sie also schon von Frankreich getrennt sein; selbst der Gedanke an Rückkehr war entmutigend, und dennoch mußten sie marschieren, immer marschieren. Gedrückt von einer unbestimmten Unruhe marschierten sie durch die düstere Einsamkeit der ungeheuren stillen und dunklen Tannenwälder. Sie erschraken über ihre Schwäche inmitten dieser unermeßlichen Einöde. Von geheimem Schauder ergriffen, trugen sie Bedenken, noch tiefer in diese ungeheure Einöde einzudringen."

In welchem Zustande körperlicher und seelischer Verfassung demnach die französische Armee am 19. September 1812 vor Moskau ankam, kann jeder Soldat ermessen. Schon rein äußerlich ergibt die Betrachtung der erschreckend gesunkenen Stärken ein eindrucksvolles Bild der zerstörend einwirkenden Landesnatur. Mit 382 000 Mann rückte Napoleon Ende Juni vom Njemen aus vor. Vier Wochen später, an der Düna, hatte er nur noch 229 000 Mann. Ein Vormarsch von 400 km, währenddessen nur unbedeutende Vorhutgefechte stattfanden, kostete 150 000 Mann, weit mehr als ein Drittel seiner Armee. Die Operation auf Smolensk, 100 km

weiter östlich, begann der Kaiser am 14. 8. mit 185 000 Mann. Die Verluste der dann erfolgten Schlacht betrugen 29 000 Mann. Vor Borodino traf er mit noch 134 000 Mann ein. Die mörderische Schlacht bei diesem Städtchen brachte 28 000 Mann Verluste. Mit nur 95 000 traf Napoleon vor Moskau ein. Das war nur noch ein Viertel seiner Armee vom Njemen. Und das, was übriggeblieben war, gehörte nicht durchweg zur „eisernen", von allem Bruch befreiten Kerntruppe; Tausende befanden sich auch darunter, die sich mit letzter Kraft aufrechterhalten hatten, weil sie mit dem Kaiser hofften, in Moskau den Frieden und für alle Leiden entschädigende Winterquartiere zu finden.

Den Frieden aber fand der Kaiser nicht. Kleinräumigen Ländern hatte er den Frieden nach Besetzung der Hauptstadt, wie in Wien und Madrid, zu diktieren vermocht. Aber das unendliche Rußland war nicht Österreich oder Spanien. Die Russen gaben Moskau preis. Sie wußten, daß das Schicksal der französischen Armee besiegelt war. 1000 km war Napoleon von seiner gesicherten Operationsbasis am Njemen entfernt. Ebensoweit weg standen seine beiden kleinen Flügelarmeen bei Riga und Brest-Litowsk. Vor sich hatte er den zwar mehrmals blutig geschlagenen, aber nicht ernstlich erschütterten, dafür aber täglich sich verstärkenden Feind. Hinter sich die fast 1000 km lange Etappenlinie, die aufs höchste gefährdet war, weil man bei den besonderen Bedingungen des Vormarsches das beiderseits der Straße gelegene Gebiet nicht hatte besetzen und sichern können. Schon gingen täglich Meldungen ein von Überfällen auf Kolonnen, kleinere Abteilungen, mit geringer Begleitung der Armee nachreisenden Offizieren, Lazarette und Etappenorte, die von streifenden Kosaken und zusammengerotteten, erbitterten Bauern aufgehoben wurden. Diesem gefährlichen Treiben Einhalt zu gebieten, war den Franzosen nicht mehr möglich, denn bei dem rücksichtslosen Vorwärtsdrängen und den jämmerlichen Futterverhältnissen war fast die gesamte Kavallerie zugrunde gegangen [1]).

Als Napoleon nach vier Wochen vergeblichen Harrens auf einen günstigen Ausgang der mit Kaiser Alexander angeknüpften Verhandlungen den Rückzug antreten mußte, hatte seine zwar etwas ausgeruhte und gekräftigte Armee doch nicht mehr die Kraft, die anfangs gewählte südlichere, über Kaluga durch verhältnismäßig reiche, noch nicht ausgesogene Gegenden führende Straße zu behaupten. Sie wurde von den Russen auf die alte, ausgezehrte Straße gedrängt, und damit war ihr Untergang auf jeden Fall entschieden. Auch ohne den russischen Winter hätte der Kaiser von seiner stolzen Hauptarmee kaum 30 000 Mann zurückgebracht. Schon auf dem Hinwege waren die Nachzügler und Versprengten zum größten Teil umgekommen. Entweder waren sie abseits der großen Straße von Kosaken oder

1) *Vergleichsweise sei hier nur an den bedenklichen Zustand unserer Heereskavallerie nach dem unter erheblich günstigeren Ernährungsbedingungen durchgeführten Vormarsch von 1914 in Frankreich erinnert.*

Bauern erschlagen worden, oder sie waren in den traurigen Lazaretten zugrunde gegangen. Denn diese waren dem ungeheuren, ganz unerwarteten Zugang an Kranken, Erschöpften und Verwundeten in keiner Hinsicht gewachsen. Und auf dem Rückzug bedeutete Zurückbleiben erst recht den sicheren Tod. Die Etappenstraße umschwärmende Kosakenabteilungen und Kleinkrieg führende fanatisierte Bauern machten erbarmungslos alles nieder, was ihnen in die Hände fiel.

Diese knappe, aus der Fülle der Einzelheiten nur das Wesentlichste heraushebende Skizze zeigt den russischen Feldzug Napoleons vom Standpunkte der Wehrgeographie aus betrachtet. Er läßt in eindrucksvoller Klarheit die tiefgreifenden Wirkungen des Raumes auf die Kriegführung erkennen. Die Weite des Raumes ermöglicht nicht nur, ja sie drängt geradezu die Russen zu ihrer Strategie des fortgesetzten Rückzuges. Die unermeßlichen Ebenen beengen oder hindern die Bewegungen in keiner Weise. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes bedeutet selbst das tiefe Eindringen des Feindes keine ernstliche Gefahr für den Staat und damit keinen Zwang, einen vorzeitigen ungünstigen Frieden schließen zu müssen. Ihr Rückzug in die Kerngebiete des Staates führt sie näher an ihre Hilfsquellen heran. Sie können dadurch unschwer ihre Verluste an Menschen und Material ersetzen. Die Bedrohung des inneren Landes und die Erkenntnis der gefährlichen Lage des Feindes steigerten den Widerstandswillen nicht nur der Armee, sondern auch der Bevölkerung zu höchster Entschlossenheit.

Der Angreifer hingegen entfernt sich immer weiter von seinen Hilfsmitteln und damit von den Quellen seiner Kraft. Auch ohne blutige Verluste kostet jeder Kilometer des Vormarsches beträchtliche Einbuße an Menschen. Je tiefer Napoleon in Rußland eindringt, um so mehr erweisen sich die besonderen geographischen Bedingungen des Raumes in steigendem Maße der vorgehenden französischen Armee als gefährlicherer Gegner als das feindliche Heer. Die aus der Eigenart der Wirtschaft und Besiedlung, aus den weiten Entfernungen und den schlechten Wegen erwachsenen, nicht zu bewältigenden Schwierigkeiten der Verpflegung im Verein mit den Tücken des Klimas und den psychologischen Einflüssen der heimatfernen, fremden Landschaft erzeugen eine Gesamtwirkung von so zerstörender Kraft, daß die Armee dahinschmilzt wie Schnee in der Frühlingssonne. So läuft sich die „Große Armee" im wahrsten Sinne des Wortes zu Tode und wird eine leichte Beute der Russen.

Auch der große Napoleon ist dem Schicksal Karls XII., über dessen Lebensbeschreibung er während seines Feldzuges oft in der nächtlichen Stille seines Zeltes gegrübelt hat, nicht entgangen. Auch dieser Gewaltige mußte zähneknirschend seine Ohnmacht gegenüber der Natur erkennen.

Den Russen aber war damals die Natur ihres Landes ihr mächtigster Verbündeter; sie ist das bis auf den heutigen Tag geblieben. Diese Tatsache haben wir im Weltkriege zu unserem Schaden leider nicht genügend beachtet. Und damit

kommen wir zu einer praktischen Auswertung der am geschichtlichen Beispiel gewonnenen wehrgeographischen Erkenntnis, die hier nur ganz kurz angedeutet werden kann.

General v. Falkenhayn, der damalige Chef der Obersten Heeresleitung, ist während und nach den Operationen gegen die Russen im Sommer 1915 und noch mehr nach dem Kriege ob seiner Anlage dieses Feldzuges stark angegriffen worden. Falkenhayn sagt in seinem nach dem Kriege erschienenen, als Rechtfertigung zu betrachtenden Buch „Die Oberste Heeresleitung 1914—1916" über den Zweck des Feldzuges, „daß er zwar als Endziel die dauernde Lähmung der russischen Offensivkraft im Auge behielt, aber doch in erster Linie die Front der Verbündeten von dem auf ihr liegenden Druck befreite". Er hat dann diese Auffassung in einem zwischen ihm und dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg im Oktober 1915 geführten Schriftwechsel zur Abwehr des dagegen erhobenen Einwandes, daß man die Russen durch Umfassung vernichtend treffen mußte, wie folgt erläutert: „Man kann eben einen zahlenmäßig überlegenen Gegner, der sich ohne Rücksicht auf Opfer an Land und Leuten nicht stellen will, dazu das weite Rußland und gute Bahnen hinter sich hat, nicht im großen durch Umfassung tödlich zu treffen hoffen ... Wohl aber vermag man einen solchen Feind dadurch, daß man ihm überall fest an der Klinge bleibt, ihn so an Verschiebungen hindert und mit verhältnismäßig schwachen, aber fest zusammengefaßten Kräften wirklich überraschend an gut gewählter Stelle weit in seine Linien hineinstößt, in für unsere Zwecke völlig genügender Weise zu schädigen[1])."

Schon vom rein militärischen Standpunkt ist das gesteckte Ziel als zu eng abzulehnen. Man schädigt und lähmt einen Feind nicht, man vernichtet ihn. Clausewitz sagt in seinem klassischen Werke „Vom Kriege", daß „die Vernichtung feindlicher Streitkräfte unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, immer als der über alles zu gebietende" anzusehen sei. Die Vernichtung der russischen Streitmacht mußte um so mehr angestrebt werden, als die Entscheidung 1914 im Westen nicht erreicht worden war. Wollte man also, und das war ständig das letzte Ziel der OHL., die Entscheidung erneut im Westen suchen, dann mußten die Russen zuvor zum mindesten so unschädlich gemacht werden, daß die Österreicher sie zur Not allein im Schach halten konnten.

Aber lassen wir hier die rein strategisch-operativen Betrachtungen. Wenden wir uns unserer gestellten Aufgabe zu, den Feldzug von 1915 vom Standpunkt der Wehrgeographie unter Berücksichtigung der aus Napoleons Zug nach Rußland gewonnenen Erkenntnisse kritisch zu beurteilen. Falkenhayn war also der Ansicht, daß sein beschränktes Ziel zu erreichen sei, wenn man dem Feind überall fest an der Klinge bliebe und ihn mit verhältnismäßig schwachen Kräften wirklich überraschend an gut gewählter Stelle faßte. Damit steht er mit sich selbst in

1) *H. v. Kuhl, Der Weltkrieg 1914—1918. Berlin 1929, S. 264.*

Widerspruch, wenn er wenige Zeilen vorher erklärt, daß sich der Gegner, der das weite Rußland und gute Bahnen hinter sich habe und ohne Rücksicht auf Opfer an Land und Leuten nicht stellen will. Glaubte er wirklich, daß die Russen ihm den Gefallen tun würden, sich dem frontalen Angriff gegenüber anders zu verhalten als gegenüber einer Umfassung? Die Russen haben sich zwar gestellt, aber sie haben sich nicht unter äußerster Gegenwehr jeden Schritt Bodens abringen lassen, sie hielten meist nur so lange Stand, als zur Deckung ihres Rückzuges notwendig war. Sie konnten um so leichter so handeln, als das aufgegebene Land, und auch das ist ein beachtlicher wehrgeographischer Faktor, ja kriegswirtschaftlich nicht wichtig und zudem ein Randgebiet fremder Nationalität war. Sie haben genau so wie 1812 den Vorteil, den die Natur ihres Landes ihnen bot, gewandt ausgenutzt. Und wie ging es mit der „wirklichen Überraschung an gut gewählter Stelle"? Dazu gehörte ein Bahnnetz, wie wir es in unseren deutschen Ostgebieten besaßen und wie es Hindenburg in so genialer Weise für seine Operationen im Herbst und Winter 1914/15 verwendet hat. In dem verhältnismäßig eisenbahnarmen Polen waren zwar für die Zwecke des russischen Aufmarsches eine ganze Menge stretegischer, senkrecht auf die deutsche Grenze zuführender Bahnen vorhanden. Es fehlte aber sehr an den für die Zwecke Falkenhayns notwendigen Querverbindungen. Der tatsächliche Verlauf des Feldzuges hat denn auch bewiesen, daß diese mehrfach angestrebten kleineren taktischen Umfassungen in der Regel mißlangen. Auch die Absicht, dem Feinde stets fest an der Klinge zu bleiben, ist nicht in notwendigem Grade erreicht worden. Dazu wären geeignete Bahnen oder zum wenigsten ein gut ausgebautes Straßenetz erforderlich gewesen. Die Eisenbahnen in den von den deutschen Truppen eroberten Gebieten mußten bei ihrer anderen Spurweite immer erst auf deutsche Spur umgenagelt werden, und die Straßen waren nicht besser als zu Napoleons Zeiten; diese Tatsachen machten sich äußerst hemmend auf die Schnelligkeit des deutschen Vormarsches bemerkbar. Je weiter man nach Osten vordrang, um so mehr häuften sich die Schwierigkeiten, um so stärker erlahmte die Kraft des deutschen Angriffs. Wer den Feldzug mitgemacht hat, wird das aus eigener Erfahrung bestätigen können. Zur näheren Erläuterung möchte ich noch auf Ludendorfs „Meine Kriegserinnerungen", Abschnitt „Der Sommerfeldzug gegen Rußland 1915", besonders Kapitel V, verweisen. So kam es zu einem rein frontalen Zurückdrängen der Russen. Als der Angriff sich totgelaufen hatte und im September „aus Rücksicht auf den kommenden Winter" (sic!) eingestellt wurde, dann lag folgendes Ergebnis vor.

Die Russen hatten einen gewaltigen Gebietsverlust zu verzeichnen. Ihre Armee hatte außerordentliche Verluste an Menschen und Kriegsmaterial erlitten, sie war in ihrem inneren Gefüge und Halt schwer erschüttert. Sie war aber keinesfalls vernichtet oder auch nur so gelähmt, daß sie zu weiterem Widerstande unfähig gewesen wäre. Sie hielt noch 1916, in welchem Jahre sie im Juni die österreichisch-

ungarische Front durchbrach, und auch 1917 durch und band gewaltige deutsche Kräfte, die für die angestrebte Entscheidung im Westen fehlten. Ihre schließliche Auflösung erfolgte nicht unter unmittelbarer Einwirkung feindlicher Gewalt, sondern aus inneren Gründen.

Und die Mittelmächte? Sie haben 1915 einen ruhmreichen Feldzug geführt, haben zahlreiche Gefangene, eine gewaltige Beute an Waffen und Kriegsmaterial gemacht und ein gewaltiges Gebiet erobert. Aber auch ihre Verluste an Menschen und ihr Verbrauch an Material waren gewaltig. Dazu erforderte die Unterhaltung der ungeheuren Etappe, die Besetzung und Verwaltung des eroberten Landes Hunderttausende von Menschen und ein beträchtliches Eisenbahnmaterial, das bald in der Heimat und auf den anderen Kriegsschauplätzen zu fehlen begann. Nur nebenbei sei hier noch die verhängnisvolle politische Folgerung erwähnt, zu der die Besetzung des alten polnischen Staatsgebietes die Regierungen der Mittelmächte verführte. Der Plan der Wiederaufrichtung des Königreichs Polen in Anlehnung an die Mittelmächte vernichtete restlos den in Rußland hoffnungsvoll aufkeimenden Verständigungswillen und kettete das Zarenreich erneut und fester an die Entente.

Die letzten Gründe dieses Ergebnisses liegen zweifellos in geographischen Gegebenheiten, die nicht genügend berücksichtigt wurden. So ist der russische Feldzug von 1915 eine ruhmreiche Episode geblieben, eine kriegsentscheidende Wendung hat er nicht gebracht. Diese wäre nur durch eine Umfassung der Russen, zu der sich wiederholt Gelegenheit bot, zu erreichen gewesen. Der von Hindenburg im Juli geforderte Vorstoß vom Njemen über Wilna hinaus hätte die Russen von der Heimat abgeschnitten, oder zum mindesten die Verbindung so eingeengt (Pripjetsümpfe), daß die russische Armee der Katastrophe nicht entgangen wäre. Der letzte Grund für den Erfolg dieser so gut wie sicheren Operation wäre auch wieder geographischer Art gewesen: er hätte den Russen mit einem Schlage die Unterstützung ihrer mächtigen Landesnatur genommen.

So kommt auch die Wehrgeographie vom Standpunkt ihrer Betrachtung aus zu demselben Urteil wie die meisten militärischen Sachverständigen. Wie die Planlosigkeit in der Verwendung des hervorragenden Kriegsinstrumentes, das wir in unserer Flotte besaßen[1]), wie die „Ermattungsstrategie" Falkenhayns, so zeigt auch die Anlage des russischen Feldzuges von 1915 eine folgenschwere Verkennung dem Kriege innewohnender geographischer Elemente. Diesen nachzuspüren und die gewonnenen Erkenntnisse in zweckentsprechender Weise nutzbar zu machen, ist auch eine Aufgabe der jungen Wehrgeographie.

1) *Wolfgang Wegener, Seestrategie des Weltkrieges. Berlin 1929.*

KARL HAUSHOFER:

Literaturbericht über den indopazifischen Raum

Seltsam ins Transzendentale und Vergangene zurück führen zwei bemerkenswerte Bücher aus dem indischen Beobachtungskreise:

31. **Amarnath Das:** „India and Jambu Island." Showing Changes in Boundaries and Rivercourses of India and Burmah from Pauranic, Greek, Buddhist, Chinese and Western Travellers Accounts, Calcutta, Book Company Ltd. 1931, ist das eine;

32. **Bedi** und **Freda M. Houlston,** mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Rudolf Otto: „Gandhi, der Heilige und der Staatsmann in eigenen Aussprüchen", München 1933, Ernst Reinhardt, ist das andere!

Es ist wohl kaum möglich, auf nur 80 Seiten besser die inneren Gründe der starken volkstümlichen Wirkung Gandhis trotz seinen politischen Fehlschlägen zwischenunter herauszuarbeiten, die Prof. Wehrli in seiner bedeutenden Devotionalien-Sammlung zur Entstehung eines Gandhi-Kults in ethnopolitischen Beweisstücken zusammengebracht hat.

Amarnath Das läßt erkennen, welche Schätze noch aus der indischen Erde und über sie gehoben werden können, wenn es erst einmal gelingt, die seltsam ungeschichtliche und dennoch überlieferungshaftende indische Betrachtungsweise in einen Zusammenbau mit genetischer, geschichtlicher Auffassung aus Natur- und Geisteswelt zu überführen. Jedenfalls ist es eine ungemein gedankenreiche Nebenfrucht eines Werkes über „Flüsse und Bewässerung".

Wie fruchtbar könnte eine Aussprache zwischen Prof. Hennig und dem Verfasser sein!

33. **Arnold Heim:** „Minya Gongkar." Forschungsreise ins Hochgebirge von Chinesisch-Tibet. Bern u. Berlin 1933, Hans Huber. 244 Seiten, 3 Tafeln, 26 Zeichnungen im Text, 147 Photographien, 6 (ungewöhnlich farbenschöne!) farbige Tafeln ist eine würdige Gabe des Sohnes des form-, farben- und zeichenkundigen Altmeisters der Geologie an die Länder- und Völkerkunde: ein Forschungsgebiet, und eine Darstellung von ganz ungewöhnlichem Reiz vereinen sich hier, aus der Osthälfte des schwierigen Reisegebiets der meridionalen Stromfurchen herausgehoben, an denen Bouterweck in seiner Zusammenfassung sich seinerzeit verdient gemacht hat. Ein helles, für immer das bisherige Halbdunkel überwindendes Licht fällt durch ein so aufgestoßenes Fenster von den geologischen Unterlagen bis in die feinste anthropogeographische Verästelung in eine so erschlossene Landschaft, die ein Künstler und Weiser zugleich auftut. Höchst wertvolle „Winke für künftige Forschungsreisende und Hochtouristen" (S. 224—233) stellen seine Eindrücke den Nachfolgern zur Verfügung.

34. **Rev. W. H. Murray Walton:** „Scrambles in Japan and Formosa." 2 Karten, 26 Bilder. London 1934, Edward Arnold & Co. von dem Präsidenten des Jap. Alp. Klubs eingeleitet, schildert, auf den Spuren von Murray, Weston, Steinitzer u. a. Bergfahrten in Formosa, an dessen wilder, formenschöner Ostriviera, im Innern der einstigen Kopfjägerinsel, die so schnell zum Bergsteigerparadies wurde, und in den japanischen Alpen. Weit hinaus von diesen Tummelplätzen in die Südsee führt:

35. **Felix M. Keesing:** „Modern Samoa, its government and changing life", London 1934, Allen & Unwin, eine anthropogeographisch und politisch außerordentlich feine, aufschlußreiche Sonderschilderung der nun zwischen neuseeländischem Mandat und u.s.amerikanischem Besitz (S. 18 Karte) geteilten Inselgruppe. Es ist ein beklagenswertes Zeichen für den Rückgang an kolonialpolitischem Instinkt, daß man nicht daran denken kann, diese ausgezeichnete Studie ins Deutsche übersetzen zu lassen, zwischen deren Zeilen überall die Grenzen des Mandatglücks für die Inseln hervorlugen.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. II. Vj. 3800

JOHANNES F. GELLERT:

Mutterland-Kolonialland und Kolonien.

Ein kolonial-geopolitischer Überblick

Die Beziehung Mutterland — Kolonialland ist nicht naturgegeben, d. h. sie ist weder räumlich noch inhaltlich in den physischen Eigenschaften der verschiedenen Gebiete der Erde begründet oder durch sie für immer festgelegt und somit Eigenschaft der betreffenden Gebiete selbst. Sie wird vielmehr bedingt durch die Verschiedenheit menschlichen Seins und Wirkens in den verschiedenen Räumen der Erde als Folge der rassischen und völkischen Verschiedenheiten der Menschen selbst und in deren Verbindung mit der verschiedenartigen physiogeographischen Ausstattung der von ihnen bewohnten und kulturell umgestalteten Räume. Dabei ist ohne weiteres klar, daß sich die Beziehung Mutterland — Kolonialland sowohl räumlich als auch inhaltlich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung mit dem Fortschritt in der Kenntnis der Länder und Meere und deren natürlichen Ausstattung ebenso ändert, wie mit dem technischen und kulturellen Fortschritt und mit dem Stand der politischen Entwicklung. Mutterland und Kolonialland sind so im Wandel der Zeit sich ändernde Funktionen einer Eignungsreihe, deren Endpunkte lediglich als Mutterland und lediglich als Kolonialland geeignete, resp. ungeeignete Gebiete bilden. Innerhalb dieser Reihe hat jedes Gebiet mit der ihm jeweils eigenen Bevölkerung unter dem jeweiligen Stand der Erdkenntnis, der Kultur, der Technik und der Politik eine bestimmte Stellung, die es mit der Änderung dieser Vorbedingungen im Laufe der Geschichte rascher oder langsamer oder gar nicht ändert. Es gibt Gebiete, die in ihrer bevorzugten Lage und durch die rassische und kulturelle Höhe ihrer Bewohner niemals Kolonialgebiete waren, solche, die die Reihe teilweise oder ganz von einem Ende bis zum anderen durchlaufen, und schließlich solche, die stets Kolonialland bleiben werden. Es liegt ferner klar, daß sich die Beziehung Mutterland — Kolonialland als eine anthropogeographische Beziehung jeweils nur auf den Raum des geographischen Gesichtsfeldes eines Menschenkreises beschränkt, der einen bestimmten Teil der Erdoberfläche bewohnt. Es kommen für die Beziehung Mutterland — Kolonialland stets nur die Teile der Erde in Frage, die miteinander gemeinsam dem Raum eines Erdbildes angehören. Was außerhalb dieses Raumes liegt, mag, solange dieser noch nicht die ganze Erde umfaßte, durch die Fahrten einzelner Forscher, Abenteurer oder Verschlagener mehr oder weniger genau resp. sagenhaft bekanntgeworden sein, ohne damit schon eine Ausdehnung des praktisch erreich- und nutzbaren Raumes zu bedeuten, wie sie später durch die wiederholte Bereisung der neuentdeckten Länder erfolgte. Auch bei der Kenntnis der Erdganzen ist dieser praktisch erreichbare Raum für jede Beziehung Mutterland — Kolonialland durch den Unterschied in der Gunst

der Erreichbarkeit eingeschränkt. Die Beziehung Mutterland — Kolloniallland wird durch den Stand der Verkehrstechnik auf einen bestimmten Raum eingeschränkt und erweitert sich mit deren Fortschritten. Immerhin bleibt sie für jedes Land und Volk auf einen bestimmten Optimalraum beschränkt, den zu überschreiten, möglich, jedoch mit Schwierigkeiten, z. B. in der Behauptung der Kolonisation, verbunden ist. Für jedes Volk und den von ihm bewohnten Raum als koloniales Mutterland ist die Beziehung Mutterland — Kolonialland aus der Lage des Mutterlandes heraus geographisch eine andere. Da aber auch jedes Kolonialland rein geographisch gesehen mehrfache Beziehungen Kolonialland — Mutterland haben kann und hat, ergibt sich, daß sich diese Beziehungen sowohl von der Seite des Mutterlandes wie von der des Koloniallandes her überschneiden und überdecken, womit zahlreiche geopolitische Möglichkeiten für die Errichtung dieser Beziehung gegeben sind. Neben die geographische Mannigfaltigkeit der Beziehung zwischen Mutterland und Kolonialland tritt die inhaltliche, die im speziellsten durch die Art von Raum und Volk auf beiden Seiten bedingt wird. Die Vielzahl der Beziehungen Mutterland — Kolonialland bildet jedoch methodisch eine Einheit, die durch ganz bestimmte Merkmale gekennzeichnet wird, die im folgenden kurz überblickt werden sollen.

*

Die Beziehung Mutterland — Kolonialland wird charakterisiert durch einen Überschuß seitens des Mutterlandes und seines Volkes an Kräften aus den Sphären des Volkstums, der Wirtschaft, der Politik und der Kultur im Sinne einer weitgehend uneigennützigen oder direkt zunächst uneigennützig erscheinenden Förderung und Hebung des geistigen und materiellen Zustandes eines kulturell niederstehenden Volkes und seines Raumes. Der Kraftüberschuß des Mutterlandes fließt in seiner mannigfaltigen Form in Richtung des völkischen und bevölkerungsgeographischen, des wirtschaftlichen, des politischen und des kulturellen Gefälles nach den Kolonialländern ab, er setzt also einen Niveauunterschied in der Art und Entwicklungsstufe der Strukturen zweier Gebiete und ihrer Bewohner voraus. Er bewirkt im Kolonialland eine prinzipielle Umwandlung der Struktur des Landes und seiner Bewohner. Durch die einfließende Kraft des Mutterlandes wird dem Kolonialland eine Struktur gegeben, die dieses entweder niemals hätte selbst entwickeln oder erst nach längerer Zeit selbständig in ähnlicher oder gleichwertiger Form hätte erreichen können. Die Kolonisation eines Landes durch ein Mutterland wird also durch die Entwicklung einer Struktur im Kolonialland durch das Mutterland charakterisiert, die entweder den Kräften des Koloniallandes und dessen Bewohner allein niemals entspricht oder mindestens zur Zeit des Kolonisationsbeginnes nicht entsprach. In diesem letzteren Falle bedeutet die Kolonisation das Überspringen eines oder mehrerer Stadien der Strukturentwicklung eines Raumes und seiner Bewohner durch die Übernahme und das Auswirken-

lassen überschüssiger Kräfte eines anderen Landes, eben des Mutterlandes. Die Übernahme und das Auswirkenlassen der mutterländischen Kräfte durch ein Kolonialland kann sowohl ein einmaliger oder mehrmaliger Vorgang sein oder zu einem zeitlich begrenzten oder unbegrenzten Dauerzustand führen. Während die Gebiete beider Kolonisationsarten als Kolonialland im weiteren Sinne des Wortes zu bezeichnen sind, mag es ratsam sein, den Begriff Kolonie auf solche einzuschränken, die sich in einem dauernden Zustand politisch wirksamer Kräftezufuhr aus dem Mutterland befinden und so in dessen dauernder Abhängigkeit in irgendeiner politisch wirksamen Art stehen.

Der Kräfteüberschuß des Mutterlandes ist die Folge einer durch Blut und Boden gegebenen Entwicklung seiner Bewohner und deren Kultur. Das Abfließen dieses Kräfteüberschusses wird ermöglicht durch das erwähnte Gefälle und wird ausgelöst durch einen bewußten oder unbewußten Bedarf irgendeiner Art. Dieser kann ein- oder zweiseitig sein. In letzterem Falle wird die Beziehung zwischen Mutterland und Kolonialland sich harmonischer gestalten als im ersten. Menschenüberschuß und Mangel an Lebensboden auf der Seite des Mutterlandes wird durch Siedlermangel und Siedlungsboden auf der Seite des Koloniallandes harmonisch ergänzt. Bedarf an bestimmten Produkten im Mutterland verbunden mit dessen Kaufkraft oder den wirtschaftlichen und technischen Voraussetzungen zu deren Produktion in geeigneten Gebieten und Absatzbedarf und Produktionsmöglichkeiten im Kolonialland ergeben zwischen beiden Gebieten enge Beziehungen, die umgekehrt durch den Produktionsüberschuß des Mutterlandes infolge seines Überschusses an Arbeitskräften und den Bedarf des Koloniallandes an bestimmten Waren (Fabrikate) befestigt werden. Seltener wird dagegen der lediglich politische Bedarf eines Mutterlandes an der geographischen Lage oder Ausstattung eines Koloniallandes zur Erhaltung oder Erweiterung seiner Macht durch das Schutzbedürfnis dieses Koloniallandes ergänzt. In der Sphäre des Politischen waltet gern der einseitige Bedarf des Mutterlandes, viel seltener das Schutzbedürfnis des Koloniallandes vor. Dem Bewußtsein einer höheren Kultur und dem daraus entspringenden Bedürfnis, andere Räume und Völker an dieser anteilig werden zu lassen, dem geistigen und materiellen Missionsgedanken des Mutterlandes, steht zuweilen ein gewisses Aufblicken zu dieser und der Wunsch der Teilnahme an dieser Kultur seitens kulturell niederstehender Völker, also ein Bedarf der Kolonialländer an kultureller Entwicklung durch ein Mutterland gegenüber. Die zeitliche Begrenzung oder das Anhalten des Bedarfes eines der beiden Partner, in erster Linie des Koloniallandes, bestimmt die Erhaltung seines Charakters als Kolonie oder Koloniall and, dessen Entwicklung und sein Aufrücken zu einem Mutterland, in dessen Struktur der ehemalige koloniale Charakter nur langsam, oft aber kaum gänzlich verloren geht. In einem frühen Stadium der Mutterlandswerdung kann ein Land sowohl Mutterland als auch Kolonialland sein. Das sekundäre Mutterland ent-

wickelt eigene Kolonialländer, in die es seinen Kraftüberschuß abgibt, für den das primäre Mutterland keinen Bedarf hat, der vielmehr seinem Kraftüberschuß entspricht und diesen unliebsam verstärkt oder ihm konkurriert.

Die bisher ganz allgemein dargestellte Abgabe des Kräfteüberschusses aus einem Mutterland äußert sich in mannigfaltiger Form, die durchaus nicht mit den vier Sphären im Einklang steht oder für diese charakteristisch ist. Es sind zunächst die Menschen selbst, die das Mutterland, sei es nun als Siedler oder als Träger des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Willens und der entsprechenden Kenntnisse abgibt, weiterhin die Ergebnisse der geistigen Arbeit der Bewohner des Mutterlandes, die durch Wort und Schrift den Kolonialländern vermittelt und zur Benutzung überlassen werden, und schließlich die durch die geistige und körperliche Arbeit der Mutterlandsbewohner sinnvoll geformte tote Materie, die zur Verwendung in das Kolonialland verfrachtet wird. So ist es die in inniger Verbindung und regem Wechselspiel miteinander wirkende Dreiheit des Körpers, des Geistes und der durch beide geformten toten Materie, die als Kraftüberschuß des Mutterlandes ein nahes oder fernes Kolonialland zu entwickeln vermögen, wenn die Befähigung und der Wille zur kolonialen Tat im Mutterland vorhanden ist. Im einzelnen ist das Zusammenwirken der genannten Dreiheit des Kraftüberschusses ein sehr mannigfaltiges, das für die einzelnen Sphären kolonialer Betätigung kaum nach allgemeinen Gesichtspunkten gegliedert werden kann. Bald herrscht das eine vor (z. B. Siedler), bald stehen alle drei im wechselnden Verhältnis miteinander an der Front der kolonialen Tat (Wirtschaft, Politik, Kultur). Eine besondere in den einzelnen Sphären an Bedeutung wechselnde Rolle spielt bei der Kolonisation das Kapital, das in Form des Geldes als Tauschwert beim Wareneinkauf und -verkauf oder als Anweisung auf geleistete oder zu leistende Arbeit für die Einrichtung der wirtschaftlichen Produktion oder zum Ausbau der Mittel politischer Machtwirkung, aber auch zur Errichtung von Siedlung und zu jeglicher kulturellen Entwicklung eines Koloniallandes notwendig ist.

Nach alledem ist als koloniales Mutterland ein Land zu bezeichnen, das mit seiner Bewohnerschaft in der Lage ist, einen Kraftüberschuß in den Sphären des Volkstums, der Wirtschaft, der politischen Macht und der Kultur hervorzubringen und diesen aus seiner geographischen Lage und dem Willen des Volkes heraus in der mannigfaltigen Formverbindung von Geist, Körper und Materie in andere Gebiete abzuleiten. Im Gegensatz dazu nehmen die Kolonialländer diesen Kraftüberschuß auf und decken den Bedarf des Mutterlandes, dem sie vielfach mit einem eigenen Bedarf entgegenkommen. Sie zeichnen sich durch eine Struktur aus, die sie nicht selbst entwickelt haben, die sie niemals selbst erreichen können oder zur Zeit des Kolonisationsbeginnes noch nicht erreicht hatten.

Die Mannigfaltigkeit der Formverbindungen des abfließenden Kraftüberschusses bedingt eine Mannigfaltigkeit im einzelnen der kolonialen Strukturen und damit

eine große Reihe von Typen der Kolonialländer und Kolonien. Sie entsprechen zunächst den vier Sphären, aus denen die die Struktur gestaltenden Kräfte stammen, wobei jedoch sogleich zu berücksichtigen ist, daß aus der mannigfaltigen Formverbindung der in die Kolonialländer und Kolonien einwandernden mutterländischen Kräfte reine und unvermischte Typen, die lediglich einer der vier Sphären entsprechen, kaum vorkommen werden. Neben den Kräften einer Sphäre, die vorherrschen, sind solche aus anderen vertreten. In Erweiterung des von Schmitthenner gegebenen Schemas (Die Typen der Kolonialgebiete. Kol. Rundschau 1932) sind folgende Typen der Kolonialländer und Kolonien zu erkennen, wobei entsprechend der oben gegebenen Erklärung die Bezeichnungen Kolonie oder Kolonialland auf die dauernde enge und in irgendeiner Art politisch wirksame Bindung an ein Mutterland oder nur die ein- oder mehrmalige Kolonisation durch ein Mutterland hinweist:

Herrschaftskolonien und politische Kolonialländer,
Wirtschaftskolonien und wirtschaftliche Kolonialländer,
Siedlungskolonien und koloniale Siedlungsländer,
Kulturkolonien und kulturelle Kolonialländer.

Zwischen ihnen gibt es ungezählte Übergänge, die im einzelnen hier zu umreißen, viel zu weit führen würde. Fast jedes Kolonialland und jede Kolonie besitzt im einzelnen eine besondere Struktur, die sowohl durch jeweilige Formverbindung des zugewanderten Kraftüberschusses des Mutterlandes, durch den Charakter der Synthese zwischen Blut und Boden in diesem und auch durch die ursprüngliche Struktur des Kolonialgebietes bedingt ist, und die das Forschungsobjekt der speziellen Kolonialgeographie und Kolonialgeopolitik sein muß. In ihrer eindeutigen Umrissenheit und Charakterisierung sollen hier nur einige Sonderarten erwähnt werden. So stellen die Strafkolonien einen besonderen Typus der Siedlungskolonien dar. Assimilationskolonien sind solche Kolonialgebiete, die soviel Kräfte des Mutterlandes aufnehmen und mit dem Mutterland gemeinsam weiterentwickeln, daß schließlich die Grenze zwischen Mutterland und Kolonie vollkommen verwischt ist, wobei aber Voraussetzung ist, daß beide aneinander grenzen, resp. in so engem geographischen Verband miteinander stehen, daß sie nach der vollkommenen Angleichung und der Assimilierung des Kolonialgebietes durch das Mutterland mit diesem geographisch und geopolitisch eine Einheit bilden. Einen besonderen Zwischenfall zwischen den Kolonien und Kolonialländern der politischen und wirtschaftlichen Sphäre bilden die finanziellen Kolonialländer und Kolonien (Finanzkolonien), wie sie gewisse überaus kapitalstarke Staaten entwickelt haben. Als Kolonie oder Kolonialland sind diese Gebiete solange zu bezeichnen, als sich die fremde Finanzkraft in der Struktur des Landes irgendwie bemerkbar macht, als sie also aus der Sphäre des reinen Finanziellen heraustritt und auf die Gestaltung von Landschaft und Leben maßgebenden Einfluß ausübt.

Neben der Art der Kolonisation ist die Lage der Kolonialgebiete zum Mutterland von ausschlaggebender Bedeutung und geopolitisch von besonderem Interesse. Eine Gliederung der Kolonialgebiete nach dem geographischen Gesichtspunkt der Lage zum Mutterland wurde von Schmitthenner (s. o.) erstmalig vorgenommen. Er unterscheidet:

fernozeanische Kolonien und Kolonialländer,

schräge / gerade } ozeanische vis-à-vis — Kolonien und Kolonialländer,

Seegemeinschafts- oder konmaritime Kolonien und Kolonialländer,

kontinentale oder Anwachskolonien und kontinentale Kolonialländer.

Aus der jeweiligen Lage der Kolonialgebiete zum Mutterland ergeben sich jeweils ganz bestimmte Möglichkeiten der Kolonisation und der kolonialen Struktur, die im einzelnen hier nicht wiederholt werden sollen. Es sei nur auf die Bedeutung der geraden oder schrägen ozeanischen vis-à-vis-Kolonialgebiete auf der gleichen oder anderen Breite und die sich daraus ergebenden Möglichkeiten, auf die Bedeutung der Seegemeinschaft und der kontinentalen Lage neben dem Mutterland hingewiesen, die die Voraussetzung für die Assimilation des Kolonialgebietes ist.

Auf die geographische Lage in ihrer Beziehung zum Staatlichen weisen die Begriffe Außenkolonisation und Innenkolonisation hin, für deren Abgrenzung die Staatsgrenze des die Kolonisation leitenden Landes maßgebend ist. Die Innenkolonisation ist demnach ein kolonialer Vorgang und verursacht eine koloniale Struktur im eigenen Hoheitsgebiet, d. h. Kolonisationsraum und kolonialer Wille sind innenstaatlich. Die kolonialen Kräfte in jeder Art können ebenfalls innenständig sein — man kann dann von einer innenständigen oder endogenen Innenkolonisation sprechen —, sie müssen es jedoch nicht. Sie können aus anderen Staaten bezogen werden, die dann als Mutterland zu gelten haben. Eine derartige Innenkolonisation ist als außenständig oder exogen zu bezeichnen.

Mit diesen Begriffen ist bereits eine Gliederung der Kolonialgebiete nach politischen Gesichtspunkten erfolgt. Wie es die verschiedensten Abarten der wirtschaftlichen und kulturellen Kolonialgebiete, weniger der Siedlungskolonien und kolonialen Siedlungsländer, gibt, so stehen die Kolonialgebiete in sehr verschiedenartigen politischen Bindungen an ein Mutterland. Die Verschiedenheiten dieser politischen Bindungen an das Mutterland sind sowohl in dessen Verfassung als auch in Art und Lage der Kolonialgebiete zum Mutterland, in der Art der Kolonisation sowie in der vorkolonialen Struktur des Kolonialgebietes bedingt. Die Verschiedenheiten der politischen Bindungen der Kolonialgebiete an das Mutterland lassen sich mit einer Reihe vergleichen, an deren einem Ende die vollkommen vom Mutterland abhängigen Kolonien stehen, an die sich selbständigere Kolonialgebiete, Schutzgebiete und Protektorate anschließen, denen Schutzstaaten und koloniale Bundesstaaten (Dominions) folgen, zwischen denen und die

vollkommen selbständigen Staaten am anderen Ende der Reiche solche Staaten einzuschieben sind, die zwar nominell selbständig sind, durch irgendwelche koloniale Betätigung jedoch in mehr oder weniger intensive Abhängigkeit oder gar Botmäßigkeit von anderen, autonomen Mutterstaaten geraten sind. Die Mannigfaltigkeit der Form der politischen Bindungen kolonialer Länder gestattet es nicht, diese Reihe als eine Entwicklungsreihe anzusehen, die ein koloniales Land zu durchlaufen hätte, wenn es von einer politisch vollkommen unselbständigen Kolonie zu einem autonomen Staat aufsteigt. Sie ist vielmehr eine nach der Intensität der politischen Bindung eines Kolonialgebietes an ein Mutterland geordnete, in sich vollkommen unorganische Reihenfolge, die nur das Maß der politischen Bindung der Kolonien und Kolonialländer an das Mutterland zum Ausdruck bringen soll, indem an das eine Ende die sozusagen 100% politisch abhängigen Kolonien und an das andere Ende die vollkommen vom Mutterland politisch unabhängigen, also 100% autonomen Staaten kolonialer Struktur gestellt worden sind. Innerhalb der Reihenfolge erfolgt die Änderung der politischen Stellung eines Kolonialgebietes gegenüber dem Mutterland vollkommen regellos und sprunghaft und kann durchaus auch rückläufig sein. —

*

Die Errichtung und die Erfüllung dieser geographischen und inhaltlichen Beziehungen Mutterland und Kolonialland setzen zweierlei voraus. Der Mensch im einzelnen und in seiner natürlichen Verbundenheit, das Volk, muß als Träger des kolonialen Wirkens sowohl biologisch wie kulturell dazu fähig sein, sich kolonial zu betätigen. Diese passive Befähigung eines Menschen oder Volkes muß freiwillig oder zwangsmäßig durch den Willen zur kolonialen Tat aktiviert sein. Der kolonialen Befähigung und dem kolonialen Willen eines Volkes muß die geographische Lage seines Wohnraumes und dessen Ausstattung die Möglichkeit geben, wirklich kolonial tätig zu sein und diesen Raum zum Mutterland und andere Gebiete zum Kolonialland zu machen.

ERNST SAMHABER:
Die Erschließung von Nord- und Südamerika
Ein geopolitischer Vergleich

Wenn wir heute Nord- und Südamerika miteinander vergleichen, so sehen wir im Norden vor allem die mächtigen Vereinigten Staaten mit ihrer Bevölkerung von mehr als 120 Millionen, mit ihrer gewaltigen Kriegsflotte und der ungeheuren Industrie, der in Südamerika nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen ist. Die Auffassung, warum beide Erdteile sich so verschieden entwickelt haben, ist sehr geteilt. Am einfachsten erscheint die landläufige Erklärung, die vor allem

von den Nordamerikanern selbst so gerne vertreten wird, daß nämlich die Engländer systematisch eine Siedlungskolonie auf der Grundlage einer ehrlichen Arbeit in der Landwirtschaft aufgebaut hätten, während die Spanier nur auf den leichten Erwerb von Edelmetallen erpicht gewesen wären, wobei die Portugiesen leicht zu den Spaniern hinzugerechnet werden.

Betrachtet man die Entwicklung in den verschiedenen Teilen Amerikas eingehender, so wird man finden, daß diese einfache Formel den Tatsachen nicht gerecht wird, und man wird das eigenartige Zusammenspiel geographischer, nationaler, geschichtlicher und menschlicher Bedingungen bewundern, die die Entwicklung in Nord-, Mittel- und Südamerika bedingt haben. Vor allem wird einem Historiker die Ähnlichkeit in der Entwicklung im Norden und Süden auffallen, die sich durch gewisse Ähnlichkeiten der geopolitischen Bedingungen erklären läßt, ebenso wie wiederum die Verschiedenartigkeit viel stärker geopolitisch bedingt ist, als das vielfach bekannt ist.

Als Kolumbus 1492 Amerika entdeckte, bedeutete das Vorhandensein dieses bis dahin unbekannten Erdteils für die europäischen Völker eine große Enttäuschung, denn er verlegte ihnen zunächst den Weg nach Ostasien. Kolumbus selbst hat sich auch bis zuletzt geweigert, das entdeckte Gebiet als eigenen Erdteil anzuerkennen. Erst der Weg des Portugiesen Vasco da Gama um Afrika herum in den Indischen Ozean legte den Weg nach den Ursprungsländern der Gewürze und Luxuserzeugnisse wieder frei, die das Vordringen der Türken verschlossen hatte. Damit hatte Amerika für die Portugiesen für sehr lange Zeit nur die Bedeutung der Flankenstellung für ihren Seeweg nach Asien, der um das Kap der Guten Hoffnung herumführte. Spanien hat lange im Norden die nordwestliche Durchfahrt gesucht, 1524 hat Vazquez de Ayllon die Chesapeake-Bay, der Portugiese Gomez in spanischem Auftrage Labrador entdeckt, allerdings ohne die Durchfahrt nach Asien zu finden, die inzwischen (1519 bis 1522) Magellanes im Süden des Kontinentes entdeckt hatte.

Der Kern der spanischen Kolonialherrschaft war aber Mittelamerika und besonders die Landenge von Panama, die bereits 1513 Nuñez de Balboa mit genialem Blick als den künftigen Mittelpunkt des spanischen Reiches in Amerika entdeckt hatte. Von dort aus hat Spanien die Länder am Pazifischen Ozean erschlossen, vor allem das reiche Silberland Peru, während es der Fahrt durch die Magellanstraße oder um das Kap Horn herum in den Pazifik noch für Jahrhunderte die größten Schwierigkeiten bereitete, ganz abgesehen davon, daß die Fahrt die lange unwirtliche Küste Patagoniens und Südchiles entlang und durch die Sturmzone des Kap Horn allein schon gefährlich genug gewesen ist. Abseits von den Kordillerenländern Mexikos und Perus entwickelte sich an den Küsten des Karibischen Meeres eine tropische Plantagenwirtschaft, die außer den großen Exporterzeugnissen des Zuckerrohrs, des Tabaks und des Kaffees auch die Grundlagen für die gesamte

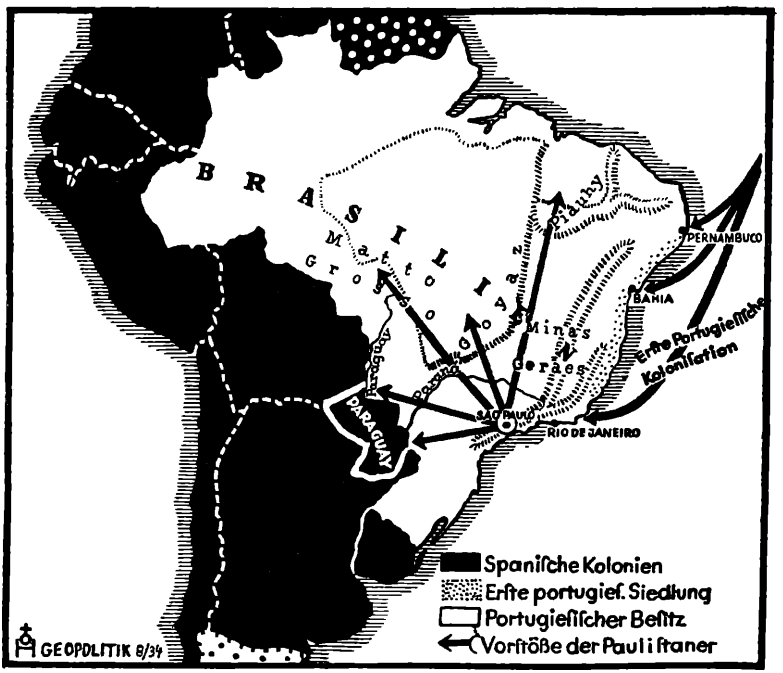
spanische Kolonialmacht, sowohl die Viehwirtschaft wie den Ackerbau geschaffen hat. Durch diese Plantagenwirtschaft schufen sie gleichzeitig die Nachfrage nach Negersklaven, die das Gesicht Amerikas so grundlegend umgestalten sollte. Es ist nicht so, als ob erst das Verbot der Versklavung der Indianer und die Vorschläge des Bischofs Las Casas die Negereinfuhr nach Amerika bedingt hätte, bereits vorher finden wir Negersklaven, und zwar kommen diese sofort mit dem Plantagenbau.

Sobald die spanischen Besitzungen sich wirtschaftlich in die Abhängigkeit der Einfuhr schwarzer Sklaven begab, mußte Portugal, das durch seine afrikanischen Besitzungen bis ins 18. Jahrhundert hinein das Monopol hatte, die Überlegenheit in der tropischen Plantagenwirtschaft erringen. Bis 1530 hatte Portugal so gut wie nichts für die Erschließung von Brasilien unternommen, und nach dem mißglückten Versuch der feudalen Gliederung in Kapitanias hat erst 1549 der Staat selbst eingegriffen. Eine wirtschaftliche Erschließung über die Indianerjagden und die fast märchenhafte Bastardisierung der Indianer durch einzelne portugiesische Abenteurer, deren Nachkommen ganze Mischlingsvölker bildeten, hat aber erst seit 1574, nach der Freigabe des Negersklavenhandels eingesetzt. Der Mittelpunkt des Sklavenhandels und Durchgangsstation der Neger von Afrika nach Mittelamerika war Bahia.

Die Versorgung mit Negersklaven aus erster Hand läßt die Zuckerrohrplantagen in Brasilien erwachsen, aber eine Kolonisation des Inneren wird dadurch noch nicht ermöglicht. Dazu muß man die geographischen Bedingungen Brasiliens kennen. Das alte Brasilien östlich der Trennungsgrenze von Tordesillas, die etwa von der Mündung des Amazonas nach Süden zur Insel von Santa Catharina quer über den Erdteil hinwegging, war eine gewaltige Hochebene, die sich langsam nach Westen abflachte, so daß sie im allgemeinen ihre höchste Höhe im Osten mit rund 1000 m hatte und im Westen auf 200 m hinunterging. Nur wenige Gebirge, wie das Mantiqueiragebirge (bis 2712 m hoch) an der Grenze zwischen den heutigen Staaten São Paulo und Minas Geraes, durchziehen diese Hochfläche. Im Osten bricht sie ziemlich nahe der Küste schroff ab und erscheint vom Meere aus wie ein Gebirge, das schroff und unwegsam, dazu noch von undurchdringlichem Urwald bedeckt, den Eintritt ins Innere verwehrt. Nur ein schmaler Küstenstreifen zieht sich am Meere hin, und dieser wird die Grundlage der brasilianischen Plantagenwirtschaft. Praktisch ist er eine Insel im unendlichen Meer, im Gegenteil, durch den Steilabfall nach Westen wird er besser gesichert als im Osten durch den Atlantischen Ozean.

Die einzige Stelle, von der aus ziemlich früh der Zugang zur Hochfläche möglich wird, ist beim Hafen von Santos, wo der Weg nach São Paulo hinaufführt. So wird São Paulo der erste und auf lange Zeit der einzige größere Platz auf der Hochebene (gegründet 1554). Bis etwa um 1600, also ein Jahrhundert nach der

Entdeckung, ist São Paulo der Ort, der am weitesten von der Küste entfernt liegt, nämlich 120 Kilometer. Hier entwickelt sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein eigener staatlicher Organismus. Einmal beginnt der Jesuitenorden seine Kolonisation weiterzuführen, die er im spanischen Amerika begonnen hatte, und er schafft zunächst in der Umgebung von São Paulo Indianerreduktionen, die aber bald wegen der verderblichen Nähe des weißen Mannes an Krankheiten und sozialen Reibungen zugrunde gehen. Deswegen verlegt dann ab 1610 der Jesuitenorden seine Missionen weit ins Innere an den oberen Paraná.



Daneben entwickelt sich aber eine Mischlingskultur auf der Hochfläche mit dem Zentrum in São Paulo selbst, der Stelle, wo sich sehr bedeutsame Wege kreuzen, sowohl der zur Küste nach Santos, wie der am Mantiqueiragebirge entlang nach dem Parahybatal und damit nach Nordwesten, also sowohl nach dem heutigen Minas wie nach dem Staate Rio de Janeiro, als auch nach dem Nordwesten den Tietéfluß entlang, und schließlich nach dem Südosten nach dem heutigen Staate Paraná. Dieses neue Gemeinwesen ist losgelöst von der Küste und damit aus dem portugiesischen Kolonialreich, losgelöst aus der Weltwirtschaft und der Plantagenwirtschaft des Küstengebietes mit seiner Monokultur des Zuckerrohrs. Seine wirtschaftliche Grundlage bildet nicht der Ackerbau, einen solchen

hat es in São Paulo mit Ausnahme der später auftretenden Kaffeekultur bis ins 20. Jahrhundert nicht gegeben, sondern die Viehzucht.

Verschiedene Faktoren mußten zusammenkommen, um eine Viehwirtschaft größeren Stils in dem Gebiet von São Paulo entstehen zu lassen. Die Höhe von etwa 1000 m hebt die Wirkungen der Breitenlage auf, der Waldbestand ist nicht so groß und auf die geologischen Vorkommen von Roterde beschränkt, so daß der Mensch nicht zu roden braucht. Und schließlich entwickelt sich aus der Verbindung der Portugiesen mit den Indianern eine Bevölkerung, die eine ganz hervorragende Eignung für die Viehzucht zeigt.

Die Paulistaner bekommen bald einen gefürchteten Ruf in Südamerika. Sie stellen die besten Männer für die neue Form der Erschließung des Innern von Brasilien, für die „Entradas", wie diese Expeditionen heißen oder für die Bandeiras, wie sie später genannt werden. Entradas und Bandeiras sind kleine Trupps entschlossener Männer unter einem Führer in straffer militärischer Zucht, die in den Urwald und in das Innere vorstoßen, teils um Entdeckungen zu machen, also Gold zu suchen, teils aber um auf Indianerjagd zu gehen. Je mehr sich die Hoffnungen auf größere Goldfunde im 17. Jahrhundert zu zerschlagen scheinen (die großen Funde in Minas Geraes stammen erst aus den letzten Jahren des 17. Jahrhundert), desto mehr reizt der Sklavenfang die kühnen Bandeirantes.

Zunächst überfallen sie die Jesuitenreduktionen bei São Paulo selbst, dann folgen sie dem Orden ins Innere und dringen bis an den Paraná vor. Zwar hatten die Jesuiten bereits 1570 ein Gesetz von der portugiesischen Krone erlangt, das die Sklaverei in Brasilien zwar nicht genau so verbot wie im spanischen Amerika, immerhin die Versklavung von bisher freien Indianern untersagte. Die Folge war aber nur eine scharfe Einstellung der Paulistaner gegen den Orden, und da diesem jeder Schutz wegen der Trennung vom portugiesischen Kolonialgebiet an der Küste fehlte, mußte er das Land verlassen. So ging er an den Paraná auf spanisches Gebiet, wenn man nach dem Vertrage von Tordesillas die Grenzlinie etwa von der Mündung des Amazonas nach Süden zur Insel von Santa Catharina zieht. Die Paulistaner erkannten aber diese Grenze niemals an.

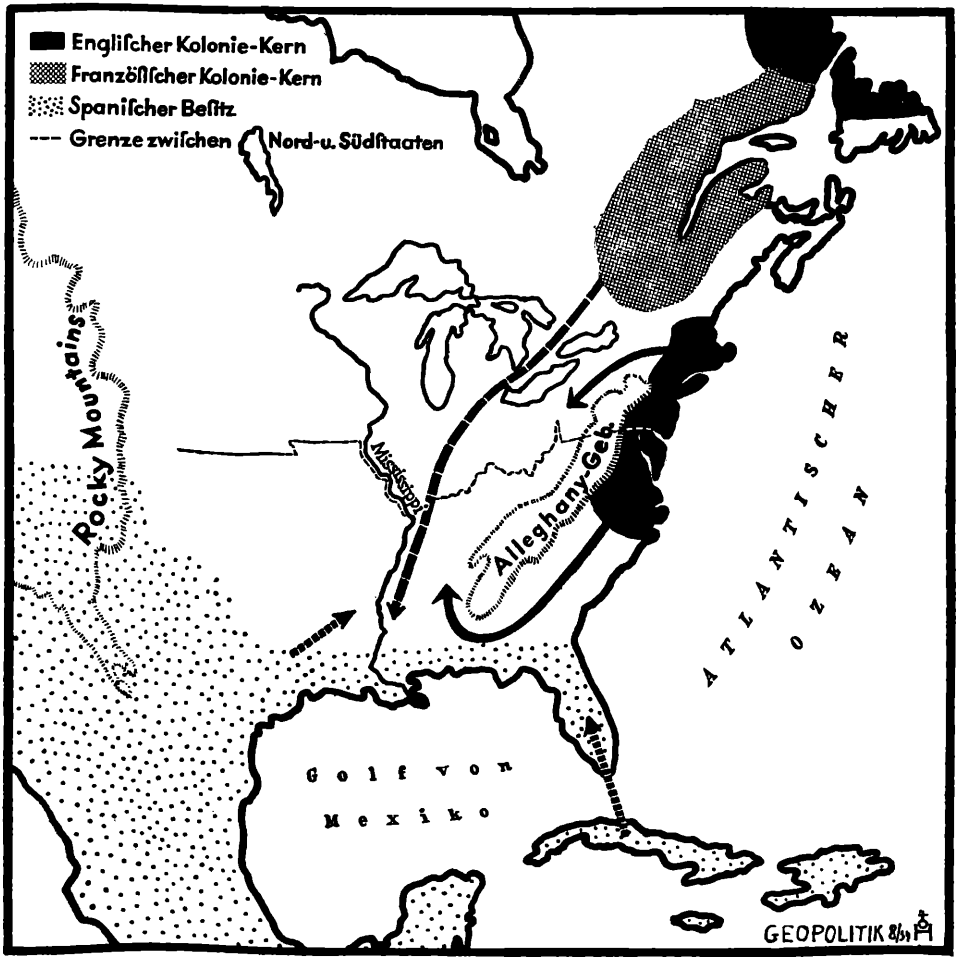
Zwischen 1610 bis 1634 gründen die Jesuiten vier Ordensprovinzen mit insgesamt 37 Reduktionen am oberen Paraná und seinen Nebenflüssen Ivahi und Paranapanema, also genau westlich von São Paulo. Von 1628 beginnen bereits die systematischen Kämpfe der Paulistaner Bandeirantes, oder wie sie die Jesuiten nannten, der Mamelucos, gegen diese Missionen. Solche Bandeiras bestanden (wie etwa die des Jahres 1628—1629) aus 900 Mamelucos und 2000 indianischen Hilfstruppen, und sie sollen nach spanischer Schätzung allein in den Jahren 1628 bis 1630 mehr als 60000 friedliche Indianer aus den Jesuitenreduktionen versklavt oder erschlagen haben. Die Sklaven wurden dann an die Plantagen des Küstengebietes verkauft. Alle Proteste halfen nichts. Portugal und der Hof von

Madrid (Portugal gehörte ja von 1581 bis 1640 zu Spanien) waren machtlos. Da ließen sich die Jesuiten 1639 vom Hofe in Madrid das Recht der Bewaffnung der Indianer und der Selbstverteidigung geben. Sie konnten den Mamelucos eine entscheidende Niederlage bei Mboboré am Uruguayfluß beibringen, die wenigstens ihre südlicheren Reduktionen rettete. Im Norden war alles verloren. Die Niederlage veranlaßte die Paulistaner, sich nach anderen Gebieten zu wenden, wo sie nicht auf solchen Widerstand trafen, und so erscheinen sie 1649 am Oberlauf des Paraguayflusses, sie dringen bis Matto Grosso vor, ja bis zur Kordillere, nach Norden kommen sie bereits 1647 bis Goyaz, sie erscheinen im Hinterlande von Bahia, von Alagoas und Pernambuco, ja sogar von Piauhy. Dort werden sie gegen die flüchtigen und im Urwald frei und unabhängig gewordenen Neger der Küstenplantagen zu Hilfe gerufen. 1695 müssen diese in Palmares aus Mangel an Proviant und Munition kapitulieren, nachdem sie sich 67 Jahre lang erfolgreich gegen Angriffe aus dem Küstengebiete sowohl von den Portugiesen wie von den Holländern gewehrt hatten.

Der Gegensatz zwischen dem schwerfälligen Vordringen von der Küste ins Innere und dem freien Schweifen der Paulistaner auf der Hochfläche über fast den ganzen Erdteil hinweg, ist außerordentlich. Wenn wir uns jetzt aber dem nordamerikanischen Kontinent zuwenden, werden wir etwas Ähnliches finden. Auch hier sehen wir einen schmalen Küstenstreifen, der mit dichtem Urwalde bewachsen ist, und der durch ein Gebirge, die Alleghanies vom übrigen Festlande abgetrennt ist. Auch in diesem Küstenstreifen entwickelt sich zunächst eine Plantagenkultur auf der Grundlage der Sklavenarbeit afrikanischer Neger, allerdings in erster Linie der Baumwolle und nicht des Zuckerrohrs. Wir können den Vergleich noch weiter führen. Auch hier erhebt sich jenseits des Gebirges eine weite Ebene, die durch ein gewaltiges Flußsystem, das des Mississippi, erschlossen wird. Die geographischen Voraussetzungen sollen auch zu ähnlichen Folgen führen. Es entsteht im Inneren des Erdteils eine ungeheuer ausgedehnte Staatenbildung, die gestützt auf die einheimischen Kräfte in keinem Verhältnis zu den Menschenmengen, vor allem nicht zu den weißen Menschen steht. Während aber in Südamerika entsprechend der schwer zugänglichen Beschaffenheit des Landes diese Binnenmacht auf dem Hochlande selbst in São Paulo entsteht, wird sie in Nordamerika von außen in das Innere hineingetragen. Es sind die Franzosen, die das nordamerikanische Binnenreich schaffen. 1608 gründete der geniale Champlain Quebec und 1682 fährt Cavelier de la Salle den Mississippi hinunter. Langsam und unter ungeheuren Mühsalen erwächst nun aus Kanada und Louisiana an der Mündung des Mississippi ein ungeheures Kolonialreich zusammen, das die französische Regierung mit einer Kette von Blockhäusern zu verbinden sucht.

Man darf dieses französische Kolonialreich nicht mit dem englischen in Nordamerika vergleichen, da es auf ganz anderen geographischen Bedingungen beruht.

Es kann keine Landwirtschaft entfalten, nicht weil die Franzosen arbeitsunwilliger gewesen wären, sie haben in Kanada das Gegenteil bewiesen, auch nicht weil die religiösen Schwierigkeiten das wertvollste Kolonistenelement, die Hugenotten, ausschlossen — es hat in den Neuenglandstaaten auch nur wenig religiöse Toleranz



gegeben, nur daß sie in ihrer Mannigfaltigkeit vielen Bekenntnissen Raum boten. Aber eine französische Landwirtschaft in Nordamerika hatte kein natürliches Absatzgebiet in einem Monokulturlande, wie es die Baumwollgebiete Virginias darstellten. Für eine Monokultur in Louisiana waren aber die Wettbewerbsverhältnisse gegenüber den anderen Gebieten am mexikanischen Golf zu ungünstig.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die Franzosen alle diese Schwierig-

keiten auf die Dauer überwunden hätten, wenn nicht die Engländer ihnen auf dem Seekriegsschauplatze die rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten hätten. Dieses Schicksal konnte den Paulistanern nicht widerfahren. Im Siebenjährigen Krieg brach die französische Kolonialmacht zusammen, Kanada wurde von den Engländern erobert, Louisiana mußte dann von Napoleon 1803 an die Vereinigten Staaten abgetreten werden, da Frankreich diesen Besitz doch nicht mehr halten konnte.

Dafür hatten die Franzosen die Genugtuung, daß auch England seinen Kolonialbesitz in Nordamerika nicht voll halten konnte, und daß gerade die wertvollsten Gebiete, die Neuenglandstaaten, sich vom Mutterlande losrissen. Frankreich hat die jungen Staaten mit Waffen und Geld weitgehend unterstützt, der Name Lafayettes ist das hervortretendste Symbol dieser Zusammenarbeit Frankreichs mit den Vereinigten Staaten gegen England. Betrachten wir wieder zum Vergleich Brasilien, so erkennen wir, daß in Nordamerika die geographischen Bedingungen für ein Eigenleben der Küstenprovinzen viel weiter ausgedehnt sind. Die Küstenzone, also das Gebiet zwischen dem Atlantischen Ozean und den Alleghanies ist unvergleichlich breiter und fruchtbarer als der schmale Küstenstreifen in Brasilien. Dazu kommt die Breitenlage, die sowohl im Süden eine Monokultur der Baumwolle erlaubt, in den nördlicheren Teilen aber bereits eine Landwirtschaft, die mit der europäischen zu vergleichen ist. In dieser gegenseitigen Ergänzung liegt das Geheimnis des Aufblühens der englischen Besitzungen in Nordamerika, nicht in der Eigenart der protestantischen Bevölkerung, wie es häufig in den Schriften heißt, die den freien Nordamerikaner feiern.

Im Gegenteil! Will man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen Vergleich der Bevölkerung in Nord- und Südamerika ziehen, so wird dieser sehr zugunsten der lateinischen Kolonien im Süden ausfallen. Während Spanien seine Kolonisierung von Staats wegen betrieb, darauf achtete, daß nicht nur die Rechte der Indianer gewahrt würden, sondern auch daß nur sozial wertvolle Elemente in die Neue Welt kamen, eine straffe Verwaltung einrichtete und auch auf Zucht und Ordnung sah, hat England seine Kolonien den großen Handelsgesellschaften zugeteilt, der Plymouth Company im Norden und der Virginia Company im Süden (beide gegründet 1606). Diese Gesellschaften hatten nur ein Interesse, ihr Land auszubeuten, und sie nahmen weder Rücksicht auf die indianischen Ureinwohner, noch fragten sie viel, wie sie sich ihre weiße Arbeitskraft verschafften. So nahmen sie was sie bekommen konnten, die Verfolgten der Religionskriege, die Verbannten der politischen Verfolgungen, aber auch die Strafgefangenen, und sie scheuten sich nicht, den Auswurf der Großstädte auf ihre Schiffe zu verfrachten und nach Nordamerika zu bringen.

Diese Menschen lebten in einem Zustande, den man nur als Sklaverei bezeichnen kann, gebunden durch unabtragbare Zinsenlasten und Schulden. Und zur

weißen Sklaverei trat dann in immer wachsendem Maße die Negersklaverei, die auf der englischen Seeherrschaft beruhte. Noch um 1800 betrug die Bevölkerung der heutigen Vereinigten Staaten nur wenig mehr als 5 Millionen Menschen (während allein das spanische Kolonialreich in Amerika 17 Millionen Einwohner hatte). Aber auf der Grundlage der Arbeit in den Baumwollfeldern erwuchs eine Ausfuhr, die wiederum zur Trägerin eines starken Bedarfes von landwirtschaftlichen und erst im 19. Jahrhundert von industriellen Erzeugnissen geworden ist. Auf der Monokultur der Baumwolle erwächst die mächtige nordamerikanische Volkswirtschaft, als die Eisenbahnen den Weg über die Alleghanies hinweg in das Innere des nordamerikanischen Erdteils bahnen. Erst in diesem Augenblick fängt Nordamerika an, Südamerika zu überflügeln und die gewaltige europäische Auswanderung des 19. Jahrhunderts fast ganz an sich zu ziehen, um sie in die weiten Ebenen des Mississippisystems hineinzuführen.

Brasilien hat diesen Aufschwung nicht mitgemacht, einfach weil die geographischen Bedingungen das nicht zuließen. Das gilt sowohl von den Verkehrsbedingungen, als die Eisenbahnen das Küstengebirge nicht überwinden können und im Inneren nicht recht vorwärtskommen, als auch in der Unmöglichkeit, in Innerbrasilien eine Landwirtschaft und eine Industrie großzuziehen, die größere Menschenmassen aus Europa aufnehmen könnten. Nur in São Paulo erwächst auf der Monokultur des Kaffees eine stärkere Bevölkerung fremder (meist italienischer) Abstammung. Die Bevölkerungszunahme Brasiliens auf jetzt etwa 40 Millionen ist also fast rein bodenständig gewachsen, die Einwanderung hat nur eine nebensächliche Rolle gespielt. Zwar hat die Landwirtschaft in Argentinien mit der Erschließung durch die Eisenbahnen eine starke Entwicklung genommen, aber sie läßt sich wegen des Fehlens des Ausgleiches einer entsprechenden Industrie nicht mit der nordamerikanischen vergleichen. Die übrigen Teile Südamerikas haben aber auch nach der Loslösung aus dem spanischen Kolonialreich nicht die Flächen zu einer großzügigen Entfaltung zur Verfügung gehabt, die einzig Brasilien und Argentinien vorbehalten sind.

KURT KAYSER:
Albanien am Scheidewege

Man hat sich in den letzten Jahren, besonders seitdem der albanisch-italienische Freundschaftsvertrag von 1926 im darauffolgenden Jahre zu einem Defensivvertrag erweitert worden ist, daran gewöhnt, in Albanien eine Art italienischer Kolonie, oder besser noch das einfache Übergreifen des italienischen Raumes auf albanischen Boden zu erblicken. Es häufen sich nun in jüngster Zeit die Nachrichten, die auf eine interessante Wandlung in der Entwicklung Albaniens hinzudeuten scheinen. Die Entstehung einer national-albanischen Mentalität bereitet sich hier

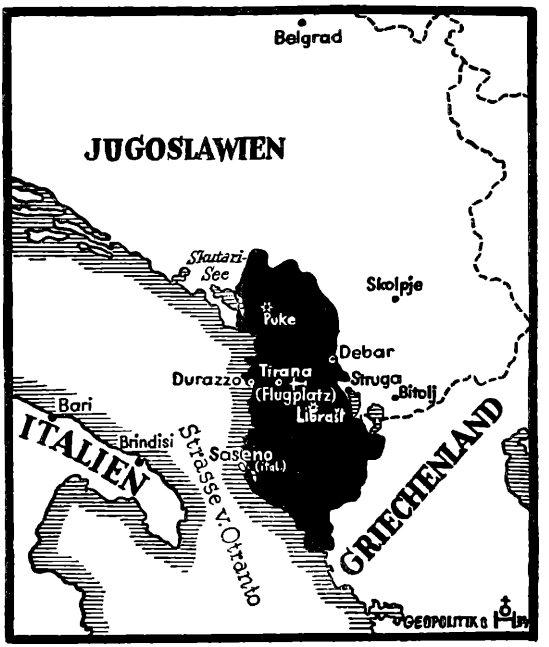
im Süden der Adria vor, wodurch heute endlich, einigermaßen verspätet, diese letzte Schöpfung unglückseliger Balkanpolitik der Vorkriegszeit einen Inhalt zu erhalten scheint, einen Inhalt, der vielleicht in nicht allzu langer Zeit schon die Entwicklung vom Spielball interessierter Großmächte zu wahrer Eigenstaatlichkeit zu bringen vermag.

Wir möchten der allgemeinen Entwicklungstendenz eines albanischen Nationalbewußtseins, das schon zur Schließung einer Reihe von italienischen Schulen geführt hat, zunächst noch größere Bedeutung beimessen, als etwa dem gegenwärtig akuten Finanzkonflikt zwischen Albanien und Italien, der zwar hochinteressant ist, aber in seiner unmittelbaren politischen Auswirkung nicht überschätzt werden darf. Immerhin läßt diese erste Trübung der wirtschaftlichen Beziehungen doch einige interessante Einblicke in die albanisch-italienische Finanzgebarung zu und ist geeignet, Art und Ausmaß der wirtschaftlichen Durchdringung Albaniens zu erhellen.

Der Stein kam ins Rollen, als im März 1932 Albanien an eine Regelung seiner Verschuldung gegenüber Italien herantrat. Es erklärte zwar zunächst seine prinzipielle Bereitschaft seiner Hauptverpflichtung gegenüber der S.V.E.A. (Societa per lo sviluppo economico dell'Albania) nachkommen zu wollen. Diese Tochtergesellschaft der italienisch finanzierten Albanischen Staatsbank hatte seit 1926 Albanien einen Kredit von 50 Millionen Goldfranken gewährt, der, bis auf einen kleinen Restbetrag, für öffentliche Arbeiten Albaniens vollständig in Anspruch genommen worden war (allerdings, ohne daß dieser Betrag schon ausgereicht hätte, das jährliche Defizit der albanischen Staatskasse verschwinden zu lassen). Gleichzeitig aber erklärte sich Albanien für weitgehend übervorteilt durch den hohen Zinssatz dieser Anleihe und beantragte eine Neuberechnung seiner Schuld bei Zugrundelegung einer 4prozentigen Verzinsung. Es ergab sich nach dieser albanischen Rechnung eine Endsumme von 1,5 Millionen Goldfranken gegenüber der italienischen Forderung von fast 10 Millionen. Überdies erhob Albanien den Vorwurf, daß man ihm zu Unrecht noch einen durch die Art der Einzahlung in italienischen Lire entstandenen Kursverlust von 9 Millionen aufgebürdet habe, wodurch aus der 50-Millionen-Anleihe nun eine solche von 59 Millionen geworden sei. Besonderes Interesse erlangt der Fall aber noch dadurch, daß Albanien gleichzeitig strikte die Heranziehung eines zweiten, ihm von Italien seit 1931 eingeräumten zinsenfreien (!) Hundert-Millionen-Kredites, der in zehn Jahresraten von je 10 Millionen Goldfranken zur Auszahlung kommen soll, zur Deckung seiner Schuld gegenüber der S.V.E.A. ablehnt. Es besteht darauf, die von ihm selbst nur zu anderthalb Millionen anerkannte Verschuldung in vierzehn Jahresraten zurückzuzahlen. Der nunmehr im Vordergrund des Interesses stehende Hundert-Millionen-Kredit war von Albanien im übrigen bisher zu etwa 8 Millionen in Anspruch genommen worden zur Deckung des erwähnten chronischen Defizits im albanischen Staatshaushalt. Es konnte dieses um so mehr tun, als Italien erst eine Rückzahlung in unbestimmter

Zeit, nämlich an dem Tage, an dem die Einnahmen der Albanischen Staatskasse 50 Millionen Goldfranken erreicht haben würden, verlangen wollte.

Vorläufig ist nun aber allerdings mit festgefahrenen Verhandlungen und Unnachgiebigkeit auf beiden Seiten eine empfindliche Stockung im Zahlungsverkehr zwischen Albanien und Italien eingetreten. Albanien will zunächst bis zur Bewilligung seiner Forderungen gar nichts bezahlen und hat ein Moratorium erklärt, während Italien seinerseits Ende Dezember vorigen Jahres erstmalig mit den Jahresraten aus dem neuen Hundert-Millionen-Kredit ausgesetzt hat und Albanien damit seit langer Zeit zum erstenmal in die Lage versetzt ist, sich auf seine beschränkten eigenen Hilfsmittel besinnen zu müssen.



Nicht uninteressant ist es für die Beurteilung der Aussichten Albaniens, seinen Staatshaushalt etwas näher zu betrachten. Das sich ergebende Bild zeigt, wie sehr die Einnahmen vorläufig noch hinter dem erwähnten 50-Millionen-Ziel zurückbleiben. Für 1933/34 sind sie mit 24 563 000 Goldfranken eingesetzt bei einem bereits üblichen Defizit von rund 3 000 000. An der Gesamtsumme der Ausgaben von 27 527 000 Goldfranken sind allein Heer, Marine und Gendarmerie mit rund 12,5 Millionen beteiligt (1932/33 waren es noch 14,6 Millionen). Diese in Anbetracht der Verhältnisse außerordentlich hohe Summe für die Landesverteidigung wird heute in der albanischen Öffentlichkeit lebhaft diskutiert, und es ist interessant, daß gerade von seiten der wachsenden national-albanischen Bewegung an der Höhe dieses Betrages starke Kritik geübt wird. Man hat hier eingesehen, daß der kleine albanische Staat mit seiner rund 1 Million Einwohner im Falle eines Krieges auf strenge Neutralität oder den Schutz eines Mächtigeren angewiesen sein würde, aber jedenfalls selbst bei übermenschlichen Anstrengungen niemals in der Lage sein würde, aus eigenen Kräften seine Landesverteidigung durchzuführen. Man fragt darum auf dieser Seite weiter: warum diese unverhältnismäßig hohe Beanspruchung öffentlicher Mittel für eine doch aussichtslose Sache; sind diese Mittel

nicht sehr viel nötiger für die gerade aus nationalen Gründen so dringend notwendige kulturelle und wirtschaftliche Hebung dieses jungen und noch in nichts durchorganisierten Staates? Natürlich sind sich diese nationalbewußten Kreise klar, damit zugleich gegen Italien Stellung zu nehmen, dessen wirtschaftliche und auch kulturelle Vorherrschaft im Lande ihnen ein Dorn im Auge ist. Auch herrscht schon vielerorts Klarheit darüber, in wessen Interesse letzten Endes allein diese militärische Stärkung Albaniens durchgeführt wird.

Die „militärische Sicherung" des Landes durch Italien ist heute weitgehend durchgeführt. In Durazzo (Durrës) hat sich Italien mit einem großen Kostenaufwand einen festen Kriegshafen geschaffen; mit der unmittelbar vor der albanischen Küste in italienischer Hand befindlichen Insel Saseno, die man bereits als das italienische Malta bezeichnet hat, beherrscht es die Bucht von Valona; auch der Weg ins Innere der Balkanhalbinsel gegen Jugoslawisch-Makedonien, die noch immer bedeutungsvolle via Aegnatia der Römerzeit, befindet sich mit dem Ausbau der Befestigungen im Taleinschnitt von Librašt (östlich von Albasan, unweit des Škumbin) fest in italienischer Hand. Mit Besorgnis wird von jugoslawischer Seite darauf hingewiesen (Politika 20. 4. 34), daß unmittelbar von Librašt und Puke aus die italienischen Kanonen am Tage des Ausbruchs von Feindseligkeiten Struga (am Ochridasee) und Debar unter Feuer nehmen können, während von dem neu angelegten modernen Flugplatz in Tirana am selben Tage noch Bitolj und Skoplje von Bombenflugzeugen angegriffen werden können. Selbstverständlich, daß diese unter italienischer Führung durchgeführte militärische Sicherung Albaniens die eigenen Bedürfnisse des kleinen Staates weit übertrifft, und daß selbst die verhältnismäßig hohe Summe, die die Wehrausgaben im albanischen Staatshaushalt einnehmen, doch keinesfalls zur Deckung derartiger Ausgaben genügt haben können. Die Bemühungen, diese Vorgänge zu verschleiern, sind im übrigen keineswegs so beträchtlich gewesen, daß man daraus etwa ein Kompliment für den Völkerbund ableiten könnte. Selbst die Uniform, der albanischen Mannschaften und Offiziere unterscheidet sich in nichts mehr von der italienischen!

Eine Opposition gegen diese militärische und wirtschaftliche Vormundschaft Italiens ist heute zweifellos vorhanden und im Wachsen. Um so mehr wird von italienischer Seite versucht, nach dem Grundsatz: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft" vorzugehen, wie er zum Beispiel auch als Motto für die neuerdings von Bari aus in albanischer Sprache gegebenen Radiosendungen gelten kann. Mit einem Wandel der Dinge geriete im übrigen auch König Zogu zweifellos in gewisse Schwierigkeiten, und der Aufstand von 1932 war nicht zuletzt gegen die italienfreundliche Haltung des Königs gerichtet. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß auch Achmed Zogu sich eines Tages gerne wieder seiner früher schon einmal nicht unvorteilhaften Liebe zu Südslawien erinnern wird. Der König würde nur einer Entwicklung folgen, die sich heute bereits deutlich angebahnt hat: Fast auf den

Tag genau (25. Dezember 1933), an dem Italien die Einstellung seiner Zahlungen verkündete, erschien eine albanische Handelsdelegation zum erstenmal in der jugoslawischen Hauptstadt und begann unter Führung des bevollmächtigten albanischen Ministers Mechmed Beg Konica die Vorverhandlungen zu einem neuen albanisch-jugoslawischen Handelsvertrag. In schwungvollen Interviews wurde bei dieser Gelegenheit das Eintreten Albaniens für die Solidarität der Balkanvölker und für seine eigene staatliche Unabhängigkeit betont. Etwas überrascht und abwartend, aber naturgemäß nicht unangenehm berührt von dieser Rückkehr des verlorenen Sohnes, begrüßte die Belgrader Presse die neue Entwicklung. Um speziell den völlig daniederliegenden jugoslawisch-albanischen Güteraustausch zu beleben, wurde — von den albanischen Wirtschaftskreisen lebhaft verlangt — die Eröffnung von jugoslawischen Bankfilialen in Albanien besprochen, da die bisher einzig und allein bestehende und völlig in italienischer Hand befindliche Albanische Nationalbank naturgemäß alles tat, um diesem Handel Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Daß daneben in Erinnerung an nicht etwa weit zurückliegende Zeiten die Belgrader Presse volle Sicherheit für die jugoslawischen Kaufleute verlangte, sei nur nebenbei als nunmehr der Vergangenheit angehörig erwähnt.

Fragen wir uns nach den nächsten Zukunftsaussichten der sich hier im Westen der Balkanhalbinsel an viel umstrittener Stelle anbahnenden neuen Entwicklung. So sicher es ist, daß Italien hier im Moment auf beträchtliche Schwierigkeiten stößt und stimmungsmäßig bereits große Einbuße erlitten hat, so ungeheure Anstrengungen wird es andererseits doch noch von albanischer Seite bedürfen, wenn sich das Land von dem im Augenblick sicher unerwünschten, aber doch finanziell fast unentbehrlichen Protektorat Italiens befreien wollte. Wie außerordentlich die Lebensfähigkeit eines selbständigen Albaniens bedroht ist, zeigt allein schon die Handelsbilanz: 1932 übertraf die Einfuhr mit 22 Millionen Goldfranken die Ausfuhr um das $5^1/_2$fache! Daß die Entwicklung unter diesen Umständen nicht allzu rasch vor sich gehen kann, zeigt schon das vorläufige Fernbleiben Albaniens vom Balkanpakt: es ist leichter, die Solidarität der Balkanvölker am Verhandlungstisch mit den balkanischen Nachbarn zu feiern als sie dem großen italienischen Protektor gegenüber durchzusetzen.

Einer politischen Annäherung zwischen Jugoslawien und Albanien würden andererseits heute so wenig wie früher etwa unüberwindliche Schwierigkeiten zwischen diesen beiden Nachbarstaaten entgegenstehen. Es sind in der Nachkriegsentwicklung der Balkanfragen Wege gezeigt worden, die selbst eine Lösung des äußerst heiklen Problems der halben Million Albaner im heute jugoslawischen Gebiet von Kosovo und der Metohija als möglich erscheinen lassen. Eine Korrektur des heute erst rund 150 Jahre zurückliegenden albanischen Vorstoßes in diese Gebiete durch Rücksiedlung in den albanischen Staat liegt nach den Erfahrungen des türkisch-griechischen Ausgleiches, der das Vielfache an Menschenmassen in Bewegung setzte,

durchaus nicht außerhalb der Möglichkeiten, die eine endgültige Befriedung der Balkanhalbinsel herbeiführen könnten. Weite ungenutzte, aber wirtschaftlich aussichtsreiche Gebiete würden in Niederalbanien durch eine solche Umsiedlung erschlossen werden können. Sehr viel weiter aber im Bereich des Möglichen als dieser dem europäischen Beobachter vielleicht utopisch erscheinende Vorschlag liegt die Wiederbelebung des Skutariseegebietes, die erst nach einem jugoslawisch-albanischen Ausgleich wirklich mit Erfolg betrieben werden könnte, mit der nunmehr seit gut 80 Jahren im argen liegenden und stets verlangten Regulierung des Seeabflusses in der Bojana. Dies wenige mag genügen, um zu zeigen, welche Auswirkungen eine wirkliche Solidarität der Balkanvölker haben könnte.

Oskar Aust:
Mandschurischer Wirtschaftsaufschwung

Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Nachrichten und oft überraschende Nachrichten aus dem Fernen Osten uns den Ernst der Lage daselbst vor Augen führen, immer wieder daran mahnend, wachsam zu sein, und nicht zuletzt in handelspolitischer Hinsicht. Nach wie vor bleibt die Mandschurei, bleibt Mandschukuo und u. a. die Frage von dessen völkerrechtlicher Anerkennung, ohne die eine gesamtpazifische Übereinkunft mit Japan nicht zu haben sein wird — wie Albrecht Haushofer in seinem „Erdumspannenden Bericht" im Mai-Heft 1934 der Zeitschrift für Geopolitik es betont —, im Vordergrunde.

Neuere Berichte aus diesem Gebiet, das sich der modernen Welt, der heutigen Generation bekanntlich ja zuerst und dann mehrfach als Kriegsschauplatz in Erinnerung brachte, und zwar als ein Kriegsschauplatz, auf dem die Eisenbahnen auch — kurz gesagt — den Charakter einer eigentlichen Waffe besitzen — Berichte etwa wie der von Wolfgang Sorge, einem nach dem Fernen Osten entsandten Sonderberichterstatter, „Ordensstaat Mandschukuo" (Berliner Lokalanzeiger vom 13. Juni 1934, Nr. 274), lassen Äußerungen ostasiatischer Politiker über eine mandschurisch-japanische Schicksals- und Kampfgemeinschaft, die Wirtschaftsgemeinschaft mit einbegriffen, unbeschadet einer in Gang kommenden spezifisch staatlich-mandschurischen Entwicklungslinie, doch als gewichtiger erscheinen, als es manchem zunächst wohl dünken mochte.

An Äußerungen ist gedacht wie die des Außenministers von Mandschukuo Hsieh-Chieh-shih: „Mein Land muß mit Japan zusammenarbeiten, nötigenfalls sogar bis zum gemeinsamen Tode", ebenso wie an entsprechende Äußerungen japanischer Staatsmänner.

Je mehr nun, innerhalb der offenbaren Folgen hiervon, die verkehrspolitische, wirtschaftliche und industrielle Erschließung der Mandschurei-Mandschukuo in ein neues Stadium getreten ist, desto mehr gewinnt auch für alle Länder die Frage

bestmöglichster Ausnutzung erweiterter handelspolitischer Möglichkeiten in Mandschukuo an Bedeutung — ungeachtet der augenblicklichen völkerrechtlichen Natur dieses Gebietes. Am Rande sei vermerkt, daß „The World Almanac and Book of Facts" (Published by The New York World-Telegram-Corporation) bereits in seinem 48. Jahresband 1933, ebenso wie in dem folgenden Band, in der Abteilung „Foreign Countries" innerhalb der üblichen Ordnung, zwischen Luxemburg und Monaco, auch „Manchukuo" aufführt mit dem Bericht, daß es am 18. Februar 1932 als eine unabhängige Nation erklärt wurde und am 1. März desselben Jahres „into official existence" kam.

Es entzieht sich unserer Kenntnis, inwieweit diese „Anerkennung", eine ökonomische, etwa damit zusammenhängt, daß allein die Südmandschurische Eisenbahngesellschaft, und zwar innerhalb der kurzen Zeitspanne von fünf Jahren, zwischen 1925 und 1930, in den Vereinigten Staaten für mindestens 5 Millionen USA.-Dollars Einkäufe tätigte, und dies in einem völlig risikolosen Geschäft, wie es ausdrücklich in der noch zu erwähnenden Untersuchung über den internationalen Handel der Mandschurei heißt. —

Mit welchem Wettbewerber die abendländischen und insbesondere die europäischen Handelsländer hinsichtlich der Ausnutzung jener erweiterten handelspolitischen Möglichkeiten in Mandschukuo zu rechnen haben, war in der Zeitschrift für Geopolitik gleichfalls schon mehrfach dargelegt worden, so in Walter Flemmings Aufsatz „Japans zweites Schwert: die Wirtschaft" im Dezember-Heft 1933.

Der bei der Gründung von Mandschukuo zu erwarten gewesene Frontwechsel der japanischen Wirtschaftspolitik ist ja inzwischen zur Tatsache geworden.

Sollte eine auf Japans industrielle Entwicklung bezügliche Äußerung eines führenden Japaners sinngemäß auf Mandschukuo anwendbar sein (und nicht wenige Anzeichen sprechen dafür) — die Äußerung nämlich, daß der wirtschaftliche Aufbau Japans, der anfangs im Schneckentempo vor sich ging, seinen gewaltigen Auftrieb erst mit Japans Anlehnung an den Westen erfuhr —, sollte dieser Gedanke, das Bevorstehen also einer ähnlich raschen und überraschenden Entwicklung von Mandschukuo im Zusammenhange mit dessen Anlehnung an Japan, nicht von der Hand zu weisen sein, so besteht hinreichend Veranlassung auch dafür, sich vor Augen zu führen, von welcher Grundlage aus, auf Grund welcher Entwicklung vor allem innerhalb der letzten so entscheidend wichtigen Jahrzehnte, solcher mandschurische Wirtschaftsaufschwung vor sich zu gehen hätte.

Man denke hierbei auch daran, daß Mandschukuo heute im großen und ganzen etwa die gleiche Menschenzahl birgt, über dreißig Millionen — vor einem Menschenalter noch auf seinem Gebiet aber nur gegen ein Zehntel hiervon! —, die Japan zur Zeit der Öffnung seiner Grenzen insbesondere für den Westen in den 1850er Jahren hatte — als es den ersten Schritt tat vom mittelalterlichen Feudal-

und Agrarstaat mit fast ganz geschlossenen Grenzen zur anerkannten Industrie- und Großmacht von heute, darin jedoch alles andere als einen Abschluß sehend.

*

An Hand einer amerikanischen Untersuchung, die, insbesondere durch Auswertung entsprechender Aufzeichnungen der chinesischen Zollverwaltung, sich mit den letzten drei Jahrzehnten des wirtschaftlichen Wachstums der Mandschurei eingehender beschäftigt, vermögen wir ein Bild jener Grundlagen zu gewinnen: — „The International Trade of Manchuria" von Dr. Herbert Feis, Worcester, Mass., und New York 1931.

Innerhalb einer Reihe „Studies in World Economy" (Carnegie Endowment for International Peace), in der auch Indien behandelt wird, nimmt Dr. Herbert Feis zu der handelspolitischen Entwicklung in der Mandschurei von der Fragestellung seinen Ausgang: Welchen Einwirkungen ist der Handel fremder Mächte in der Mandschurei durch die politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte in Ostasien und insbesondere durch die Geschehnisse in der Mandschurei und um diese und vor allem im Zusammenhange mit dem wachsenden Einfluß Japans in der Mandschurei ausgesetzt worden?

Die Beantwortung dieser Frage erfolgt durch Feststellung einer großen Reihe wirtschaftlicher und insbesondere handelspolitischer Tatsachen, die in fast zwei Dutzend Tafeln übersichtlich geordnet werden; ein Auszug daraus folgt weiter unten.

Vermittels dieser Tatsachen soll auch eine teilweise Antwort auf die weitere Frage dargeboten werden: Wie weit ist die offene Tür in der Mandschurei wirklich offen gewesen? —

In der Zeit von 1900 bis 1928 (mit der wir es hier in der Hauptsache zu tun haben, was immer im Auge zu behalten bleibt) wuchs der Außenhandel der Mandschurei weit schneller als der Gesamtchinas, und er nahm innerhalb des letzteren eine fortgesetzt sich nach aufwärts entwickelnde Richtung ein. Betrug die Ausfuhr der Mandschurei im Jahre 1900 nur 2,4% der gesamtchinesischen Ausfuhr, so war dieser Prozentsatz im Jahre 1928 auf 31,9% angewachsen. Hinsichtlich der Einfuhr haben wir es hier mit den Ziffern von 3,7% (1900) und 18,5% (1928) zu tun.

Die Sprünge innerhalb der Ziffernreihe, die zwischen den Zahlen des Jahres 1900 und des Jahres 1928 liegt — der Sprung beispielsweise von 4,0% und 5,5% des Jahres 1907 in Ausfuhr und Einfuhr auf 9,9% und 10,9% im Jahre 1908 —, erinnern uns an einschneidende Vorgänge in der politischen Geschichte und der Wirtschaftsgeschichte der Mandschurei. So beispielsweise daran, daß nach dem Russisch-Japanischen Kriege (1904/05), während dem Ausfuhren nach Japan verboten waren, in den Jahren 1905 bis 1907, die südliche Mandschurei ganz oder teilweise unter die militärische Verwaltung Japans kam. In diese Zeit fällt ja der Beginn des Zustandes wachsender Einflußnahme Japans in der Mandschurei, der mit der Gründung des Staates Mandschukuo dann eine veränderte Form annahm.

In Verfolg der Geschehnisse um die Jahre 1905 und 1907 waren in den Jahren 1907 bis 1910 dem Außenhandel in der Mandschurei neue Häfen eröffnet worden, neue Zollstationen wurden eingerichtet, und zwischen Korea und China waren neue Eisenbahnverbindungen geschaffen worden. Vor allem die verkehrspolitische Erschließung der Mandschurei durch neue Eisenbahnbauten oder durch den Ausbau älterer Strecken trat in jener Zeit überhaupt in ein Stadium sich unausgesetzt verstärkender Intensität.

Innerhalb jener Ziffernreihe sind auch die handelspolitischen Wirkungen des Ausbruchs der Chinesischen Revolution im Jahre 1911 zu erkennen. Dieses Ereignis ließ die Ausfuhr der Mandschurei, bei deren vorherigem beständigem Wachstum, im Jahre 1912 um rund 10 Millionen Haikwan Taels (Hk T — Durchschnittswert seit 1900 gegen 70 USA.-Goldcents) gegenüber dem Vorjahre absinken. Jener Prozentsatz, von dem wir ausgingen (Anteil der mandschurischen Ausfuhr an der gesamtchinesischen), fiel damit von 16,2% (1911) auf 14,9% (1912), um jedoch bereits im folgenden Jahre (1913) schon wieder über die Ziffer von 1911 hinauszugehen und im Jahre 1917 19,8% zu erklimmen, was fast einem Fünftel an der Gesamtausfuhr Chinas entspricht.

Lassen die Ziffern der Jahre zwischen 1907 und 1914 auch ein sich beständig fortsetzendes Wachstum des mandschurischen Außenhandels erkennen, so erweist sich dieses Wachstum doch im Vergleich mit dem der späteren Zeit als verhältnismäßig wenig bedeutend. Mit dem Jahre 1916 erst hatte eine Periode neuen Aufschwungs des mandschurischen Handels eingesetzt, die in gleichfalls fast ungebrochener Linie, aber in gewaltigeren Sprüngen als vorher, jene Verhältnisziffer der Ausfuhr (Anteil an der Gesamtausfuhr Chinas) bis auf 31,9% im Jahre 1928 emporschnellen ließ, also auf fast ein Drittel an der chinesischen Gesamtausfuhr, wobei sich der Anteil der mandschurischen Bevölkerungsziffer an der ganz Chinas aber nur auf weit weniger als ein Zehntel stellte. Eindeutige Belege sind dies gleichzeitig für die Bedeutung und den Wert der Mandschurei in verschiedenster Hinsicht.

Naturkatastrophen und sonstige Mißgeschicke, an denen es in dieser Zeit auch in der Mandschurei nicht fehlte, vermochten dieses rapide Wachstum nicht aufzuhalten, das zwar zum Teil der Weltkrieg und die mit ihm auftretende außergewöhnliche Nachfrage mit angeregt und gefördert hatte, dessen letzte Triebkräfte jedoch in der wachsenden Bevölkerung der Mandschurei, in deren Betätigung und in deren Bedarf liegen, sowie in dem Zusammenwirken des menschlichen Faktors vor allem mit den vermehrten und verbesserten Verkehrsmitteln des Landes auf der Grundlage sich fortschreitend vervollkommender industrieller und geschäftlicher Organisationseinrichtungen, kurz wirtschaftlicher Entwicklung auf der ganzen Linie, die, und offenbar nicht zu Unrecht, Japan sich zugute rechnet. Neben den organisatorischen Leistungen Japans überhaupt hat vor allem auch

japanisches Kapital — wie noch anzuführende Ziffern zeigen werden — solche Erschließung und Entwicklung der Mandschurei zu einem guten Teil bewirkt.

Zum Beweise dafür brauchte Japan lediglich auf die mandschurische Handelsbilanz etwa des Jahres 1908 hinzuweisen, die mit 5 527 000 Hk T ungünstig auslief (vermehrte Einfuhr), und daneben auf diejenige etwa von 1931, die im Gegensatz zu der ersteren einen Ausfuhrüberschuß von 250 640 000 Hk T aufweist.

Was nun insbesondere die Einfuhrziffern der Mandschurei anlangt, die sich zwischen 1916 und 1928 fast verdreifachten (82,9 Mill. Hk T im Jahre 1916 und 221,5 Mill. im Jahre 1928 bei einer Vervierfachung der Ausfuhrziffern: 112,2 gegenüber 402,8 Mill.), so bleibt zu berücksichtigen, daß ein erheblicher Teil dieser Einfuhr auf Einkäufe zurückzuführen ist, die die von Japan geleitete und innerhalb eines japanischen Hoheitsgebiets gelegene südmandschurische Eisenbahn bzw. deren Eigentümerin, die Südmandschurische Eisenbahngesellschaft, ein ganz einzigartiges Unternehmen, tätigte.

Die Aufzeigung der wirtschaftlichen — und damit auch politischen (auch wehrpolitischen) — Bedeutung dieser Gesellschaft, eines gewaltigen Industrieunternehmens, ja noch mehr, einer Organisation von gerade jetzt wieder wachsendem Umfang und mit vielseitigster Betätigung (vom Kinderhort bis zum Stahlwerk), würde gesonderte Betrachtungen erfordern.

Hinsichtlich der japanischen Kapitalanlagen in der Mandschurei und in China und über deren gewaltiges Wachstum, worunter diese bis vor kurzem ja ausschließlich zu erscheinen hatten, sei hierbei kurz das folgende bemerkt: Setzt man den Wert der Kapitalanlagen Japans in China im Jahre 1914 gleich 100, so entsprechen diese Kapitalanlagen im Jahre 1902 einer Verhältnisziffer von 0,5 (die entsprechenden, sich auf deren Kapitalanlagen im Jahre 1914 — gleich 100 — beziehenden Ziffern Rußlands, der Vereinigten Staaten und Englands sind: 93,1; 41,7; 37,5). Im Jahre 1931 aber war jene japanische Verhältnisziffer auf 434,7 emporgestiegen. In ihrer absoluten Höhe waren die japanischen Kapitalanlagen in China auf 912,8 Mill. USA.-Dollar im Jahre 1931 gestiegen und damit an die führende englische Ziffer von 963,4 Mill. USA.-Dollar dicht herangerückt. Für England stellt sich dabei jener Verhältnissatz (Vergleich zu 1914 = 100) auf 240,8, für Rußland auf 115,5 und für die Vereinigten Staaten auf 369,3 (für Deutschland auf 55,1 hinsichtlich des Jahres 1931 und auf 62,5 hinsichtlich des Jahres 1902 im Vergleich zum Kapitalanlagenbestand des Jahres 1914).

Von solchen fremden Kapitalanlagen in China entfielen nun im Jahre 1931 nicht weniger als 36%, also mehr als ein Drittel, allein auf die „drei östlichen Provinzen", wie die Mandschurei in China genannt wird, womit dessen Bedeutung von neuem angezeigt ist. Und an diesem mehr als einem Drittel war (was die wichtigsten Länder England, Japan, Rußland und die Vereinigten Staaten anlangt, auf die von insgesamt 2531,9 Mill. USA.-Dollar fremder Kapitalanlagen in China

im Jahre 1931 allein insgesamt 2260,9 Mill. USA.-Dollar entfielen) Japan mit 550,2 Mill. USA.-Dollar beteiligt, allein neben Rußland (auf das ein Rest von 261,8 Mill. USA.-Dollar entfiel). Auf 36% stellte sich im Jahre 1931 auch die Summe — von 912,8 Mill. USA.-Dollar, die oben schon erwähnt wurde — der japanischen Kapitalanlagen in China, die Mandschurei einbegriffen, vor welcher lediglich noch England mit einem Prozentsatz von 38% an der Gesamtsumme aller fremden Kapitalanlagen in China rangierte.

Es kann so nicht überraschen, wenn wir bei weiterer Betrachtung der Außenhandelsentwicklung der Mandschurei fortgesetzt auch an die Sonderstellung Japans erinnert werden, die es dort, insbesondere im Zusammenhange mit der Südmandschurischen Eisenbahn, errang.

Jedoch stand Japan in handelspolitischer Hinsicht in unausgesetztem Wettbewerb mit anderen Ländern, die es nicht nur verstanden haben, zum Teil dort ihr Feld nicht etwa nur zu behaupten, sondern sogar noch zu erweitern.

Japans Anteil an der mandschurischen Einfuhr stieg zwar zwischen 1900 und 1918 ganz gewaltig, jedoch ist diese Einfuhr nachher, bis 1928, stationär geblieben, wenn nicht teilweise sogar absinkend. Die japanische Einfuhr in die drei südmandschurischen Häfen Dairen, Yingkow (Newschwang) und Antung, die gegen neun Zehntel des Gesamthandels der Mandschurei bewältigen — gegen 60% des letzteren entfallen allein auf den Hafen Dairen dicht bei dem früheren Port Arthur —, betrug beispielsweise im Jahre 1919 92,0 Mill. HkT und im Jahre 1928 109,2 HkT.

Hierzu sei die europäische Einfuhr in Vergleich gesetzt, die zwar, total betrachtet, hinter der japanischen weit zurücksteht, die jedoch seit dem Jahre 1919 unaufhörlich anstieg: — von 2,5 Mill. HkT in diesem Jahre, bei einer Gesamteinfuhr von 126,9 Mill., auf 26,9 Mill. HkT im Jahre 1928 von insgesamt 179,1 Mill., damit ihren Vorkriegsstand (4,0 Mill. von insgesamt 42,7 Mill. HkT im Jahre 1913) längst weit überholend. England, Deutschland und Belgien sind die Hauptteilnehmer hieran, was die Einfuhr in südmandschurische Häfen anlangt. England und Deutschland führten in der Hauptsache Wollwaren, Maschinen und chemische Produkte ein. Belgiens Anteil an Stahl- und Eisenerzeugnissen, ausgenommen Maschinen, war eigenartigerweise größer als die entsprechenden englischen und deutschen Anteile. Die Einfuhr Rußlands, zum größten Teil über andere Einfuhrwege, überstieg diejenige Gesamteuropas, wenn auch ein Teil dieser Einfuhr nichtrussischen Ursprungs gewesen sein wird. Immerhin ist das Ansteigen der russischen Einfuhr von 5,1 Mill. HkT im Jahre 1918, über 13,1 (1919), 7,8 (1920), 10,9 (1922), 11,1 (1925), 19,8 (1927) auf 26,3 Mill. HkT im Jahre 1928 bemerkenswert.

Zu erwähnen bleibt noch die Einfuhr aus Hongkong, die nicht ausschließlich englische, sondern zum nicht unerheblichen Teil auch Güter aus sonstigen

europäischen und anderen Ländern umfaßt und die von 3,2 Mill. im Jahre 1919 auf 10,9 Mill. Hk T im Jahre 1928 stieg.

Der Anteil der Vereinigten Staaten an der Gesamteinfuhr der Mandschurei zeigt prozentualiter seit dem Jahre 1924 ein Absinken von etwa 20% auf etwa 11% in den Jahren 1927 und 1928. Während die amerikanische Einfuhr an Textilwaren, ebenso wie die Einfuhr solcher Waren auch aus Europa, inzwischen erheblich zusammenschrumpfte, wuchs die Bedeutung der amerikanischen Einfuhren an Eisenbahnmaterial, an Maschinen, an Stahl und Eisen, an Automobilen und an Kerosene u. a. m. Von der Gesamteinfuhr des Jahres 1927 an Tabak in allen Formen kamen gegen 25% aus den Vereinigten Staaten; von den Eisen- und Stahlwaren, die zur Einfuhr gelangten, kamen in diesem Jahre 15% von dort; von den Fahrzeugen 25%; von Maschinen und ähnlichen 10%; von Kerosene 70% und vom Mehl 19%. Die Einfuhrwerte der Vereinigten Staaten der beiden Jahre 1919 und 1928 waren fast gleich hoch (19,5 und 19,6 Mill. Hk T).

Hinsichtlich der mandschurischen Ausfuhr bleibt hervorzuheben, daß der japanische Anteil an ihr in den letzten Jahren vor 1928 Neigung zum Fallen zeigte; hinsichtlich der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten, die verhältnismäßig nur gering ist, gilt dies in noch stärkerem Maße, wohingegen Europas Stellung als Käufer der Mandschurei zunehmend wichtiger wurde — wie überhaupt sowohl die Einfuhren als auch die Ausfuhren der Mandschurei das Streben nach geographischer Ausweitung hinsichtlich ihrer Herkunfts- und Bestimmungsländer zeigen wie auch nach größerer Mannigfaltigkeit.

Immerhin steht in den Ausfuhrgütern noch die Sojabohne und deren Erzeugnisse bei weitem im Vordergrunde, worauf in den letzten drei Jahrzehnten 86% (1901) bis 60,8% (1928) der mandschurischen Gesamtausfuhr entfielen, bei Verzehnfachung des Ausfuhrwerts innerhalb der Jahre 1907 bis 1928, und sich wie folgt verteilten:

Ausfuhr der Mandschurei an Bohnen und Bohnenerzeugnissen 1923 und 1927 in Prozenten der Gesamtausfuhr an diesen Gütern

	Ausgeführt nach											
	Japan		Korea		anderen Teilen Chinas		Hongkong		Großbritannien		Deutschland	
	1923	1927	1923	1927	1923	1927	1923	1927	1923	1927	1923	1927
Bohnen	49,0	17,7	2,4	0,2	34,1	19,8	1,8	1,5	2,8	3,0	0,3	0,5
Bohnenkuchen	73,5	44,4	2,5	6,3	23,4	28,6	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0
Bohnenöl.....	0,0	0,0	0,0	0,0	11,3	15,8	0,7	0,3	25,0	26,3	3,6	0,3

	Ausgeführt nach									
	Niederlande		Vereinigten Staaten von Amerika		Niederländisch-Ostindien		Türkei, Ägypten Persien usw.		Rußland	
	1923	1927	1923	1927	1923	1927	1923	1927	1923	1927
Bohnen	2,5	7,8	0,0	0,0	9,2	4,1	5,2	8,6	—	32,4
Bohnenkuchen	0,0	0,0	0,5	1,1	0,0	0,0	0,0	0,0	—	19,5
Bohnenöl.....	12,1	0,0	15,2	4,9	0,0	0,0	11,7	0,3	—	21,4

Die oben, bei Beginn des 2. Abschnitts, erwähnte Frage, für deren Beantwortung Unterlagen herbeigeschafft werden sollten, läßt sich nun abschließend jedoch erst nach Berücksichtigung auch der allerneuesten Entwicklung der mandschurischen Verhältnisse beurteilen, mit denen der Verfasser sich in mehreren an anderer Stelle veröffentlichten Aufsätzen näher beschäftigt hat, so in dem hierbei zu erwähnenden Aufsatz „Manchukuo", Wirtschaft und Außenhandel, Ein Beitrag zum Problem Japan-Ostasien" nebst dessen Fortsetzung „Chinas Wirtschaft, Außenhandel und internationale Kapitalverflechtung, insbesondere der japanische Einfluß in Chinas Wirtschaft" in „Ruhr und Rhein, Wirtschaftszeitung", Industrie- und Handelskammer Essen, Hefte 22 und 23 vom 1. und 8. Juni 1934, sowie in seinem Aufsatz in Heft 25 vom 22. Juni 1934 der soeben genannten Zeitschrift über „Bedeutung und Tendenzen der Wirtschaft Japans nach ihren Triebkräften, ihrer Entwicklung und räumlichen Bedingtheit".

Wichtiges zur Beurteilung der angeschnittenen Fragen enthält das umfassende, sich auf jahrelange Vorarbeiten stützende Werk des amerikanischen Professors C. F. Remer (Michigan-Universität) „Foreign Investments in China", New York 1933, dem auch die Ziffern über die fremden Kapitalanlagen in China und in der Mandschurei entnommen worden sind.

HANS RABL:
Das Öl und die kleinen Nationen II

Rumänien und Albanien in der Zange

In Europa liegen die Dinge keineswegs besser als im Nahen Osten. Die Fälle Albanien und Rumänien beweisen es. 1895 bemühten sich, etwa gleichzeitig, vergeblich die Standard und die Diskonto-Gesellschaft um rumänische Konzessionen, Bukarest wünschte das Öl als Staatseigentum zu erhalten. 1903 indessen gelang es der Deutschen Bank, einzudringen und mit ihrer Gründung, der Steaua Romana, tatsächlich das rumänische Öl zu beherrschen. Neben ihr arbeitete die Astra Romana, an der gleichfalls deutsches Kapital (Diskonto?) beteiligt, die aber überwiegend in der Hand der Shell war. Doch das wie alles andere blieb unwesentlich. So war die Situation bis zum 27. August 1916, dem Tag des Kriegseintritts Rumäniens. Mit dem Einmarsch der deutschen Heeresgruppen 1916 begann — gegen den Widerstand der Rumänen! — eine vandalische Zerstörung der Felder und Raffinerien durch englische Ingenieure, die 1917, als Rumänien in deutscher Hand war, halbwegs wieder repariert wurden. Dafür verlangte und erhielt die deutsche Regierung im Frieden von Bukarest für die ad hoc gegründete Ölländereien-Pachtgesellschaft m. b. H. eine dreißigjährige Konzession für ganz Rumänien, verbunden mit einem Vertriebsmonopol, gegen eine Entschädigung von 8% des Ertrags. Erst in San Remo wurde das feierlich aufgehoben, man gründete englisch-französisch-rumänische Unternehmungen, wobei den Rumänen prinzipiell je 50,1% zugesprochen wurden. Bei der Verschuldung Rumäniens aber war das nur eine Formsache, tatsächlich beherrschte die Shell das Feld uneingeschränkt. 1924 machte Vintila Bratianu den Versuch, das zu ändern. Sofort kam indessen ein Geheimabkommen zwischen der Shell und der Standard zustande. Man spielte mit verteilten Rollen, zeigte einmal Entgegenkommen, einmal die kalte Schulter,

der Absatz des rumänischen Öls ging rapid zurück, es blieb nur die unbedingte Kapitulation übrig, und heute haben sich die beiden angelsächsischen Mächte des rumänischen Öls ganz und gar bemächtigt. Es ist zwar richtig, daß die Rumänen gerade in letzter Zeit häufig versuchten, gegen die Preis- und Produktionspolitik, die ihnen von den angelsächsischen Gruppen aufgezwungen wurde, zu opponieren. Sie glaubten sich dabei der Hilfe starker französischer Gruppen sicher, und wirklich sind die Verbindungen zu Frankreich bis zu Austauschverträgen von Öl gegen Flugzeuge gegangen. Seit indessen die Franzosen sich kraft ihrer Aktienanteile im Irak durchgesetzt, den Förderungsbeginn erzwungen haben, sind die Aussichten der Rumänen, von Shell, Apoc und Standard wieder freizukommen, wohl erheblich gesunken. Denn es ist anzunehmen, daß die französischen Gruppen sich nun vollkommen dem Irak widmen und für rümänische Sorgen kaum noch Zeit erübrigen werden. Die Produktion 1933 der elf größten in Rumänien arbeitenden Gesellschaften verteilt sich (mit 88,5% der Gesamtproduktion) auf englisch-holländische (33,18), französische (18,15), englisch-französisch-rumänische (15,16), rein rumänische (9,06), amerikanische (7,82) und italienische (5,13). Das sagt wohl genug, zumal die rumänische Ölindustrie zu 83% der Erzeugung auf den Export und damit den guten Willen der angelsächsischen Großfirmen angewiesen ist.

Ähnlich liegen die Dinge in Albanien. 1921 kaufte die Anglo eine Gesamtkonzession. Italien, das Albanien zu seiner Interessensphäre rechnet, protestierte, zumal es sich seit 1915 um solche Konzessionen vergeblich bemüht hatte. 1923 gab die Anglo daher einen Teil ihres Gebiets auf — den nämlich, auf dem kein Tropfen Öl zu finden war. Italien protestierte wieder, die Standard mengte sich ein, 1925 wurde nochmals eine Teilung des „souveränen" Albanien vorgenommen. Jetzt hat die Anglo 32 000 ha, die besten Ölländereien sind es immer noch. Italien beherrscht 91 000 ha, die Standard 20 000 ha — Albanien selbstverständlich nichts.

Die Angelsachsen im Kampf um das Öl in Lateinamerika

Eingangs nannten wir Mexiko — und tatsächlich ist wohl in keinem anderen Land der Erde von den Ölleuten, den „Petroleros", so oft und so schmerzhaft in die innere Struktur eingegriffen worden wie hier. Mit dem Augenblick, in dem der „Pionier" Edward L. Doheny bei Veracruz 1901 die erste Quelle erbohrte, begann der Leidensweg, der noch heute nicht zu Ende ist. Damals herrschte in Mexiko Porfirio Diaz, ein fremdenfreundlicher Mann, der während seiner Regierung (bis 1911) nicht weniger als 56 000 Konzessionen gegeben hat, von denen etwa 6000 tatsächlich ausgebeutet wurden. Bis 1905 war die Standard, an die Doheny durch Lieferverträge gebunden war und die ihm stets mit finanziellen Mitteln ausgeholfen hat, Herr des Landes. Dann kam die englische Pearson-Gruppe ins Land, die fast sofort von Diaz besonders begünstigt wurde. Die Lage wurde für die Amerikaner täglich weniger haltbar. Die Standard versuchte darum, die Pearsonsche Mexican

Eagle aufzukaufen, doch die Engländer verkauften nicht. Darauf schloß die Standard ein Abkommen mit dem mexikanischen Politiker Madero, um Diaz zu beseitigen. Das gelang. Man unterstützte Madero, indem man ihn sofort anerkannte, auch vom Weißen Haus aus, weiter, indem man ein Waffenausfuhrverbot erließ, durch das jede Gegnerschaft gegen ihn lahmgelegt wurde. Aber bald sah man sich getäuscht. Madero ging ins englische Lager über. Denn allzu schnell und kampflos räumte er seinen Platz dem anglophilen Victoriano Huerta ein. Folge: die USA. verweigerten Huerta die Anerkennung und hoben das Waffenausfuhrverbot wieder auf. Im April 1914 besetzten sie — angeblich wegen der Verhaftung eines amerikanischen Zahlmeisters durch Mexikaner — Veracruz. Huertas Stellung war erschüttert, als sich im Norden Carranza erhob, fiel Huerta sofort. Vorher hatte die Standard Huerta versprochen, sie werde ihren Mann Carranza sofort zur Ruhe zwingen, weiter an Huerta 200 Millionen Pesos zahlen, wenn er ihr das Monopol einräume. Im Vertrauen auf die Engländer hatte Huerta das verweigert, nun sah er zu spät, daß er sich verrechnet hatte. Im September erklärten sich die USA. offiziell gegen ihn, das war sein Ende. Vorderhand herrschte Carranza.

Bis 1916 befleißigte sich Carranza einer Umschau haltenden Neutralität. Er sah und hörte, wie die USA. in diesem Jahr als Preis für ihren Eintritt in den Weltkrieg die Zurückziehung der Mexican Eagle forderten, wie ihnen dieser Preis nicht gewährt wurde und sie dennoch marschierten. Er schloß daraus auf eine gewisse Schwäche beider Parteien und nahm einen Frontwechsel vor: nicht, daß er nun ins englische Lager übergegangen wäre, nein, er marschierte (vor ihm hatte das noch kein mexikanischer Präsident gewagt) ins mexikanische! 1917 gab Carranza Mexiko eine neue Verfassung, deren Artikel 27 erklärte, die Bodenschätze seien Eigentum der Nation, sämtliche Konzessionen annullierte und von allen Ausländern, die in Mexiko bergmännische Unternehmen unterhalten wollten, den Verzicht auf den besonderen Schutz ihrer Regierungen verlangte; sie sollten so wie Mexikaner behandelt werden. Zunächst hagelte es Proteste. Plötzlich fanden sich Amerikaner und Engländer als Verbündete zusammen. Carranza blieb hart. Washington zog seine Anerkennung zurück, im Petrolgebiet erhob sich General Pelaez, Carranza wurde verjagt und meuchlings erschossen. Alvaro Obregon wurde sein Nachfolger, im August 1920 wurde er anerkannt. Seine Lage war noch schwieriger als die Carranzas, denn im Jahr vorher hatte die Shell sowohl die Pearson- wie auch die weniger beträchtliche Inverforth-Gruppe aufgekauft, 100 Millionen Dollar neu investiert, er stand jetzt Deterding persönlich gegenüber. Obregon erließ einige Ausfuhrzölle auf Öl, die von der Standard mit der Rücknahme seiner Anerkennung durch das Weiße Haus und mit einem Ausfuhrstreik beantwortet wurden, es folgten Lagerzölle, seitens der Standard Aussperrungen, darauf kam es zu Unruhen der Ausgesperrten, folglich zu einer bewaffneten Intervention der USA.-Flotte in Tampico, das Jahr 1921 war für Mexiko ein Hexenkessel. Die Engländer verhielten

sich zunächst ruhiger, aber als Mexican Eagle 1922 aus verschiedenen Gründen keine Dividende auszuschütten vermochte, ging Deterding selbst hinüber. Das war im Sommer 1923. Er steckte noch einmal Geld in die Mexican, er kaufte „Universal", die zweitgrößte Zeitung von Mexiko City, im Winter war die Revolution da. Obregon hatte sich von je als Platzhalter des Generals Plutarch Elias Calles empfunden, er wünschte, ihm seinen Sitz zu vererben. Aber Adolf de la Huerta (nicht mit Victoriano Huerta zu verwechseln!) war der Mann der Shell, man weiß, daß Eugen Bailey, ein Vertrauensmann Deterdings, ihm Direktiven und Geld hat zukommen lassen. Durch de la Huertas Revolte waren sämtliche Verhandlungen, die zwischen Obregon und Albert Fall, dem USA.-Staatssekretär des Inner Departement (berüchtigt durch seine Rolle im Teapot-Dome-Skandal, die ihm ein Jahr Gefängnis eintrug), zuerst höchst scharf, dann loyaler gepflogen worden waren und auf ein Kompromiß (Anerkennung der vor 1917 gegebenen Konzessionen) hinwiesen, durchkreuzt. Als trotz des Widerstandes de la Huertas im Sommer 1924 Calles zum Präsidenten gewählt wurde, pfiff sofort wieder ein schärferer Wind. Noch während Obregons Amtszeit wurde die sog. „Claims-Conversation" von 1923 widerrufen, und bis heute ist man sich nicht einig geworden. Dadurch, daß die Lage der Mexican Eagle immer schlechter wurde, dadurch weiter, daß 1925 Doheny mit der Standard offiziell fusionieren mußte, ist die englische Gruppe ganz in das Kielwasser der Amerikaner geraten, der alte Gegensatz Dago-Gringo ist wieder in Reinkultur da. Unter der Ära von Ortiz Rubio, Calles' Nachfolger, hat sich das nicht geändert, Calles und seine Nationalrevolutionäre führen die Politik immer noch, auch Rubios provisorischer Nachfolger, General Rodriguez (gewählt im Herbst 1932), hält die Linie „Mexiko den Mexikanern!" Seit dem 30. September 1933 ist Calles wieder aktiv, als Finanzminister, in die Politik eingezogen. Er hat inzwischen wohl gesehen, daß er Carranzas rigoroses Enteignungsprogramm nicht ohne weiteres durchführen kann — 15% der Staatseinnahmen stammen von den Steuern der Petrolkonzerne —, aber jetzt unternimmt er dafür den Versuch, die Gegner zu trennen: nicht anders kann man den Plan eines staatlichen Kartells von 10 Millionen Pesos Finanzkraft auffassen, zu dem zur Zeit, in erster Linie in Frankreich, Finanziers gesucht werden; die Einnahmen sollen zum Teil den Geldgebern verpfändet, zum Teil zur Tilgung der äußeren Schuld verwendet werden, und auf diese langwierige, aber durchführbarere Weise soll Mexiko von der Herrschaft der Petroleros freikommen. Die Konzerne haben sich dazu verschieden eingestellt. Die Standard verhandelt, um in das Kartell und damit wieder ins Geschäft zu kommen. Die Shell dagegen drosselt als Repressalie ihre Produktion. Wenn man bedenkt, daß 1923 noch 22,7 Millionen t, 1933 nur noch 5 Millionen t gefördert wurden, weiß man, was das heißt. Es wird sich zeigen, wer der stärkere ist. Daß daneben die Enteignungsbestrebungen anhalten, beweisen die zahlreichen gegen die Mexican Eagle anhängigen Prozesse auf Rückgabe von Feldern (u. a. von der Commercial Petrol Co.

und dem Grundbesitzer Morelos angestrengt), mit denen bewiesen werden soll, daß die Petroleros sich auf unrechtmäßige Weise in den Besitz von Feldern (vorderhand stehen solche bei Veracruz in Frage) gesetzt hätten. Weiter ist die Gründung der Petromex (Petroleos de Mexico SA.) durch den Wirtschaftsminister (früheren Gesandten in Berlin) Villa Michel beachtlich: eines halbstaatlichen Instituts mit einem AK. von 20 Millionen Peso, das sich auf alle Zweige der Petrolindustrie bis zur Tankschiffahrt und zum Einzelhandel erstrecken und in zwei Jahren täglich 12 000 Faß fördern, raffinieren und verteilen soll. Die eine Hälfte des AK. bringt die Regierung in Gestalt von Realitäten ein, die andere steht zur Zeichnung ausschließlich mexikanischen Staatsbürgern zur Verfügung. Es ist zwar die Frage, ob man mit diesen beiden Rezepten der Krankheit zu steuern vermag — jedenfalls steht Mexiko nach wie vor im schärfsten Kampf gegen die Petroleros.

Nicht ganz so schlimm, aber ähnlich liegen die Dinge in Venezuela, wo seit 1878 von der Regierung Öl gewonnen wurde, erst 1914 die Deterding-Gruppe (die sich hier für ihre mexikanische Schlappe schadlos zu halten versucht) die ersten Konzessionen erwarb. Heute sind bereits zweitausend Konzessionen auf vierzig Jahre vergeben, das Land ist aufgeteilt. Aber auch hier ist die Vormachtstellung der Shell gebrochen. Bereits 1922 wurde ein Teil der British Controlled Oilfields Ltd., die eigens gegen ein etwaiges Eindringen der Standard gegründet worden war, auf mysteriöse Weise von der Standard erworben. Zu Anfang 1926 folgte der Rest. Der Versuch Gulbenkians, als Vergeltung für seine Ausschiffung aus der Turkish Petrol die Deterdingsche Venezuelan Oil Conzessions an die Standard-Leute auszuliefern, ist zwar gescheitert, dafür aber hat sich die Regierung Gomez, die vermittelnd eingreifen, eine Art Gleichgewicht zwischen beiden Großkonzernen herstellen wollte, um nicht selbst zwischen ihnen zerrieben zu werden, doch von der Standard überlisten lassen. Noch um 1925 waren 55% der venezolanischen Ölfelder englisch, heute sind es höchstens 20%. Und das Beispiel Mexikos beweist, wohin Venezuela zwangsläufig kommen muß, wenn der englische Einfluß gänzlich gebrochen ist und nur noch die USA. regieren. Für venezolanisches Kapital jedoch ist auch schon heute auf den venezolanischen Ölfeldern kein Platz mehr.

Die Lage in Ecuador und Kolumbien ist ähnlich. In Ecuador hat es die Anglo Persian verstanden, sich die besten Plätze zu sichern, und seit Bohrungen der Standard selbst in über 1800 Meter Tiefe nicht fündig wurden, haben die Amerikaner anscheinend dort ihre Bemühungen aufgegeben. Kolumbien wiederum ist heute eine reine Standard-Domäne, obgleich die breite Öffentlichkeit lieber eine europäische Gesellschaft an der Arbeit gesehen hätte. Der Präsident Pedro Nel Ospina hat die Konzessionen so verteilt, daß für die Deterding-Gruppe nichts übrigblieb, der Hauptproduzent des Landes bleibt die Tropical Oil Co., über verschiedene Tochtergesellschaften weg zur Standardgruppe gehörig. 1924 schloß daher

die Deterding-Gruppe mit der Standard ein Abkommen, demzufolge sie sich um Kolumbien überhaupt nicht mehr bemüht. Nur noch die Gulf Oil darf neben der Tropical arbeiten, aber man weiß ja, daß Mr. Andrew Mellon, der führende Mann dieser „unabhängigen" Gesellschaft, eben kein Feind der Standard-Gruppe ist.

Zu sprechen bleibt von Bolivien, wo es heute zwar auch Shell- und Anglo-Felder gibt, das aber zumeist von der Standard ausgebeutet wird. Das trifft jedoch nur für den nördlichen Teil des Landes zu, der südliche ist ein Streitobjekt zwischen Bolivien und Paraguay, zwischen den beiden Ölmächten also. Zwar streitet man schon seit etwa 130 Jahren um den Chaco Boreal, seit 1876 gar, als Bolivien durch die Tacna-Arica-Affäre den Zugang zum Pazifik verlor, versucht es doppelt intensiv, via Rio Pilcomayo und Rio Paraguay Zugang zum Atlantik zu erhalten, wozu es des Chaco bedarf. Brennend aber wurde die Frage erst, als im Dezember 1931 Luiz de Torres im Chaco Öl fand. Torres verhandelte zunächst mit der paraguitischen Regierung, dann ließ er sich überreden, einem bolivianischen Kapitalisten namens Patiño Angebote zu machen. Patiño indessen verhandelte nicht für sich selbst, er ist nur ein Agent der Deterding-Leute. Gleichzeitig schickten die Standard-Leute Agenten nach Asunción, um mit der paraguitischen Regierung direkt über einen Verkauf der Quellen zu verhandeln. Ihnen gab man naturgemäß leichter Gehör als Torres, denn Torres wollte Geld zur Ausbeutung der Quellen haben, die Standard-Leute aber boten Geld für den Kauf an. Heute glaubt man in ganz Südamerika nicht mehr an einen Erfolg Boliviens und seiner Hintermänner, weder an einen militärischen (falls die verschiedenen im Gang befindlichen Schlichtungsaktionen nicht zum Erfolg führen sollten) noch an einen politischen oder wirtschaftlichen. Es scheint sich immer mehr herauszustellen — und das gilt für ganz Mittel- und Südamerika —, daß die panamerikanische Bewegung sich (letztlich zugunsten der Standard) durchsetzen, daß die Deterding-Gruppe, wenn überhaupt, nur noch im Schlepp der Standard arbeiten, nur noch von ihren Brotkrumen leben darf, soweit es Amerika betrifft. Aber auch im Fall Chaco Boreal ist es bezeichnend, daß zwei Völker bereit sind, einen Krieg mit allen seinen Verheerungen und Opfern auf sich zu nehmen, nur weil hinter ihnen die Hetzpeitschenmänner der Petroleros stehen — obgleich doch unlängst in Paris anläßlich des Versuchs, eine Anleihe von 100 Millionen für die Fortführung des Krieges zu plazieren, öffentlich davon gesprochen wurde, wer hinter dieser und jener kämpfenden Partei stehe.

Peru zum Schluß verdient noch besondere Beachtung. Dort saß früher die Standard allein, heute besitzt sie 80% der Felder, Shell und Anglo den Rest. Aber hier hat ein Gesetz, das allen kleinen Ölnationen zur Nachahmung empfohlen werden müßte, dafür gesorgt, daß die Petroleros nicht ganz das tun können, was sie wollen. Die langen Laufzeiten der Konzessionen, die wir aus Mexiko, Persien, Venezuela usw. kennen, gibt es hier nicht. Die Konzessionen werden nur auf zwei

bis vier Jahre vergeben, höchstens um weitere zwei Jahre können sie verlängert werden, bis sie definitiv zu neuer Ausschreibung kommen müssen. Nur inländische Arbeitskräfte dürfen angestellt werden (noch 1920 gab es in Mexiko Krawalle, als die Standard 20000 Amerikaner importieren wollte) und 25% der Kapitalien der verschiedenen Gesellschaften müssen dem einheimischen Kapital angeboten werden. Vor allem die kurzen Laufzeiten der Konzessionen machen hier ein solches intensives Durchdringen des Landes unmöglich, wie es die Ölgesellschaften anderswo lieben, nur durch eine Korruptionswirtschaft, wie sie selbst im nördlichen Südamerika unvorstellbar ist, könnte dieses Gesetz unwirksam gemacht werden.

*

In dieser Betrachtung blieben die Ölgebiete Deutschlands, der USA., Argentiniens, Polens, Frankreichs, Britisch- und Niederländisch-Indiens, Japans, Österreichs, Italiens, der Türkei, Afghanistans und Belutschistans aus folgenden Gründen unberücksichtigt: in allen diesen Staaten liegen die Dinge zur Zeit so, daß die großen Ölgesellschaften entweder eine legitime Herrschaft ausüben (legitim im Sinne der Staats- und Nationsfragen) oder daß keiner von ihnen eine unbedingte Herrschaft möglich ist, weil die betreffenden Staaten stark genug sind, sich gegen die Ölleute durchzusetzen. Auch die russischen Gebiete Aserbeidschan, Georgien und Sachalin mußten aus dem Spiel bleiben. Denn zweifellos hat die Moskauer Regierung ein Recht, die Quellen von Sachalin (trotz eingehender Verhandlungen, ja Konzessionsgewährungen an den Sinclair-Konzern) an Japan zu vergeben. Und im Fall Georgien-Aserbeidschan liegen die Dinge so, daß sich mit den Ölinteressen der verschiedenen Mächte zu viele andere Strömungen überkreuzen und schneiden, als daß alles im Rahmen dieser Arbeit ausgeführt werden könnte. Außer Zweifel steht, daß die Besetzung Batums und Bakus durch die Sowjets und die Vernichtung des georgischen Freistaats ein Akt der Willkür war — wie vorher die Besetzungen durch die Türken und Engländer. Aber bereits die Geschichte des georgischen Aufstands von 1924 beweist, wie verwickelt die Dinge sind. Er war sicherlich eine spontane Bewegung des Volkes, dennoch paßte er ausgezeichnet in die Rechnung der Deterding-Leute, so gut, daß selbst beste Sachkenner später irrtümlich behauptet haben, Deterding habe diese Revolution finanziert.

Sichtbar geworden sein dürfte jedenfalls in alledem die wesentliche Tatsache, daß sich unter der heutigen Ordnung der politischen und wirtschaftlichen Dinge die Rolle der kleinen ölbesitzenden Staaten stets gleich bleibt — sie sind zur Rolle von Ausbeutungsobjekten verurteilt, die Frage ist stets nur die, von wem sie ausgebeutet werden. Ob, wie, von wem das geändert werden kann, darüber ist heute kaum eine Diskussion möglich, geschweige daß Aussicht dazu bestände.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

„Europa ist der Balkan von Asien" — das war die tröstliche Weisheit eines amerikanischen Besuchers, der auszog, um sich über den Zustand des Friedens in unserem alten Erdteil zu unterrichten. „Und was ist Amerika?" war die Gegenfrage, auf die es im Augenblick nicht leicht ist, eine Antwort zu finden. Wie steht es mit der inneren Ordnung des erdteilgroßen Staatskörpers der Vereinigten Staaten, wenn ein Binnenstaat wie North Dakota den Anordnungen der Zentralregierung gewaltsamen Widerstand leistet, wenn die gesamte pazifische Küste mit den wichtigen Häfen von San Francisco, Portland und Seattle durch Streiks gelähmt ist, wenn über Minneapolis das Standrecht verhängt werden muß und zugleich einem totgeschossenen Schwerverbrecher die Begräbnisehren eines großen Mannes erwiesen werden? Sind das alles Belanglosigkeiten, ohne Bedeutung für die großen Fragen der Politik, oder sind es nicht alles Zeichen einer inneren Krise, die durch das taktische Geschick des Präsidenten Roosevelt zwar gemildert, aber nicht beseitigt werden kann? Roosevelt ist immer ein Meister des Unsichtbarwerdens zur rechten Zeit gewesen; er hat schon mehr als einmal schwierige Lagen dadurch gemeistert, daß er zu sportlichem Fischfang fuhr (ähnlich wie Doumergue das Weiterbestehen seines Kabinetts in erster Linie der Gemütsruhe dankt, mit der er seinen südfranzösischen Landsitz aufsuchte). Roosevelt ist auf einer Ferienfahrt nach Hawaii... Und zu gleicher Zeit kehrt die gesamte Flotte der Vereinigten Staaten aus dem atlantischen Bereich durch den Panamakanal in den Stillen Ozean zurück. Von Abrüstung ist es stille geworden. Man spricht lieber von dem Ausgleich oder Nichtausgleich der Flottenstärke auf der Konferenz des nächsten Jahres.

Aber es ist noch ein weiter Weg bis zum Frühjahr 1935. Auch für den amerikanischen Präsidenten ist er weit und mit einer Fülle von Schwierigkeiten gepflastert. Gewiß hat sich die wirtschaftliche Lage der Vereinigten Staaten gebessert, wenn auch längst nicht in dem Ausmaß wie die englische Wirtschaftslage; aber es gibt, ganz abgesehen von den großen Fragen der grundsätzlichen Strukturwandlung, einige besondere Bereiche der Sorge. Zu diesen gehört vor allem das Schicksal der ländlichen Dürregebiete.

In den Vereinigten Staaten, deren Wirtschaftskrise eine Krise des Überflusses und nicht eine Krise des Mangels ist, bedeutet die Trockenheit dieses Jahres zwar weniger, als sie in manchen anderen Staaten bedeuten kann: sie bedeutet in den Vereinigten Staaten keinerlei Gefährdung der Nahrungsmittelversorgung. Im Gegenteil, sie ist vom Standpunkt der Gesamtwirtschaft erfreulich, weil sie die landwirtschaftlichen Preise hält. Aber sie bedeutet dennoch eine Katastrophe für die in erster Linie betroffenen Gebiete des Mittelwestens, die nach der Erfahrung dieses

Jahres wohl auf lange Zeit aus dem Bereich der wirtschaftsintensiven Landbauzone ausgeschieden werden. Dergleichen schreibt sich leicht. Die geographische Begründung liegt nahe genug: in der Nähe der Trockengrenze der Landwirtschaft bedeutet jede stärkere Abweichung vom klimatischen Mittel ein Vorrücken oder Zurückweichen der Landbaugrenze. Dieses Schwanken vollzieht sich in den Gebieten langsamen großräumigen Klimaübergangs auf Flächen von Hunderttausenden von Quadratkilometern. Erfahrungen dieser Art sind immer wieder gesammelt worden: in Amerika, in Rußland, in Zentralasien, in den Südkontinenten. Aber was bedeutet das Sammeln solcher Erfahrungen für die davon betroffenen Menschen? Verlust von Haus und Hof, von Boden und Heimat, Rückwanderung aus den ärmlichen Verhältnissen des Landes in die ärmlicheren Verhältnisse benachbarter Großstädte — kurz, eine Umschichtung von mitunter sehr bedenklichen Formen. Auf den besonderen amerikanischen Fall angewandt: es ist nicht wahrscheinlich, daß die innere Entwicklung der Mittelwest-Staaten in nächster Zeit sehr friedlich sein wird. Die Rückwirkungen auf die kommenden Kongreßwahlen sind nur ein kleiner Teil dessen, was dabei ausgelöst werden kann. Es ist anzunehmen, daß Roosevelt im November seine Mehrheit im Kongreß behaupten wird; aber die Arbeit mit dem neuen Kongreß wird schwieriger sein als die mit dem alten; besonders dann, wenn sich die Wirtschaftsbelebung als künstlich und trügerisch erweisen sollte.

In zwei großen lateinamerikanischen Staaten ist Präsidentenwahl gewesen. Beide Wahlen sind ruhig verlaufen; in Mexiko hat es nach der Wahl einen kleinen Aufstand gegeben, der bald niedergeschlagen werden konnte und sich an Bedeutung mit früheren Aufständen geschlagener Kandidaten nicht vergleichen läßt. In Brasilien hat sich der vorläufige Präsident nach einer gründlichen Verfassungsänderung in einen endgültigen verwandelt, nicht ohne den Groll wichtiger Einzelstaaten neu hervorzurufen oder wachzuhalten. Die neue brasilianische Verfassung ist ein gutes Stück zentralistischer als ihre Vorgängerin; sie knüpft in manchen Punkten an Bestrebungen an, die in den letzten Jahren des Kaisers Dom Pedro II. dahin zielten, die Autonomie der einzelnen Bundesstaaten zu brechen und zu einer wirklich einheitlichen Regierungsführung zu gelangen. Autorität der Zentrale in Rio über die einzelnen Bundesstaaten ist in hohem Maß eine Frage der Verkehrsmöglichkeit. Der stetige Ausbau des brasilianischen Bahnnetzes und die Einführung von regelmäßigen Flugverbindungen bewirken, daß auch entlegene Staatsteile heute sehr viel besser kontrolliert werden können als in vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten. So startet der jetzige Versuch einer strafferen Zentralregierung Brasiliens unter sehr viel günstigeren äußeren Umständen als ähnliche Versuche früher Jahrhunderte. Damit ist noch nicht gesagt, daß der jetzige Versuch gelingt. Die Widerstände der Einzelstaaten sind noch immer stark; es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sie zu gegebener Zeit wieder aufbrechen, daß auch eine gestärkte

brasilianische Zentralregierung neuen Sondergestaltungen etwa von São Paulo oder Rio Grande do Sul gegenübersteht. Die letzte Paulistaner Revolution ist noch nicht vergessen und wird nicht so leicht vergessen werden.

Aus dem westlich benachbarten Chaco-Bereich ist jahreszeitlich bedingte Stille zu melden; der Völkerbund erfreut uns mit eingehender Berichterstattung über seine bisher gescheiterten Vermittlungsversuche; zugleich mit einem Bericht über die Beilegung des Konflikts am oberen Amazonas zwischen Columbien und Peru.

Auch aus Afrika ist die friedliche Beilegung einer kleineren Streitfrage zu melden: die Grenzregelung zwischen Ägypten, dem Sudan und dem italienischen Tripolis ist an einer umstrittenen Dreiländerecke mitten in der Wüste vollzogen. Bedeutsamer als diese Regelung sind die mit großer Verschwiegenheit geführten Verhandlungen zwischen Italien und Frankreich über eine Grenzverbesserung Tripolitaniens in Richtung Tibesti und über die Verlängerung des bestehenden Tunisabkommens auf weitere zehn Jahre. Die Verhandlungen scheinen einem Abschluß nahe zu sein; wir brauchen nicht anzudeuten, daß eine solche afrikanische Einigung erhebliche Rückwirkungen nördlich des Mittelmeeres haben kann — vielleicht schon gehabt hat... Als verkehrspolitisch wichtige Einzeltatsache sei die Vollendung der marokkanisch-algerischen Querbahn gemeldet, die nun einen durchgehenden Verkehr von der marokkanischen Westküste bis Tunis ermöglicht.

Spanien quält sich weiterhin mit der ungelösten katalanischen Frage, die schwierig genug bleibt, auch wenn ein offener Konflikt zwischen der Zentralregierung in Madrid und der Regionalregierung in Barcelona im Augenblick vermieden worden ist. Dafür vollzieht sich ein fast erheiterndes Schauspiel an der Pyrenäengrenze zwischen Frankreich und Spanien: der kleine Bergbauernstaat Andorra büßt die Erleichterung seines Verkehrs mit der Außenwelt (durch Straßen und durch die Puigcerda-Bahn) mit der Einführung moderner politischer Methoden in sein stilles, halb mittelalterliches Dasein.

Eine Pariser Teilkrise ist rasch wieder gelöst worden, — nicht zuletzt unter dem Eindruck der Tatsache, daß auch die französische Außenpolitik es sich nicht leisten kann, eine ungewöhnlich günstige Lage durch innere Streitigkeiten zu entwerten. An der Versöhnung Tardieus mit den radikalsozialen Ministern hat der Außenminister Barthou neben Doumergue den entscheidenden Anteil. Barthou hat für die französische Außenpolitik in Europa einen Erfolg errungen, den man noch vor zwei Monaten sowohl in London wie in Rom für unmöglich gehalten hätte. Heute hat sowohl die englische wie die italienische Regierung die außenpolitische Führung durch Frankreich anerkannt. Welche Ereignisse dazu geführt haben, wieweit es Vorgänge im mitteleuropäischen Bereich sind, wieweit ostasiatische Rückwirkungen im Spiel sein mögen, kann hier nicht untersucht werden. Tatsache ist eine weitgehende Einigung zwischen Frankreich und Rußland, eine Bereitschaft Englands, auf dieser neuen französisch-russischen Einigung den Völkerbund neu zu

gestalten; ein sanfter Druck auf Italien, der englischen Führung zu folgen und sich mit Paris zu vergleichen. Gewiß kann man in ausländischen Zeitungen lesen, alles das diene nur zur Sicherung des Friedens und habe nichts zu tun mit einer völlig hypothetischen „Einkreisung" Deutschlands. Man wird es dem Deutschen nicht verwehren dürfen, wenn er den Druck, der nun konzentrisch auf das Deutsche Reich und auf die Stellung des deutschen Volkes außerhalb des Deutschen Reiches ausgeübt wird, empfindet, und dem Vorgang der Einkreisung auch den Namen der Einkreisung gibt. An Systematik des französischen Vorgehens mangelt es nicht: davon zeugt allein die Geschichte der deutschen Volksgruppen in den baltischen Staaten, vor allem in Litauen, wie neuerdings in Rumänien. Der Kampf der französischen Außenpolitik (und der angelsächsischen und italienischen mit ihr) geht gegen das Deutschtum als Gesamtheit.

„Festigung Europas" im Rahmen des Versailler Systems ist das Ziel der gesamten französischen Paktpolitik, zu deren Fürsprecher sich England gemacht hat. Italien ist der englischen Schwenkung mit Schärfe gefolgt; ein gemeinsamer Druck von London, Paris, Rom und Moskau wird auf die zögernde polnische Außenpolitik ausgeübt, die zunächst versucht, im Zusammenwirken mit den baltischen Staaten eine eigene Linie zu halten — vielleicht mit keinem anderen Ziel, als mit dem, die eigene Schwenkung nur gegen einen handfesten Preis zu vollziehen.

Wie weit die britischen Bindungen an die französische Kontinentalpolitik heute schon gehen, wird ebensowenig zu klären sein, wie es möglich war, in den Jahren unmittelbar vor 1914 die ganze Bedeutung jener Gentlemans Agreements juristisch nachzuweisen, von denen kaum drei Mitglieder des britischen Kabinetts etwas wußten, und die doch genügten, England innerhalb weniger Tage auf den Kriegsschauplatz zu führen. Damals trat England mit einem sehr mangelhaften Expeditionskorps auf; aber den Franzosen genügte auch das; hatte dieses Expeditionskorps in französischen Augen doch nur die Aufgabe, totgeschossen zu werden, damit ganz England nachkomme Wir wissen nicht, was zwischen Marschall Weygand und den englischen Offizieren besprochen worden ist; aber wir horchen auf, wenn der bedächtigste aller britischen Minister, der Präsident des Geheimen Rates und Stellvertretende Ministerpräsident Stanley Baldwin in einer zur Verteidigung eines Luftrüstungs-Gesetzes gehaltenen Rede die Erklärung abgibt, Englands Grenze sei der Rhein. Es bedarf eines arglosen Gemütes, um dahinter nichts anderes zu sehen als eine unparteiische Bekräftigung der Prinzipien von Locarno. Bemerkenswert ist die Wirkung dieser Rede in Brüssel und im Haag. In Brüssel sieht man darin ein willkommenes Zeichen, daß England sich seines kontinentalen Vorfeldes wieder vollauf bewußt ist; die belgische Politik des Grafen Brocqueville ist seit langem bestrebt, aus der einseitigen französischen Bindung loszukommen und den französischen Schutz durch eine englisch-französische Bindung zu ersetzen. In Holland ist man weniger erfreut; wittert man doch in Baldwins Erklärung die unliebsame Er-

kenntnis, die holländische Neutralität könne im Jahr 19xx nicht mehr wert sein, als die belgische im Jahr 1914 war. Luftgeschwindigkeiten von 300 km Stundendurchschnitt und mehr haben manches geändert ... Immerhin — es läßt sich verstehen, daß man England den Flugplatz westlich von Amsterdam nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit zur Verfügung stellen will, mit der man geneigt ist, die niederländisch-indischen Häfen im Bedarfsfall zur Verfügung zu halten. Aber gerade aus diesem Gegensatz ergeben sich wieder reizvolle pazifisch-atlantische Rückwirkungen! Reichsverteidigung ist weder für die Niederlande noch für England eine rein europäische Frage ... Wie weiträumig die Wehrfragen des Empire betrachtet werden müssen, dafür ist Beweis genug, daß man im Augenblick z. B. an die Modernisierung südafrikanischer Häfen und an die Schaffung eines Flugstützpunktes in Durban geht — gleichzeitig mit den Plänen für Port Darwin und mit der Vergrößerung der heimischen Luftflotte. Geopolitisch gesehen bedeutet der Ausbau südafrikanischer Stützpunkte die Bestätigung dafür, daß man in London die Enge des Mittelmeers und die Unsicherheit der Linie Gibraltar—Suez für den Ernstfall schon frühzeitig in Rechnung stellt.

Freilich — von einem „Ernstfall" im Bereich des Mittelmeers ist man im Augenblick der europäischen Einheitsfront gegen die Mitte des Erdteils weit genug entfernt. Gewitterwolken stehen über den Alpen, nicht über den Balearen. Österreichisches Trauerspiel war in den letzten heißen Tagen des Juli dicht davor, ein gesamteuropäisches von unübersehbaren Ausmaßen zu werden. Wolkenwände, aus denen nicht nur Theaterdonner blitzte und grollte, zogen sich von der Koralpe zu den Karawanken, ballten sich über den Straßenzügen an der Save und an der Etsch. Es ist ein bitteres Stück deutschen Schicksals, daß alter deutscher Volksboden der Schauplatz heftiger Kämpfe um die Vorfeldherrschaft fremder Mächte geworden ist. Wir wissen heute noch nicht, ob die Gefahr einer Kontakt-Explosion von allgemeineuropäischem Ausmaß gebannt ist —: der zwanzigste Jahrestag des Weltkriegsanfangs zeigt Europa so zerrissen wie je, die hauptsächlichen Gefahrenherde aus dem Südosten gegen die Mitte des Erdteils verschoben; und das alles in einer Weltlage mit völlig veränderten weltpolitischen Gewichten. Die innere Lage des deutschen Volkes in dem Augenblick, in dem Bundeskanzler Dollfuß sein Leben verlor, in dem Hunderte von Deutschen aus Kärnten und der Steiermark Asyl in Slavonien und Mazedonien suchen müssen, hat manche Ähnlichkeit mit jener, in der die Gegenreformation sich erhob; damals, als Ferdinand von Steiermark in Graz nach einem Katholiken suchen mußte, der mit ihm zur Messe ginge — die äußere Lage ist völlig verändert. Damals die zentrale Macht Europas, heute der zerfetzteste Volkskörper, der sicherheitsbedürftigste Staat Europas mit den schwierigsten Außengrenzen der Welt.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

„Chinas Verantwortlichkeit in Asien", so überschreibt Quo-Tai-Chi einen höchst bemerkenswerten Aufruf! („Chinas Responsibility in Asia", The People's Tribune, Shanghai, Bd. 6, Nr. 10, 16. 5. 1934, S. 537.)

Chinas Verantwortlichkeit in Asien ist in der Tat ungeheuer groß; und es wäre gut, wenn sich langsam die Einsicht durchsetzen wollte, daß niemand China diese Verantwortung abnehmen kann, auch nicht Dr. Raichmann in seinem vielbesprochenen Völkerbundsbericht, auch nicht die USA., und nicht die Römische Kirche mit allen neu ankommenden Prälaten: China selbst muß sie tragen. Aber es wird sehr böse, wenn ihm das von Japan oder Europa aus gesagt wird.

Wir stellen trotzdem diesen Bericht einmal unter das Leitwort: Chinas Verantwortlichkeit in Asien. Denn es ist im Grunde auch verantwortlich dafür, wenn die — gleich der französischen — unter einer defensiven Ideologie aggressive Sowjetpolitik Ost-Turkestan aufrührt, das Amurland unter Rüstungen erdrückt, sich zum Bewegen der Massen in Tibet und Indien anschickt, und wenn die USA. ihre ganze Flotte drohend in den Pazifik zurückkehren lassen, deren Wegzug hier nie anders, denn als schöne Geste gewertet worden ist.

Denn das geopolitische Drohgesicht in ihrem Januskopf der USA. schaut über den Pazifik, nicht über den Atlantik. Was diesseits des Atlantik in Scherben zu schlagen war, das hat die Union ja von 1914 an heimlich, von 1917 an öffentlich in Scherben geschlagen und in Schulden gestürzt, und dann sich darauf beschränkt, beim Auslesen der Scherben und Schulden Beobachter herbeizusenden.

Der „Raichmann-Bericht", den unsere Leser in der gedankenreichen Nr. 12 der „Ostasiatischen Rundschau" vom 16. 6. von S. 267—270 in seinem besten Teil besprochen finden (Zur Frage der Boden- und Landbaureform in China), ist als Hilfe für den Wiederaufbau (landwärts zunächst für Kiangsi, Shensi und Kansu) kaum etwas anderes als die Feststellung, daß die „Armut von der pauverté herkomme". Damit und mit solchen Papierarbeiten, wie dem Landgesetz von 1930 oder der 1933 eingesetzten „Landwiederherstellungskommission", entlastet man, trotz 6000 freiwilligen Berichterstattern, China nicht von dem asiatischen Gesicht seiner Verantwortung.

Quo-Tai-Chi — wir schreiben die chinesischen Autorennamen, wie sie sich selbst schreiben, damit der Leser sie in der chinesischen Öffentlichkeit finde und nicht schon an der meist eigenwilligen deutschen Transskription scheitere! — versucht zunächst durch einen sehr gewandten Vergleich des uralten Ringens um das Machtgleichgewicht in Europa und China, zum Teil mit ausgesprochen geopolitischen Beweisgründen, aus der Zange zu schlüpfen; er behauptet mit einer kühnen

Wendung, das augenblickliche Gleichgewicht zwischen dem Fernen Osten und dem europäischen Schauplatz sei ein gleiches Balanzieren vor hangendem Unheil.

„Es scheint keine Grenze für die Fähigkeit der Menschheit zu geben, gleichviel, welcher Rasse und Zone (Hemisphäre), verzweifelte politische Ausbrüche aus Gesamtlagen zu schaffen, die von der Geschichte später als einfach genug für friedliche Lösungen befunden werden." — „Von Zeit zu Zeit werden die Völker besessen von solchen Problemen, wie ‚Unvermeidliche Ausdehnung', ‚Zwangsläufiges Schicksal', ‚Bevölkerungsdruck' (spürt ihn Japan und China nicht genau so wie Mitteleuropa als körperlich fühlbare Wirklichkeit? D. H.), ‚Nationale Ehre'!"

Gehört nicht auch „sûreté" zu solchen Begriffen? (D. H.)

„Wie starr scheinen diese Forderungen in aufgeregten oder engstirnigen Zeiten!" schreibt der Chinese weiter. (Aber warum regt er sich dann über den Wunsch der Mandschurei nach Selbständigkeit auf?)

Dann werden die chinesischen Verse des Reformers Kang-Yu-Wei zitiert:

„Hasten wir, unsre Industrie und unsre Maschinen zu entwickeln,
holen wir Hilfe und Erkenntnis in Europa und Amerika.
Wir haben vier- oder fünfhundert Millionen Menschen:
aus ihnen holen wir leicht zehn Millionen Soldaten;
wir haben Eisen und Bodenschätze in ungezählten Mengen,
damit können wir Tausende von Kriegsschiffen bauen;
dann schreiten wir aus über alle fünf Erdteile,
wo ihr das Gelbe Drachenbanner fliegen und tanzen seht!"

„Lernt! Lernt! Lernt!" hatte schon vorher in ahnungsvoller Angst der weise Vizekönig des Yangtsetals, Chang-Chi-Tung, China gewarnt. Pazifistisch klingt das nicht. Auch dieses Lernen sollte sich in Arsenale, Waffenschmieden, Flugzeuge umsetzen.

Quo-Tai-Chi macht sich über den Imperialismus Kang-Yu-Weis lustig. Aber wenn China zu seiner und des von Yüan-Shi-Kai verratenen Reformkaisers Khwang-Hsü Zeit, wie Japan in der Meiji-Zeit, ordentliche Soldaten und Kriegsschiffe aufgebaut hätte, statt sein Geld für die Theaterwirtschaft, die Juwelen und den Scheinprunk der Kaiserin-Regentin zu vergeuden, so stände es vielleicht wirklich so da, wie Japan heute. Viel Leid, das ihm seine „moderne demokratische Regierung" seither eingebrockt hat, wäre China erspart geblieben; die Glückszustände, die ununterbrochener Bürgerkrieg seit der glorreichen Republik von 1911, trotz allem Lippenbekenntnis der drei Volksgrundsätze Sun-Yat-Sens, über China gebracht und seine ostasiatische Führerrolle Japan haben zufallen lassen, stellen sich geopolitischer Betrachtung von außen her anders dar, als dem Bewunderer der nachgerade abgelegten politischen Bekleidungsstücke des Westens von 1789 bis zum Weltkrieg, wo sie sich in Zunder auflösten.

Dennoch raten wir unsern Lesern sehr, Quo-Tai-Chi gründlich zu lesen. Denn hier spricht der wurzellos gewordene jungchinesische Intellektuelle, der den fremden Boden noch nicht unter den Füßen und den eigenen Volksboden längst unter ihnen verloren hat, mit erschütternder Offenheit und Deutlichkeit. Tawney schreibt: „Wirtschaftliche, politische und geistige Bewegungen, die anderswo ihren Weg schrittweise und in langsamem Wuchs gemacht haben, sind heute in China alle zusammen im Schmelztiegel, in Fermentation." Der entwurzelte Chinese selbst aber gibt zu: das alles an Fermentation habe die wahrhafte, gründliche Demokratie in allen ihren Phasen bewirkt!

Und nun kommt der Kopfsprung: wie unvollkommen, verspätet und bruchstückweise der Lauf der Demokratie in China auch wäre, ihre große Ehre und Verantwortlichkeit sei, daß die demokratische Idee in China wachse und sich nicht vermindere: also „fiat democratia pereat mundus" oder wenigstens „China". Und daraus will die gegenwärtige Verantwortlichkeit Chinas und die darin inbegriffene künftige Führerschaft für Asien begründet werden, darin soll sie liegen! Daraus sollen die Mittel zur Entwicklung des politischen Instrumentariums zur Verwirklichung des Glaubens an die Demokratie im Einklang mit dem Genius des chinesischen Volkes entstehen!

Hier aber berührt sich die Verantwortung Chinas in Asien unmittelbar mit der mindestens ebenso großen der Vereinigten Staaten (USA.). Diese findet einen unmittelbaren Ausdruck zunächst einmal in dem Spiel mit den Philippinen, denen nun eine problematische Freiheit in zehn Jahren zufallen soll, nachdem ihnen im Kleinen dasselbe Los zugefallen war, das man China im Großen zugedacht hatte: zum Zwitter zwischen einer ostasiatischen Vergangenheit und einer usamerikanischen Zukunft zu werden, der trotz der klaren Schicksalsbestimmung seiner geographischen Lage nicht mehr weiß, wohin er gehört: zum Osten oder zum Westen!

Den gegenwärtigen Zustand der Philippinenfrage beleuchtet sehr gut ein Aufsatz von Dr. Max Biehl: „Philippinen. Das Unabhängigkeitsgesetz in Kraft. Japans Stellungnahme." (Wirtschaftsdienst, Heft 23, 8. Juni 1934, Hamburg), der vielleicht — bei aller Kritik — die Verhältnisse eher noch zu rosig, die ungeheure Verantwortung der Vereinigten Staaten für ein von ihnen ruiniertes Völkergeschick (das sie nun, wo es unbequem wird, abstoßen) zu günstig sieht.

Denn die sogenannte Unabhängigkeit der Inselrepublik, die bisher nicht das geringste Talent für diese Regierungsform nachgewiesen hat, soll ja erst eintreten, wenn ihnen eine Verfassung nach wesensfremdem Stil, amerikanischen Idealen angenähert, aufgedrängt ist. Dann erst „werden die amerikanischen Heeresorganisationen verschwinden, die Frage der Marinebunkerstationen durch Staatsvertrag endgültig entschieden werden und wird inzwischen über eine Neutralisierung der Inselrepublik mit den Nachbarmächten verhandelt sein"!

Wen täuscht man hier? Sich selbst und die andern? Die andern allein? Sich selbst allein? Hat man in USA. Abraham Lincolns harten Spruch über die begrenzten Möglichkeiten vergessen, alle Welt alle Zeit zum Narren zu halten?

Geopolitisch betrachtet, ist es Unfug und Unheil, was hier vorbereitet wird; denn man bereitet nach einer Scheinblüte schweres Schicksal vor, bis die Inselgruppe aus eigener Kraft oder durch Anstoß aus ihrer Umwelt her wieder zu ihrer ostasiatischen Bestimmung zurückfindet. „Die amerikanische Herrschaft bedeutete für die europäischen Kolonialmächte einen Schutzwall zwischen ihren südostasiatischen Besitzungen und Japan, für das nationalistische China eine Brücke zu den Vereinigten Staaten als dem Fürsprecher der Republik China", schreibt Biehl. Aber gerade diese Brückenpfeilerrolle für ortsfremden Imperialismus — den Philippinen als Kreuz auferlegt, seit Legaspi den pazifischen Machtschwerpunkt Spaniens in Manila errichtete — ist ihre Gefahr. Sie sind der Kreuzpfeiler auf dem Westweg der Vereinigten Staaten, wie ehedem Spaniens, auf dem Ostweg Chinas zu seinen transpazifischen, demokratischen Freunden, auf dem Südweg Japans und dem Nordweg des großmalaiischen Gedankens. Ein solcher Pfeiler müßte sehr wetterfest konstruiert sein, wenn er bei all dem Druck und Gegendruck unabhängig stehenbleiben soll. Mit Recht bezeichnet Biehl die Aufgabe der philippinischen Parlamentarier und Rechtsanwälte als sehr schwierig: Sollen sie allgemein gleiches oder gestuftes Stimmrecht — für Unterschiede zwischen Männern vom Schnitte Don Manuel Quezons bis zum Halbwilden herab! —, eine oder zwei Kammern, parlamentarische Regierung (zur Zeit eine Unmöglichkeit!) oder Präsidialregierung amerikanischen Stils bevorzugen? Wie abwägen zwischen Kapital und Arbeit in der Soziopolitik mit der höchst schwierigen Grundbesitzfrage (Pflanzung oder Kleinbesitz, Zucker oder Baumwolle), wie die Stellung der christlichen und nichtchristlichen Bevölkerungsteile sichern (Moro-Frage!)? Zuerst kommt verfassunggebende Versammlung — Oktober 1934 —, binnen zwei Jahren Verfassung nach Ratifikation.

Dann erst kommen die Siebe der Präsidialentscheidung Roosevelts, der Volksabstimmung auf den Philippinen (4 Monate), der Proklamation des usamerikanischen Generalgouverneurs (1 Monat), endlich die ersten Wahlen (3—6 Monate). Bis dahin ist die auf 1935/36 fällige pazifische Krise vorüber, und man wird wissen, wie die beiden Weltmächte, zwischen denen sie hängt, wirklich über die Zukunft der Philippinen denken.

In der Frage eines japanisch-russischen Zusammenstoßes hat man in Japan kühler denken gelernt. Gerade die säbelrasselnden Reden von Blücher, Stalin, Woroschilow u. a. haben bei vielen Japanern den Eindruck aus ihrer Erfahrung mit dem russischen Nachbarn vertieft: „never to take anything the Russians say at face value" (nichts, was Russen sagen, unbesehen anzunehmen, auf die Vorderseite der Medaille hin, ohne die Münze herumzudrehen) (North China Herald, 23. 5. 34;

„Soviet-Japanese war not to be"). „Was die Welt nicht wußte, war, daß weder Sowjets noch Japaner den Wunsch hatten, die Offensive zu ergreifen."

Aber Japaner und Russen stehen sich eben auf einer so ausgedehnten und so unklaren Grenzentwicklung zu Lande und zur See gegenüber, einander in das Weiße im Auge starrend und bei jeder Handbewegung argwöhnisch aufzuckend, daß jeden Augenblick einer von den berühmten Zwischenfällen eintreten kann, bei denen ehrgeizige und temperamentvolle Regierungen mit starken inneren Bewegungen unter sich nicht mehr an äußersten Fällen vorüber können.

Solche Anlässe bringt beinahe jede Woche. Bald sind es Beschießungen von japanischen Flußdampfern, die Befestigungen photographieren (Seja-Bureja bei Blagowjeschtschensk), bald russische Verhaftungen von Fischerfahrzeugen, bald Einsperrungen von Bahnbeamten der Sowjets in Charbin, gleich 37 auf einmal, die für japanische und mandschurische Begriffe gefährliche Gedanken ins Land tragen. Dann fliegen Geschwader zu nahe an Grenzen; dann erscheint ein Mann, wie Karachan, in der äußeren Mongolei, natürlich um sie zu einem Brandherd für den Fall des Falles zu machen. Unter solchen Zuständen ist die Gegenwart eines Forschers vom internationalen Rang Sven Hedins selbstverständlich den Lokalmächten Sinkiangs, Chinesen und Muhamedanern, Rotrussen und Weißrussen, Kirgisen wie Dunganen unerwünscht. Weder die örtlichen Geschäfte der Sowjets noch die der Japaner in den weiland chinesischen Außenländern noch gar die der Einwohner selbst vertragen genaues Hinschauen; und so ist es nicht wunderbar, sondern begreiflich, daß seine Reisen in Chinesisch-Turkestan durch Überfälle unterbrochen werden. Zwar ist in Kaschgar ein britisches Generalkonsulat, aber der Läuferdienst von dort nach der indischen Grenze beträgt normal zwölf Tage. Werden die Läufer unterwegs von Kommunisten, Dunganen u. a. m. gejagt, so mag leicht ein Forscher auf Nimmerwiedersehen verschwunden sein, ehe auch nur die Botschaft von seiner Gefährdung die Kulturwelt erreicht. Hat doch sogar die starke französische archäologische Mission in Zentralasien zuweilen bange Tage erlebt.

Freilich wandeln sich solche Lagen im Nahen, Mittleren und Fernen Osten rasch; ein Mann wie Emir Abdallah kann trotz bewegter Vergangenheit unbesorgt Amman verlassen und nach London reisen (Temps 28. 6. 34), während zwischen Ibn Saûd und Yemen sich eben kaum der Friede kristallisiert und sein armes Land Transjordanien mit einem Budget von nur 250000 Pfund Sterling die zweifelhafte Ehre eines „centre stratégique" genießt.

Kann zu diesen plötzlichen Wandlungen auch die folgenschwere einer Verständigung zwischen China und Japan gehören, die in der Luft hängt, für die es aber in China (André Dubosq, Temps, 7. 6. 34) angesichts der Sorgen in der Mongolei, in Turkestan und Tibet, „wenn sie möglich ist, höchste Zeit wäre"? Über die Strömungen, die zwischen dem Wunsch nach klarer Orientierung und einem höchst be-

greiflichen Mißtrauen China hin und her reißen, plaudert ein Aufsatz von S. H. Chang: „China wünscht eine Verständigung mit Japan — ist aber voll Mißtrauen" (Transpacific, Tokyo, 21. 6. 34, S. 5). Alle Völkerbundsberichte und Verschleierungskünste, meint Chang, könnten nicht darüber hinweg täuschen, daß China sich zu der Einsicht durchringen müsse, „daß es nicht gegen die moderne Kriegsmaschine Japans standhalten könne", sondern sich irgendwie anders mit dem geopolitischen Nachbardruck auseinandersetzen müsse.

Zwei andere Stellen im indopazifischen Raum, wo rechtzeitige Einsicht allein späterem Schaden vorbeugen kann, verraten und beleuchten zwei gute deutsche Presseübersichten: „Holland und seine Kolonien" (Donnerstag-Abend-Blatt Nr. 334, 5. 7. 34) und Nordaustralien: „Raum für 10 Millionen" — was nicht einmal viel für diesen Erdenfleck ist! — (Kölnische Illustrierte Zeitung, Nr. 24, S. 615, vom 16. 6. 34, Josef Kalmer). Neugierig sind wir ja, wie sich Rinder- und Schafzucht großen Stils, weiße Männer und die Hevea brasiliensis (Kautschuk) dort vertragen werden; neugieriger noch, ob sich die weitgehenden Schlußvorhersagen erfüllen können. Aber gut ist es, wenn mitteleuropäischen Lesern gezeigt wird, wo sozialer Egoismus bisher Räume für nicht nur zehn, sondern Hunderte von Millionen verriegelt gehalten hat, wo auf einem Raum von der dreifachen Größe Deutschlands 5000 Menschen wohnten, bei einer Bevölkerungsdichte des ganzen Erdteils von 0,08 Menschen auf den Quadratkilometer, die in Nordaustralien sogar nur 0,003 betrug, wohin aber nun 10 Millionen versiedelt werden sollen, unter Ausbau von Port Darwin als Stützpunkt.

In der gleitenden, labilen politischen Umrandung des australasiatischen Mittelmeers ist gewiß Nordaustralien die Stelle mit zu wenig, der Kern von Indonesien, Java, die Stelle mit zu viel Menschen. Überall in der Geopolitik verraten sehr ungleiche Menschendruckzahlen dicht nebeneinander gleitende politische Zustände. Unter ihnen leidet natürlich am meisten ein tropisches Kolonialreich von rund 2 Millionen Quadratkilometer mit mehr als 62 Millionen Menschen, das an etwa 40000 Quadratkilometer mit 8 Millionen eines kleinen, tropenfremden, nordischen Strommündungsgebietes hängt, wobei die Ein- und Ausfuhrzahlen mit Asien im jähen Ansteigen, die mit Europa im Schrumpfen begriffen sind. (Wertmäßig Europa-Einfuhr 1928 50,5%, 1933 35,4%; Asien-Einfuhr 1928 35,7%, 1933 55%; Mengenmäßig: Europa-Einfuhr 1928 37,7%, 1933 20%; Asien-Einfuhr 1928 45,8%, 1933 66,1%!) Kein Wunder, daß solche Zahlen ein kluges, altes Kaufmannsvolk schrecken und es in seiner Panik den Trägern der Macht alten Stiles in verwandter Lage in die Arme treiben: den Briten in Singapore und den Franzosen in Indochina.

Eine Panikhandlung größten Stiles ist aber doch auch schließlich das ganze Rückversicherungsnetz der Sowjetbünde in Europa und im Nahen Osten — um nur zum Fernen Osten schlagfrei zu sein —, an dem sich Frankreich zur Anerkennung

der Sowjets durch Prag und Bukarest aus der Kleinen Entente, mit dem Nordostpakt und Balkanpakt, mit gegenseitiger französischer und russischer Gewähr für die westlichen und östlichen Grenzen Mitteleuropas und Mittelmeerpakten so viel Mühe gibt, um die Welt für den Bolschewismus sicher zu machen, fast wie USAmerika, dem G. Bronson Rea dieselbe Leistung für seine Beteiligung an der sibirischen Expedition und für Lansings Ostasienpolitik vorwirft.

Solchen Paktverwicklungen, Schachtelsystemen und Panikhandlungen gegenüber gilt es, den Kopf kühl und die Hände frei zu halten, damit man nicht in weltpolitischen Erneuerungsbewegungen auf einmal nicht in der Lage ist, mit einem starken, aufkommenden Träger der Zukunft Freundschaft zu machen und Sprünge in Gewaltbauten zum Wiederheraufklettern ans Licht zu nutzen. Wer nicht das gleiche Recht und die gleiche Geltung, Wehr- und Verhandlungswürde mit den verantwortlichen Mächten zugestanden erhält, der hat auch keine Verpflichtung, ihre Ordnungen zu verteidigen, und sollte sie nicht leichten Sinnes gerade dann übernehmen, wenn diese Ordnungen sichtbar ins Wanken geraten. Das gilt für die indopazifische Welt genau so wie für die atlantische. Es ist eine Grundregel verständiger Anwendung von Grunderfahrungen der politischen Erdkunde.

Hindenburg †

Nach Schluß der Schriftleitung trifft die Nachricht ein, daß unser ehrwürdiger Feldmarschall und Reichspräsident heimgegangen ist.

Im Boden der Heimat verwurzelt, vom Geist der preußischen Ostmark erfüllt, aus dem Pflichtgedanken zu schlichter Größe erwachsen, reihte sich Hindenburg zu den ragenden und ehrwürdigen Gestalten unserer Geschichte.

Deutschland trauert um ihn

PAUL EBERT:

Zur Geschichte der Raumbezwingung im Kreuzerkriege

Wir fügen den Aufsätzen von Nickel und Franke im Juliheft der Geopolitik diesen weiteren wehrgeopolitischen Beitrag eines bekannten Marineschriftstellers an, der dieselben Probleme aufwirft, wie wir sie mit den beiden Juli-Aufsätzen berührt haben. *Die Schriftleitung.*

„Ich müßte keine Schiffahrt kennen: Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen." Selten sind mit so wenig Worten Sinn und Inhalt eines Begriffs derart klar und erschöpfend umrissen worden, wie Altmeister Goethe es hier seinem Mephistopheles in den Mund gelegt hat.

Seit Menschen zur See fahren, haben sie auch auf See und an den Küsten einander bekriegt; und weil dem Sieger meist reiche Beute winkte, war Beutemachen das oft einzige Ziel dieser Kämpfe: Im ersten Jahrhundert v. Chr. brandschatzten kleinasiatische Seeräuber die Küsten des Mittelmeers und vernichteten sogar ein römisches Geschwader vor Ostia; erst Pompejus vermochte mit einer mächtigen Flotte ihrer Herr zu werden. Die Wikingerfahrten waren Handels- und Raubunternehmungen zugleich. Klaus Störtebeker und die Liekendeeler wurden um 1400 der Schrecken der nordischen Meere. Die nordafrikanischen Barbareskenstaaten stellten die gefürchtetsten Seeräuber; der 77jährige algerische Korsar Chaireddin Barbarossa wurde 1535 von Suleiman dem Großen sogar zum Flottenchef ernannt, und noch am 7. August 1856 focht die Landungsabteilung der preußischen Dampfkorvette „Danzig" bei Tres Forcas gegen kabylische Seeräuber. Alle diese Vorgänge aber spielten sich im engen Raume der europäischen Randmeere ab.

Ozeanisches Ausmaß gewannen erst die im sechzehnten Jahrhundert einsetzenden Raubzüge nordischer Kaper. Da auf das äußerst wirksame Kriegsmittel möglichst gründlicher Schädigung des feindlichen Seehandels nicht verzichtet werden konnte, andererseits das allmählich sich entwickelnde Kriegsrecht die Innehaltung wenigstens einiger äußerlicher Formen notwendig machte, wurde in jener Zeit der private Seeraub durch Ausstellung von Kaperbriefen staatlich konzessioniert. Aber auch die Besatzungen der staatlichen Kriegsschiffe waren, nach dem Dienstrange abgestuft, am Gewinn beteiligt, und in der britischen Marine ist dieser Brauch noch im Weltkriege geübt worden. So haben Hawkins, Forbisher, Franzis Drake, deren Namen in der englischen Geschichte berühmt wurden, die spanischen Silberschiffe aufgebracht und die Küstenstädte Spanisch-Amerikas heimgesucht. Im siebzehnten Jahrhundert wüteten von Westindien aus die Flibustier gegen Spaniens Kolonien; insgeheim unterstützt von den Regierungen Englands und Frankreichs. Im pfälzischen Erbfolgekriege jagten französische Kaperführer, wie Jean Bart, mit ganzen Geschwadern holländische und englische Kauffahrer.

Holländer, die am Kap der Guten Hoffnung den Indienfahrern auflauerten, gaben der Kaperei den Namen. Im nordamerikanischen Befreiungskriege ließ Washington durch Freibeuter einen erbitterten Handelskrieg gegen England führen. Der englisch-amerikanische Krieg 1812—1814 war eine Blütezeit der Kaperei. Im amerikanischen Sezessionskriege kaperte die vielumstrittene „Alabama" — auch bekannt durch das Schiedsgericht von Genf 1871/72 — binnen acht Wochen zweiundzwanzig nordstaatliche Handelsschiffe.

Durch die Pariser Deklaration vom 16. April 1856 wurde die Kaperei durch Private verboten, so daß also seitdem der Seehandelskrieg ausschließlich den Kriegsschiffen der kriegführenden Staaten völkerrechtlich vorbehalten ist.

Die Blütezeit transozeanischer Kaperfahrten stand im engen Zusammenhange mit der Entwicklung des Hochseesegelschiffs, das im Ostindienfahrer seinen leistungsfähigsten Typ fand. Da der Segler den Fahrtantrieb ohne unmittelbaren eigenen Kraftverbrauch vom Winde empfing — ein unschätzbarer Vorzug, den weder vor ihm das Riemenschiff, noch später der Dampfer aufwies —, war sein Aktionsradius fast unbegrenzt, solange Wasser, Proviant und Holz ausreichten, die aber auch an fremder Küste meist ohne besondere Schwierigkeit zu beschaffen waren. Diese hervorragende Befähigung des Segelschiffs zur Raumbezwingung erfuhr noch eine erhebliche Steigerung mit der zunehmenden Kenntnis der ständig anzutreffenden oder im Rhythmus der Jahreszeiten wiederkehrenden Luft- und Wasserbewegungen. Passat, Monsun, brave Westwinde, Meeresströmungen und Sturmperioden aller Zonen, die den Segler gebieterisch zwangen, seine Reisen zu bestimmten Jahreszeiten und auf bestimmten Routen durchzuführen, wurden so aber auch zum trefflichen Bundesgenossen der auf den meistbefahrenen Jagdgründen — wie am Kap der Guten Hoffnung — lauernden Kaper. Dazu kam, daß letztere jahrelang, fern der Heimat, nur gelegentlich verborgene Schlupfwinkel anlaufend, ihre Raubzüge durchzuhalten vermochten, weil die einfache und übersichtliche Bauart des hölzernen Schiffsrumpfs und der Takelage die Behebung auch schwerer Havarien „mit Bordmitteln" zuließ.

Mit der gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schnell fortschreitenden Einführung der Dampfkraft im Seeverkehr trat eine durchgreifende Wandlung ein: wohl gewann das Dampfschiff die freie Wahl der Fahrtrichtung zurück, auf die man einst, mit der Zurückstellung des Riemenschiffs zugunsten des dem Winde hörigen Seglers, verzichtet hatte; aber mit der Erzeugung der bisher freigebig vom Winde gespendeten Antriebskraft an Bord war unlöslich verknüpft der Verzicht auf den fast unbeschränkten Aktionsradius. Stand dem Führer des Hochseeseglers der Ozean unbeschränkt nach allen Seiten offen, wohin der Wind ihn trug, so liegt der Dampferkapitän jederzeit an der unsichtbaren, aber unzerreißlichen Kette der nächsten Kohlenstation. Daraus folgerte für den Schiffbauer das grausame Rechenspiel: Je größer der Aktionsradius, desto größer der Brennstoff-

vorrat, um so kleiner die Nutzlast. Die Fähigkeit der Schiffe zur weltweiten Raumbezwingung geriet unter einen peinlich empfundenen Vorbehalt. Ein dichtmaschiges Netz von Kohlenstationen legte sich um den Erdball.

Durch diese technische Entwicklung wurde sowohl der verbrieften Kaperei wie dem gesetzlosen Piratentum großen Stils, das noch bis über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts blühte, das Handwerk gelegt. Dagegen gewannen, infolge des rapide wachsenden transozeanischen Verkehrs, die auf Vernichtung des feindlichen Seehandels abzielenden Aufgaben des Kreuzerkriegs der staatlichen Kriegsflotten eine überragende Bedeutung, die nach Eröffnung des Suezkanals noch zunahm. Da nun der Bedarf des schwerbewaffneten, schnellen Kriegsschiffs an Betriebsstoff den des Frachtdampfers noch weit übertraf, wurde die Kohlenstation zum maßgebenden Faktor der Seekriegsführung. Darüber hinaus forderte die schnell fortschreitende Vielgestaltigkeit der baulichen Einrichtungen des Schiffs und insbesondere des Kriegsschiffs weitläufige Dock- und Reparaturgelegenheiten über See, deren das hölzerne Segelschiff weit weniger bedurft hatte. Die Notwendigkeit, solche Anlagen vor feindlichem Zugriff zu bewahren, ließ an strategisch wichtigen überseeischen Plätzen befestigte Flottenstützpunkte entstehen, soweit sie nicht schon, in weit bescheidenerem Maße, während der großen Seekriege im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert errichtet waren. So schuf das britische Imperium ein erdumspannendes Stützpunktsystem zur militärischen Sicherung seiner Verbindungen mit den überseeischen Reichsteilen, insbesondere mit Indien und dem Fernen Osten; die Vereinigten Staaten von Amerika überbrückten in ähnlicher Weise den Stillen Ozean, und auch Frankreich untermauerte so seine Ansprüche im indopazifischen Raume.

Ungeachtet des gewaltigen Vorsprungs, den der Besitz zahlreicher, wohlgesicherter und -ausgestatteter Flottenstützpunkte gegenüber einem Gegner verleiht, der dieses Vorzugs entbehrt, findet die ungehemmte Ausdehnung solcher Flottenstützpunktsysteme doch ihre natürliche Grenze in der Gefahr der Zersplitterung wertvoller materieller und personeller Kriegsmittel.

Durch revolutionäre Fortschritte im Schiffbau und Schiffsmaschinenbau, so die Verwendung des Öls für die Kesselfeuerung und als Treibstoff der Motoren, sind bedeutende Ersparnisse an Betriebsstoffen erzielt worden, die der Vergrößerung des Aktionsradius, dem wichtigsten Faktor des modernen Kreuzerkriegs, unmittelbar oder mittelbar zugute kamen. Die im Vergleiche zur Kohle heute noch sehr erheblichen Schwierigkeiten der Ölbeschaffung heben diesen Vorteil zum Teil wieder auf.

Seit dem Ende der Segelkriegsschiffe ist noch kein Seekrieg geführt worden, der erschöpfende Erfahrungen über weltweite Unternehmungen eines Kreuzer- und Handelskriegs überragenden Formats erbracht hätte. Wohl hat der Kampf gegen die feindliche Überseezufuhr im Weltkriege vordem ungeahnte Erfolge er-

zielt; aber der U-Boot-Handelskrieg, als Träger dieser Erfolge, spielte sich doch weit überwiegend an den Küsten Europas ab. Indes lassen die glänzenden Leistungen der wenigen, aber gut geführten deutschen Auslandskreuzer und Hilfskreuzer ahnen, welche überwältigende Perspektive sich dem modernen, großräumig geführten Kreuzerkriege der Zukunft eröffnet.

Die seestrategische Lage wurde 1914—1918 beherrscht von der schon seit Jahren durchgeführten, geographisch bedingten Zusammenballung aller irgendwie verfügbaren schwimmenden Streitkräfte der beiden ausschlaggebenden Seegroßmächte England und Deutschland in der Nordsee. Die deutsche transozeanische Handelsschiffahrt verschwand seit Kriegsbeginn, von den Heimathäfen abgeschnitten, von der See.

Künftige kriegerische Verwicklungen, die heute, infolge des politischen Werdegangs im Fernen Osten, nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegen, zeigen für den Seekrieg wesentlich andersgeartete geographische Voraussetzungen. Denn von den in Betracht zu ziehenden Seegroßmächten verfügt im Fernen Osten nur die japanische Flotte für langfristige Operationen großen Stils über eine vollwertige Basis, wie sie einzig und allein das Heimatland bieten kann. Viele Tausende von Seemeilen liegen zwischen den heimischen Operationsbasen der mutmaßlichen Gegner, für die auch der bestausgerüstete außerheimische Flottenstützpunkt keinen gleichwertigen Ersatz bietet. Die Möglichkeit, einen auch nur einigermaßen ebenbürtigen Feind an dessen fernen Küsten, von ausreichenden eigenen Reparaturgelegenheiten entblößt, entscheidend niederzuringen, scheidet im modernen Seekriege ziemlich aus. So tritt in solchem Konfliktsfalle der Kreuzer- und Handelskrieg als wirksames Mittel zur allmählichen Zermürbung des Gegners gebieterisch in den Vordergrund, und der großzügigen Lösung des bisher offenen Problems weit ausholender Raumbezwingung mit allen Mitteln neuzeitlichen Kreuzerkriegs kann nicht länger ausgewichen werden.

In dem Buche „Seekriegslehren im Lichte des Weltkrieges" von Konteradmiral Dr. phil. h. c. Otto Groos, auf dessen Ansicht wir uns in manchen Punkten unserer Ausführungen berufen dürfen, finden wir den Satz: „Er" (der Weltkrieg) „sah trotz der vollständig veränderten taktischen Bedingungen nicht nur die Wiedergeburt des Kaperschiffes der Segelschiffszeit, sondern auch die des bewaffneten Handelsschiffes und Konvois." Damit wird bestätigt, daß die Erfahrungen der großen Segelschiffskriege des siebzehnten, achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts, wie sie der amerikanische Admiral Mahan in seinem klassischen Werke „Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" erläutert hat, auch heute noch von unschätzbarem Werte sind.

Heute wie damals gilt der Grundsatz, daß der gegen den Handel des Gegners geführte Kreuzerkrieg zwar seine ergiebigsten Jagdgründe an den Brennpunkten

der Seehandelsstraßen findet, dort aber auch auf die stärkste Gegenwirkung der den feindlichen Handel schützenden Seestreitkräfte rechnen muß. Infolge einer Zusammenfassung sowohl der angreifenden wie der die Geleitzüge deckenden Verbände kann es bei solcher Gelegenheit auch zur Schlacht kommen. Dieser Fall ist in den Segelschiffskriegen wiederholt eingetreten, weil damals die heimischen Operationsbasen der kriegführenden Seemächte und ebenso die Hauptbrennpunkte des ausreisenden und heimkehrenden Seehandelsverkehrs vergleichsweise nahe beieinander lagen. Weit schwierigere Aufgaben aber würde heute ein Seekrieg im Fernen Osten stellen, wenn Ozeane die feindlichen Operationsbasen trennen.

Die schwierigste Aufgabe stellt indes heute das zur Segelschiffszeit unbekannte Problem der Brennstoffversorgung für die im weltweiten Raume operierenden Seestreitkräfte. Im Weltkriege haben die deutschen Auslandskreuzer, mangels eigener Flottenstützpunkte, ihre Vorräte ergänzt durch ein im Frieden vorbereitetes, bewegliches System der Versorgung an verborgenen Plätzen, die von im neutralen Auslande eingerichteten Etappenstationen beschickt wurden. In dem von uns angenommenen Kriegsfalle wird nicht nur die Partei, der gleichfalls keine Stützpunkte zur Verfügung stehen, auf ähnliche Aushilfen angewiesen sein, sondern auch ein hierin günstiger gestellter Gegner wird, angesichts der ungeheuren Weite des zu bezwingenden Seeraums, nicht ganz darauf verzichten können.

Aus dem gleichen Grunde werden die kriegführenden Parteien soviel wie möglich geeignete Handelsschiffe als Hilfskreuzer ausrüsten müssen, wie das im Weltkriege zum Teil schon geschah. Der Grundgedanke des Kaperkriegs der Segelschiffszeit ist also wieder aufgelebt, wenn auch in veränderter Form. Zwar ist der Hilfskreuzer dem Kriegsschiff an Kampfkraft stets, an Geschwindigkeit meist unterlegen; dagegen wird sein Aktionsradius, infolge der Ausnutzung der Laderäume zur Brennstoffunterbringung, den des Kreuzers übertreffen. Dazu kommt, daß der Hilfskreuzer geeignetes Personal — Kriegsfreiwillige — zur Besetzung der Prisen mit sich führen kann, während die in allen Zweigen ihres Dienstes gründlich durchgebildeten und deshalb schwer zu ersetzenden Kriegsschiffsbesatzungen hierfür nur im Notfalle verfügbar sind.

Zur Segelschiffszeit war das Schiff auf See von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten. Heute hat die Funkentelegraphie diesen Zustand umstürzend geändert. Sie ist aber eine zweischneidige Waffe, deren Handhabung im Kreuzerkriege äußerste Vorsicht erfordert, sofern nicht der erwartete Nutzen sich in einen verhängnisvollen Schaden verkehren soll. Denn durch die Entzifferung geschlüsselter Nachrichten, durch die Tätigkeit der Funkpeilstellen und auf manche andere Weise kann die Funkentelegraphie zum unfreiwilligen Verrat führen.

Ungeachtet aller phantastischen Möglichkeiten, die der technische Stand der Funkentelegraphie heute freigibt, erfordert das Spiel dieses Instruments deshalb,

sei es im Angriff oder in der Abwehr oder in beidem zugleich, eine Meisterhand. Auch in diesem Falle wird die Partei den Vorsprung haben, die über ein erdumspannendes Netz hochwertiger, durch befestigte Stützpunkte gedeckter Landfunkstellen verfügt.

Die Vorbereitung des gigantische Ozeanräume umfassenden Kreuzerkriegs der Zukunft stellt an die Admiralsstäbe der beteiligten Seegroßmächte Anforderungen von bisher kaum übersehbarem Ausmaße. Bei der Auswahl der Führer wird die instinktsichere Fähigkeit geopolitischen Denkens eine unerläßliche Voraussetzung bilden müssen.

SVEN HELANDER:

Die Hauptstadt als Verkehrszentrum

Der Aufsatz Professor Helanders ist rein verkehrswissenschaftlich gedacht. Er befaßt sich bewußt nicht mit den natürlich-geopolitischen Grundlagen des Verkehrs der Hauptstadt. *Die Schriftleitung.*

Wenn wir die Staats- und Wirtschaftspolitik als fördernde Faktoren in der Heranbildung der Hauptstadt als Verkehrszentrum hier besonders betonen wollen, so lohnt es sich, zunächst einmal auch die entgegengesetzte Frage zu stellen: war vielleicht die Hauptstadt von vornherein verkehrsgeographisch so günstig gelegen, daß die Hauptstadt schon wegen der natürlichen Lage geeignet sein mußte, sich zum Verkehrszentrum zu entwickeln?

Es sind sehr verschiedenartige Momente, die historisch bestimmend waren, damit eine Stadt sich zur Hauptstadt des Landes entwickelte. Aber man braucht sich eine Weltkarte nur anzusehen, um zu begreifen, daß eine günstige Verkehrslage oft auch eine wichtige Rolle dabei gespielt haben muß. Wir finden da Hauptstädte, gelegen an wichtigen, natürlichen internationalen Verkehrswegen, woran das betreffende Land beteiligt ist, so Kopenhagen und Konstantinopel; oder bei der Mündung des Hauptflusses des Landes ins Meer, so London, Lissabon und Buenos Aires; oder bei der Verbindung eines wichtigen Binnensees mit dem Meere, so Stockholm. Aber freilich gibt es genügend Hauptstädte, die so weit entfernt von den natürlichen Verkehrswegen gelegen sind, wie nur denkbar: Berlin, Moskau, Bukarest, Bern, Brüssel, Mexiko, Bogotá, La Paz usw. Es kann allerdings dabei die bloße geographische Mittellage, wie am berühmtesten Madrid, Möglichkeiten künstliche Verkehrswege herzustellen, schaffen, die eine gleichmäßige Beherrschung des ganzen Landes von einem Zentrum aus besonders erleichtern. Hier kommt der Verkehrspolitik zugunsten der Hauptstadt eine geradezu staatserhaltende Bedeutung zu. Aber auf jeden Fall können wir von der natürlichen Verkehrslage allein eine Tendenz der Hauptstadt, sich zum Verkehrszentrum zu entwickeln, nicht ableiten.

So entschieden die kapitalistische Entwicklung, wie wir sehen werden, dazu beigetragen hat, die Hauptstadt zum Verkehrszentrum zu machen, so wirken für diese Entwicklung auch so starke staatspolitische und verwaltungsmäßige Gründe mit, daß wir eine solche Tendenz schon sehr frühzeitig feststellen können.

Schon im alten Ägypten sprach (1) man zur Zeit der 18. Dynastie vom Nil als dem „Königswege" im Sinne des „Weges zum König" — die Staatsbürger mußten zum König, und dafür war die Verbindung mit dem Sitz des Königs notwendig.

In der Lehre des Konfuzius ist es sogar ein integrierender Bestandteil seiner Staatslehre, daß die Hauptstadt gute Verkehrsverhältnisse haben muß (2). Schon im 2. Jahrtausend v. Chr. wurde also in dem großen Chinesischen Reich die Notwendigkeit erkannt, alle Teile des Landes durch bestimmte und bekannte Wege mit der Hauptstadt zu verbinden. Kublai hat dann von Peking aus einen großen Kanal bauen lassen, wodurch eine Verbindung mit allen größeren Flüssen des Landes hergestellt wurde. Nicht nur in der Binnenschiffahrt wurde Peking so zu einem Zentrum, sondern Kublai ließ auch von Peking aus radial durch das ganze Reich Straßen ziehen, sie in guten Zustand versetzen und ordnete ein gutes System von Kurierdiensten.

Vom Perserreich wissen wir (3), daß bis zum Jahre 515 v. Chr. die Verbindung der Hauptstadt mit den wichtigsten Provinzen durch Dareios hergestellt war. Allerdings hat keine der drei Residenzen absolut überwiegende Bedeutung erhalten.

Zur Zeit Cäsars waren (4) die wichtigsten Städte Italiens alle mit Rom fast direkt durch Kunststraßen verbunden, und es mündeten mindestens 16 solche Straßen in oder bei Rom. Die hervorragende Qualität dieser Straßen läßt auf die Absicht schließen, alle Landschaften besonders fest mit der Tiberstadt zu verknüpfen. Ja, im alten Rom hatte die Erkenntnis, daß die Hauptstadt Verkehrszentrum sei, überhaupt schon die Form des Sprichwortes angenommen: „Alle Wege führen nach Rom." Aber auch die maritimen Hilfsmittel Italiens konnten von Rom aus besonders gut benutzt werden, so daß Rom gerade geeignet war, alle Teile des Reiches besonders fest zusammenzuhalten (5).

Als entscheidend für das byzantinische Reich und als ein Vorzug gegenüber Rom wird zugunsten Konstantinopels wiederum angeführt (6): „Es war ein Zentrum, von dem aus es leicht war, mit den wichtigeren Provinzen zur See zu verkehren."

Die hier erwähnten älteren Staaten waren alle mehr oder weniger zentralistische Staaten, wobei staatspolitische Überlegungen für die verkehrsmäßige Begünstigung der Hauptstadt vor allem entscheidend waren. Die heutige Entwicklung ist auch von staatspolitischen Erwägungen mit bestimmt. Doch hat die wirtschaftliche Entwicklung diesem Problem auch eine erhöhte Bedeutung verliehen.

Zuerst hören wir davon aus England. Dort war im Jahre 1555 ein Gesetz durch-

geführt, wonach die Kirchspiele verpflichtet waren, durch vier Tage Arbeit der Einwohner im Jahr für die Instandhaltung der Wege Sorge zu tragen. Aber unter Karl II. war London eine so große Stadt geworden, daß die Grafschaften in seiner Nähe einen so großen Verkehr erhielten, daß die Wege auf diese Weise nicht mehr in ordnungsmäßigem Zustand blieben, sondern im Jahre 1663 mußten Wegesteuern eingeführt werden, wodurch die Benutzer der Wege für ihre Instandhaltung herangezogen wurden (7) — ein Zeichen, daß das Verkehrsproblem der Hauptstadt als von besonderer Art anerkannt wurde.

Auch in Frankreich erklärte ein Kritiker des Übergewichtes der Hauptstadt wie der ältere Mirabeau (8): „J'ai dit que les Chemins et les Canaux de communication devoient être tracés et conduits avec soin de la Capitale aux extrémités des Provinces; ils aboutissent alors à l'étranger." Aber Sombart stellt für Frankreich der damaligen Zeit fest (9): „Mehr als in irgendeinem anderen Lande war die nächste Umgebung der Hauptstadt wesentlich reicher mit Straßen ausgestaltet als die übrigen Provinzen." Allerdings darf dies nicht überschätzt werden, da eine Ordonanz aus dem Jahre 1719 die Straße zwischen Paris und Orléans „entièrement dégradé et devenu impracticable" bezeichnet.

Je mehr die Länder sich nun von der Naturalwirtschaft entfernten, desto leichter konnten die Hauptstädte sich entwickeln, wobei allerdings die Verkehrsentwicklung zugleich auch Bedingung ihrer Entwicklung war (10).

Die Hauptstadt erhält nun allerdings im Verlauf der kapitalistischen Entwicklung besonders günstige Voraussetzungen, sich zum Wirtschaftszentrum des Landes zu entwickeln und muß dann allerdings auch Verkehrszentrum sein. Schon in ihrer Eigenschaft als Großstadt braucht die Hauptstadt gute Verkehrsverhältnisse, die eine Voraussetzung der in allen Großstädten weitgehenden Arbeitsteilung sind (11).

Wenn die Bevölkerungsentwicklung im kapitalistischen Wirtschaftsleben in der Richtung gegangen ist, daß die Städte sich schneller als das Land vergrößert haben und die Großstädte sich schneller als die Kleinstädte hierbei entwickelten, so bedeutet diese Bevölkerungskonzentration, daß in sehr vielen Fällen die Hauptstadt einen wachsenden Anteil der Gesamtbevölkerung ausmacht — selten durch natürliches Wachstum, sondern weil die wirklichen und eingebildeten wirtschaftlichen Vorteile der Hauptstadt die sonstige Bevölkerung heranlockt. Die Voraussetzung hierfür ist allerdings die bevorzugte Verkehrslage der Hauptstadt, der somit auch eine nicht zu unterschätzende bevölkerungspolitische Bedeutung zukommt.

Die große Bevölkerungsmenge muß aber ernährt werden, was mit Hilfe der nächsten Umgebung der Hauptstadt allein nicht möglich ist. Daß das Konsumtionszentrum der Hauptstadt mit einem weiteren Umkreis des Landes verkehrsmäßig verbunden ist, ist buchstäblich eine Lebensfrage ihrer Einwohnerschaft.

Wird nun die staatliche Wirtschaftspolitik überhaupt wichtiger, so sammeln sich immer mehr Interessenorganisationen in der Hauptstadt, wo die Verhand-

lungen in den entscheidenden wirtschaftspolitischen Fragen geführt werden. Etwas hauptstädtische Gesichtspunkte, z. B. in der Industriepolitik, werden infolgedessen in diesen Organisationen oft nicht zu vermeiden sein, die sich auch auswirken können, wenn die Verkehrsinteressen der Industrie vertreten werden. Wird das Notenbankwesen in der kapitalistischen Entwicklung mit Notwendigkeit zentralisiert (12), bildet sich eine entscheidende Zentralbörse heraus (13), so heißt das in den beiden Fällen praktisch eine Verlegung zur Hauptstadt. Auch im privaten Bankwesen bleiben die Folgen nicht aus — eine Verlegung des Schwerpunktes zur Hauptstadt wird notwendig, eine Entwicklung, die recht sinnfällig hervortritt in den noch verbliebenen Provinznamen leitender hauptstädtischer Banken: Dresdener Bank, Crédit Lyonnais usw. Alle diese Institutionen brauchen aber hervorragende Verkehrsbeziehungen mit dem ganzen Lande, und das heißt wiederum, daß die Hauptstadt Verkehrszentrum wird.

Tritt das eine Land mit dem anderen in wirtschaftliche Beziehungen, so ist es für den Fremden oft naheliegend, sich zunächst an die Hauptstadt zu wenden. Die verschiedenen zentralen Instanzen in der Hauptstadt erleichtern auch dort die eigene Aktivität in fremden Ländern. Entwickeln sich nun die internationalen Wirtschaftsbeziehungen, so braucht die Hauptstadt durchaus nicht immer, kann aber daraus erhöhte wirtschaftliche Bedeutung erhalten, was ihre Verkehrslage nochmals stärken muß.

Nun ergibt sich das Verkehrszentrum als solches aus der Notwendigkeit, ein System des Verkehrswesens innerhalb der eigenen Volkswirtschaft zu erhalten, und in jedem System muß aus rein formalen Gründen auch eine Zentralstelle vorhanden sein. Es ist dann sehr naheliegend, daß als die nun irgendwo notwendige Zentralstelle eben die Hauptstadt des Landes genommen wird. Die Systematisierungstendenz als solche trägt dann dazu bei, die Hauptstadt verkehrsmäßig wichtiger zu machen, als es der rein natürlichen Verkehrslage entsprochen hätte. Zur Hauptstadt verlegt man die Zentralinstanzen der Verkehrsverwaltungen, mehr oder weniger ausgeprägt laufen hier die Hauptlinien des Landes zusammen, und man muß über dieses Verkehrszentrum, um von der einen Linie zur anderen zu gelangen. Der Ausgleich zwischen Verkehrsbedürfnissen verschiedener Linien wird über die Hauptstadt geleitet, in deren Nähe notwendige Reserven verfügbar sind. Die meist guten lokalen Verkehrsmittel der Hauptstadt werden mitbenutzt, die Aufgaben des Verkehrszentrums zu lösen usw.

In solchen Fällen, in denen ein Gesamtsystem der Eisenbahnen im voraus entworfen wurde, können wir auch literarisch nachweisen, daß die Zusammenfassung des Systems in der Hauptstadt vorgesehen wurde. In dem berühmten Eisenbahnsystem Friedrich Lists war vorgesehen, daß in Preußen, nachdem die Eisenbahn Hamburg—Berlin gebaut worden war, in folgender Ordnung weitere Anlagen folgen sollten (14):

a) Berlin—Potsdam—Leipzig,
b) Magdeburg—Braunschweig,
c) Berlin—Stettin,
d) Berlin—Dresden,
e) Berlin—Frankfurt a. d. Oder—Thorn.

Wie stark in diesem Plan Berlin — von dem Süddeutschen List! — zum Mittelpunkt gemacht wird, ist einleuchtend.

In Frankreich wurde durch Gesetz vom 11. Juni 1842 das System der französischen Eisenbahnen festgesetzt. Dieser Plan ist Ende der 50er Jahre so weit verwirklicht, daß fünf große Gesellschaften, Nordbahn, Paris-Orléans-Bahn, Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, Ostbahn und Westbahn strahlenförmig von Paris aus das Land durchziehen, und nur die sechste Bahn, die Südbahn, erreicht nicht die Hauptstadt (15).

Auch das Eisenbahnwesen Österreich-Ungarns war nach einem Gesamtplan angelegt, der Wien zum Mittelpunkt eines Sternes der Eisenbahnlinien machte, die es mit allen Teilen des Reiches verbanden — Partsch (16) verglich sogar Wien und die dort ausstrahlenden Verkehrsfächer mit dem voll entfalteten Rad eines Pfauenschweifes. Auch die Eisenbahnverwaltung war in besonders hohem Grade in Wien konzentriert, und zwar auf Kosten der Lokalverwaltungen (17). Von diesen Linien sind allerdings nur wenige nach dem Kriege in den Händen Österreichs geblieben, nämlich diejenigen nach Westen und Süden. Das Verkehrszentrum ist geblieben von einem System, das künstlich auseinandergerissen wurde.

In Schweden lag ebenfalls ein Gesamtplan des Eisenbahnbaues von Nils Ericson vor, der ebenfalls in seinem System Stockholm zum Verkehrszentrum gemacht hat (18).

Daß ein Verkehrssystem ein Verkehrszentrum haben muß, ist schließlich nur ein formaler Grund, so wichtige verkehrstechnische Argumente hier auch mitspielen mögen. Es sind nun aber sehr wichtige materielle Gründe, die diese Entwicklung zur zwingenden Notwendigkeit machen.

Wir können diese Gründe unterscheiden in verwaltungsmäßige, militärische und wirtschaftliche.

Je umfassender die Staatsverwaltung ist, desto wichtiger die Verkehrsverbindungen. Deshalb tritt dieses Bedürfnis im Zeitalter des Wirtschaftsliberalismus weniger stark hervor. Aber ein gewisses Minimum an Verbindung ist trotzdem notwendig, sei es in noch so primitiver Form. So muß z. B. noch heute die chinesische Verwaltung wegen des unausgebauten Eisenbahnnetzes einen Kurierdienst unterhalten (19), und es geht z. B. die längste Kurierlinie der Welt von Tifahfu in Chinesisch-Turkestan über Urga nach Kalgan mit einer Länge von 6930 km. Die Durchschnittsgeschwindigkeit der Kuriere beträgt 50 km je Tag, wobei alle Möglichkeiten benutzt werden: Kamele, Yaks, Maultiere, Flöße aus

aufgeblähten Rindshäuten. Es ist ein gewaltiger Schritt von jener Art der Verkehrsverbindung etwa zu der Lage in Kolumbien, aus welchem Lande berichtet wird (20), daß „die Regierung die Absicht hat, die Hauptstadt Bogotá mit den übrigen Departements-Hauptstädten zu verbinden". Und trotzdem gibt diese einzige Mitteilung Einblick in eine Regierungsmaschinerie, die der Europäer sich kaum vorstellen kann. Für die Staatsverwaltung auf westeuropäischer Kulturstufe ist es eine Notwendigkeit, die ständige Fühlungnahme zwischen der Regierungszentrale in der Hauptstadt und allen Provinzzentralen aufrechtzuerhalten.

So wichtig ist jedoch die Tatsache, daß es die Hauptstadt ist, die Verkehrszentrum sein muß, daß dies sogar in die allgemeine Politik mit hinübergreifen kann. So ist in Bolivien Sucre die gesetzliche Hauptstadt, aber La Paz, das leichter erreicht werden kann, „has long been used as the actual capital of the country" (21).

Sogar in die Außenpolitik kann unser Problem hinüberschlagen. Daß Wilna das natürliche Verkehrszentrum der litauischen Eisenbahnen sei, ist ein Hauptargument, das von litauischer Seite gegen Polen angeführt wird (22).

Daß die Hauptstadt aus militärischen Gründen sich zum Verkehrszentrum entwickeln muß, ist ein Zwang, der je nach der militärischen Lage mehr oder weniger stark empfunden wird. Die Hauptstadt wird immer der Sitz von Kriegsministerium und Generalstab sein und wird wegen ihrer politischen Bedeutung meist eine recht starke Garnison haben. Auch der umgekehrte Einfluß liegt vor: weil die Hauptstadt meist Verkehrszentrum ist, braucht sie eine starke Garnison, weil die Eroberung jenes Verkehrszentrums die entscheidendsten Konsequenzen erhalten könnte (23). Die allzu offene natürliche Verkehrslage der Hauptstadt kann auch eine politische Gefahr für das ganze Land bedeuten, wovon zahlreiche Beispiele in der Weltgeschichte vorliegen, Kopenhagen 1805, Belgrad 1914 usw. Aber eben jene Gefahren führten zu einer Verlegung der türkischen Hauptstadt nach Angora, wobei die verkehrsmäßig ungünstiger gelegene Stadt aus politischen Sicherheitsgründen vorgezogen wird. Allerdings kann auch die verkehrsmäßig geschützteste Lage keinen absoluten Schutz gewähren — sogar Madrid wurde 1812 vorübergehend von Wellington erobert.

Als Preußen zum ersten Male im Jahre 1847 eine Staatsanleihe zum Zwecke einer Eisenbahn aufnahm, war das für die militärisch entscheidende Strecke Berlin—russische Grenze (24).

Sogar der Lokalverkehr der Hauptstadt kann eine strategische Bedeutung erhalten, so war beim Bau der Berliner Stadtbahn im Jahre 1882 sehr stark die Erwägung mitentscheidend (25), daß eine von der Ost- zur Westgrenze des Reiches durchgehende Eisenbahnlinie den raschen Aufmarsch an der jeweilig bedrohten Grenze erleichtert werden konnte.

Betrachten wir nun die wirtschaftlichen Ursachen, die die Hauptstadt zum Verkehrszentrum machen, so treten diese in verschiedenartiger Form hervor.

Als Zentrum seines Landes ist seit alters her Paris bekannt — schon im Mittelalter war es wegen seiner Geltung in Handel und Gewerbe für die Wissenschaft und Kirche allen anderen Plätzen in Frankreich voran (26). Durch Gesetz vom 11. Juni 1842 wurde das System der französischen Eisenbahnen festgelegt. Artikel 1 des Gesetzes bestimmt, daß Frankreich mit einem Netz von Eisenbahnen versehen werden soll, wobei 7 Hauptlinien namentlich aufgeführt werden, von denen 5 von Paris ausgehen. Dieser Plan war Ende der 1850er Jahre im wesentlichen verwirklicht und das Land wird strahlenförmig von Paris aus mit Eisenbahnen durchzogen (27). Schon durch die überragende Bevölkerungszahl ist Paris heute verkehrswirtschaftlich wichtig. Aber nicht allein wegen seines eigenen Konsumtionsbedarfes, sondern über Paris werden z. B. geleitet Wein und Gemüse aus Südfrankreich, Gefrierfleisch aus Übersee usw., die von Paris aus dann weiter befördert werden (28). Die guten Beförderungsmöglichkeiten zur Hauptstadt, dem Sitz eines leistungsfähigen Großhandels usw., locken mehr Konsumtionsgüter heran, was die Verkehrsbenützung noch mehr steigert.

Es steigt aber auch die ganze wirtschaftliche Aktionskraft der Hauptstadt infolge der Verkehrserleichterung. So wurde unter Alexander II. Moskau Mittelpunkt des russischen Eisenbahnnetzes und Schulze-Gävernitz (29) stellt fest, daß mit den Eisenbahnen Moskaus Sprache und Geschmack nach allen Seiten ausstrahlen und wie sie beide Rußland eroberten, so auch die ihnen folgenden Moskauer Industrieprodukte.

Über Budapest sagt Kohl, daß die Eisenbahnen von dort ausstrahlen „wie die vier Schwertstreiche der gekrönten Könige Ungarns nach allen vier Weltgegenden" (30). Nicht der Bau der Eisenbahnen allein ist wichtig. Aus Ungarn wird also hervorgehoben (31), wie der dortige Zonentarif den Verkehr mit Budapest erleichtert hat und damit zur wirtschaftlichen Hebung der Hauptstadt Ungarns beigetragen hat.

Der Verkehr der Hauptstadt erhält allerdings einen ganz bestimmten wirtschaftlichen Charakter. So können wir allein im Ostseegebiet feststellen, daß ausgesprochene Einfuhrhäfen hier sind: Kopenhagen, Stockholm, Helsingfors, Reval und Stettin, also die Häfen der Hauptstädte, sofern wir dabei Stettin als Vorhafen von Berlin betrachten dürfen (32). Der Konsumtionsbedarf der hauptstädtischen Bevölkerung und der Rohstoffbedarf der hauptstädtischen Industrie erklären hier das Übergewicht der Zufuhr, während die von der hauptstädtischen Industrie hergestellten Fertigprodukte weitgehend im eigenen Lande Absatz finden, mit der Eisenbahn befördert werden oder nur weniger Tonnage der ausgehenden Schiffe in Anspruch nehmen.

Warschau ist vor allem durch seine Verkehrslage begünstigt: an dem Knotenpunkt der Weichsel mit einem wichtigen westöstlichen Verkehrsweg und zugleich auch Zentrum des polnischen Binnenhandels (33).

In der geographisch besonders unregelmäßig geformten Tschecho-Slovakei ist ein wirkliches Verkehrszentrum für das ganze Land aus geographischen Gründen kaum denkbar. Für das alte Böhmen, heute Hauptteil der Tschecho-Slovakei, ist allerdings Prag ein natürliches Zentrum, was auch verkehrspolitisch noch unterstrichen wird, da neun wichtige Eisenbahnlinien nach allen Seiten von der Stadt ausstrahlen (34).

Es entspricht dem sowohl politischen wie wirtschaftlichen Charakter der Eidgenossenschaft, wenn sich in der Schweiz kein Verkehrszentrum entwickeln konnte (35).

In Spanien ist dagegen Madrid Hauptverkehrsknotenpunkt, von wo nach allen Richtungen, insbesondere nach den wichtigeren Hafenplätzen und nach der portugiesischen Grenze, Linien ausstrahlen (36). Hier hatte übrigens schon Karl III. Mitte des 18. Jahrhunderts mit einem Straßenbahnnetz angefangen, dessen Mittelpunkt Madrid war.

Von London geht The Great Northern Rail Road in derselben Richtung und fast genau wie die erste Chaussee („turn-pike-road"), die im Jahre 1663 angelegt wurde. Schon die Römer hatten bedeutende Wege von London nach Cornwallis angelegt, und in derselben Richtung gehen jetzt The Great Western und The South Western Railroad. Und wiederum geht The North Western Railroad nach Liverpool fast denselben Weg wie einst der nordwestliche Römerweg (37). Die Verkehrsmittel haben sich also geändert, aber London ist das Verkehrszentrum geblieben.

Obgleich in England die Entfernungen sehr gering sind, so daß das innere Verkehrsproblem nicht ebenso stark wie in vielen anderen Ländern hervortritt, hat man bei der Eisenbahnreform im Jahre 1921 wohl das Land in vier Gruppen von Eisenbahnnetzen eingeteilt, aber alle Gruppen haben dabei Verbindung mit London erhalten (38).

Auch Edinburgh ist seit Einführung der Eisenbahnen der Hauptbahnhof von Schottland geworden — die meisten aus England kommenden Eisenbahnen laufen hier zusammen, ebenso wie die seit alters her bestehenden Militärstraßen, und von hier aus verteilen sich dann wieder die neuen Linien auf das übrige Schottland (39).

In überseeischen Ländern kann man dieselbe Tendenz feststellen.

In Argentinien hat man die Verbindung mit der Hauptstadt für so wichtig gehalten (40), daß konkurrierende Eisenbahnen sogar recht weit parallel laufen, nur um damit auch Buenos Aires zu erreichen.

Ebenfalls ist in Uruguay das ganze Land von Montevideo ausgehend mit Bahnen überzogen, so daß die zahlreichen lokalen Mittelpunkte untereinander und vor allem mit der Hauptstadt durch ein ziemlich engmaschiges Netz verbunden sind (41).

Die verkehrspolitische Bevorzugung der Hauptstadt kann nun auch über die rationalen Grenzen hinausgehen. So wird als für Peru charakteristisch die unge-

heure Bevorzugung Limas hervorgehoben (42), wobei verkehrswichtige und produktive Gegenden ihre Produkte auf langsamen Wüstenwegen ans Meer oder an die Bahn bringen müssen, ja gewisse innere Gebiete des Landes sogar als politisch gefährdet gelten, da Kolumbien sein Verkehrsnetz stark ausbaut und Peru sich zu stark auf die Verkehrsbedürfnisse der Hauptstadt konzentriert hat.

Interessant ist zu sehen, wie in ganz altmodischen und ganz modernen Verkehrsmitteln dieselbe Tendenz, daß die Hauptstadt Verkehrszentrum wird, wiederkehrt. So hat in Afghanistan die Hauptstadt Kabul allen Verkehr an sich gezogen, obwohl keine Eisenbahnen in dem Lande bestanden (43). Für die neuen Eisenbahnen in Afghanistan soll aber ebenfalls Kabul das Zentrum werden (44). Aber auch die Autostraßen, die Persien nach dem Kriege errichtet hat, haben die dortige Hauptstadt Teheran als Mittelpunkt (45).

Die Hauptstadt Siams, Bangkok, ist vor allem durch das reich verzweigte Verkehrsnetz der Wasserstraßen mit den produktionsreichsten Gebieten des Landes verbunden. Von Bangkok aus schließen die Eisenbahnen das Land auf. Aber über Bangkok vollzieht sich auch nahezu der gesamte Außenhandel von Siam, so daß die anderen Hafenstädte nur eine untergeordnete Bedeutung haben (46).

Durch den Luftverkehr haben viele Hauptstädte erst die Möglichkeit erhalten, mit der Provinz des Landes recht in Verbindung zu kommen. So wird aus Kolumbien berichtet (47), daß während der Flußdampfer von Barranquilla zur Landeshauptstadt Bogotá durchschnittlich 14 Tage, bei schlechtem Wetter oder niedrigem Wasserstand sogar bis zu 20 Tage braucht, so gelangt man durch den Luftverkehr von Barranquilla bis Girardot (840 km) in $8^1/_2$ Stunden, und von dort kann man Bogotá in $8^1/_2$ Stunden mit der Eisenbahn erreichen, das sind zusammen 17 Stunden. Die günstigen klimatischen Verhältnisse erlauben die Aufrechterhaltung dieses Verkehrs ohne Schwierigkeit das ganze Jahr, so daß dies für die Entwicklung des kolumbianischen Wirtschaftslebens erhebliche Bedeutung erhält.

Daß auch die Entfernungen von Land zu Land sich verkürzen, kommt vor allem den Hauptstädten zugute. Die Entfernung Bagdad—Teheran ist von 5 Tagen auf $5^1/_2$ Stunden durch den Luftverkehr herabgesetzt worden; die Post von Shiras nach Teheran kann mit dem Flugzeug in 8 Stunden befördert werden, während sie früher oft einen Monat brauchte (48).

Schon im Jahre 1926 — das Jahr liegt in der Geschichte der Luftfahrt schon sehr weit zurück — waren fast sämtliche europäischen Hauptstädte durch Fluglinien untereinander verbunden (49). Hierbei ist infolge seiner natürlichen Lage und der energischen Luftverkehrspolitik Deutschlands Berlin besonders begünstigt. Im selben Jahr konnten 12 europäische Hauptstädte innerhalb eines Tages auf dem Flugwege erreicht werden.

Allerdings bemerken wir, daß im Seeverkehr, der von der natürlichen Lage besonders abhängig ist, sehr oft nicht die Hauptstadt die entscheidende Bedeutung

hat. Im Gegenteil, der Haupthafen des Landes, der vor allem den Verkehr mit andern Ländern besorgen soll, oder wenigstens entscheidend wichtig ist, ist sehr oft nicht in der Hauptstadt des Landes gelegen: Hamburg, Liverpool, Marseille, Genua, Rotterdam, Antwerpen, Gotenburg, New York, Yokohama usw. — der Verkehr hat sich hier als städtebildender Faktor geltend gemacht (50).

Es bestehen gewiß Ausnahmen davon, daß die Hauptstadt Verkehrszentrum ist, aber als vorwiegende Regel können wir diese Eigenschaft der Hauptstadt doch feststellen. Das bedeutet, daß alle Wirkungen des modernen Verkehrs hier bei jenem bevorzugten Punkt des Verkehrssystems in potenziertem Grade hervortreten. Die Hauptstadt wird also besonders wenig von dem abhängig, was als Naturgeschenk dieser Gegend zu betrachten ist, sondern Menschen und Rohstoffe werden von weit her herangezogen und nach überall hin gehen die Produkte der Hauptstadt. So wird z. B. in Schweden hervorgehoben (51), daß der Zuzug nach Stockholm als Folge der Eisenbahnen von einem viel größeren Teile des Landes direkt erfolgt. Daß so viel Fremdes in der Hauptstadt zu finden ist, finden wir überall — die Ostinvasion in Berlin, das Allerweltzentrum in London, der europäische Zivilisationsfirnis exotischer Hauptstädte.

Das Verkehrszentrum bringt aber dem eigenen Lande viele besondere Konsequenzen.

Hier ist der geeignete Sitz von vielen wirtschaftlichen Monopolen — von hier aus läßt sich der betreffende Ausschnitt der eigenen Volkswirtschaft am leichtesten beherrschen, eben unter Ausnutzung der guten Verkehrsverhältnisse. Deshalb ist die Hauptstadt auch der Sitz vieler direkter oder abgeleiteter Monopoleinkommen. Das ist wiederum der Grund dafür, daß so oft das Gefühl des wirtschaftlichen Gegensatzes zwischen Provinz und Hauptstadt entstehen kann.

Am Sitz der Börse sind die spekulativen Übertreibungen meist am größten, ist man aber auch den Konjunkturschlägen des Weltmarktes am meisten ausgesetzt. Hier bricht im allgemeinen die wirtschaftliche Krise zuerst aus und die guten Verkehrsverbindungen pflanzen dann die Krise in die ganze heimische Volkswirtschaft weiter.

Wenn die Hauptstadt als Konsumtionszentrum gute Verkehrsverbindungen haben mußte, um ihre große Bevölkerung zu ernähren, so hindert das nicht, daß die Hauptstadt des Landes meist eine der teuersten Städte des Landes ist, wie man in jeder Lebenskostenstatistik leicht feststellen kann.

Trotz der hohen Lebenskosten ist die Hauptstadt aber auch die Stadt des luxuriösen Lebens. Es mögen die Monopoleinnahmen, von denen wir sprachen, aber auch die Zinseinnahmen der sich zur Hauptstadt zurückziehenden Rentner, die Einflüsse von Hof und Diplomatie und besuchenden Fremden hier mitwirken — der hohe Lebensstandard ist unleugbar. Das bedeutet nun einen besonderen Druck für alle diejenigen, die keine Sonderquellen ihrer Einkommen haben. Und dieser

Druck geht dann weiter auf die Kinderzahl. Das Leben, das „man" führt in der Hauptstadt, mit allen täglichen Versuchungen, die für die hingezogenen um so größer werden, da diese Vergnügungen den Reiz des Ungewohnten haben, ist kostspielig, die Mietskosten erlauben keine große Kinderzahl und die Hauptstadt wird eine sterile Stadt. Die Verkehrsverbindungen erhalten die neue Bedeutung, daß dadurch die Menschen zur Hauptstadt kommen, die die Frauen der Hauptstadt nicht bringen, da ohne diesen Zuzug viele Hauptstädte aussterben würden. Die übrigen Teile der Volkswirtschaft werden entsprechend entvölkert und können sich relativ weniger entwickeln.

Wenn wir vorher von dem notwendigen Zentrum des nationalen Verkehrssystems sprachen, muß einschränkend allerdings festgestellt werden, daß gerade das Systematische jenes Systems uns doch aus sehr vielen Ländern kritisiert worden ist — aus viel mehr Ländern wurde auf jeden Fall bestätigt, daß die Hauptstadt ein Verkehrszentrum sei. Es scheint, als ob wenigstens recht oft das Verkehrszentrum vorgezogen wurde vor dem systematischen Ausbau innerhalb der ganzen Volkswirtschaft, als ob also eine recht erhebliche Bevorzugung gerade der Hauptstadt in verkehrspolitischer Hinsicht festzustellen wäre. Das geht dann über den Rahmen rationaler Verkehrspolitik hinaus und bedeutet eine einseitige Verschiebung zugunsten eines an sich gewiß sehr wichtigen Teiles der ganzen Volkswirtschaft. Wenn vorhin von Peru angeführt wurde, daß Lima im Verkehrsnetz einseitig bevorzugt sei, so ist das mit dem bloßen Auge an Hand der Eisenbahnkarte schon festzustellen. Unsere Anforderungen an das Verkehrssystem gehen aber weiter: wir verlangen einen solchen Ausbau des Verkehrswesen, daß die optimale Entwicklung der ganzen Volkswirtschaft dadurch ermöglicht wird und daß die im Gesamtinteresse wichtigsten Aufgaben der Staatspolitik gelöst werden können. Wird nun von gar zu vielen Ländern bestritten, daß ein wirkliches Verkehrssystem besteht, und stellen wir gleichzeitig fest, daß der Zentralpunkt des doch sehr oft fehlenden oder unzulänglichen Verkehrssystems trotzdem vorhanden ist, dann ist die verkehrspolitische Aufgabe, was die Hauptstadt angeht, eigentlich „zu gut" gelöst, d. h. die Hauptstadt ist bevorzugt, relativ zuungunsten der übrigen Volkswirtschaft. All die Gefahren, die eine Hauptstadt mit sich bringt und die eben erwähnt wurden, werden relativ vergrößert als Folge einer Verkehrspolitik, die, isoliert für sich, durchaus rational erscheinen mag, in der einseitigen Vernachlässigung der Gesamtaufgaben des ganzen Verkehrssystems aber eine Disproportionalität der Verkehrsentwicklung herbeiführt, die nicht mehr rational ist.

(1) W. Götz, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Stuttgart 1888, S. 44. — (2) Chen-Huan-Chang, The economic principles of Confucius and his school. New York, Columbia University 1911, S. 418; W. Götz, a. a. O., S. 126, 655. — (3) W. Götz, a. a. O., S. 163, 178. — (4) W. Götz, a. a. O., S. 322 f. — (5) J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europas, Leipzig 1874, S. 57, 60. — (6) W. Cunningham, An Essay on

Western Civilization in its economic aspects. Cambridge 1911, I, S. 197. — (7) A. Anderson, Historical and Chronological Deduction of the Origin of Commerce. New ed. Dublin 1790, II, S. 134, 628. — (8) V. R. de Mirabeau, L'Ami des Hommes. Avignon 1756, III, S. 46. — (9) W. Sombart, Der moderne Kapitalismus, 2. Aufl., II. Bd., 1. Halbband. München und Leipzig 1917, S. 248. — (10) E. F. Heckscher, Merkantilismen. Stockholm 1931, I, S. 19. — (11) W. Roscher, Nationalökonomik des Gewerbefleißes und Handels, 8. Aufl. Stuttgart und Berlin 1913, S. 77. — (12) S. Helander, Theorie der Zentralisation im Notenbankwesen. Jena 1916. — (13) K. Wiedenfeld, Wesen und Wert der Zentralproduktenbörsen. Jahrbuch für Gesetzgebung Verwaltung und Volkswirtschaft., 1903. S. 511 ff. — (14) A. v. d. Leyen, Friedrich List der Vorkämpfer des deutschen Eisenbahnwesens. S. A. Berlin 1932, S. 130/131. — (15) B. Witte, Eisenbahn und Staat. Weltwirtschaftliches Archiv, 4. Erg.-Heft. Jena 1932, S. 130/131. — (16) J. Partsch, Mitteleuropa. Gotha 1906, S. 265. Vgl. auch B. v. Endres, Österreichs Verkehrswesen. Zeitschr. f. Geopolitik, VII. Jahrg. Berlin-Grunewald 1931, S. 88. — (17) M. M. von Weber, Nationalität und Eisenbahnpolitik. Wien 1876, S. 83, 92. — (18) N. Ericson, Betänkande rörande Statens Jernvägsbyggande. Stockholm 1856, S. 4; derselbe, Jernväg genom Stockholm. Stockholm 1863, S. 1. — (19) F. Otte, China. Wirtschaftspolitische Landeskunde. Petermanns Mitteilungen. Erg.-Heft 194. Gotha 1927, S. 93. — (20) R. Herrán, Kolumbien. Ein Handbuch. Hamburg 1927, S. 70. — K. H. Birckholtz, Kolumbien. Berlin 1932, S. 83. — (21) Bulletin of the Pan American Union. Washington 1929, S. 720. — (22) O. Rutter, The New Baltic States. London 1925. S. 30 f. — (23) H. Frobenius, Abriß einer Militärgeographie Europas I. Erg.-Heft 184 zu Petermanns Mitteilungen. Gotha 1915, S. 116. — (24) M. M. von Weber, Nationalität und Eisenbahnpolitik. Wien 1876, S. 50. — (25) R. Hennig, Grundzüge einer militärischen Verkehrspolitik. Berlin 1917, S. 37. — (26) W. Götz, a. a. O., S. 532. — (27) R. v. Kaufmann. Die Eisenbahnpolitik Frankreichs. Stuttgart 1896, I, S. 33, 36, II, S. 189. — B. Witte, Eisenbahn und Staat. Weltwirtschaftliches Archiv. Erg.-Heft 4. Jena 1932, S. 130 f. — (28) R. Billé, Le chemin de fer de Paris à Bordeaux. Annales de Géographie. XXXIXe Année. Paris 1930, S. 458, 460, 464. Vgl. auch R. v. Kaufmann, Die Eisenbahnpolitik Frankreichs. Stuttgart 1896, II, S. 681 f. — (29) G. von Schulze-Gävernitz, Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland. Leipzig 1899, S. 59. — (30) J. G. Kohl, a. a. O., S. 267. — (31) A. Lorence, Die Eisenbahnpolitik Ungarns. Diss. Heidelberg 1909, S. 57. — Vgl. auch v. Saarossy-Capeller, Die zehnjährige Tätigkeit der Königl. Ungarischen Staatseisenbahnen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft. Budapest 1885, S. 93. — (32) S. Helander, Die Ostsee als Verkehrsgebiet. Wirtschaftsdienst, XVI. Jahrg. Hamburg 1931, S. 878. Über Stettin vgl. H. Kretschmer, Zur Entwicklung der Verkehrslage und Hinterlandsgestaltung Stettins. 1934, S. 12 f., 25. — (33) O. Jessen, Die Lage der Hauptstädte im Neuen Europa. Zeitschrift für Geopolitik, 1. Jahrg. Berlin-Halensee 1924, S. 579. — (34) O. Jessen, a. a. O., S. 571 — (35) H. Frobenius, Abriß der Militärgeographie Europas I. Petermanns Mitteilungen. Erg.-Heft 184. Gotha 1915, S. 96. — (36) E. Roesner, Die Eisenbahnen in Spanien. Archiv für Eisenbahnwesen, 48. Jahrg. Berlin 1925, S. 542. — J. G. Kohl, a. a. O., S. 96. — (37) J. G. Kohl, a. a. O., S. 171 f. — (38) A. Spering, Die Entwicklung der englischen Eisenbahnen seit 1921. Archiv für Eisenbahnwesen, 51. Jahrg. Berlin 1928, S. 665. — (39) J. G. Kohl, a. a. O., S. 191. — (40) C. Offermann, Die Eisenbahnen in Lateinisch-Amerika. Archiv für Eisenbahnwesen, 39. Jahrg. Berlin 1916, S. 1159. — R. Großmann, Die Entwicklung des Verkehrs in Argentinien und ihre Wirkungen auf die Volksbildung. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, Bd. 36. Hamburg 1924, S. 250. — W. S. Barclay, The Geography of South American Railways. The Geographical Journal, 49. Jahrg. London 1917, S. 189. — (41) P. F. Kupka, Die Eisenbahnen in Lateinisch-Amerika. Archiv für Eisenbahnwesen, 34. Jahrg. Berlin 1911, S. 163. — O. Maull, Uruguay. In Andree-Heiderich-Siegert, Geographie des Welthandels. 4. Aufl., Bd. II. Wien 1927, S. 916. — (42) A. Möckel, Peru. Wirtschaftsdienst, XVIII. Jahrg. Hamburg 1933, S. 1004. — (43) E. Trinkler, Afghanistan. Petermanns Mitteilungen. Erg.-Heft 196. Gotha 1928, S. 56. — (44) Eisenbahnen in Afghanistan. Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, 71. Jahrg. Berlin 1931, S. 86.

— (45) R. Uhrden, Der Orient. In Andree-Heiderich-Siegert, a. a. O., II, S. 46. — (46) H. J. Wehrli, Vorder- und Hinterindien. In Andree-Heiderich-Siegert, a. a. O., Bd. II., S. 360. — (47) W. Teubert, Die Welt im Querschnitt des Verkehrs. Berlin-Grunewald 1928, S. 243. — (48) R. Uhrden, Der Orient in Andree-Heiderich-Siegert, a. a. O., II, S. 47. — (49) C. H. Pollog, Der Weltluftverkehr. Leipzig und Berlin 1929, S. 18, 20. — (50) F. Ratzel, Anthropogeographie. 2. Aufl. Stuttgart 1912, II, S. 310. — (51) E. F. Heckscher, Till belysning av järnvägarnas betydelse för Sveriges ekonomiska utveckling. Stockholm 1907, S. 132.

KARL HAUSHOFER:

Geopolitik in den Handbüchern des Wissens

Wenn uns nicht die eigene Lebenserfahrung überzeugend den Weg gewiesen hätte, zu einer geopolitischen Anschauung des Weltbildes hinzuführen, dann könnte uns die zunehmende geopolitische Betrachtungsweise der großen Handbücher des Wissens in unserm Volk auf diesem Wege bestärken. Geopolitisch ist im schönen Band XV des Großen Brockhaus das mit maßvoller Klugheit gezeichnete Städtebild von „Prag"; der geopolitische Begriff „Preußen" springt selbst dem schlichtesten Leser in seiner ganzen Problematik, seiner ungeheuren zeitgeschichtlichen Bedeutung aus Karten, Geschichtlichem, Persönlichkeiten und Folgebegriffen mit solcher Geschlossenheit und Wucht entgegen, daß er allein tagelanges Studieren verträgt. Schärfer noch könnte vielleicht die Synthese des „Rheins", liebevoller die Bedeutung eines „Karl Ritter" gerade für uns Heutige herausgearbeitet werden. Dafür aber bietet auch dieser Band wieder an zahlreichen Stellen gerade in seiner straffen Kleinarbeit viele Zeichen für das geopolitische Leben, das seine Mitarbeiter durchdringt und sich mehr und mehr mit dem Reifen des Gesamtwerks zur Geltung bringt. Nur beim „Raum" ist die politische Raumanschauung und Raumwürdigung zu kurz gekommen; das erbringt hier ungewollt einen Beweis für die Notwendigkeit der geopolitischen Forderung gerade in der strengsten geisteswissenschaftlichen, nicht nur naturwissenschaftlichen Seite. Es sind vielleicht Arbeiten, wie die von Pintschovius, die in künftigen Bänden dem politischen Raum sein Raumrecht verschaffen werden.

Vom rüstig fortschreitenden „Großen Herder" liegen seit der letzten Überschau die Bände 6—8 vor.

Schon Bd. VI „Hochrhein bis Konsequenz" nimmt mit dem 140 km langen „Hochrhein"-stück vom Bodensee bis Basel eine notwendige, für die Rheingeopolitik entscheidende Unterteilung auf, dem alten politischen Spiel mit dem Oberrhein ein Ende bereitend. Die Karte der „Hochschulgeographie"; eine ungewöhnliche Fülle vorzüglicher Kleinlandschaften (Hohenasperg; Hohentwiel; Hohkönigsburg; Hohenschwangau u. a.) zeigen, daß Banses Forderungen nach „Schöner Geographie" hier nicht spurlos vorübergingen.

Diese geographische Anschauungserziehung setzt sich folgerichtig durch alle bisher erschienenen Bände fort, ebenso wie die von Bädeker übernommenen Kartenausschnitte für Sammelpunkte des Fremdenverkehrs. Gute Friesentypen für „Holland", ein Bilderreichtum auf denkbar schmalstem Raum für das Schlagwort „Holz", selbst der Aufsatz „Holzschnitt" verraten, daß überall geographische Betrachtungsweise auf der Wacht steht, keine Gelegenheit zu versäumen — im Gegensatz zu den Bestrebungen, die Erdkunde wieder mit Herbariumsluft zu umgeben, während sie doch gerade in ihrer geopolitischen Ausdrucksform das ganze Leben durchdringen muß, wenn sie ihren Staatszweck erfüllen soll. „Indien"; „Indogermanen", ein vorbildliches geopolitisches Kärtchen des „Indischen Ozeans", der „Stellung Indiens im Britischen Weltreich" zeigen, daß man den Mut hat, in alten und neuen Fragen Farbe zu bekennen. Das gleiche gilt von den sehr guten „Italien-" und „Jugoslawien"-Aufsätzen, wobei auch die „Isonzo",Skizze nicht gespart wurde, so wenig, wie die Karte der starken deutschen Sprenkelung in Jugoslawien. „Kaffee" und „Kakao" finden sich in guten farbigen Verbreitungskarten.

Bd. VII — mit einer Lagenskizze von „Konstantinopel" eröffnet (der freilich eine Spalte Geopolitik, etwa im Geiste Fallmerayers, gut getan hätte) — setzt einen Höhepunkt mit dem „Krieg" und den vielen Zusammensetzungen dieser folgenschweren Vorsilbe, zu der gute Bilder der „Kordilleren" und von „Korea" überleiten. Nur wer das Durcheinander kennt, das in den mitteleuropäischen Kriegs- und Wehrwissenschaften während der bösen Zeit von 1919 bis 1932 eingerissen war, vermag zu ermessen, welche Ordnungs- und Sichtungsarbeit allein in dem Zusammendrängen der „Kriegs"-Schlagworte auf so engem Raum steckt. Unter den Städtebildern des Bandes VII sind „Leipzig", „Lübeck", weniger „London", unter den Länderbildern „Litauen", „Lothringen" kleine Kabinettstücke, vom geopolitischen Standpunkt betrachtet. „Luftwehr" und „Luftkrieg" hätten vielleich sachlich, „Masaryk" als ebenso bedeutende wie gefährliche Persönlichkeit vom Standpunkt seiner überragenden geopolitischen Leistung als Staatsgründer mehr Raum verdient. „Fas est ab hoste doceri" gilt auch für Handbücher des Wissens!

Bd. VIII: „Maschona bis Osma" zeigt als Höhepunkte „Menschenrassen", eine farbige „Minderheiten"-Karte, „Mitteleuropa" und „Mittelmeer" mit vielen Karten und die große Beilage „Nationalsozialismus".

Unter den Städtebildern, darin „München" und „Neuyork" (bemerkenswerte Höhenschau) besonders reich ausgestattet sind, hätte „Neapel" wohl eine Abbildung gefordert, die vielen geringeren Erdenstellen gewidmet ist.

Geopolitisch dankenswert sind Skizzen, wie das „Ausbreitungsgebiet der Normannen", neben denen vielleicht auch die „Nordgermanen" eine ähnliche und breitere Behandlung verdient hätten. Allzu knapp sind gelegentlich weltpolitisch so bedeutsame Persönlichkeiten wie „Nelson" weggekommen. Aber ein raumsparendes Handbuch des Wissens, wie der Große Brockhaus oder der Große Herder, muß abziehen, wo es kann, um grundsätzliche Leitgedanken ausreichend vertreten zu können. In solchem Sinn wiegen geopolitische Wertaufsätze, wie die benachbarten über „Mitteleuropa" und „Mittelmeer", viele kleinere Schlagworte auf. Nur entsteht die Frage, ob sich „Mitteleuropa" so selbstverständlich die Schweiz und die Niederlande abgliedern lassen soll, die J. Mackinder und J. Partsch noch zu ihm rechneten. Gegen diese Ausnahme, die sich z. B. französische wissenschaftliche Politik sehr gern zu eigen machen wird, müssen wir Einspruch erheben, genau, wie es die Mehrheit der Schweizer tun wird, die sich — von Mitteleuropa abgetrennt — ausschließlich dem romanischen Kräftespiel überantwortet sähe.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. II. Vj. 3800

RODERICH VON UNGERN-STERNBERG:

Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933

Die natürliche Bevölkerungsbewegung im Jahre 1933 zeigt in den meisten Ländern Westeuropas im Vergleich zu den vorhergehenden Jahren ein ungünstiges Bild. Der Geburtenrückgang hat weitere Fortschritte gemacht, und die Sterblichkeit ist zwar gegen 1932 im allgemeinen etwas niedriger gewesen, aber die Senkung ist doch nicht so bedeutend, daß der Rückgang der Geburtenhäufigkeit dadurch kompensiert worden wäre, und folglich hat der Bevölkerungszuwachs, der Geburtenüberschuß, gegen 1932 und die Vorjahre eine weitere Abnahme aufzuweisen.

Die folgenden Zahlenreihen, die die natürliche Bevölkerungsbewegung der in demographischer Beziehung wichtigsten Länder wiedergeben, lassen die biologische Schwäche Westeuropas im Vergleich zu einigen Ländern Osteuropas und des ostasiatischen Kulturkreises deutlich erkennen (auf tausend Einwohner berechnet[1]):

	1924 bis 1929	1930	1931	1932	1933
Deutschland					
Lebendgeborene	19,3	17,5	16,0	15,1	14,7
Sterbefälle	12,0	11,1	11,2	10,8	11,2
Geburtenüberschuß	7,3	6,4	4,7	4,3	3,5
Frankreich					
Lebendgeborene	18,4	18,0	17,4	17,3	16,3
Sterbefälle	17,1	15,6	16,3	15,8	15,8
Geburtenüberschuß	1,3	2,4	1,1	1,5	0,5
Großbritannien und Nordirland					
Lebendgeborene	17,9	16,8	16,3	15,8	14,9
Sterbefälle	12,5	11,7	12,5	12,3	12,5
Geburtenüberschuß	5,4	5,1	3,8	3,5	2,4
Italien					
Lebendgeborene	26,9	26,7	24,9	23,8	23,5
Sterbefälle	16,4	14,1	14,8	14,6	13,5
Geburtenüberschuß	10,5	12,6	10,1	9,2	10,0
Niederlande					
Lebendgeborene	23,7	23,0	22,2	22,0	20,8
Sterbefälle	10,0	9,1	9,7	9,0	8,8
Geburtenüberschuß	13,7	13,9	12,5	13,0	12,0
Schweiz					
Lebendgeborene	17,9	17,2	16,7	16,7	16,4
Sterbefälle	12,2	11,6	12,1	12,1	11,4
Geburtenüberschuß	5,7	5,6	4,6	4,6	5,0

	1924 bis 1929	1930	1931	1932	1933
Tschecho-Slovakei					
Lebendgeborene	24,1	22,7	21,5	21,0	19,2
Sterbefälle	15,5	14,2	14,4	14,1	13,7
Geburtenüberschuß	8,6	8,5	7,1	6,9	5,5
Ungarn					
Lebendgeborene	26,6	25,4	23,2	23,0	21,5
Sterbefälle	17,8	15,5	16,5	17,8	14,6
Geburtenüberschuß	8,8	9,9	6,7	5,2	6,9
Schweden					
Lebendgeborene	16,7	15,4	14,8	14,5	
Sterbefälle	12,1	11,7	12,5	11,6	
Geburtenüberschuß	4,6	3,7	2,3	2,9	
Japan					
Lebendgeborene	34,1	33,6	32,2	32,9	
Sterbefälle	26,1	18,2	19,0	17,7	
Geburtenüberschuß	14,0	15,4	13,2	15,2	
Ukraine					
Lebendgeborene	41,6	34,0			
Sterbefälle	19,4	17,0			
Geburtenüberschuß	22,2	17,0			
Bulgarien					
Lebendgeborene	36,0	30,6	28,5		
Sterbefälle	19,3	15,8	16,3		
Geburtenüberschuß	16,7	14,8	12,2		
Rumänien					
Lebendgeborene	35,5	35,0	33,3	35,9	
Sterbefälle	21,7	19,4	20,8	21,7	
Geburtenüberschuß	13,8	15,6	12,5	14,2	

Das Jahr 1933 zeigt hinsichtlich der Geburtenhäufigkeit im Vergleich zu den Vorjahren gewisse Verschiebungen und Neuerscheinungen: 1932 war das Deutsche Reich, Italien und Polen von dem Geburten*rückgang* am stärksten betroffen, während Länder wie Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Ungarn, die

1) Wirtschaft und Statistik Nr. 16/1933 und Nr. 12/1934.

Tschecho-Slovakei mit teils beständigen Geburtenzahlen, teils nur geringen Rückgängen verhältnismäßig gut abschnitten. 1933 dagegen ist der Geburtenrückgang in den ost- und südosteuropäischen Staaten sowie in Frankreich, Großbritannien und in den Niederlanden, von denen letztere allerdings nach wie vor sehr geburtenreich sind, zu beobachten, während sich in Italien und in Deutschland der Geburtenrückgang im vergangenen Jahr verlangsamt hat. Sehr beachtenswert ist, daß in Polen im Laufe der letzten 4 bis 5 Jahre ein ständiger Rückgang der Geburtenzahl zu beobachten war: die Geburtenhäufigkeit ist von 33,6 auf 1000 Einwohner im Durchschnitt der Jahre 1924/29 bis auf 26,5 im Jahre 1933 zurückgegangen. Da nun in den meisten polnischen Städten die Geburtenhäufigkeit bereits eine sehr viel niedrigere ist als im Landesdurchschnitt, so steht zu erwarten, daß in Anbetracht der großen Rolle, die die Großstadtatmosphäre in dem Geburtenrückgang spielt, die Verminderung der Geburtenzahl in Polen auch in den nächsten Jahren im ganzen Lande anhalten wird. Auffallend ist auch der starke Geburtenrückgang in Ungarn, und zwar im letzten Jahr um 7,7 v. H. gegen 1932. Ungarn gehörte noch in den unmittelbaren Vorkriegsjahren mit 33,1 Geburten auf tausend Einwohner (1913) zu den geburtenreichsten Ländern Europas. Nach dem Kriege aber lenkte es von Jahr zu Jahr stärker in den allgemeinen westeuropäischen Abstieg der Geburtenhäufigkeit ein und hat für 1933 nur noch eine Geburtenhäufigkeit von 21,5 auf tausend aufzuweisen. Das gleiche gilt von der Tschecho-Slovakei, die allerdings in bezug auf die Geburtenzahl aus zwei wesentlich verschiedenen ungefähr gleichgroßen Teilen besteht. Im westlichen Teil in Böhmen und in Mähren-Schlesien betrug die Geburtenhäufigkeit im Jahre 1932 16,8 bzw. 19,5 auf tausend. Im östlichen Teil dagegen, in der Slovakei und in Karpathorußland war eine Geburtenhäufigkeit zu verzeichnen, die zwischen 27,5 für die Slovakei und 38,7 für Karpathorußland schwankte. Mithin geht die populationistische Scheide zwischen West- und Osteuropa quer durch die Tschecho-Slovakei, deren östlicher Teil im demographischen Sinne noch ganz zu Osteuropa gehört.

Auf Grund der beigebrachten Angaben können wir feststellen, daß der westeuropäische Geburtenrückgang sich in den letzten Jahren räumlich nach Osteuropa ausgedehnt hat, zumal auch Länder, wie Finnland, Estland, Lettland und Litauen, die — mit Ausnahme von Litauen — schon ohnehin eine sehr niedrige Geburtenhäufigkeit haben, einen weiteren Rückgang der Geburtenziffern im Jahre 1933 zeigen (in Estland von 17,6 auf 16,2 auf tausend von 1932 auf 1933).

Wenn wir uns den einzelnen in der statistischen Übersicht aufgeführten Ländern zuwenden, so können wir für Deutschland folgende Gestaltung der Bevölkerungsverhältnisse im vergangenen Jahr feststellen: für 1932 gab die Statistik 978210 Lebendgeburten, für 1933 dagegen nur 956915 an, das sind um 21295 Geburten weniger. Hauptsächlich infolge der Grippeepidemie, die im Januar und Fe-

bruar des vergangenen Jahres geherrscht hat und infolge der strengen Kälte im Dezember 1933 ist bei uns die Zahl der Sterbefälle von 699620 für 1932 auf 730802 gestiegen, was eine Zunahme um rund 31200 ausmacht. Die Sterblichkeit hat auch relativ zugenommen, nämlich von 10,8 auf tausend für 1932 auf 11,2 auf tausend im vergangenen Jahr. Was nun den Geburtenüberschuß anbelangt, so geht der Absturz dieses Überschusses in Deutschland während der letzten 7 Jahre aus folgenden Zahlenreihen hervor[1]):

1927	404699	1930	416600	1932	280266
1928	443295	1931	305954	1933	226113
1929	341496				

Aus den zu Anfang beigebrachten Geburtenziffern und der Schrumpfung des Geburtenüberschusses, wie er in den absoluten Zahlen für Deutschland zum Ausdruck kommt, ist zu ersehen, daß wir und mit uns viele andere Völker des westeuropäischen Kulturkreises uns offenbar mit großer Schnelligkeit einem Zustand nähern, bei welchem eine Bevölkerungszunahme nicht mehr bestehen, vielmehr eine Bevölkerungsabnahme eintreten wird. Das ist schon deshalb zu erwarten, weil eine weitere Abnahme der Sterblichkeit, die mit 10,8 bzw. 11,2 auf tausend (1932 bzw. 1933) schon einen sehr niedrigen Stand erreicht hat, der nur von den Niederlanden in Europa[2]) übertroffen wird, nicht mehr zu gewärtigen ist, weil ein größerer Aufwand für die Aufrechterhaltung minderwertigen und siechen Lebens, als er von unserer Sozialversicherung und öffentlichen Gesundheitspflege zur Zeit schon geübt wird, im allgemeinen Interesse kaum als gerechtfertigt erscheinen kann[3]) und die Verschiebungen im Altersaufbau in den nächsten Jahren eine Steigerung der Sterblichkeit mit sich bringen werden[4]).

In Frankreich hat das vergangene Jahr einen weiteren starken Rückgang der Geburten mit sich gebracht. Bei einem Geburtenüberschuß von nur 21598 ist so gut wie ein Stillstand in der Bevölkerungsvermehrung eingetreten[5]). Bislang hatte Frankreich in der Nachkriegszeit, mit Ausnahme des Jahres 1929, das infolge einer sehr hohen Sterblichkeit einen Überschuß der Sterbefälle von 8592 ergeben hat — durchschnittlich einen jährlichen Bevölkerungszuwachs von rund 65000 gehabt. Das vergangene Jahr ist bevölkerungspolitisch gesehen das schlechteste der Nachkriegszeit, denn es hat bei einer vergleichsweise sehr niedrigen Sterblichkeit (15,8 auf tausend) die niedrigste Geburtenzahl der Nachkriegszeit — 682680 gegen 730060 für 1929 aufzuweisen[6]). Der sehr geringe Geburtenüberschuß in Frankreich wird nur noch durch eine relativ hohe Geburtenhäufigkeit der nördlichen und nordöst-

1) Stat. Jahrb. f. d. Deutsche Reich 1933 S. 27 und Wirtschaft und Statistik Nr. 10/1934.
2) Der Australische Staatenbund weist eine noch niedrigere Sterblichkeit auf.
3) Siehe über die erfreuliche Senkung der Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit im Laufe der letzen 50 Jahre: Stat. Jahrbuch d. Deutschen Reiches 1933 S. 32. 4) Hierzu: F. Burgdörfer, „Volk ohne Jugend", S. 23 u. folg. 5) Wirtschaft und Statistik Nr. 12/1934.
6) Siehe Bulletin de la statistique générale de la France, April—Juni 1934.

lichen Departements Pas de Calais, Nord, Aisne, Ardennes, Marne, Meurthe-et-Moselle, Moselle, ferner Elsaß-Lothringen und der Bretagne bewirkt. Mithin vermehrt sich in Frankreich der anteilsmäßig allerdings sehr geringe nordische (Flamen) und keltisch-germanische Bevölkerungsteil erheblich stärker als der keltische und mediterranäische Teil, denn Mittelfrankreich und alle Departements des Südens haben eine unterdurchschnittliche Geburtenhäufigkeit aufzuweisen. Im übrigen tragen die zahlreichen Fremdstämmigen, die Italiener, Polen und Spanier in Frankreich in vielen Departements nicht unerheblich zur Steigerung der Geburtenzahl bei.

In England zeigt das Jahr 1933 einen weiteren sehr erheblichen Rückgang der Geburtenhäufigkeit. Mit einem Geburtenüberschuß von nur 2,4 auf tausend nähert sich auch Großbritannien offenbar einem Stillstand in der natürlichen Bevölkerungsvermehrung, zumal die Sterblichkeit in den letzten Jahren keine sinkende Tendenz aufweist, sondern sich auf einer für westeuropäische Verhältnisse beträchtlichen Höhe (12,5 auf tausend) zu stabilisieren scheint. Eine Steigerung bzw. Aufrechterhaltung des Bevölkerungsstandes wäre auf die Dauer besonders in Anbetracht der Verschiebungen, die im Altersaufbau des englischen Volkes bevorstehen [Zunahme der Leute über 60 Jahren[1])], nur durch eine Steigerung der Geburtenzahl zu erzielen. Es ist vom Standpunkt des anglosächsischen Volkstums des eigentlichen Begründers und Trägers der britischen Weltherrschaft von Bedeutung, daß die Höhe der großbritischen Geburtenrate recht stark durch die vergleichsweise hohe Geburtenhäufigkeit der Schotten beeinflußt wird, so daß im Laufe der Jahre der Anteil der Schotten immer mehr zunehmen muß. 1932 war in England und Wales eine Geburtenhäufigkeit von 15,3 auf tausend, in Schottland dagegen von 16,8 zu verzeichnen.

Die demographische Entwicklung in Italien ist im vergangenen Jahre durch eine besonders erfreuliche Gestaltung der Sterblichkeit günstig beeinflußt worden. Die Sterbeziffer sank von 14,6 im Jahre 1932 auf 13,5 für 1933. Dagegen zeigt die Geburtenziffer eine weitere geringe Senkung von 23,8 auf 23,5. Das ist eine Entwicklung, die schon viele Jahre zu beobachten ist und durch die die Geburtenziffer Italiens von 32,0 auf tausend im Durchschnitt der Jahre 1910 bis 1914 bereits eine sehr starke Abschwächung erfahren hat. Trotzdem gehört Italien zu den geburtenreichsten Ländern Europas, was allerdings in der Hauptsache durch den Geburtenreichtum des Südens bedingt ist. So weist Lucania eine Geburtenhäufigkeit von 35,1, Pugli von 32,9, Calabrien von 32,6, Campanien von 31,5 und die Abruzzen von 30,0 auf, gegen nur 15,6 auf tausend in Ligurien und 16,4 in Piemont. (Siehe Annuario Statistico Italiano 1932.)

Überblickt man die Gestaltung der natürlichen Bevölkerungsvermehrung während der letzten Jahre in den wichtigsten westeuropäischen Staaten und vergleicht man

1) Siehe Ungern-Sternberg: „Die Ursachen des Geburtenrückganges im europäischen Kulturkreis", 1932 S. 25.

damit die Zuwachsziffern im Bereich des sowjetrussischen und des südosteuropäischen Raumes und in Japan, das für die ganze ostasiatische Welt in dieser Beziehung kennzeichnend ist, so ergibt sich ein so starkes Übergewicht der Bevölkerungsvermehrung in den letztgenannten Räumen, daß, wenn diese Entwicklung anhält, in einer Zeitspanne von 50 bis 100 Jahren unvermeidlich eine weitgehende Verschiebung des Kräfteverhältnisses, sofern es durch die Bevölkerungszahl bedingt ist, zwischen Westeuropa einerseits und dem Osten und Südosten Europas und Ostasien andererseits, mit Sicherheit vorauszusehen ist. Es muß sich ein Ausgleich zwischen den relativ überfüllten Räumen in den Ländern der Farbigen und Primitiven, wie ich sie kurz nennen will, und dem westeuropäischen Raum anbahnen, und zwar mit der gleichen Zwangsläufigkeit, wie das heute bereits zwischen Frankreich und einigen relativ übervölkerten Ländern zu beobachten ist, denn Frankreich ist, infolge seines seit langem andauernden Geburtenrückganges, auf den Zuzug ausländischer Arbeitskräfte zur Erledigung der wichtigsten volkswirtschaftlichen Arbeiten (Ernteeinbringung) angewiesen. Eine ähnliche Gestaltung der Dinge ist mit der Zeit für ganz Westeuropa zu gewärtigen. Das „Volksgefälle" (Ratzel) ist zu stark von Südost- und Osteuropa nach dem Westen unserer Halbinsel gerichtet, als daß auf die Dauer durch Sperrmaßnahmen dieses Gefälle aufgehalten werden könnte. Die gegenwärtige Arbeitslosigkeit in Westeuropa ist ja, wenn man in großen Zeiträumen denkt, doch wohl eine vorübergehende Erscheinung. Sogar heute schon ist in Deutschland ein Mangel an jugendlichem Nachwuchs für qualifizierte Arbeiten zu beobachten. In einigen Jahren, besonders bei einem entschiedenen Aufschwung der Wirtschaftskonjunktur, wird die Arbeitslosigkeit sicherlich in einen Mangel an Arbeitskräften umschlagen.

Ferner kommt noch hinzu, daß bei einem weiteren Rückgang der Bevölkerungsvermehrung die einstweilen noch in der Welt führenden Nationen weißer Rasse gar nicht mehr die erforderliche Zahl von Menschen zu stellen in der Lage sein werden, die zur Auswertung und Beherrschung der überseeischen Besitzungen erforderlich ist. Mit Recht sagt Loudovic Naudeau in seinem Buch: „La France se regarde" (Seite 8): „Ich behaupte, daß wir unsere Rolle in der Welt nicht fortsetzen werden, wenn wir nicht bleiben was wir immer waren: Eine Nation weißer Rasse. Unser Kolonialreich wird durch die Kräfte des Mutterlandes gewährleistet. Gerade wenn man das Wohlergehen (le salut) unserer entfernten Besitzungen will, ist es unbedingt erforderlich, alle unsere Ziele der grundlegenden Notwendigkeit die Lebenskraft des französischen place d'armes, das alte Reich der Franken, aufrecht zu erhalten, unterzuordnen. Solange der respektiert wird, wird auch niemand wagen an unsere exotischen Besitzungen zu rühren — —."

Besonders nachteilig muß sich auswirken, daß die Geburteneinschränkung mit einer starken Gegenauslese verbunden ist. Die nachgeordneten Volksschichten haben allerdings das, was die Bourgeoisie ihnen seit vielen Jahrzehnten vorgelebt

hat, sehr weitgehend eingeholt: Der Geburtenrückgang ist, wie aus der Gegenüberstellung der Geburtenhäufigkeit in proletarischen und in wohlhabenden Stadtteilen der Großstädte hervorgeht, fast ebenso intensiv wie in den reichen Bevölkerungskreisen[1]). Trotzdem ist die Geburtenzahl in aufgerückten Volkskreisen, bei Paaren, die doch im allgemeinen den Nachweis erbracht haben, daß sie überdurchschnittlich begabt und in ihrer Erbmasse über Kräfte verfügen, die sie zu positiven Leistungen befähigen, besonders groß. Nur in Frankreich scheint sich in dieser Hinsicht in den letzten Jahren ein Umschwung zu vollziehen: Es gilt im allgemeinen in gut bürgerlichen und adligen französischen Kreisen für unzulässig, daß Ehepaare keine oder nur ein, zwei Kinder haben, und der französische Geburtenrückgang wird vorwiegend von den bäuerlichen und kleinbürgerlichen Bevölkerungskreisen verursacht, denn an sich ist natürlich die „haute bourgeoisie" zahlenmäßig zu gering, um einen merklichen Einfluß auf die Geburtenhäufigkeit des Landes auszuüben.

In Deutschland und in England ist bisher von einem stärkeren Willen zu Kindern in intellektuellen und aufgerückten Kreisen, die sich der „Geburtenkontrolle" seit Jahrzehnten hingegeben haben, noch nicht viel, ja in England überhaupt gar nichts, zu merken gewesen. In Deutschland ist allerdings zu erwarten, daß im laufenden und in dem folgenden Jahr eine nicht unwesentliche Steigerung der Geburtenzahl eintreten wird, als Auswirkung der energischen Bekämpfung der Aborte und im weiteren als Folge der seit Mitte vorigen Jahres gewährten Ehestandsdarlehn („Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit" vom 1. 6. 1933, RGBl. Nr. 60, 1933). Dabei wird es sich aber um Kinder Neuvermählter handeln, d. h. fast ausschließlich um das erste Kind, welches, entsprechend der bisher vorherrschenden Abneigung der meisten Paare gegen eine Mehrheit von Kindern, in der Regel ein Einkind bleiben wird, so daß, wenn erst mal die Ehen, die bisher zurückgestellt worden waren, weil die pekuniäre Anregung, die nunmehr durch die Ehestandsdarlehn gegeben ist, gefehlt hat, geschlossen sein werden, auch die Zahl der Ehen und folglich auch die der Kinder abnehmen wird. Wir haben es vermutlich nur mit einem zeitweiligen, besonders starken Auftrieb der Geburtenzahl im laufenden und im nächsten Jahr zu tun.

Ein Umschwung in der natürlichen Bevölkerungsvermehrung im Sinne einer starken Zunahme der Geburten ist in Westeuropa nur dann zu erwarten, wenn in der Welt- und Lebensanschauung der westeuropäischen Völker eine Abkehr von der einseitig rationalistischen Behandlung der Kinderfrage, die letztere viel zu sehr vom Standpunkt einer Gewinn- und Verlustrechnung betrachtet und in zahlreichen (3 bis 4) Kindern eine Hemmung für das persönliche „Vorwärtskommen", den sozialen Aufstieg, die materielle persönliche Bereicherung, die rentengesicherte Existenz erblickt, stattfindet und eine Hinwendung zu größerer Natürlichkeit und

1) Siehe Ungern-Sternberg: „Die Geburtenhäufigkeit in den ärmeren und in den wohlhabenden Bezirken deutscher Städte" in Zeitschr. f. Gesundheitsverwaltung. Heft 12/1934.

Schlichtheit, zu einem ausgesprochenen Verantwortungsbewußtsein für die zukünftige Stellung der Nation im Wettbewerb der Weltvölker um den Raum und die Entwicklungsmöglichkeiten Platz greift. Nicht die Geburteneinschränkung, sondern die Aneignung der Eigenschaften, die die Stärke der Farbigen und Primitiven ausmachen — die große Zahl und die materielle Anspruchslosigkeit kann uns Westeuropäer vor dem Verlust der Weltstellung bewahren.

NIKOLAUS IMNAISCHWILI:
Die Nationalitätenfrage in der Sowjetunion

Wir geben gern einem Transkaukasier das Wort, der Heimat und Volk verließ, um für seine Volksgenossen zu arbeiten und das Selbstbestimmungsrecht der sowjetischen Nationalitäten erwirken zu helfen. Die gegebenen Tatsachen sind unumstößlich und voll ernster Spannung; das Zahlenmaterial stimmt mit der Sowjetstatistik überein; die Schlußfolgerungen scheinen uns auf zu kurze Zeitspanne bemessen. *Die Schriftleitung.*

Die Sowjetunion besitzt nach letzten amtlichen Angaben (von 1933) etwa 165 Millionen Einwohner. Darunter sind (immer nach derselben offiziellen Sowjetstatistik) etwa 52%, d. i. 86 Millionen Russen[1]) und 48%, d. i. 79 Millionen Nichtrussen. Unter diesen 79 Millionen zählen 41 Millionen Slawen — 36 Millionen Ukrainer und 5 Millionen Weißrussen, richtiger Weißruthenen, die freilich mit Russen verwandt sind, aber nichtsdestoweniger eigenartige Völker darstellen. Die übrigen 38 Millionen — vor allem die Hauptvölker Kaukasiens und Turkestans — weisen absolut keine Verwandtschaft mit den Russen auf. Diese sind vor allem (zu guten drei Vierteln) die türkisch-mohammedanischen Völker; außerdem aber auch alte christliche Kulturvölker, wie Georgier und Armenier (je 2 Millionen); auch etwa 1,3 Millionen deutsche Kolonisten und 2,5 Millionen Juden.

Das Recht fast aller genannten nichtrussischen Völker auf volle Selbstbestimmung bis zum Recht auf vollständige Trennung von Rußland und Bildung eigener selbständiger Staaten kann von keinem ehrlichen Anhänger des Selbstbestimmungsrechtes der Völker angezweifelt werden. Die Bolschewisten selbst proklamierten es vorbehaltlos als ihren „heiligen Grundsatz" sowohl vor als auch während und nach der russischen Revolution, auch in der offiziellen Sowjetverfassung.

1) Etwa 4—5 Millionen russische „freie" Kosaken (nicht mit turkestanischen Kasaken, richtiger Kasak-Kirgisen, zu verwechseln), die in Gebieten nordwestlich von Kaukasien (vor allem im Kuban- und Dongebiet) ansässig sind, werden in amtlicher Statistik einfach zu den Russen zugezählt. Zieht man auch diese von der Zahl der Russen ab, wie die kasakischen Freiheitskämpfer es beanspruchen, so wird es klar, daß die Mehrheit der Bevölkerung Nichtrussen sind. Trotzdem legen wir unserer weiteren Betrachtung die einzige vorhandene amtliche Statistik zugrunde; um so mehr, als das allgemeine Bild des behandelten Fragenkomplexes auch durch sie vermittelt wird.

Jedoch sind diese Proklamationen der Moskauer Gewalthaber wie auch so manche andere reine Heuchelei. Die ganze Nachkriegsgeschichte der genannten Völker belegt dieses Urteil recht beredsam.

Es ist geschichtliche Tatsache, daß so gut wie alle nichtrussischen Völker des alten Russischen Reiches nach der Revolution 1917 versucht haben, sich von Rußland zu trennen und selbständige nationale Staaten zu bilden. Einige von diesen, die mehr Widerstandskraft aufwiesen und die vor allem die Unterstützung der Westmächte erhalten konnten, sind heute noch frei (Polen, Ostseestaaten und Finnland). Alle übrigen wurden in mehr oder minder unverhüllter Form von russischen Sowjettruppen nach und nach wiedererobert: Weißrußland, Ukraine und Nordkaukasien in den Jahren 1918 und 1919; Turkestan einschließlich Chiva und Buchara 1919, 1920; transkaukasische Länder: Aserbeidschan und Armenien 1920, Georgien 1921. Mangel an nationaler bzw. staatlicher Konsolidierung, vor allem gerade bei den größten dieser Völker, wirtschaftliche und soziale Wirren der Übergangszeit, Mangel am Zusammenhalten, der durch die jahrhundertelange russische Verhetzungspolitik — divide et impera! — bedingt wurde, sind dem russischen Vormarsch zugute gekommen; aber auch vollständiges Imstichlassen der jungen Staaten durch die Sieger des Weltkrieges und die Verbindung zwischen Sowjetrußland und der Türkei. Die letzteren Tatsachen haben eine entscheidende Rolle im Schicksal der transkaukasischen Republiken gespielt.

Die meisten der genannten Staaten waren von Sowjetrußland schon anerkannt. Zwischen ihnen und Sowjetrußland bestanden vertraglich geregelte Verhältnisse. Und trotzdem ging der russische Eroberungsfeldzug überall ohne jede Kriegserklärung vor sich. Sowjetrußland ging, wo es konnte, auch noch weiter als der Zarismus. So hat es nach der Wiedereroberung Turkestans auch zwei kleine Länder Zentralasiens, Chiva und Buchara, die früher nur unter dem Protektorat des Zarenreiches gestanden, glattweg annektiert. Und es hält auch ein chinesisches Gebiet — „Äußere Mongolei" („die Volksrepublik Mongolei" genannt) unter seinem „Einfluß".

Was für Rechte besitzen heute alle diese Völker?

Wie werden sie behandelt?

Nach der heute geltenden (richtiger, zu geltenden), 1923 beschlossenen Verfassung des Sowjetreiches wird dieses als „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken", kurz USSR. bezeichnet und soll also angeblich nur ein loser Staatenbund (Union) sein. Dieser besteht aus mehreren Bundesrepubliken, die unmittelbar in ihn eingehen und die einfach „Sozialistische Sowjetrepubliken" — SSR. — heißen, mit Hinzufügung der Eigennamen (Ukrainische, Transkaukasische usw.) und mit oder ohne Hinzufügung des Beinamen „Föderativ", je nach der weiteren inneren Struktur der betreffenden SSR. In die meisten SSR. gehen außer ihren Hauptgebieten, die von den Hauptvölkern der SSR. bewohnt sind, verschiedene „autonome

Sowjetrepubliken" (ASR.) bzw. „autonome Gebiete" ein, die alle mehr oder minder wichtige nationale Minderheiten innerhalb jeder SSR. umfassen. Der größte Grad der Unabhängigkeit steht freilich den unmittelbaren Gliedstaaten der Union, den SSR., zu, die rechtlich mehr Selbständigkeit besitzen, als der Begriff „autonom" bedeuten kann, die geradezu als „selbständige Staaten" gelten. Den kleineren Grad der Unabhängigkeit besitzen die „autonomen Sowjetrepubliken" und den kleinsten die „autonomen Gebiete". Die ganze Sowjetunion setzt sich aus folgenden SSR. zusammen:

1.	Russische Soz.-Föd. Sowjetrepublik (RSFSR., Hauptstadt Moskau — zugleich Hauptstadt der ganzen Union)	mit 113	Mill. Einw.
2.	Ukrainische Soz. Sowjetrepublik (Hauptstadt Kiew, noch vor kurzem Charkow)	33	
3.	Weißrussische Soz. Sowjetrepublik (Minsk)	5,5	„
4.	Transkaukasische Soz.-Föd. Sowjetrepublik (Tiflis), die ihrerseits wieder aus drei SSR.: Georgien (Tiflis), Armenien (Eriwan) und Aserbeidschan (Baku) besteht	6,5	„
5.	Uzbekische SSR. — Usbekistan genannt — (Taschkent)	5	
6.	Tadschikische SSR. — Tadschikistan genannt — (Hauptstadt Stalinbad, früher Düschamba genannt)	1,2	
7.	Turkmenische SSR. — Turkmenistan — (As'chabad)	„ 1,2	„ „
	Zusammen rund	165	Mill. Einw.

In sechs bzw. acht nichtrussischen SSR., die insgesamt 52 Millionen Einwohner aufweisen, wohnen zerstreut etwa 4 Millionen Russen, d. i. durchschnittlich knapp 8%; dagegen in der russischen Soz.-Föd. Sowjetrepublik mindestens 31 Millionen Nichtrussen, also etwa 28%. Die letzteren wohnen in mehreren „autonomen Republiken" und „autonomen Gebieten" der RSFSR., vor allem in Nordkaukasien und im Wolgagebiet, im „Russischen Zentralasien" und Sibirien.

Die SSR. Uzbekistan, Tadschikistan und Turkmenistan nebst zwei autonomen Sowjetrepubliken der RSFSR — Kasakistan (Hauptstadt Alma-Ata, russisch Wernij) und Kirgisistan (Hauptstadt Pischpek, jetzt Frunse genannt) — und dem autonomen Gebiet Karakalpak bilden das sog. „Russische Zentralasien", richtiger Turkestan, mit rund 16 Millionen Einwohnern (türkische Stämme) und etwa 4 Millionen qkm Territorium (neunmal so groß wie Deutschland) mit der Hauptstadt Taschkent. Künstliche Zerschlagung des national wie kulturell und wirtschaftlich einheitlichen Landes gehört wiederum zur moskowitischen Politik des „divide et impera". Man kann es auch Westturkestan nennen, zum Unterschied von Ostturkestan, eine chinesische Provinz, die an Indien und Tibet grenzt. Auch Ostturkestan (Hauptstadt Kaschgar) befindet sich in den letzten Jahren unter starkem russischem Einfluß. Im vergangenen Jahre versuchten die türkischen einheimischen

Stämme, sich von dieser chinesisch-russischen Herrschaft frei zu machen und riefen die Unabhängigkeit Ostturkestans aus. Sie bildeten eine eigene Regierung, in der u. a. zwei Emigranten aus Westturkestan saßen. Doch dauert zur Zeit der Ansturm der chinesischen Truppen sowie der von Rußland aufgezogenen Abteilungen (aus verschiedenen einheimischen Stämmen gebildet) fort, so daß die Lage noch undurchsichtig bleibt.

Im Gebiet zwischen den Flüssen Wolga und Ural — in den autonomen Republiken Tataristan, Tschuwaschistan, Baschkiristan und in mehreren angrenzenden autonomen Gebieten (Mari, Wot usw.) — um die Hauptstadt Kasan herum — gruppiert sich das Volk der Turkotataren (etwa 8 Millionen), dessen Freiheitsbewegung unter dem Namen „Idel-Ural" (Wolga-Ural) bekannt ist. In diesem Gebiet, und zwar in dem früheren Gouvernement Ssaratow, befindet sich bekanntlich auch die „autonome Sowjetrepublik der Wolga-Deutschen" mit einem Gebiet von ca. 27 000 qkm und 630 000 Einwohnern, deren zwei Drittel Deutsche sind. Die Hauptstadt Engels, früher Pokrowsk genannt, zählt 25 000 Einwohner.

Kaukasien, Ukraine, Turkestan, Idel-Ural und Weißrußland sind Hauptgebiete der nationalen Unterdrückung und der nationalen Freiheitsbewegung in der Sowjetunion. Wegen der wirtschaftlichen Reichtümer dieser Länder (Naphta und Manganerz Kaukasiens, Kohlenbecken und fruchtbare Erde der Ukraine, Baumwollfelder von Turkestan usw.), wegen des Bedürfnisses der teueren und untauglichen sowjetrussischen Industrie nach den konkurrenzlosen Absatzmärkten und wegen des bonapartistischen Dranges der Moskauer Gewalthaber nach der Machtausbreitung wurden diese Länder vom russischen Sowjetimperialismus mit nackter Waffengewalt erobert und vergewaltigt, jeglichen Selbstbestimmungsrechtes beraubt.

Nach dem Artikel 4 der Sowjetverfassung steht jeder Bundesrepublik das unbeschränkte Selbstbestimmungsrecht bis zum Austritt aus der Union zu. In Wirklichkeit jedoch ist dieser Artikel, wie tausende diesbezüglicher sowjetamtlicher Erklärungen, purer Schwindel; denn jeder Versuch der Lostrennung, ja jeder Gedanke daran, wird gleich als „Konterrevolution" gebrandmarkt und mit einer Brutalität unterdrückt, die selbst die grausamsten Unterdrückungsmethoden des Zarismus in den Schatten stellt.

Auch die durch die Sowjetverfassung gleichfalls vorgesehene und angeblich schon bestehende breite Selbstverwaltung der einzelnen Sowjetrepubliken und „autonomen Gebiete" ist natürlich nicht als Selbstverwaltung der Völker gedacht — die nirgends unter dem bolschewistischen Regime etwas zu sagen haben, — sondern nur als die offiziellen kommunistischen Parteien der betreffenden Länder, die überall alleine regieren und verwalten. Aber auch diese kommunistische Selbstverwaltung ist angesichts der schroff zentralistischen Organisation der Kommunistischen Partei der Sowjetunion mit ihren ständigen Maßregelungen und „Säuberungen" so gut wie absolut illusorisch.

Das einzige, was die nichtrussischen Völker der Sowjetunion heute wirklich — wenn auch nicht vorbehaltlos — besitzen, ist formelle Kulturautonomie. Sie dürfen in ihren Sprachen reden und in ihren Schriften schreiben. Das letzte darf jedoch nicht überschätzt werden; denn die slawischen Völker haben dieselbe Schrift wie die Russen, und den meisten nichtslawischen Völkern, vor allem den mohammedanischen, ist nunmehr von Moskau aus die lateinische Schrift mit Beimischung der slawischen Zeichen aufgezwungen worden. Nur ein paar kleine Völker mit alten Kulturen, wie die Georgier und Armenier, behalten noch ihre alten Schriften. Was die Sprache betrifft, so sind die Schulen, das Gericht und die örtliche Verwaltung größtenteils nationalisiert, was unter dem Zarismus nicht oder nur in geringem Maße der Fall war. Aber auch die russische Sprache als „die Sprache des roten Oktobers" und des „großen Lenins" wird immer stärker vorgeschrieben und erhält allmählich in den meisten wichtigsten Institutionen der Hauptstädte der „nationalen Republiken" herrschende Stellung. Das schlimmste ist jedoch, daß die Art und Weise, in der verschiedene Völker eigene Sprachen und Schriften gebrauchen, in schärfster Weise kontrolliert und beschränkt, daß jeder nationale Geist drakonisch unterdrückt wird. Die nationalen Kulturen sollen gemäß der offiziellen Theorie „der Form nach national und dem Inhalt nach proletarisch bzw. sozialistisch" (der Ausdruck Stalins) sein. „Proletarisch" und „sozialistisch" bedeuten in diesem Falle nichts anderes als offiziös-moskowitisch. Es ist klar, daß unter diesem System nicht nur von der Förderung, sondern auch von der Duldung des nationalen Geistes keine Rede sein kann. Selbst unter dem Zarismus, der den Nationalitäten gegenüber im allgemeinen nicht gerade liberal war, gab es hie und da (freilich nicht bei den Ukrainern und Weißrussen) eine nationale Presse; nationale nicht allein der Form, sondern auch dem Geiste nach. Gewiß war sie schwer bedrängt, scharf zensuriert, oft durch Verbote unterbrochen; aber sie war nie ganz unterdrückt. Heute dagegen kann von einer Presse, die auch nur leise und halbversteckt den nationalen Freiheitsgeist vertritt, keine Rede sein. Selbst die Dichter werden mit schwersten Terrormitteln und rigorosem wirtschaftlichen Druck gezwungen, nur im Geiste der offiziellen Kremlphilosophien, also im Geiste des moskowitischen Zentralismus, d. i. im Geiste des russischen Imperialismus, zu schreiben! Auch das rein politische und wirtschaftliche System des Bolschewismus, unter dem das russische Volk selbst unendlich viel zu leiden hat, muß von nichtrussischen Völkern drückender empfunden werden, weil sie in der Regel weniger als das russische Volk für dieses System disponiert sind, wie sie es auch in ihrer kurzen Freiheitsperiode (1 bis 4 Jahre) gezeigt haben. Schon die Tatsache, daß die bäuerliche Feldgemeinschaft („Mir") nur im eigentlichen Rußland verbreitet war, hat gewisse Bedeutung. Das bolschewistische System sowie die gesamte bolschewistische Macht erscheint den nichtrussischen Völkern in jeder Hinsicht fremd, einfach von außen her aufgezwungen. Deshalb führt auch die ver-

derbliche antibäuerliche Politik der letzten Jahre (Zwangskollektivisierung) sowie die Verfolgung der Religion (namentlich bei den mohammedanischen Völkern) zur nachhaltigen Verschärfung der nationalen Kämpfe. Dies um so mehr, als die meisten nationalen Minderheiten (vor allem die slawischen und türkischen) ausgesprochene Bauernvölker sind, während in ihren größeren Städten oft immer noch die Russen und die russifizierten Juden vorherrschen.

Darüber hinaus haben die nichtrussischen Völker auch unter den direkten ausbeuterischen Übergriffen der russischen Zentralgewalt auf denselben wirtschaftlichen und politischen Gebieten zu leiden. Der Staats- und Verwaltungsapparat ist von fanatischen Anhängern des bestehenden gewalttätig-zentralistischen Regiments beherrscht, die bewußt oder unbewußt die Sache des russischen Imperialismus betreiben. Darüber schrieb einst Lenin selbst dem Zentralkomitee seiner Partei in folgenden Worten: „Es ist kein Zweifel, daß die kleine Zahl der sowjetistischen und sowjetisierten Arbeiter in diesem Meer des Chauvinismus des großrussischen Lumpengesindels ertrinken würde wie die Fliege in der Milch." Über dasselbe beklagen sich auch heute Tausende und aber Tausende von Kommunisten der betreffenden Länder, die verschiedensten „nationalen Abweichler", die von Moskau kurzerhand zu „Nationalisten" und „Konterrevolutionären" gebrandmarkt und nach Sibirien, Solowjetzki-Inseln usw. verbannt werden.

Die Tatsache, daß an der höchsten Spitze der Sowjetunion auch so manche Nichtrussen sitzen, ändert an dieser ganzen Politik nichts. Diese wenigstens politisch russifizierten Nichtrussen sind nach der treffenden Bezeichnung desselben Lenins eben die „schlimmsten russischen Chauvinisten" und die „imperialistischen Polizeimänner". Sie konnten zur Macht kommen und können sich behaupten, bis sie ihren „Internationalismus" durch ihre russisch-chauvinistischen Übergriffe gegen Rechte und Freiheiten eigener Heimatvölker hinreichend beweisen. So konnten die georgischen Kommunisten Stalin (Dschughaschwili) — der heutige Diktator der Sowjetunion — (der übrigens schon vor 27 Jahren von seinem georgischen Volke verstoßen worden ist) und Ordschonikidze (Kommissar für Schwerindustrie) für die Lenin obenangeführte Worte gemünzt hat, nur durch den schmählichen Verrat an das georgische Volk, durch die eifrigste Beihilfe an der Eroberung und Vergewaltigung Georgiens (1921), durch die bestialische Ausrottung Tausender seiner führenden Männer (insbesondere während des nationalen Aufstandes in Georgien 1924), ihre Machtstellung in Moskau erkaufen und befestigen.

Auch im eigentlichen Rußland vermag das bolschewistische Gewaltregiment schwer die besten Elemente des Volkes und der Intelligenz anzuziehen. Aber bei den nichtrussischen Völkern ist es gewöhnlich noch schwieriger, weil hier die „echten" Kommunisten auch den Makel des nationalen Verrats tragen müssen. Sie mußten den russischen Eroberungsfeldzug gegen eigene Nationen aktiv mitmachen; sie

müssen jede Freiheitsbewegung eigener Völker mit aller dem Bolschewismus eigenen Skrupellosigkeit und Brutalität bekämpfen. Die Herrschaft dieser verräterisch-minderwertigen Elemente ist für die unterdrückten Völker besonders erniedrigend, ihr Terrorregiment besonders unerträglich.

Die angeführten politischen, wirtschaftlichen und psychologischen Momente verstärken den natürlichen Drang der unterdrückten nichtrussischen Völker der Sowjetunion zur Loslösung und Unabhängigkeit. Nur durch die erdrückende Übermacht der russischen Armee und durch gräßliche bolschewistische Terrorpolitik — durch das in der ganzen zivilisierten Welt einzig dastehende Mord- und Foltersystem! — wird die Einheit der Sowjetunion aufrechterhalten.

Die Existenz der starken Nationalitätenbewegung in der Sowjetunion ist eine unbestreitbare Tatsache. Sie zeigt sich immer wieder in blutigen Ausbrüchen auf allen Ecken der national vergewaltigten Gebiete und ihrer noch blutigeren Unterdrückung. Sie zeigt sich in fortwährenden Rebellionen innerhalb der nationalen Kommunistischen Partei selbst (man erinnere sich an den aufsehenerregenden Selbstmord des bekannten ukrainischen Kommunistenführers Skripnik) wie in den nationalen Abteilungen der Roten Armee. Sie zeigt sich in überfüllten Gefängnissen und Deportationslagern, in endlosen „Musterprozessen", Maßregelungen, Exekutionen usw.

Die Nationalitätenfrage in der Sowjetunion ist eminent akut und aktuell. Sie wird durch das ewige Trommelfeuer des allgemeinen bolschewistischen Terrors wohl übertönt, aber keineswegs gemildert, vielmehr verschärft.

Der russische Sowjetimperialismus, der die Unmenge nichtrussischer Völker unterdrückt, ist zugleich stets emsig bestrebt, sein Herrschaftsgebiet womöglich weiter auszubreiten. Seine ganze weltrevolutionäre Theorie und Praxis sind darauf eingestellt. Er sucht nur immer nach dem schwachen und hilflosen Nachbar und lauert auf passende Gelegenheit. Nachdem 1925 sein letzter Versuch, sich nach dem Westen vorzudrängen — der Putsch in Estland — gescheitert ist, wandte er sich dem Osten zu. Seinen Expansionsgelüsten nach China hat jedoch der Vormarsch Japans den Riegel vorgeschoben. Nur die tödliche Angst vor demselben Japan, verbunden mit inneren Nöten (ständige Hungersnot) und Unsicherheit, ist es, was die Moskauer Tyrannen jetzt in die lautesten Friedensschalmeien blasen und artigste Pazifisten spielen läßt. Diese Angst und Unsicherheit werden nicht zuletzt durch das innere Nationalitätenproblem diktiert. Denn es ist auch für die Moskauer Gewalthaber klar, daß die von ihnen so blutig unterdrückten und vergewaltigten Völker (sogar das russische Volk selbst) jede passende Gelegenheit ausnützen werden, um die lang ersehnte Freiheit zu erlangen. Die verantwortlichen Vertreter der Freiheitsbewegung der genannten Völker, Männer, die in der Freiheitszeit ihrer Heimatländer an ihrer Spitze gestanden haben und durch fremde Gewalt vertrieben wurden, sind auch untereinander einig sowohl in bezug auf gemeinsame

Kampfführung als auch auf künftige engere Verbindung ihrer befreiten Länder. So sind alle kaukasischen Völkervertreter für die künftige Kaukasische Konföderation (die also Transkaukasien wie Nordkaukasien umfassen soll); desgleichen auch die Vertreter Turkestans und Idel-Urals.

Der welthistorische Prozeß der Befreiung der Nationen — Hauptzug des Jahrhunderts — kann nicht an den Grenzen des Sowjetreiches haltmachen. Die Befreiung der unterdrückten Völker der Sowjetunion steht in der Tagesordnung der Weltgeschichte als eine unabwendbare historische Notwendigkeit. Je schneller dieser Prozeß vollendet wird, desto besser nicht nur für die betreffenden Völker selbst, sondern auch für die Sicherheit und ersprießliche wirtschaftliche Entwicklung der ganzen umgebenden Welt. Die Befreiung und Befriedung dieser wirtschaftlich wie weltpolitisch höchst bedeutsamen Gebiete werden zur Linderung der wirtschaftlichen wie politischen Krisen der Welt erheblich beitragen. Es liegt im Interesse der ganzen Menschheit, im besonderen Interesse der europäischen Welt — nicht zuletzt Deutschlands —, die gerechte Forderung der schwergeprüften Völker zu unterstützen.

RUPERT VON SCHUMACHER:
Der Strukturwandel des Südostraumes

Von der gigantischen Umwälzung im Südosten als Ganzes genommen hat der Mitteleuropäer, befangen in eigenen Sorgen, wenig Kenntnis genommen. Einzelheiten finden zwar allgemeine Beachtung, beschäftigen Politik und Wissenschaft, aber man ist sich nicht ganz dessen bewußt geworden, daß im Südosten Europas ein neuer politischer Kontinent entstanden, eine neue Epoche angebrochen ist — eine Behauptung, die aus den gallischen und römischen Erfahrungen der jüngsten Zeit leicht zu beweisen ist.

In West- und Mitteleuropa hat der Weltkrieg und die Folgezeit manchen Stein vom andern gelöst. Grenzen und Menschen wurden verschoben, Länder verhandelt usw. Doch die Gesamtauswirkung dieser Ereignisse hat an der Tatsache „Europa" nichts geändert. Anders im Südosten: dort ist das Ringen um nationale und kulturelle Werte und Formen, Zerstörung und Aufbau als Ausdruck der asiatisch-abendländischen Auseinandersetzung auf einen Höhepunkt getrieben worden, der seinesgleichen in der Weltgeschichte sucht. Fassen wir das Bild der augenfälligsten Veränderungen einmal tabellarisch:

Zwei Großmächte werden zertrümmert:
- Österreich-Ungarn,
- Osmanisches Reich;

zwei Kleinstaaten verschwinden:
- Montenegro,
- Fiume;

fünf neue Staaten entstehen:
- Österreich (Reststaat),
- Tschecho-Slowakei (vollständige Neuschöpfung),
- Ungarn (Erlangung vollständiger Souveränität),

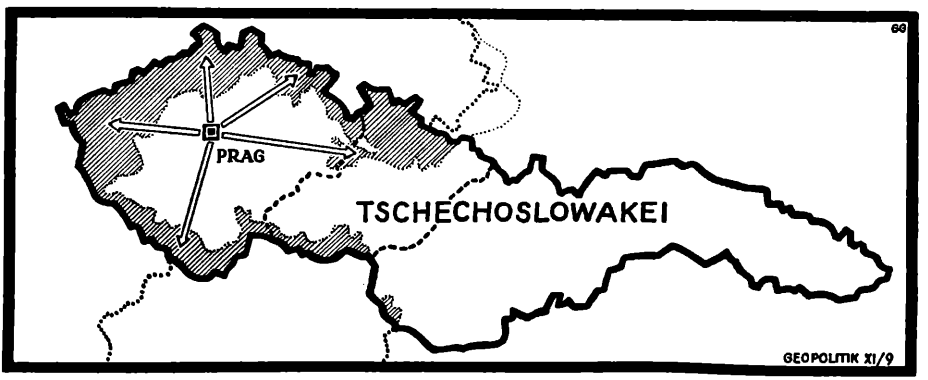
Türkei (territorialer Reststaat, politische Neuschöpfung,
Fiume (Neuschöpfung);
zwei Kleinstaaten werden europäische Großstaaten:
Rumänien,
Jugoslawien;
ein Kondominium wird errichtet und wieder beseitigt:
nördl. Dobrudscha (zwischen Deutschem Reich, Österreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei);
eine neue Großmacht tritt in den Südostraum:
Italien: Istrien, Fiume, Zara, Albanien, Dodekanes;
zwei vollständige Grenzsperren entstehen:
Rußland — Rumänien,
Bulgarien — Griechenland;
drei Länder verlieren ihren Mittelmeerzugang:
Bulgarien,
Österreich,
Ungarn;
ein Staat erhält Meerzugang:
Serbien;
drei neue Hauptstädte entstehen:
Prag,
Ankara,
Tirana;
eine Hauptstadt verliert ihren Charakter:
Istanbul;
500 000 qkm kommen unter östliche (qualitativ!) Herrschaft,
50 000 qkm kommen unter westliche Herrschaft;
zwei Völker verschwinden praktisch überhaupt aus dem Südostraum:
Armenier,
Kurden;
drei Völker verschmelzen kulturell und politisch mit verwandten Nationen:
Slowenen, Kroaten } — Serben
Slowaken — Tschechen;
vier Millionen Menschen wandern zur Bereinigung der Nationalstaatsgrenzen:
Griechen, Türken, Bulgaren, Armenier usw.;
vier Dynastien werden entthront:
das Haus Habsburg — „das katholische Erzhaus", die dynastische Stütze des Vatikan,
das Haus Osman — die bedeutendste Dynastie der islamischen Welt,
das griechische Königshaus,
das montenegrinische Königshaus;
eine Dynastie wird neu begründet:
Albanien: Achmed Zogu;
fünf Republiken werden begründet (staatsrechtlich):
Österreich,
Tschecho-Slowakei,
Griechenland,
Türkei,
Fiume;
zwei Republiken verschwinden:
Albanien (rechtlich),
Fiume (faktisch);
sieben Diktaturen werden errichtet:
Türkei,
Ungarn,
Griechenland,
Jugoslawien,
Albanien,
Österreich,
Bulgarien;
das Kalifat wird beseitigt,
die tschecho-slowakische Kirche entsteht neu,
die serbische Nationalkirche wird internationalisiert.

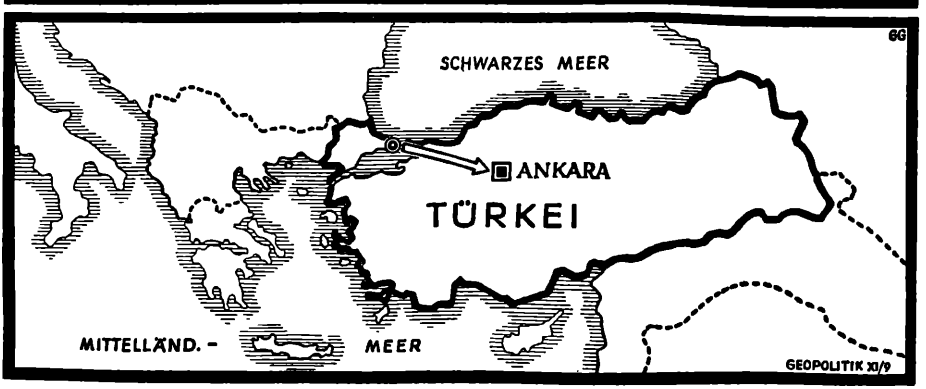
Das sind einige der größten und auffälligsten Umschichtungen im Südosten. Das Bild wird noch greller untermalt, wenn man hinzufügt, daß fast sämtliche Landgrenzen innerhalb des Südostraumes bis auf geringe Strecken verändert wurden, daß Millionen Hektar Boden den Privatbesitzer und damit meist die Natio-

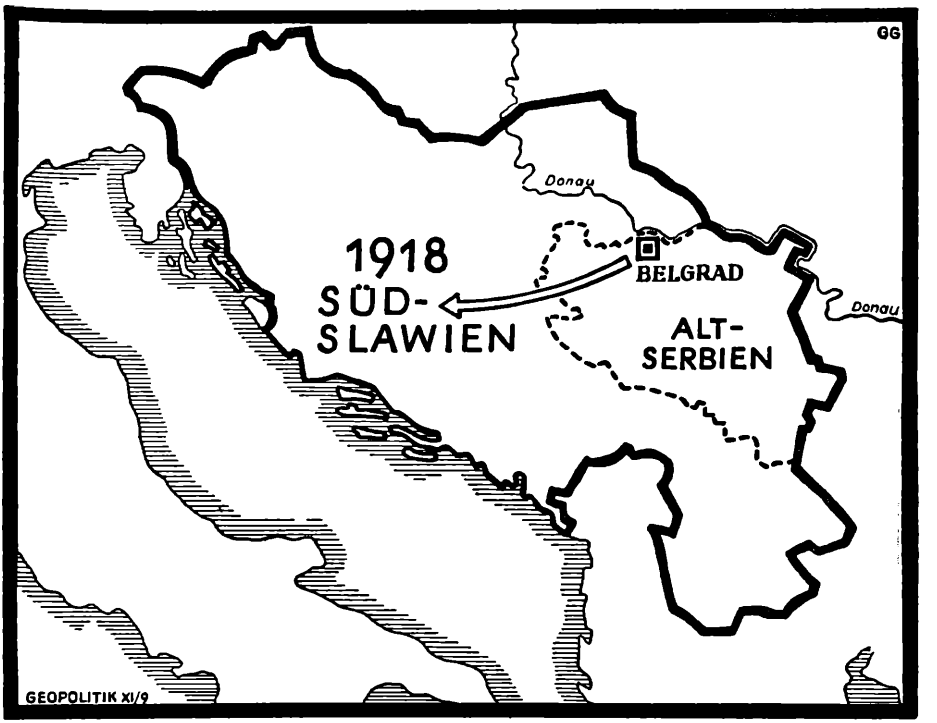
nalität wechselten, daß eine weitgehende Industrialisierung und Verkehrsentfaltung die wirtschaftliche Struktur gründlich geändert haben, wenn auch vielleicht auf wirtschaftlichem Gebiet die Krise das volle Ausmaß der Entwicklungen verhüllt. Dehnt man diese Liste auf den Zeitraum von 1800 bis heute aus, so erhält man eine derartige Fülle sinnfälliger Wandlungen, daß man der europäischen Gleichgültigkeit und stark wirtschaftlich monologisierten Phraseologie in den Beziehungen zum Südosten mit Erschrecken gegenübersteht: Vermag man die Bedeutung dieser politischen Erdbeben nicht zu erfassen?

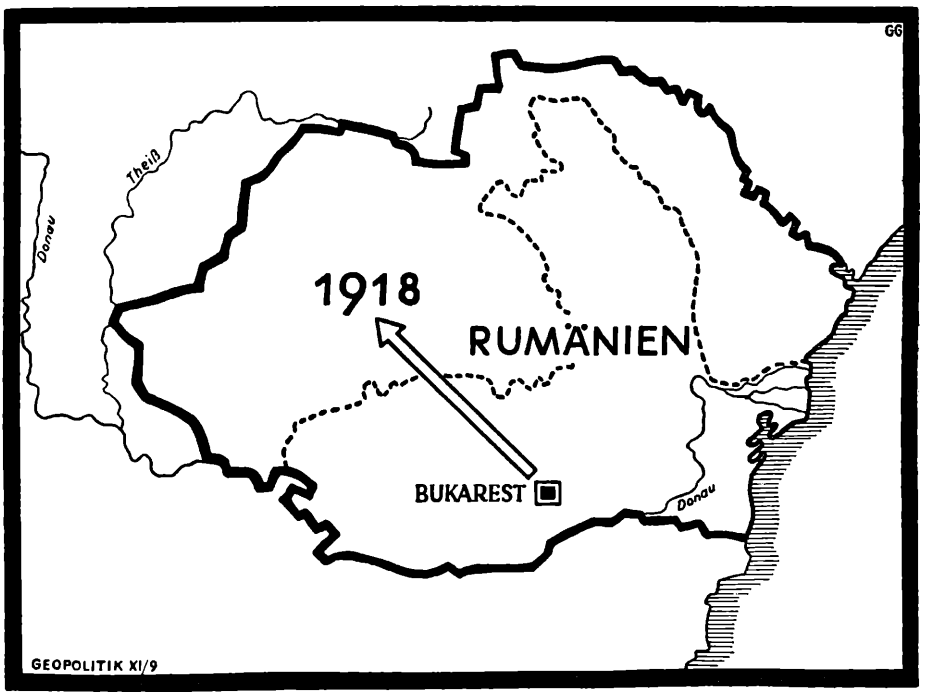
Zwei Tatsachen liefern besonders krasses Material für die Tiefe der balkanischen Umwälzungen: Die Bevölkerungsumschichtung und die westöstliche Spannung innerhalb des Raumes und der politischen Teilräume.

Die westöstliche Spannung hat ihren Höhepunkt nach dem Weltkrieg erreicht, als unter den Wirkungen des Weltkrieges sich die Notwendigkeit eines engeren zivilisatorischen Anschlusses an Europa ergab und die verschiedenen Teile kulturell nicht homogener Völker im Zuge der nationalsozialistischen Entwicklung ihre staatliche Einigung fanden. Vorher waren besonders revolutionäre Erscheinungen dieser Kategorie die nationale Aufspaltung der Orthodoxie, der Kampf der Ungarn um ihre Souveränität, die Frage Trialismus oder Großsüdslawien und die Span-






GG
Donau
1918
SÜD-
SLAWIEN
BELGRAD
ALT-
SERBIEN
Donau
GEOPOLITIK XI/9


GG
Theiß
Donau
1918
RUMÄNIEN
BUKAREST
Donau
GEOPOLITIK XI/9

nung zwischen Panslawismus und westeuropäischer Orientierung. Durch den Weltkrieg wurden die meisten dieser mehr äußerlichen Probleme gelöst, dafür setzte nun der Kampf zwischen Orient und Okzident innerhalb der Gemeinschaften ein. In der Türkei auf vornehmlich kultureller und religiöser Basis ausgetragen, endeten sie nach zahlreichen Rückschlägen mit der Verwestlichung, neben der sich aber eine bewußte asiatische Einstellung zu formen beginnt. In Rumänien und Jugoslawien hat dieses Problem einen mehr territorialen, parteimäßigen und stammesgebundenen Charakter angenommen. In beiden Ländern geht der Kampf zwischen den westlichen, westlich kultivierten Landesteilen und den noch stark in mehr östlichen Denkformen befangenen Zentren und Kerngebieten. Nationalzaranismus, faschistische und agrarkommunistische Gedankengänge sind in beiden Ländern vornehmlich im Westen beheimatet, Liberalismus und eine starke konservative Orientierung die Kennzeichen des Osten. Maniu, Codreanu, Raditsch sind ebenso Begriffe wie Pasitsch, Titulescu. In ähnlichen Formen in Griechenland durch Veniselos und die „E.E.E.", in Bulgarien durch Stambuliski und Mihailow ausgedrückt sind dort die gleichen Gegensätze zum Teil nicht minder deutlich territorial vorhanden. Machtpolitisch hat in Rumänien und Jugoslawien der Osten gesiegt, aber eigentlich auch nur mehr in der Form eines Kompromisses, geistig setzt aber der Westen seinen Siegeszug fort und wirkt mit seinen in Grenz- und Nationalitätenkampf durchgebildeten und an den westlichen Zivilisationsformen geschulten Kräften auflockernd und als der eigentlich nationsbildende Faktor weiter. Politisch hat in den beiden Staaten der neue Westen sich hauptsächlich deshalb nicht durchsetzen können, weil er außenpolitisch gerade an das alte östliche Zentrum gebunden war, das er kulturell zu verneinen suchte. Gehandikapt durch diese eigentümliche Lage hat der Westen seine autonomistischen Reaktionserscheinungen in einem radikaleren Gesamtstaatsnationalismus sublimiert und ist so das treibende Element geblieben. Wenn es heute möglich ist, daß sich die Feindschaft zwischen Bulgarien und Jugoslawien in eine nicht schwache Zuneigung wandelt, so ist das der Ausdruck der Dynamik nationaler Wünsche, die die liberale Intelligenz des Ostens nicht zu entwickeln vermochte, sondern im Volksmythos des westlichen Teils lebt. Rumänien hat kein Anzeichen dieser Art aufzuweisen, aber in Griechenland ist die Byzanzkonzeption keineswegs eingeschlummert — sie ist ebenso dort der letzte Wunschtraum des Westens. Die Verschmelzung zeigt manche überraschende Züge. In Jugoslawien überbrückt die Einführung der Zweischriftigkeit, die Internationalisierung der serbischen Kirche und die Förderung des slawischen Ritus der römisch-katholischen die kulturellen Gegensätze. In der Türkei wird die Verwestlichung von der Verlegung der Hauptstadt nach Asien begleitet, in Rumänien und Jugoslawien tritt zum Einfluß der neuen Ländereien die Verstärkung der hauptstädtischen Position (Zentralismus, eigene Verwaltungsbezirke usw.). Die Spannungen schaffen Neues und vereinen — solche Spannungen

schaffen Nationen. Während aber auf dem eigentlichen Balkan das positive Element zu überwiegen beginnt, sind die Spannung in den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie noch nicht des destruktiven Charakters entkleidet. Aber der Vorstoß der Nationalisierung auf dem Gebiete der Bodenreform gilt für den ganzen Südosten gleichermaßen. Die Bodenreform im weitesten Sinn — Aufteilung des fremdnationalen und des eigennationalen, aber kulturell entnationalisierten Besitzes und die Ersetzung fremdvölkischen Bauerntums durch eigennationales — hat in ungeheurem Ausmaß die fremden Herrenvölker — Deutsche, Türken, Madjaren — betroffen. Vorwiegend hat dieser Vorgang den Westen zurückgedrängt (Tschecho-Slowakei, Rumänien, Jugoslawien), lediglich in Griechenland und Bulgarien bedeutet die Enttürkisierung eine Verwestlichung. Die Bodenverwurzelung (als Vorgang, nicht Zustand) hat die Dynamik des Südosten vollständig gewandelt, das Gesicht des Raumes grundsätzlich geändert.

Der revolutionärste Vorgang ist aber die nationale Umschichtung der Bevölkerung. Seit über anderthalb Jahrhunderten mit wechselnden Formen im Gang hat sie erst nach dem Weltkrieg die endgültige Richtung eingeschlagen. Noch nach dem Krimkrieg hat die Türkei 100000 Tataren und 500000 Tscherkessen auf dem Balkan angesiedelt, aber mit der vollen Befreiung der Balkanstaaten werden die Asiaten fast restlos vertrieben, und bei den Türken setzt eine ruckartige Abwanderung ein. Aber auch zwischen den Balkanstaaten beginnt ein mehr oder minder heftiger und gewaltsamer Bevölkerungsaustausch. Nach dem Weltkrieg wird nun eine radikale Bereinigung der vielen Nationalitätenfragen mehr oder minder zwangsweise erstrebt. Bulgarien nimmt 300000 bulgarische Flüchtlinge in seinen Grenzen auf. Sie stammen aus der Dobrudscha, Makedonien, Thrakien. Das türkische Ostthrakien ist heute Bulgaren-„rein". Die Türken haben sogar die meisten Dörfer

Statistik 1. Die Nationalitätenverschiebung in Schwarzmeerbulgarien. (Nach Gellert-Lorenz.)

Der Nationalität nach waren im Jahre 1900 und 1920 (nach Rés, du Rec. de la Pop. 1906, 1928):

im Bezirk	1900				1920			
	Bulgaren	Türken und Tataren	Griechen	von insgesamt Einwohnern	Bulgaren	Türken u. Tataren	Griechen	von insgesamt Einwohnern
Aitos	36%	55%	5%	28656	57%	39,5%	2%	39756
Anhialo	38%	20%	37%	25035	61,5%	13,5%	20%	31283
Warna-Land	61%	25%	3%	41453	72%	16,5%	4%	62849
Prawadija	53%	42%	0%	66450	70%	26%	0%	89478

Nach Schätzung des Verfassers (*Gellert-Lorenz*) mögen vorhanden sein im Jahre 1928:

Im Bezirk	Bulgaren	Türken und Tataren	Griechen	von insgesamt Einwohnern
Aitos	60%	38%	—	46000
Anhialo	78%	12%	5%	35000
Warna-Land	77%	16%	—	70000
Prawadija	73%	23%	—	101000

dem Erdboden gleichgemacht, so daß regelrechte Wüstungen an die Stelle der bulgarischen Siedlungsgebiete getreten sind. Aus Bulgarien dagegen sind die Türken in Rückwanderung begriffen, die Griechen fast vollständig verschwunden (Statistik Nr. 1). Ihren Raum besetzen die bulgarischen Flüchtlingskolonisten. Die bulgarische und türkische Minderheit in Rumänien bröckelt allmählich ab, so daß auch dort eine starke nationale Flurbereinigung bemerkbar wird. Im Laufe des Vorjahres hat die türkische Regierung 20000 Türken aus den Balkanländern repatriiert, in diesem Jahre sollen es sogar 50000 werden! Ostthrakien dagegen wird von der türkischen Regierung mit den türkischen Flüchtlingen systematisch türkisiert, so daß dieses Gebiet heute ebenfalls als nationalisiert angesehen werden kann. Heftige Verschiebungen haben zwischen Griechenland und Bulgarien stattgefunden. Die makedonischen und westthrakischen Bulgaren wurden zur Aus-

Statistik 2. Zählung der griechischen Flüchtlinge nach Herkunftsländern 1928. (Aus Annuaire Statistique de la Grèce 1931.)

Herkunftsland	Gesamtzahl der Flüchtlinge			Flüchtlinge vor der Niederlage in Kleinasien			Flüchtlinge nach der Niederlage in Kleinasien		
	Total	Männer	Frauen	Total	Männer	Frauen	Total	Männer	Frauen
Kleinasien	626954	293086	333868	37728	19777	17951	589226	273309	315917
Thrakien	256635	126837	129798	27057	14155	12902	229578	112682	116896
Pontus	182169	88271	93898	17528	8979	8549	164641	79292	85349
Bulgarien	49027	25070	23957	20977	10860	10117	28050	14210	13840
Kaukasus	47091	24410	22681	32421	17003	15418	14670	7407	7263
Konstantinopel	38458	20234	18224	4109	2449	1660	34349	17785	16564
Rußland	11435	6359	5076	5214	2828	2386	6221	3531	2690
Serbien	6057	3004	3053	4611	2365	2246	1446	639	807
Albanien	2498	1438	1060	1600	852	748	898	586	312
Dodekanes	738	394	344	355	188	167	383	206	177
Rumänien	722	274	448	266	127	139	456	147	309
Zypern	57	37	20	25	17	8	32	20	12
Ägypten	8	4	4	1	1	—	7	3	4
Gesamt	1221849	589418	632431	151892	79601	72291	1069957	509817	560140

Herkunftsland	v. H. des Herkunftslandes		v. T. der Gesamtflüchtlingszahl	v. H. des Herkunftslandes		v. T. der Gesamtflüchtlingszahl	v. H. des Herkunftslandes		v. T. der Gesamtflüchtlingszahl
	Männer	Frauen		Männer	Frauen		Männer	Frauen	
Kleinasien.....	46,75	53,25	513,12	52,42	47,58	248,39	46,38	53,62	550,70
Thrakien	49,42	50,58	210,04	52,32	47,68	178,13	49,08	50,92	214,57
Pontus	48,46	51,54	149,09	51,23	48,77	115,40	48,16	51,84	153,87
Bulgarien	51,14	48,86	40,12	51,77	48,23	138,10	50,66	49,34	26,22
Kaukasus	51,84	48,16	38,54	52,44	47,56	213,45	50,49	49,51	13,71
Konstantinopel	52,61	47,39	31,48	59,60	40,40	27,05	51,78	48,22	32,10
Rußland	55,61	44,39	9,36	54,24	45,76	34,33	56,76	43,24	5,81
Serbien	49,60	50,40	4,96	51,29	48,71	30,36	44,19	55,81	1,35
Albanien	57,57	42,43	2,04	53,25	46,75	10,53	65,26	34,74	0,84
Dodekanes	53,39	46,61	0,60	52,96	47,04	2,34	53,79	46,21	0,36
Rumänien.....	37,95	62,05	0,59	47,74	52,26	1,75	32,24	67,76	0,43
Zypern	64,91	35,09	0,05	68,00	32,00	0,16	62,50	37,50	0,03
Ägypten	50,00	50,00	0,01	100,00	—	0,01	42,86	57,14	0,01
Gesamt	48,24	51,76	1000,00	52,41	47,59	1000,00	47,65	52,35	1000,00

Statistik 3. Zahl der Flüchtlinge nach der Zählung von 1928.
(Annuaire Statistique de la Grèce 1931.)

Landschaften und Namen	Bevölkerung	Zahl der Flüchtlinge			Auf 1000 Einwohner kommen Flüchtlinge		
		Total	aus der Zeit vor der Niederlage in Kleinasien	aus der Zeit nach der Niederlage in Kleinasien	Total	aus der Zeit vor der Niederlage in Kleinasien	aus der Zeit nach der Niederlage in Kleinasien
Zentralgriechenland—Euböa	**1592842**	**306193**	**22483**	**283710**	**192,23**	**14,12**	**178,11**
Ätolien u. Akarnanien	220055	5626	630	4996	25,56	2,86	22,70
Attika u. Böotien	1024667	281989	20370	261619	275,20	19,88	255,32
Euböa	154449	14025	782	13243	90,80	5,06	85,74
Phtiotis u. Phokis	193671	4553	701	3852	23,51	3,62	19,89
Thessalien	**493213**	**34659**	**8238**	**26421**	**70,27**	**16,70**	**53,57**
Larissa	278465	31873	7477	24396	114,46	26,85	87,61
Trikkala	214748	2786	761	2025	12,97	3,54	9,43
Jonische Inseln	**213157**	**3301**	**270**	**3031**	**15,49**	**1,27**	**14,22**
Zante	40492	436	27	409	10,77	0,67	10,10
Korfu	106251	2149	189	1960	20,23	1,78	18,45
Kephallenia	66414	716	54	662	10,78	0,81	9,97
Kykladen	**129702**	**4782**	**284**	**4498**	**36,87**	**2,19**	**34,68**
Kykladen	129702	4782	284	4498	36,87	2,19	34,68
Peloponnes	**1053327**	**28362**	**3043**	**25319**	**26,93**	**2,89**	**24,04**
Argolis u. Korinth	174320	7436	816	6620	42,66	4,68	37,98
Arkadien	166141	1041	199	842	6,27	1,20	5,07
Achaia u. Elis	320623	13607	782	12825	42,44	2,44	40,00
Lakonien	144336	1446	134	1312	10,02	0,93	9,09
Messenien	247907	4832	1112	3720	19,49	4,49	15,00
Makedonien	**1412477**	**638253**	**99658**	**538595**	**451,87**	**70,56**	**381,31**
Drama	111572	78438	12326	66112	703,03	110,48	592,55
Saloniki	539986	259708	52447	207261	480,95	97,13	383,82
Kavalla.	119140	74692	5400	69292	626,93	45,33	581,60
Kosani	166523	53051	5438	47613	318,58	32,66	285,92
Pelles	97167	52357	6103	46254	538,84	62,81	476,03
Seres	182710	81724	12206	69518	447,29	66,81	380,48
Florina	125722	19105	4354	14751	151,96	34,63	117,33
Chalkidike	64799	18928	1279	17640	292,10	19,79	272,36
Athos	4858	250	105	145	51,46	21,61	29,85
Epirus	**312634**	**8179**	**596**	**7583**	**26,16**	**1,91**	**24,25**
Arta	52596	339	33	306	6,45	0,63	5,82
Jannina	180418	5008	467	4541	27,76	2,59	25,17
Prevesa	79620	2832	96	2736	35,57	1,21	34,36
Ägäische Inseln	**307734**	**56613**	**4748**	**51865**	**183,97**	**15,43**	**168,54**
Lespos	161557	35485	2842	32643	219,64	17,59	202,05
Samos	70497	7228	860	6368	102,53	12,20	90,33
Chios	75680	13900	1046	12854	183,67	13,82	169,85
Kreta	**386427**	**33900**	**1229**	**32671**	**87,73**	**3,18**	**84,55**
Heraklion	138567	19591	705	18886	141,38	5,09	136,29
Lasithion	68167	1719	97	1622	25,22	1,42	23,80
Rethymnon	68180	4344	122	4222	63,71	1,79	61,92
Canea	111513	8246	305	7941	73,95	2,74	71,21
Westthrakien	**303171**	**107607**	**11343**	**96264**	**354,94**	**37,42**	**317,52**
Ebros	122730	47829	4891	42938	389,71	39,85	349,86
Rhodope	180441	59778	6452	53326	331,29	35,76	295,53
Gesamt	**6204684**	**1221849**	**151892**	**1069957**	**196,92**	**24,48**	**172,44**

Statistik 4.

Die überseeische Auswanderung Griechenlands in den Jahren 1880—1930.
(Aus Annuaire Statistique de la Grèce 1931.)

1880	24	1893	1 072	1906	19 987	1919	579
1881	19	1894	1 356	1907	37 391	1920	12 616
1882	127	1895	597	1908	23 016	1921	29 135
1883	74	1896	2 175	1909	14 780	1922	4 426
1884	37	1897	571	1910	26 860	1923	5 242
1885	172	1898	2 339	1911	27 857	1924	8 152
1886	104	1899	2 333	1912	23 362	1925	3 576
1887	313	1900	3 771	1913	25 089	1926	6 745
1888	782	1901	5 991	1914	37 957	1927	9 255
1889	158	1902	8 533	1915	14 256	1928	8 850
1890	524	1903	14 493	1916	27 535	1929	9 710
1891	1 105	1904	11 728	1917	24 574	1930	6 278
1892	660	1905	10 734	1918	2 294		

wanderung gezwungen oder gräzisiert, die griechischen Flüchtlinge dort angesiedelt. Sehr starke Verschiebungen haben das südslawische Makedonien heimgesucht. Infolge der komplizierten Verhältnisse ist hier die Bereinigung am wenigsten gediehen. Eine allmähliche Serbisierung wird nicht zu vermeiden sein, wie sie ebenso in den serbischen Donaugebieten gegen Ungarn, Rumänien und Deutsche gründlichst durchgeführt wird. Der Weltkrieg hat überhaupt das deutsche Analogon zu der Verdrängung der Türken gebracht. Ungarn, Tschecho-Slowakei, Südslawien und Rumänien siedeln die ehemalige herrschende Schicht aus und legen auf diese Weise Staatsgrenzen und Volksgrenzen allmählich zusammen. Unterstützt werden sie dabei von dem relativen, durch Geburtenrückgang erzeugten Schwund der deutschen Kolonistenbevölkerung.

Die heftigste Flurbereinigung fand bekanntlich zwischen Griechenland und der Türkei statt. Beide Staaten haben im wesentlichen ihre Gebiete von Angehörigen des anderen Staates gesäubert und damit zu einer wesentlichen Verfestigung und Homogenität des Volkskörpers und Staatsgebietes beigetragen. Durch die radikale Lösung der Armenier- und Kurdenfrage hat die Türkei überdies eine nationale Schwierigkeit im eigenen Lande gründlichst beseitigt. Ein sehr interessantes Bild der Gesamtvorgänge auf dem Balkan gibt die Statistik Nr. 2. Sie zeigt wie die Länder des Südosten — sie gilt ebenso wie für Griechenland auch für die anderen Staaten — sich in einem kräftesammelnden Aspirationsstadium befinden und welches Ausmaß diese Entwicklung annimmt. Das Bild des Aussonderungsvorgangs zeigt uns Statistik Nr. 1, und den volksbildenden Charakter der inneren Strukturänderungen weist die Statistik Nr. 3, die über die Aufteilung der griechischen Flüchtlingsbevölkerung auf das Mutterland Auskunft gibt. Es wurden demnach nicht nur die ursprünglich fremdnationalen Gebiete nationalisiert (Makedonien), sondern das ganze Territorium gleichmäßig mit dem völkisch wertvollen Grenzlandelement durchsetzt, es wurde gewissermaßen als national bewußtes Gerippe ins Volk eingebaut. Die letzte Statistik ist deshalb beigefügt, weil sie deutlich zeigt, daß die

modernen Völkerwanderungen eine starke raumpolitische Verfestigung gebracht haben. Trotz der enormen plötzlichen Zuwanderungen steigt die überseeische Auswanderung aus dem Mutterland nicht einmal bis auf die Höhepunkte des früheren kleineren Staatsgebietes.

Die Vorgänge, die uns in diesen Statistiken überraschend deutlich aufscheinen, weshalb wir sie als wertvolle geopolitische Zeugnisse vollständig beifügen, verdienen zweifelsohne eine tiefere Beachtung als bloß die historische und journalistische, sie bedürfen der politischen Wertung und Einbau in das politische Weltbild, das nicht geringe Veränderungen dadurch erfährt.

KURT KAYSER:
Unruhiges Kroatien

Die europäische Öffentlichkeit ist leicht geneigt, in der mazedonischen Frage das Kernproblem nicht nur eines balkanischen Ausgleiches, sondern auch der Existenz des Königreichs Jugoslawien zu sehen. Das zeigt schon das Interesse — soweit ein Interesse an südosteuropäischen Fragen überhaupt vorhanden ist —, mit dem auch die kleinsten Vorgänge im immer weniger Gesprächsstoff liefernden mazedonischen Unruheherd verfolgt werden. Im Gegensatz dazu ließ sich gerade unlängst wieder eine erstaunliche Interesselosigkeit der Berichterstattung und ein fast völlig fehlendes Echo der Weltpresse gegenüber der kroatischen Frage feststellen gelegentlich des Ende März in Belgrad geführten außerordentlich interessanten kroatischen Attentatsprozesses. Das ist um so erstaunlicher, als in diesem Prozeß die alarmierenden Hintergründe des beim letzten Aufenthalt des Königs Alexander in Agram Ende Dezember 1933 gegen ihn geplanten Anschlages in einem Maße aufgehellt wurden, wie das bei den verschlungenen Fäden balkanischer Verschwörertaktik nur selten einmal gelingt. Darüber hinaus müssen seit diesem am 45. Geburtstag des Königs geplanten und nur im letzten Augenblick vereitelten Mordanschlag die Versöhnungsversuche wieder einmal als außerordentlich erschwert betrachtet werden, die in der letzten Zeit von Belgrad aus mit verstärkter Aktivität unternommen worden waren. In ihrem Rahmen wollte auch die nach Agram verlegte und tatsächlich auch in größtem Stil erfolgte Jubiläums- und Geburtstagsfeier — der Attentatsversuch konnte noch soeben geheim gehalten werden — verstanden sein. Der an diese Ereignisse anschließende Prozeß wurde von der gesamten südslawischen Öffentlichkeit mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und hat blitzartig das mehr als bedenkliche Spiel erhellt, durch das separatistischer Fanatismus im Verein mit nachbarlicher Abenteurerpolitik Kroatien zu einem der gefährlichsten Wetterwinkel südosteuropäischer Verwicklungen stempelt.

Die kroatische Frage ist heute zweifellos d a s Kernproblem des jugoslawischen Staates, neben dem alle andern an Bedeutung bei weitem zurückstehen. Selbst der

mazedonische Wetterwinkel kann heute in seinem jugoslawischen Anteil als weitgehend befriedet gelten. Jugoslawien hat hier seinen Besitzanteil de facto fest in der Hand, nicht nur durch militärische Erfolge, sondern auch durch eine beachtliche kulturelle Leistung, wie das in erfreulicher Klarheit kürzlich auch von Max Fischer hervorgehoben worden ist („Berliner Tageblatt", 3. 4. 34). Während hier also unbestreitbar die Konsolidierung des jungen Staates beachtliche Fortschritte gemacht hat, ist es andererseits nicht gelungen, die Spannung Agram—Belgrad fühlbar abzubauen trotz aller gemachter Anstrengungen. Kroatischer Selbständigkeitsdrang, oft maßlos und wirrköpfig, aber tief im Gefühl verankert und zu Fanatismus fähig, prallt noch heute so heftig wie in den ersten Tagen der Gründung des neuen Staates mit dem serbischen realpolitisch klaren Denken zusammen, das zuallererst auf militärische Sicherheit drängt. Ja, die Sturmzeichen häufen sich gerade in letzter Zeit. Nur einige Daten: Kaum ein Monat seit dem fehlgeschlagenen Attentatsversuch auf den König ist vergangen, da wirft die Explosion einer Höllenmaschine, nur aus Versehen im falschen Zug deponiert und daher unschädlich, ihren deutlichen Schatten auf die Tagung des Ständigen Rates der Kleinen Entente in Agram (22. 1. 34). Auch dieser neuerliche Versuch der Belgrader Politik, durch die Wahl Agrams als Tagungsort zur Versöhnung beizutragen, wird damit zum Mißerfolg. Am 15. März explodiert ein liebevoll deponiertes Paket in der Garderobe des Agramer Hauptbahnhofs; am 10. April explodiert eine Höllenmaschine auf der Toilette des Agramer Polizeipräsidiums; ein Waffenlager mit sieben Höllenmaschinen, zehn Handgranaten und siebzehn Revolvern wird Anfang April bei der Verhaftung eines kroatischen Terroristen beschlagnahmt. Wenn man weiter auch diesen Kampf terroristischer Elemente gewiß nicht mit den Bestrebungen der legalen kroatischen Opposition gleichstellen darf, so läßt sich doch auch hier eine Verschärfung des Kampfes feststellen: In der Skupština vertritt bei der großen Budgetberatung vom März dieses Jahres Čepurin, einstmals Mitkämpfer Stephan Radićs und Mitbegründer der kroatischen Bauernpartei, leidenschaftlich die kroatischen Forderungen: Freilassung der verhafteten Kroaten, stärkere Berücksichtigung der Kroaten bei der Ämterverteilung und auch stärkere Berücksichtigung des Landes bei den öffentlichen Arbeiten entsprechend seinem hohen Steueraufkommen. Ebenso leidenschaftlich aber tritt ihm als Repräsentant des Belgrader Radikalismus der Senator Banjanin entgegen, und energisch lehnt auch der greise Regierungschef Uzunović jedes Ansinnen auf Haftentlassung des vor etwa Jahresfrist verurteilten Kroatenführers Dr. Maček ab. Das gleiche gilt für Korošec, den internierten Führer der slowenischen Opposition.

Das mag genügen, um die Gespanntheit der Lage zu verdeutlichen. Was aber sind die eigentlichen Hintergründe? Es ist für den Außenstehenden fast unmöglich, sich ein Bild von der Stimmung des Volkes zu machen, sich zu überzeugen, wie weit auch „der kleine Mann" und vor allem der kroatische Bauer von den politischen

Vorgängen und dem Haß gegen Belgrad erfaßt wird. Die Anzeichen sprechen nicht dafür, daß hier wirklich schon das Wort vom Bruderkampf am Platze ist. Es ist in erster Linie der Kampf gewisser Teile der kroatischen Intelligenz um politische Rechte und Versprechungen, um die sie sich mit einem wohl unbestreitbaren historischen Recht betrogen fühlen kann. Demgegenüber aber steht eine fraglos heute vorhandene und nicht weniger von Idealismus getragene Gruppe, die unter Verzicht auf alte Rechte und gewonnen von der Werbekraft des großen südslawischen Einheitsgedankens „jugoslawisch" denkt. Es ist schwer, das Kräfteverhältnis zu beurteilen. Fraglos haben die Anhänger des kroatischen Autonomiestrebens unter der Intelligenz und besonders unter der Jugend einen großen Anhang.

Ebenso fraglos aber haben sich besonders unter der Jugend fanatische Hitzköpfe gefunden, die unter verhängnisvoller Verwechslung durchaus berechtigter Stammesbelange mit wahren nationalen Fragen de facto zu Vorkämpfern politischer Pläne der Nachbarn geworden sind. Es ist in dem Belgrader Prozeß — und damit kommen wir auf diese aufschlußreichen Verhandlungen wieder zurück — mit aller Klarheit festgestellt worden, daß kroatische Autonomistenführer und ganz besonders der sehr aktive Dr. Pavelić in Oberitalien und in den einsamen Tälern des nördlichen Apennin (Borgotaro am Taro) in regelrechten Lagern uniformierte Terroristen ausbilden, die von hier aus immer wieder, reichlich mit Höllenmaschinen, Handgranaten und Geldmitteln versehen und in deren Gebrauch bestens unterwiesen, nach Kroatien entsandt werden. Die letzten Verhaftungen haben gezeigt, daß auch über die ungarische Grenze die Sendboten der kroatischen Terroristenvereinigung „Ustaša" (Perčec-Singer, Pavelić) ihren Weg nach Kroatien nehmen. Ebenso groß wie die Erbitterung der jugoslawischen Blätter war das Schweigen der Weltpresse über diese neuen Tatsachen. Besonders das heute mehr denn jemals in Mittel- und Südosteuropa aktive Italien wird sich dieses Schweigen als großen Erfolg anrechnen können. Denn es wird schwerlich von der Verantwortung freigesprochen werden können, die lagermäßige militärische Ausbildung und „technische Schulung" ausgesprochener und gegen den Nachbarstaat sich sammelnder Terroristen auf seinem Gebiete geduldet oder „übersehen" zu haben, wobei die niemals zu klärende Herkunft der in den Kassen der Terroristenführer stets reichlich vorhandenen Geldmittel, die immer wieder große, zu neuen Taten anspornende Belohnungen ermöglichen, auch hier nicht näher untersucht werden kann.

Es ist immerhin nicht uninteressant, in diesem Zusammenhang die Frage zu erörtern, aus welchen Gründen Italien der Entwicklung der Dinge in Kroatien etwa ein besonderes Interesse entgegenbringen könnte. Die Mare Nostro-Pläne der italienischen Adriapolitik sind heute hinreichend bekannt, und damit bedarf auch das allgemeine Interesse Italiens an Umklammerung und jeglicher Schwächung seines zähen und gar nicht so schlecht situierten Kontrahenten am Gegengestade der Adria keiner weiteren Erklärung mehr. Jedes Aufflackern der kroatischen

Frage bedeutet für Italien eine sehr erwünschte Ablenkung der jugoslawischen Aufmerksamkeit von der Adriaküste und speziell von der friedlichen Durchdringung Albaniens, die im übrigen gerade in jüngster Zeit durchaus nicht in der von Rom gewünschten Art fortschreiten will und mehr und mehr ein werdendes albanisches Nationalbewußtsein in Rechnung stellen muß. Aber zu dieser stets erwünschten Ablenkung der jugoslawischen Blickrichtung von Albanien kommt noch ein weiteres. So utopisch es zunächst auch klingen mag, es ist ohne weiteres klar, daß mit einem wachsenden italienischen Einfluß in Kroatien, oder gar einem von Italiens Gnaden autonomen Kroatien, Italien mit der Zange Albanien-Kroatien zu dem eigentlichen Beherrscher des adriatischen Ostgestades würde. Dieser Gedanke muß etwas Bestechendes für die italienische Ostpolitik haben, so wenig auch seine Verwirklichung in Anbetracht der jugoslawischen, nicht zu unterschätzenden militärischen Macht und wachsenden inneren Konsolidierung wahrscheinlich ist. Eine derartige Betrachtung des kroatischen Problems aber zeigt, ebenso wie die sensationellen Enthüllungen des Belgrader Attentatsprozesses, daß sich auch hinter den Terrorhandlungen in Kroatien ein Teil des Kampfes zwischen Italien und Jugoslawien um das Ostgestade der Adria verbirgt, so wenig das auch dem fanatischen Einzelkämpfer für die Autonomie Kroatiens bewußt sein mag.

Eine Betrachtung der kroatischen Frage kann jedoch nicht abgeschlossen werden ohne einen Hinweis auf die für die Gegenwart weniger utopische und die italienische Außenpolitik heute beherrschende Frage des Hafens Triest. So wie die Hebung des Triester Hafens den eigentlichen wirtschaftlichen Hintergrund des Paktes von Rom abgibt und diesem damit das ungarische und österreichische Hinterland gesichert werden soll, so besteht auch nach wie vor ein eminentes wirtschaftliches Interesse Italiens an Kroatien: Bei der gegenwärtigen Grenzziehung kann auch jetzt noch die Warenzufuhr aus Österreich und Ungarn nicht ohne Durchfuhr durch slowenisches und kroatisches Gebiet Triest erreichen! Trennend schiebt sich dieser Nordzipfel Jugoslawiens zwischen Italien und den „Donauraum". Er könnte hier einmal Italien den nördlichen Weg in das heute schon wieder soviel begehrte Südosteuropa versperren, ebenso wie ein nicht von Italien kontrolliertes Albanien diesem auch den zweiten, südlichen Zugang erschweren könnte.

Sind mit diesen Ausführungen einige Hintergründe der beunruhigenden Nachrichten aus Kroatien aufgezeigt, so ist doch noch nichts damit ausgesagt über die Aussichten des Kampfes. Es ist der Konkurrenzkampf zwischen italienisch-ungarischer machtpolitischer und wirtschaftlicher Expansionspolitik, kroatischem, zweifellos ehrlichem und fanatischem Autonomiestreben und schließlich der großen werbenden Idee des jugoslawischen Einheitsstaates, hinter der überdies ein starker Belgrader Wille und eine sehr beachtliche militärische Macht steht. — Jugoslawien erscheint uns nicht ernsthaft in Gefahr, so groß und langdauernd auch die Schwierigkeiten hier noch sein mögen. *(Abgeschlossen Anfang Mai 1934.)*

Nachwort

Nach Abschluß dieses Aufsatzes erhellte Ende Juli dieses Jahres ein zweiter großer Kroatenprozeß in Belgrad die Verhältnisse an der ungarisch-kroatischen Grenze, wo in Janka Pußta auf ungarischem Boden die Ustaša-Organisation ebenfalls ihre Anhänger lagermäßig zusammengefaßt hat. Der Verkehr von dort über die Grenze kann nur als außerordentlich lebhaft bezeichnet werden. Besonders gelegentlich der großen und aus fast allen slawischen Ländern beschickten Sokoln-Manifestation in Agram zu Anfang August platzten wieder die unvermeidlichen Höllenmaschinen, die dieses Mal jedoch deutlich mehr zum Zwecke reiner politischer Demonstration als zur Vernichtung von Menschenleben deponiert waren. Dabei zeigte aber der trotzdem unbezweifelbare erstaunliche Erfolg dieser Monstre-Demonstration der Sokol-Bewegung ebenso wie die Tatsache, daß wiederum Agram zum Tagungsort erwählt worden war — der König blieb allerdings dieses Mal mit wohl zweifellos demonstrativer Absicht fern —, daß hier ein Kampf geführt wird, in dem die Zukunftsaussichten nicht auf seiten der kroatischen Separatisten zu stehen scheinen. — Nehmen wir zu dem hier Gesagten den an anderer Stelle dargelegten und inzwischen durch das Abenteuer der Flottendemonstration vor Durazzo noch zweifellos verstärkten Prestigeverlust Italiens in Albanien hinzu und ebenso auch den neuen jugoslawisch-freundlichen Kurs in Bulgarien, so kündet sich neuerdings ein deutlicher Rückgang des italienischen Einflusses in Südosteuropa an.

HANSJULIUS SCHEPERS:
Japan und Panasien

Am 17. April 1934 gab der Sprecher des Auswärtigen Amtes in Tokio vor den Vertretern der ausländischen Presse bedeutsame Programmerklärungen über die zukünftige Fernostpolitik Japans ab.

Japan, das sich als Hüter des Friedens und der staatlichen Ordnung im Fernen Osten fühlt, macht darin ein Einspruchsrecht in die zwischenstaatlichen Beziehungen Chinas geltend, wenn diese Beziehungen — seien sie wirtschaftlich oder sonstwie geartet — seinen, Japans, Lebensinteressen zuwiderlaufen. Nachträgliche diplomatische Dementis vermochten weder die Unmißverständlichkeit noch die Tragweite dieser Programmerklärung abzuschwächen.

Damit ist der Kampf um Asien in ein neues, bedeutsames Stadium getreten. Asien ist wieder zum Angriff übergegangen.

Dieser Kampf ist jahrtausendalt. Er war ursprünglich ein Kampf um Eurasien. Vielleicht ist diese Warnung Japans an die Fremdmächte ein Zeichen, daß der Kampf der Asiaten um Asien wieder zu einem Kampf um Eurasien wird.

Als die Mongolenfluten Attilas, Dschingiskhans und Tamerlans Europa über-

schwemmten, und als der Islam über Nordafrika und Spanien bis zur Garonne vorstieß, da erlebte Europa in diesem Kampf seinen tiefsten Stand.

Gerade das Volk, das am härtesten von dem Angriff Asiens getroffen war, das russische, war aber dann dazu berufen, als erstes die Front wieder umzukehren und durch den berühmten Kosakenritt durch Sibirien im Jahre 1581 den Anstoß zu einem nicht weniger gigantischen Kampf der Europäer um Asien zu geben. Von Norden und Nordwesten drängte der bewegliche und zähe Russe gegen Asiens Stammland vor. Mit einer — gemessen an der ungeheuren Raumweite — hauchdünnen Volksschicht überzog und beherrschte er die Tundren- und Steppenregion. Ein Kosakenkordon spannte sich vom Ural bis zum Ochotskischen Meer. Russische Vorposten standen an den Südhängen des Kaukasus und am nordwestlichen Einfallstor nach Indien, sie beherrschten das rohstoffreiche Altaigebiet und das Goldland am Amur.

Eine Zeitlang hatten sie sogar die Brücke zum amerikanischen Festland geschlagen und damit im Verein mit den westlichen Seemächten die Einkreisung Kernasiens vollendet.

Von Süden und Südwesten stießen die kolonialen Eroberer vor und begannen große und reiche Randgebiete aus dem Körper Asiens für sich loszureißen. Holland saß auf den Sundainseln, die Vereinigten Staaten auf den Philippinen, Frankreich in Annam, und England trug mit dem Besitz der arabischen Küsten, Indiens, Malakkas und Hongkongs den Löwenanteil davon. Was aus Indien und damit vielleicht Asien geworden wäre, wenn Napoleon die Kraft besessen hätte, vom beherrschten Ägypten aus auf den Spuren Alexanders des Großen vorzudringen, läßt sich schwer sagen.

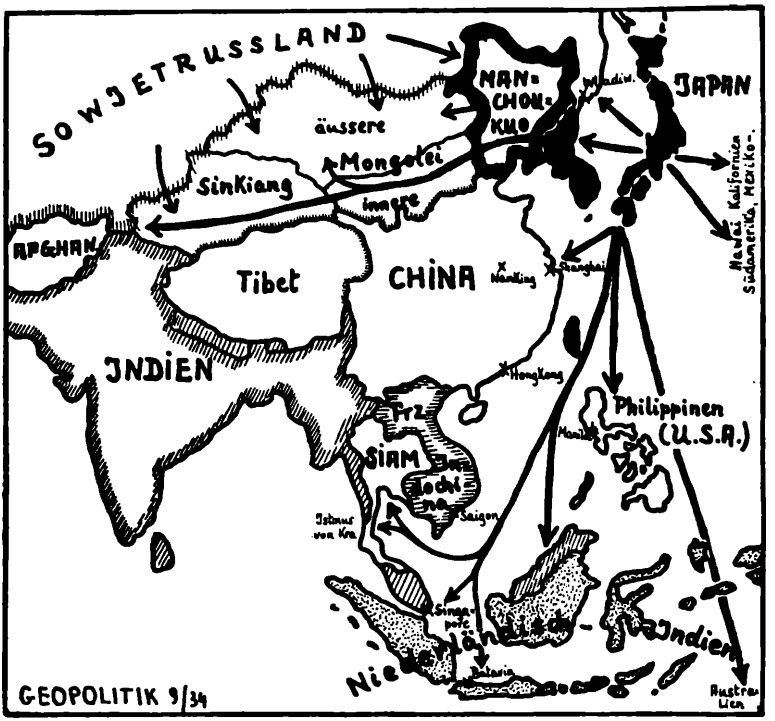
Ein Fremdherrschaftsgürtel war zwischen das Kernland des Kontinents und das Meer, das Ratzel die Quelle der Völkergröße genannt hat, gelegt.

Nur im Nordosten, wo das Inselreich Japan als Bollwerk des größten Kontinents gegen den größten Ozean lag, besaß Asien noch freien Atemraum.

Nach dem Boxeraufstand erlebte China (und damit Asien) eine der tiefsten Demütigungen seiner Geschichte. Asien war auf einem Punkt angekommen, der nur mehr zwei Möglichkeiten offenließ: völliger Zusammenbruch des asiatischen Erdteilbewußtseins oder aber bewußte, kraftvolle Auflehnung gegen die europäisch-amerikanische Vergewaltigung.

Um die Jahrhundertwende besaß mit Ausnahme Japans und Nepals keine asiatische Macht mehr das volle, uneingeschränkte Recht der freien Völkerpersönlichkeit. Zwei Drittel des asiatischen Raumes befanden sich unter fremder Herrschaft. Erinnerung, Betätigung, ja selbst Wissen um kontinentales Denken, um Macht und Schöpferkraft Asiens lagen zutiefst darnieder (Haushofer). Das uralte Kulturland China, das große Sammelbecken der gelben Rasse, verlor sich in sich selbst und war zum Objekt imperialistischer Weltpolitik geworden.

In diesem Zeitpunkt verkehrten sich wiederum die Fronten. Als im Russisch-Japanischen Kriege zum erstenmal eine europäische Großmacht einem asiatischen Gegner in Asien das Schlachtfeld räumen mußte, da erlitt nicht nur die moralische Überlegenheit der Europäer einen argen Stoß und erfuhr das asiatische Selbstbewußtsein einen starken Auftrieb, sondern da riß mit einem Schlage Japan wieder das Gesetz des Handelns im Kampfe um Asien an sich. In den bis dahin ausschließlich weißen Kreis der Weltmächte trat eine farbige Macht ein. Der Weg Japans zur Weltmacht und Stellung eines Vorkämpfers des asiatischen Konti-



nents ist keineswegs kometenhaft und ohne Rückschläge gewesen. Schon im 3. Jahrhundert n. Chr. hatte Japan einmal vergeblich versucht, die festländische Gegenküste sich untertan zu machen. Im 13. Jahrhundert, als die Mongolenherrscher auf dem Gipfel ihrer Macht standen, da waren die Japaner sogar auf ihren eigenen Inseln gefährdet. Erst 300 Jahre später griffen sie erneut auf das Festland hinüber. Aber dieser Großangriff, der bis vor die Tore Pekings führte, ging über die Kraft des Inselvolkes, das sich für Jahrhunderte wieder auf sich selbst zurückzog. Chinas festländische Vormachtstellung, die keine „Macht", sondern nur ein „Ruhen in sich" war, blieb ungefährdet.

Inzwischen öffnete der Imperialismus der Westmächte und Amerikas immer mehr Häfen seinen politischen und wirtschaftlichen Raubgelüsten. Scheinbar stellte sich auch Japan in die Reihe der Feinde Asiens, die große Randteile aus dem Körper des Kontinents lösten und ausbeuteten. Japan sicherte sich nach Süden durch die Eroberung der Riu-kiu-Inseln und Formosas und wagte dann erneut — diesmal mit Erfolg — den Sprung aufs Festland: Korea und die Südspitze der Mandschurei wurden dem chinesischen Reiche entrissen.

Japan, groß geworden durch die Übernahme westlicher Methoden, verlor sich dennoch nicht an die seiner Mentalität fremde Ideenwelt, sondern wahrte sein asiatisches Antlitz und wurde zum Vorkämpfer und zur Verkörperung der „Panasiatischen Idee".

Mit der Verkündung einer Art asiatischer Monroedoktrin durch Japan am 17. April 1934 ist die Verwirklichung der Idee des erwachenden Asien und der Wiedergewinnung des asiatischen Raumes für die Asiaten wieder allein in den Schoß einer rein asiatischen Macht zurückgelegt worden, denn dieser Versuch, eine Monroelehre aufzustellen, bedeutet zugleich weitere Ausschaltung des großen Gegenspielers Japans in der Panasienidee, der Sowjetunion.

Rußland, dieses Land auf der Rückseite zweier Kontinente, im Grunde weder Europa noch Asien zugehörig, hatte sein Antlitz immer mehr dem Osten, Asien, zugewandt und unter kluger Benutzung des Schlagwortes Panasien seiner Ideenwelt weiten Raum gewonnen. Die Gefahr einer völligen Durchdringung und Erfüllung Asiens durch die Sowjetunion und einer endgültigen Festsetzung des Kommunismus in China und dadurch Erschwerung des japanisch-panasiatischen Zusammenschlusses erscheint heute nur mehr gering. Einmal durch die heutige Machtstellung Japans, zum anderen, weil die lehrreichen Experimente mit kommunistischen Ideen im Frühmittelalter in Japan und China den Sieg des dem Ostasiaten im Grunde doch artfremden Bolschewismus verhindern werden. Panasien ist mehr und mehr zu einer reinen Angelegenheit der gelben Rasse geworden.

Im Gegensatz zu den großen europäischen Bewegungen, die den imperialistischen Gedanken grundsätzlich ablehnen, weil sie in der Erfüllung des völkischen Schicksals ihr Ziel und ihre Grenzen finden, erlebt in der Panasiatischen Idee unter Japans Führung der Imperialismus einen neuen Aufschwung.

Raum und Ziel dieser Bewegung liegen noch nicht eigentlich klar umrissen fest. Die Losung „Asien den Asiaten" ist weit gefaßt, leicht gestellt und schwer verwirklicht. Es darf nicht vergessen werden, daß Asien weder eine Einheit der Rasse noch des Glaubens ist. Gerade dort versuchte z. B. der Russe einen Sprengkörper in den werdenden allasiatischen Block zu treiben, wo Islam und Buddhismus sich in Todfeindschaft gegenüberstehen, in Turkestan. Panasien im weitesten Sinne umfaßt den ganzen Kontinent, einschließlich der Randländer Türkei, Arabien, Indien, Niederländisch-Indien. Vielleicht muß man noch hinzurechnen den menschenleeren

Raum Australien, dessen Schicksal, von der gelben Flut erfüllt zu werden, bestimmt scheint.

Die Panasiatische Idee ist weder eine Erfindung Japans zur Durchsetzung seiner imperialistischen Ziele, noch wird ihre Verwirklichung allein vom japanischen Raum aus betrieben.

Die Idee ist ebensogut in Indien (das wesentlich die Ideologie lieferte) wie in China (das wohl der mächtigste kulturpolitische Faktor der Bewegung ist) als auch in der Türkei zu Hause, und nirgends ist sie nur Gedankengut von Idealisten geblieben. So sehr China und Japan heute noch gegensätzlich erscheinen, weil nur wenigen klar ist, daß beide Völker im tiefsten Grunde in ihrem Streben gleichgerichtet sind, so sehr arbeiten doch beide in gleicher Richtung auf das Ziel Panasien zu.

Während der japanische Imperialismus daran geht, den chinesischen Partikularismus zu zerschlagen, um die Teile dann politisch gleichzurichten und aus ihnen Panasien zu schweißen, leistet China kulturpolitisch ebenso wichtige Arbeit für Panasien, indem die ungeheuren Wanderströme seiner unerschöpflich scheinenden Menschenmassen an die gefährdeten Ränder des alten Erdteils fluten und seine Rückgewinnung und Austilgung der Fremdkörper im asiatischen Fleische einleiten. Welche Bedeutung diese Bewegung für die Kolonialmächte hat, zeigen wenige Namen, die zugleich wichtigste Stützpunkte der Fremdmächte und Ziel panasiatischer Wiedergewinnungsbestrebungen sind: Hongkong, Shanghai, Singapore, Saigun, Batavia, Manila.

Japans Ziel ist Panasien unter japanischer Herrschaft, der Weg zur Erreichung dieses Zieles entsprechend der Gegnerschaft ein dreifacher.

Man muß die Panasiatische Idee mit den Augen des Asiaten sehen und dabei in Zeiträumen denken, die unserem schnellebigen, kleinen Europa unbekannt scheinen. Dann zeigt sich, daß die stärkste Stütze Großasiens auf die Dauer nur China sein kann, aber ein China, das straff geleitet und zusammengehalten wird. Diese Erkenntnis veranlaßte die Japaner, nach dem gelungenen Schlag gegen Rußland in der Mandschurei, China auch im Nordwesten gegen die anbrandende Sowjetflut abzuriegeln. Der Weg Japans mußte also von der Mandschurei, die als Grenz- und Übergangsland mit ihren nach Westen offenen und verschwimmenden Grenzen diesen Weg geopolitisch sowieso weist, in die Mongolei und von da in die chinesische Außenprovinz Sinkiang (Ostturkestan) führen. Dieses an Bodenschätzen, wie Kohle, Öl, Kupfer, Gold, außerordentlich reiche Land hatte durch die schlechten Verkehrsverhältnisse und infolge von Religionsstreitigkeiten sich immer mehr von China gelöst und sich in russische und britische Abhängigkeit begeben. Dreißig Tageskarawanenmärsche durch unwirtliches, ödes, wasserarmes Gebiet trennen Ostturkestan vom chinesischen Reichsmittelpunkt. Über die Hälfte der Einwohner Ostturkestans sind Mohammedaner, deren religiöser Fanatismus ebenso groß ist wie

der Haß (von blutigen Religionskriegen her) gegen die kulturell höherstehende chinesische Oberschicht. Der Besitz Sinkiangs sichert die Herrschaft über Westchina, Tibet und Nordindien. Über Sinkiang führen die Fluglinien von China über Rußland nach Westeuropa, und Sinkiang ist die gegebene Basis für einen Angriff über die äußere Mongolei in das Baikalgebiet. Beherrschen wird aber dieses Land nur der, der die Mohammedaner auf seiner Seite hat. Hier könnte den Japanern ein ernstes Hindernis auf ihrem Wege entstehen. Ein Mißerfolg der Japaner würde den Engländern ihren Indienbesitz wesentlich sichern. Denn England ist die in Asien bedrohte Fremdmacht. Japan schlägt nicht mehr Englands Schlachten wie 1904/05. Damals wollte die englische Politik die Einkreisung Deutschlands. Diese war nur möglich, wenn Rußland sich nach Westen wendete, das war zu erreichen, wenn dem Zarenreich im Osten eine vernichtende Niederlage beigebracht wurde. Deshalb das Bündnis England-Japan! Heute ist der gelehrige Schüler dem Meister über den Kopf gewachsen. In Afghanistan, in Siam, in Niederländisch-Indien und Britisch-Malaya bereitet Japan den Schlag gegen das Empire vor.

Der „Friede" von Versailles war Japans große Lebenschance. Die „Sieger" gruben sich wirtschaftlich und politisch in ihrem Blutrausch selbst das Grab, während Japan sich still und unbeirrt auf seine Stunde vorbereiten konnte. Das stolze Albion, einst der Herr der Entscheidungen in der Weltpolitik, verließ in Versailles seine bewährte Gleichgewichtspolitik und ist heute abhängig von Frankreich; es muß sich den Wünschen der USA. willig zeigen, um sich die Rückendeckung für die Südsee und Australien zu wahren, und muß in Singapore die Freundschaft Hollands suchen.

Vielleicht ist die Vergeltung schon nahe, und England wird in Asien das erste Opfer des „Sieges" von Versailles!

England befindet sich heute noch in ausgesprochener Abwehrstellung. Durch Aufgabe seiner Konsulargerichtsbarkeit in China zeigt es zwar gewisses Entgegenkommen, ebenso wie durch seinen Wunsch, Deutschland möge in der Anerkennung Manchoukuos vorangehen und damit einen Präzedenzfall schaffen für die andern, die noch durch den Völkerbundspakt gebunden sind. England weiß aber wohl, wie wenig man in der Weltpolitik von einem zielbewußten Gegner für solch kleine Liebesdienste Dank erwarten darf, deshalb bereitet es vielleicht schon einen Angriff vor. Weshalb würde sonst das Vermessungsbüro der britischen Armee wissenschaftliche Expeditionen nach Sinkiang bezahlen, und warum würde der Expeditionsführer, ein aktiver Oberst, seine mit den neuzeitlichsten Vermeßgeräten ausgestattete Karawane gerade an den strategisch wichtigsten Punkten besonders lange verweilen lassen? England ist Japans Hauptgegner in Asien, und Sinkiang ist der Brennpunkt im Kampfe um Asien. Das gibt der Tatsache besonderes Gewicht, daß an den blutigen Aufständen in Sinkiang englisches Geld beteiligt war, und daß kurz nach der Rückkehr der erwähnten englischen Expeditionen eine klar gegen

die japanischen Bestrebungen gerichtete großmohammedanische Nationenbewegung erstand, die als ihr Ziel angab, alle Mohammedaner in Indien und den benachbarten Ländern in einem großmohammedanischen Königreich zu einigen. In diesem Zusammenhang begreift man die ungeheure Bedeutung der Tatsache, daß Afghanistan sich von England und Rußland losmacht und seine Armee japanischen Ausbildungsoffizieren anvertraut. Alle Eroberer Indiens fielen über Afghanistan ein! Das Verhältnis, das Japan in Ostturkestan zum Islam gewinnen wird, ist eine Lebensfrage der Panasiatischen Idee! Es geht dabei nicht nur um Sinkiang oder um die strategische Sicherung einer Anschließung Indiens an das japanische Wollen, sondern um das zukünftige Zusammenwirken mit dem anderen — islamischen — Zentrum der allasiatischen Bewegung, das in der El-Azhar-Universität in Kairo zu suchen ist und dessen stärkster Faktor die neue Türkei, d. h. Mustapha Kemal Pascha, ist. Der fehlgeschlagene türkische Versuch, in Sinkiang ein unabhängiges Mohammedanerreich unter einem türkischen Prinzen aufzurichten, hat offenbar das Verhältnis Japan-Islam nicht getrübt. Der Türkenprinz soll sich in Tokio vor seinem geplanten Handstreich fester Unterstützung versichert haben; vielleicht liegt der Grund des Fehlschlags in der sehr engen Freundschaft Türkei-Rußland begründet, welche die Türkei veranlaßt haben könnte, ihren mit Japan liebäugelnden Kandidaten fallen zu lassen, so schmerzlich die Aufgabe dieses großen Wegstückes zum „Turanischen Ideal" auch gewesen sein mag.

Von großer Bedeutung ist der neue türkisch-chinesische Freundschaftsvertrag, zu dem die in Asien bedrohten Großmächte (Rußland, England, USA., Italien, Holland) Pate gestanden haben sollen und der Japan Boden entziehen soll. Die betonte Freundschaft mit Rußland hat die Türkei Japan etwas entfremdet. Es fragt sich, ob dieser provozierende Vertrag Chinas mit der Türkei auf die Dauer irgend jemand Nutzen bringen wird. Wenn es Japan gelänge, an der Seite Chinas in diesen Freundschaftsvertrag einzutreten, dann würde die von den mutmaßlichen Paten gewollte Spitze sich genau umkehren und sich gegen ihre Urheber richten!

Japans anderer großer Gegenspieler im Kampfe um Sinkiang ist Rußland. Die „neue" Sowjet-Asienpolitik knüpft hier durchaus an alte Überlieferungen der Zarenzeit an. Nicht nur der „Turksib"-Bahnbauplan stammt aus dieser Zeit, Graf Witte, der zaristische Außenminister, hatte auch bereits den Plan einer transmongolischen Bahn erwogen. Die Vollendung der Turksib-Bahn, die Bahnen zwischen Irtysch und Jenissei, die Anlage von Autostraßen entlang der Grenze Sinkiangs und die Erschließung des Altai hatte den Sowjets in Innerasien wesentliche wirtschaftliche und politische Vorteile gebracht. Dennoch ist Rußlands Stellung schwach. Japans große Chance ist Rußlands Doppelgesichtigkeit. Rußland ist keine europäische Macht, und das Sowjetreich ist nicht im europäischen Staatensystem verankert. Das westliche Rußland der Zarenzeit konnte nach dem Mißerfolg gegen Japan sich ganz dem Westen zuwenden und dadurch sich seine Stellung als starker

Macht- und Bündnisfaktor erhalten. Diese Möglichkeit ist den Sowjets trotz aller europäischen Nichtangriffspakte versagt. Dadurch, daß Japan geschickt das Rasseproblem in den Vordergrund der Panasiatischen Idee rückte, ist auch Rußlands asiatische Stellung wesentlich geschwächt. Ein voller Einsatz Rußlands — sei es im Westen oder Osten — würde ein Aufs-Spiel-Setzen der Existenz der heutigen russischen Staatsform sein. Das ist keine Unterbewertung der russsischen Macht! Die russische Armee besteht zu einem wesentlichen Teil aus Bauern, und gerade die sind mit der Sowjetherrschaft am unzufriedensten. Ob eine für 1. Juli 1934 beschlossene Lohnerhöhung um 10 v. H. für die Fernosttruppen diese innere Einstellung wesentlich ändern wird, erscheint fraglich. Die Nachschubmöglichkeiten auf Rußlands Sibirienbahnen sind heute noch ungenügend. Dazu kommt die leichte Störungsmöglichkeit durch Flieger. Eine Niederlage der Russen wäre das Ende der Sowjetmacht, ein Sieg würde den siegreichen Feldherrn zum Herrscher des Ostens und damit im Gefolge auch des übrigen Rußland machen. Die Herren im Kreml wissen, daß diese Entwicklung sie ebenfalls hinwegfegen würde. Klug ließ man daher erst dann in Moskau die Kriegstrompeten warnend blasen, als der japanische Außenminister in seiner Rede vom 23. Januar 1934 seine unbedingte Bereitschaft dargetan hatte, alle Streitigkeiten auf friedlichem Wege zu regeln. Die auffällige Vermehrung der USA.-Konsulate in Rußland und die Anwesenheit von USA.-Instruktionsoffizieren in der Roten Armee hat allerdings diese Rede wohl beinflußt. Um ihrer selbst willen müssen die Sowjetmachthaber die unbedingte Erhaltung des Friedens als sowjetistisches Ideal preisen und Frieden halten solange als nur irgend möglich. Das weiß Japan und setzt demnach das russische Säbelgerassel mit entsprechender Wertung in seine Pläne ein.

Um 1921, als die Sowjetideen eine beinahe faszinierende Kraft nach Asien ausstrahlten, konnte Rußland die chinesischen Außenprovinzen, die vom Reich der Mitte wegstrebten, als seine fast sichere Beute betrachten, heute muß es in Abwehrstellung verharren und sehen, wie Japan mit Geschick und Erfolg in der Durchsetzung seiner panasiatischen Pläne den vielleicht unangreifbaren Kern des Kolosses China umgeht, in die verwundbare Flanke des Reiches der Mitte vorstößt und einen Sperrgürtel mit Funkstationen, strategischen Straßen, Flugplätzen und Forts dort legt, wo Rußland im Verfolg seiner im Vertrag von Kiachta (mit China 1915) begonnenen Politik schon sowjetistische Tochterrepubliken sah.

Ein möglicher Vorstoß Japans über sein Glacis Manchoukuo hinaus und von Turkestan her kann aus geopolitischen Gründen erst am Baikalsee zum Stehen kommen. Das bedeutete für Rußland den Verlust Wladiwostoks und der Küstenprovinz einschließlich ihres Hinterlandes, es bedeutete aber auch eine noch stärkere Verlagerung der russischen Macht nach Süden, ihr Druck auf Indien müßte sich vervielfachen! Vielleicht könnte Rußland durch eine solche Entwicklung in seiner asiatischen Stellung nur gewinnen!

(Fortsetzung in Heft 10.)

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die schweren Wetterwolken, die sich während eines besonders heißen Sommers über den Alpen türmen, vergehen selten so schnell, wie sie sich bilden; selbst dann, wenn die vernehmbaren Wetterschläge verstummen, bleibt die Luft mit elektrischer Spannung geladen. Eine Gefahr wird nicht dadurch beseitigt, daß man sich weigert, sie zu sehen; wenn die verantwortlichen Staatsmänner der romanischen Großmächte des Glaubens sind, daß die österreichische Wirrnis dadurch geordnet wird, daß die Großmächte die Unabhängigkeit Österreichs garantieren, oder vielmehr das, was man in Rom unter Unabhängigkeit versteht — dann unterliegen sie ähnlichen Täuschungen wie jene Staatsmänner, die einmal glaubten, balkanischer Kräfte mit leichten Zügelhilfen Herr zu werden... Aus Albanien werden heute die italienischen Missionen zurückgezogen — der letzte überraschende Flottenbesuch hat gerade das Gegenteil der erhofften Wirkung gehabt —, mit Österreich aber werden neue Formeln der Einigung abgeschlossen, die der Mobilisierung italienischer Truppen an der Brennergrenze nachträglich einen ebenso eindeutigen wie bedrohlichen Sinn geben. Schuschnigg und Starhemberg sind in Italien; eine Völkerbundtagung steht bevor, die manches an Überraschungen bringen kann. Erfreuliches zu erwarten, wäre unzweckmäßigster Optimismus. Eine Wahl Österreichs in den Völkerbundrat liegt ebenso im Bereich des Möglichen wie der Eintritt Sowjetrußlands in den Genfer Bund im Bereich des Wahrscheinlichen. Polen hat vergeblich versucht, eine einheitliche baltische Fronde gegen den Ostpakt zustande zu bringen; die baltischen Randstaaten stehen unter starkem Druck sowohl von Moskau wie von London und Paris; selbst ein freundlicher Ausweg, wie die von Schweden gebotene skandinavisch-baltische Brüderschaft, ist heute kaum mehr politische Wirklichkeit.

Der Einzug der Sowjets in den Völkerbund wird sich unter einigen unfreundlichen Nebengeräuschen vollziehen; selbst der politische Einsatz aller französischen Mittel hat es nicht vermocht, die Verschwörung des Schweigens über die Lage der sowjetrussischen Hungergebiete, zu der sich erhebliche Teile der Weltpresse hergegeben hatten, restlos durchzuführen. Selbst im englischen Oberhaus ist es zu einer eingehenden Aussprache über die Hungerkatastrophe in Südrußland gekommen, die bemerkenswert genug ist, um auch hier nicht übergangen zu werden. Lord Ponsonby und seine näheren Freunde — Ponsonby war seinerzeit parlamentarischer Unterstaatssekretär des Außenamtes in der Labour-Regierung — sind im allgemeinen bekannt für den Eifer, mit der sie sich für wahre Humanität einzusetzen pflegen, mit oder ohne Rücksicht auf die Souveränität fremder Staaten. Lord Ponsonby hat im Fall der Sowjetunion seltsame Bedenken und ist rücksichtsvoller als das britische Foreign Office, das nicht gerade zu den Brutstätten be-

sonderer Leichtfertigkeit gehört. Der Antragsteller, unterstützt vom Erzbischof von Canterbury, hatte wohl nicht erwartet, daß er eine eindeutige Antwort von der Regierungsbank erhalten würde; aber Lord Stanhope, der Vertreter der Regierung, gab immerhin bekannt, daß auch der britischen Regierung jenes reiche Material über die russische Hungersnot bekannt sei, das der Anfrage im Oberhaus zugrunde gelegen habe. Er wies darauf hin, daß dieses gesamte Material nach einer Richtung weise, die allerdings den offiziellen Berichten der Sowjetregierung durchaus fremd sei. Ihre Lordschaften — so schloß Lord Stanhope seine Rede — seien ja in der Lage, selbst zu entscheiden, welchen Informationsquellen sie mehr zu glauben geneigt seien: dem reichen vorliegenden Material oder den Propagandanachrichten der Sowjets. Für einen Regierungsvertreter deutlich genug.

Aber selbst solche Erkenntnisse werden den Aufmarsch der Sowjets in Genf nicht verhindern — wo ihnen durch Herrn Nicole ja ein besonders herzlicher Lokalempfang sicher ist, so wenig erfreut die Schweizer Bundesregierung auch sein mag. Vielleicht wird der eine oder andere kleinere Staat sich gegen die Aufnahme der Sowjets wehren — es wäre reizvoll, wenn sogar das eine oder andere britische Dominion darunter sein sollte —, ändern wird dieser Widerstand nichts. Wohl mögen sich diejenigen unter den Vätern des Völkerbundes, die wirklich daran glauben, fragen, ob der Bund diesen neuen Zuwachs vertragen kann, vor allem die neue ostasiatische Belastung, die mit dem Eintritt der Sowjetunion verbunden ist. Die mandschurischen Lorbeeren sind noch frisch! Aber solche Erinnerungen führen aus dem atlantischen Bereich hinaus zu den großen Machtentscheidungen des ostasiatisch-westpazifischen Raumes, deren großer, weiträumiger Stil so wesentlich unterschieden ist von dem, was der Berichterstatter des atlantischen Bereichs aus seinem europäischen Sektor zu melden hat.

Rund um das Mittelmeer beleuchten einige Einzelheiten größere, schon manches Mal aufgezeigte Zusammenhänge. Auf die Grenzregulierung zwischen England, Ägypten und dem italienischen Tripolitanien haben wir schon hingewiesen. Der Gewinn Italiens in materieller Hinsicht besteht aus Wüsten- und Steppenland mit einigen wenigen Oasen und einigen wenigen Karawanenstraßen; der innere Wert dieser Grenzregulierung für Italien liegt darin, daß sein Kolonialanspruch südwärts vorgeschoben wird; ein Blick auf die Karte lehrt, daß sich seltsame Grenzverhältnisse bilden werden, wenn dieser Grenzgestaltung im Osten nicht eine verwandte Grenzgestaltung im Westen folgt. Es ist die alte Richtung auf Tibesti und Borku, darüber hinaus auf den Tschadsee, die von Italien niemals aufgegeben worden ist — ewiger Gegenstand der Kolonialverhandlungen mit Frankreich, über deren wirklichen Stand sehr schwer zu berichten ist. Manches spricht dafür, daß Angebot und Forderung einander genähert worden sind; Sicherheit ist nicht zu gewinnen. Daß Frankreich bereit wäre, zugunsten Italiens irgend etwas aufzugeben, was für die innere Ausgestaltung des französischen Kolonialreichs in Afrika von

Bedeutung sein könnte, halten wir für unwahrscheinlich. Um einen solchen Schritt zu rechtfertigen, müßte der Kaufwert Italiens in der europäischen Politik für Frankreich höher sein, als er gegenwärtig bei der Verflechtung Italiens im Alpenraum sein kann. Frankreich wird auf kolonialem Boden zu manchem Opfer bereit sein, wenn eine weltpolitische Lage solches Opfer erfordern sollte — aber solches Opfer wird sehr viel leichter im pazifischen als im afrikanischen Bereich gebracht werden — und dann nicht zugunsten Italiens, sondern zugunsten anderer Mächte. Die koloniale Kraft der Franzosen wird — nicht zuletzt von ihnen selbst — sehr verschiedenartig beurteilt. Man wird, um ein klares Bild zu gewinnen, sehr scharf nach Gebieten zu scheiden haben. So negativ das Urteil über die französische Kolonialverwaltung im Südseebereich sein mag, so zweifelhaft ihre Leistung in Indochina sein mag, so klar liegen die Verhältnisse in Nordafrika. Man mag über die angewandten Mittel denken, wie man will — die Erschließung und Formung von Algerien und Marokko im letzten Menschenalter ist eine Leistung, die nicht gering geschätzt werden sollte. Dabei hat man in Algerien eine längere Zeit des Experimentierens zur Verfügung gehabt als in Tunis oder gar in Marokko; die heutige Gestaltung Marokkos ist in einem Menschenalter erfolgt, nicht zuletzt während des Weltkrieges; sie ist geprägt durch eine Persönlichkeit von besonderem Rang: durch Marschall Lyautey, der fast zur selben Zeit zu Grabe getragen worden ist wie der deutsche Feldmarschall und Reichspräsident, der in Tannenberg ruht...

Algerien und Marokko gehören zu den wenigen Gebieten der Erde, die auch während der letzten Jahre eine ungewöhnliche wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung zu verzeichnen haben, ganz im Gegensatz zu anderen, auch französischen Kolonialgebieten.

In Spanien regt sich neben dem katalanischen Unruheherd auch der baskische. Im Gegensatz zu Katalonien, dem die Madrider Zentralregierung zu klerikal, zu konservativ beeinflußt ist, scheint sie den Basken zu radikal, zu wenig katholisch; beiden Randgebieten aber ist sie zu zentralistisch; und zentralistisch heißt dem Katalanen wie dem Basken kastilianisch. Die regionalen Spannungen verknüpfen sich mit den allgemeinen; es wird noch lange dauern, bis man das Recht haben wird, mit der Kontinuität irgendeines Zustandes in Spanien zu rechnen. Das bedeutet für die Machtverhältnisse im westlichen Mittelmeer eine sehr wirksame Veränderung gegenüber jener Zeit, in der Primo de Rivera mit Mussolini fast als gleichwertige Macht verhandeln konnte.

Unter den Inseln im Mittelmeer gibt Malta neuen Stoff zu besonderer Betrachtung. Die englische Regierung arbeitet zielbewußt an der Verdrängung des Italienischen durch das Maltesische weiter — sehr zum Ärger sowohl des weltlichen wie des geistlichen Roms, die hier wie anderwärts Hand in Hand arbeiten. In letzterem Zusammenhang sei unter den politischen Reisen dieses Herbstes die Südamerikafahrt des Kardinalstaatssekretärs Pacelli nicht vergessen (wobei seine Ab-

wesenheit von Rom vielleicht wichtiger ist als seine Anwesenheit in Buenos Aires...).

Streit zwischen semitischen Brüdern zieht sich allmählich von Palästina durch weitere Teile der nahöstlichen Welt. Nach den Unruhen im Gelobten Land kommen Meldungen von jüdisch-arabischem Streit in der malerischen algerischen Felsenstadt Constantine — von den Franzosen rasch unterdrückt, aber dennoch ein bemerkenswerter Vorgang.

Weiter im Osten ist persischer Staatsbesuch in der Türkei wohl aufgenommen worden; doch verzeichnen wir als Zeichen persischen Selbstbewußtseins den Eifer, mit dem die an sich wenig glaubhafte Nachricht dementiert wurde, daß türkische Instruktionsoffiziere nach Persien geholt worden seien. Um Kurden und Assyrer ist es still geworden — traurige Zeugen einer inzwischen liquidierten britischen Vorderasienpolitik, von denen man ungern spricht und für die man wenig genug getan hat. Selbst die Unterbringung der wenigen aus dem Irak herausgelangten Assyrer macht Mühe genug.

Aus dem südafrikanischen Bereich ist das Fortschreiten der Einigungsbewegung zu melden, die durch britische Widerstände in Natal und kapholländische Widerstände in der Kapprovinz nicht ernsthaft gefährdet werden kann. Schmerzlicher für die Regierung Hertzog-Smuts ist die wohl verklausulierte, aber dennoch eindeutige Antwort, die von England in der Frage der südafrikanischen Protektorate erteilt worden ist. Die von der englischen Regierung eingesetzte Prüfungskommission ist nicht zu dem in Südafrika erhofften, freilich kaum erwarteten Ergebnis gekommen, daß die südafrikanischen Protektorate aus der Fürsorge des englischen Kolonialministeriums in die Fürsorge der Südafrikanischen Union überzuleiten seien. Der Bericht der Kommission ist ein Meisterstück ruhigen Abwägens und vorsichtig formulierten Mißtrauens. Ausgangspunkt seiner Ablehnung ist die allerdings einwandfreie Feststellung, daß die Protektorate (Basuto-, Betschuana- und Swasi-Land) als besondere „Trusts" den schwarzen Eingeborenen gegenüber zu betrachten seien; daß daher jede Überleitung der Verwaltung aus den Händen des Mutterlandes in die Hände des Dominions von Garantien in bezug auf die Eingeborenenpolitik begleitet sein müsse. Wie aber sollten solche Garantien geschaffen werden? Der Dominionstatus schließe völlige Souveränität der inneren Gesetzgebung ein; selbst wenn das Dominion bei der Übernahme der Protektorate sich zu einer bestimmten Politik verpflichte, schütze das nicht vor einer einseitigen und willkürlichen Änderung der betreffenden Gesetze zu beliebigem Zeitpunkt... (Sollte dieser Erkenntnis ein wenig irische Erfahrung zugrunde liegen?) Das aber sei den Eingeborenen gegenüber nicht zu verantworten, zumal ja bekannt sei, daß die Eingeborenen in der Südafrikanischen Union in ihren Rechten dauernd gemindert würden. Eine bittere Pille für die Südafrikanische Union; wir wollen die Motive reiner Menschlichkeit, die aus diesem Bericht sprechen, nicht in Zweifel

ziehen. Aber vielleicht hat die erlauchte Versammlung ehemaliger Kolonialgouverneure, die für diesen Bericht verantwortlich zeichnet, doch nicht ganz zu vergessen vermocht, daß eine „liberale" Eingeborenenpolitik in den der Union unmittelbar benachbarten Teilen Südafrikas eine wirksame Hilfe zur Erzielung dauerhafter Empiretreue bei den Buren sein könnte? Englische Staatsmänner haben häufig die glückliche Fähigkeit, Staatsnotwendigkeiten mit den Forderungen höchster Menschlichkeit in Einklang zu bringen...

Den weniger subtilen Nordamerikanern fällt das weniger leicht. Immerhin ist auch aus dem Bereich des nordamerikanischen Imperialismus ein Stück wiederhergestellter politischer Menschenrechte zu vermelden. Auf jener Antilleninsel, auf der die Übertragung der Französischen Revolution seinerzeit so seltsame politische Lebensformen hervorgebracht hat, ist der letzte nordamerikanische Marinesoldat verschwunden. Was an amerikanischer Machtstellung bleibt, wird der Verwaltung durch Zöllner und Bankleute anvertraut. Ob Haiti damit glücklich wird, ist eine andere Frage. Es zeigt sich gerade an solchen kleinen tropsichen Monokulturinseln immer wieder, daß es sehr viel leichter ist, die innere Ordnung, das Lebensgleichgewicht eines solchen Raumes zu stören, als das gestörte wiederherzustellen. Die Entwicklung der Nachbarinsel Kuba ist der beste Beweis dafür. Fremdherrschaft und Ausbeutung für fremde Kolonialinteressen, erst für spanisch-europäische, dann für nordamerikanische, ist nun durch bald viereinhalb Jahrhunderte das Schicksal dieser Insel gewesen. Und wenn die Vereinigten Staaten heute keine Verantwortung für die Insel tragen wollen, weil sie die Zuckerkrise im eigenen Lande haben, so ändert das nichts an den historischen und geopolitischen Tatsachen. Im übrigen ist das Schicksal Kubas ein Beispiel für das, was die Philippinen erwarten könnte, wenn sie am Ende der zehnjährigen Übergangszeit wirklich unabhängig würden; ein Wenn, hinter dem die Leser der indopazifischen Berichte mehr als ein weiteres Wenn erkennen werden. Die Schicksalsgleichheit zwischen Kuba und den Philippinen hört in dem Augenblick auf, wo das zentralamerikanische Mittelmeer zu einem historischen Rastplatz und „pleasure-ground" wird — gegenüber der weltpolitischen Zentralstellung, in die das australasiatische Mittelmeer gerät.

Inzwischen mangelt es den Vereinigten Staaten, die wieder einmal pazifische Flottenmanöver abhalten, auch nicht an inneren Sorgen. Zu den Wirren in dem unglücklichen Trockenheitsgürtel von Dakota gesellen sich nicht minder theatralische Unruhen an der Mississippi-Mündung, in Louisiana. Außerdem flutet eine Welle von Streiks durch das ganze Land — Streiks, in denen an mehr als einer Stelle sowjetbefreundete Hände zu spüren sind. Ein seltsamer, aber zu gewärtigender Dank für die Anerkennung, die man den Sowjets aus pazifischen Befürchtungen und finanziellen Hoffnungen gewährt hat. Immer wieder müssen wir darauf hinweisen, daß niemand vorhersagen kann, zu welchen inneren Gestaltungen die „amerikanische Revolution" noch führen wird, um eine mißverständliche Über-

setzung des „New Deal" einmal mit aller Vorsicht und allem Vorbehalt zu gebrauchen.

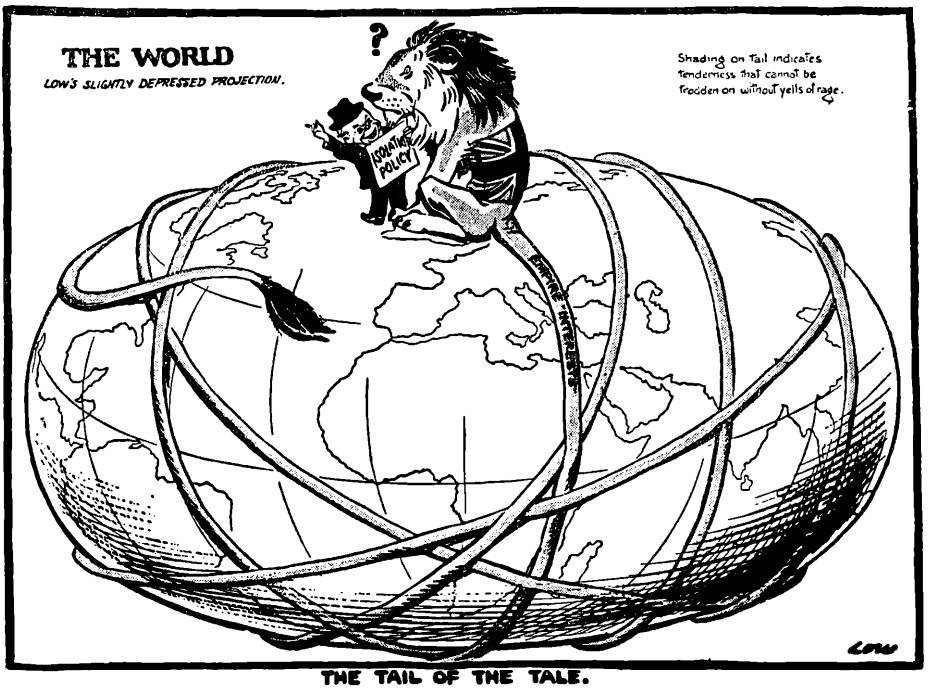
Einstweilen zeigen sich reizvolle Parallelvorgänge im staatspolitischen Ziel zwischen dem größten nordamerikanischen und dem größten südamerikanischen Staat. Hier wie dort das Bestreben der Zentrale, überkommen föderative Rechte zu überwinden und auszuschalten — ein Vorgang, der in der neuen brasilianischen Verfassung sehr deutlich sichtbar ist —, verbunden mit einem Vorgang scharfer „Nationalisierung". Wird er in Brasilien fortgeführt und überträgt er sich auf die anderen südamerikanischen Staaten, dann wird sehr bald auch Südamerika ein Gesicht erhalten, das grundverschieden ist von jenem Südamerika, das sich mit Menschen füllen wollte, und aufnahm, wer den Weg über den Atlantik fand. Technisch wird dieser Weg immer schneller und leichter — eben wird ein neuer Flugstützpunkt im Mittelatlantik in Dienst gestellt —, wirtschaftlich und politisch wird er immer weiter. Dieses Auseinanderklaffen zwischen technischer und psychischer Entwicklung aber ist nicht auf den Südatlantik beschränkt. Hier vollzieht sich ein allgemeines Schicksal.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Ausgangspunkte dieses indopazifischen Berichtes sind zweckmäßig eine Spottzeichnung von Low: „Die Welt in Lows leicht herabgestimmter Projektion", mit dem britischen Löwen, in betrübter Haltung seines weltumspannenden Anhängsels gedenkend, während ihm die Politik der Einsamkeit [Isolierung] empfohlen wird, mit der Bemerkung: „Die schattierten Schwanzteile zeigen empfindliche Stellen, auf die man nicht treten darf, ohne Wutgeheul zu wecken"; dann die Juninummer der „Far Eastern Review", und zwei Aufsätze des „Temps" vom 24. und 26. Juli.

Die Zeichnung von Low bringen wir in vereinfachter Form als Lehrbeispiel. Die heikelste Stelle darin ist das Gesamtgebiet der Straits, daneben Südafrika und Südamerika. Wohl sind die Bindungen des armen, scheinbar so reichen, aber auch so vielfältig gehemmten Löwen weltumspannend, aber besonders empfindliche lagern sich in der Umwelt von Singapore. Nicht nur die unmittelbare Nachbarschaft der französischen Luftüberlegenheit am Kanal hemmt die freie Willensbestimmung, sondern auch die Interessengemeinschaft im Südwestpazifik, von der das Britenreich nicht mehr loskommt, außer durch Selbstauslieferung an USAmerika.

Sollte sich die Bemerkung von William R. Castle, früherem Unterstaatssekretär USA., in „Views on Japanese Policy" („Far Eastern Review", XXX, Nr. 6, S. 241) etwa auf diese Bindungen beziehen? „Alle Nationen der Welt, welche die neue Politik (Japans) genau so mißbilligen wie wir, versuchen Japan zu überzeugen, daß die Vereinigten Staaten die Opposition dagegen führen, und einige



THE TAIL OF THE TALE.

darunter fügen noch andere Ratschläge hinzu, die alles eher als gütig sind. Es gibt ganz gewiß zwei Nationen, und möglicherweise noch mehr, die unglücklicherweise einen Krieg zwischen Amerika und Japan nicht sehr tief bedauern würden ..." Im weiteren Verlauf dieser offenherzigen Abhandlung werden auch noch einige dunkle Schlagschatten auf Moskau geworfen, dem man zutraut, „Japan und Amerika aneinander zu hetzen" und dann als lachender Dritter außen zu bleiben. „Moskau gießt bereits Propaganda zu diesem Zweck aus ..." — „Wir wissen nicht, was hinter diesem Strom von Propaganda liegt. Statt dem allzuviel besprochenen Krieg mag leicht ein vollständiges und freundliches Übereinkommen zwischen Japan und den Sowjets dort in Geburtswehen liegen." — „Japan ist unvergleichlich die stärkste Nation im Westpazifik." — „Wenn Japan und Amerika andern Nationen gestatten würden, sie in einen dummen (silly) und höchst unnützen Krieg, gleichviel aus welchem Grunde, hineinzuhetzen, würde die Welt um eine Generation zurückgeworfen." — (Bloß um eine, fragt der Herausgeber?) — „An unsrer Freundschaft mit Japan festhalten, heißt nicht, China verlassen. Eher sollte es helfen, China und Japan wieder einander näherzubringen ... ehe diese beiden Nationen wieder beisammen sind, kann es keinen sicheren Frieden im Orient geben."

Soweit William R. Castle, der immerhin hinter den weltpolitischen Vorhang am Pazifik gesehen hat.

Das ist eine Warnung, sich nicht zu weit vom wirtschaftlichen Ärger über die japanische Konkurrenz fortreißen zu lassen, wie etwa M. Th. Strewe in seiner Formel über „Das wirtschaftliche Aufbauprogramm Chinas" (Wirtschaftsring): „Jede Quadratmeile chinesischen Bodens, die unter den Einfluß Japans gerät, ist mehr oder weniger verloren für den Außenhandel und die Industrie der anderen Länder, wie das Beispiel von Formosa, Korea und der Mandschurei zeigt, und stärkt außerhalb des rein wirtschaftlichen Wettbewerbs die Wirtschaftsbasis unseres schärfsten Konkurrenten auf den ostasiatischen Märkten, Japan. Jede Quadratmeile chinesischen Bodens, die der Souveränität Chinas erhalten bleibt, bietet dem fremden Außenhandel und der Betätigung der ausländischen Industrie zukunftsreiche Möglichkeiten" — (bis sich auch China davon emanzipiert!) — „stärkt die Wirtschaftsbasis Chinas und gibt ihm damit die Möglichkeit, seine steigende Einfuhr durch seine Exporte zu bezahlen".

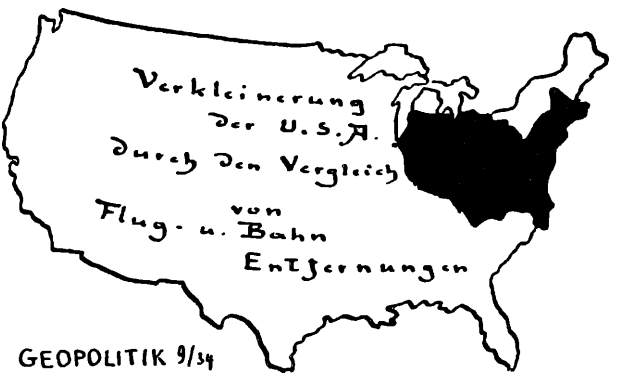
Das ist,wie Strewe selbst kurz vorher sagt, rein wirtschaftlich vom wirtschaftlichen Interessenstandpunkt, nicht vom politischen aus gesehen. Ebenso die javanisch-japanischen Gegensätze („D. A. Z." 27. Juli 1934; Korr. aus Haag). Castle, der USAmerikaner, und André Duboscq aber sehen eben politisch!

Darum überschreibt André Duboscq seinen „Temps"bericht zur Lage im Fernen Osten: „Le rapprochement sino-japonais et les Etats-Unis."

Der geistvolle Aufsatz des französischen Pazifikkenners, der nicht zum erstenmal lange vor andern das Herumschlagen des Windes spürt, steht natürlich unter dem Vorschatten der Flottentagung von 1935, die Japan und die Vereinigten Staaten nur vom pazifischen Standpunkt betrachten. Er sieht in der Tatsache, daß der Präsident der USA., mehr von Gedanken des einstigen Marinestaatssekretärs als des Wirtschaftsführers geleitet, auf einem Kriegsschiff nach Hawaii fuhr, — von wo er glücklich wieder in den Pudget-Sund-Häfen zurück ist — ein Vorzeichen. Er schließt mit dem Hinweis auf das neue Buch von Maurice Lachin: „Japon 1934" (N. R. F.) und die Schlußworte seines Kapitels über die japanische Seegeltung: „In Tokio sieht man im Augenblick nur in der Richtung von Washington, ohne sich um Moskau zu sorgen. Denn man glaubt in Japan, nur an der Politik der Vereinigten Staaten hänge für die nächste Zukunft der Friede des Fernen Ostens." Zwischen diesen beiden Pointen beleuchtet Duboscq schonungslos die ihm bekannten Hintergründe: „Die Washington-Tagung von 1922; die Einwanderungsakte von 1924; der Austritt Japans in Genf; die Anerkennung Moskaus durch USA. haben die pazifische Frage ungelöster gelassen als je. Überall stellt Washington japanische Ausfuhrsteigerungen fest: in Lateinamerika, Philippinen, Indonesien, Australien, Teilen Afrikas, in Großbritannien, Frankreich, Spanien, Norwegen, Schweden, überall auch auf Kosten der USA.-Ausfuhr. Nur in China sank der japanische Einfuhranteil infolge des Boykotts von fast 14 auf 9,71%. Begreiflich, daß man dies erhalten will!" „Die Konkurrenz ist stets im Hinter-

grund der Taten und Gesten von Amerikanern und Japanern in China..." — „Die Annäherung vollzieht sich ohne Lärm, ohne Eklat, echt chinesisch." — „Es ist nur, für solche, die es vergessen haben, daran zu erinnern, daß die diplomatischen Methoden zwischen Chinesen und Japanern nicht nur im Lichte unserer europäischen Erfahrungen gesehen werden dürfen." — Sonst läuft man nämlich Gefahr, plötzlich verfeindet mit beiden, allein außen in der Kälte zu stehen! Davor will Duboscq offenbar seine Landsleute warnen. Wir haben keinen Grund, den unsern diese Warnung vorzuenthalten.

Eine andere Warnung liegt in einem geopolitisch bedeutsamen Vortrag, den Victor Bertrandias über „Fliegerei-Lehren für den Fernen Osten" am 12. April vor dem Verkehrsdepartement in Tokio gehalten hat, der mit lehrreichen Karten auf S. 265—273 des Bd. XXX d. „Far Eastern Review", Heft 6, veröffentlicht



ist; zum Teil auch in einem Brief aus Indochina, Hanoi, Juli 1934, den Frédéric Bréville am 24. Juli 1934 im „Temps" veröffentlicht.

Das erste Warnzeichen ist deshalb wichtig, weil sehr selten die Zukunftsabsichten und die bisherigen raumüberwindenden Wehrtatsachen der Fliegerei so unbefangen weltbekannt gemacht werden; das zweite ist wertvoll, weil neben den Philippinen immer mehr dem französischen Indochina eine Art Manometerrolle für die indopazifischen Druckzustände im allgemeinen, im besonderen für die des australasiatischen Mittelmeers zukommt.

Unter den Weltflugkarten tritt nichts mehr hervor als die großartige Einheitlichkeit der Flugerschließung der Räume der Sowjetbünde und der Vereinigten Staaten im Gegensatz zu der verwirrenden Fülle Europas, der relativen Flugleere Südamerikas und Mittelasiens. Geopolitisch lehrreich ist ferner die Karte der Verkleinerung der Vereinigten Staaten beim Vergleich der Eisenbahn- und Flugzeiten, beim Festhalten von New York als Zentrum, auf einen Raum, der zwischen Kanadischen Seen, Ohiobecken und Cap Hatteras liegt.

Welche Raumverkleinerungen erfahren im Lichte des Unterschieds zwischen

Eisenbahn- und Flugzeiten der Durchmessung ihrer lebenswichtigen Strecken erst die kleinräumigen, menschenwimmelnden Mächte Deutschland, Italien, Japan, und wo vollends bleibt die „Wehrsouveränität" eines in einer Viertelstunde überflogenen Österreich, der an ihrer peinlichen Wespentaille 75 km breiten Tschechoslowakei? — Die 76 Eisenbahnstunden von New York nach Los Angeles schrumpfen auf 13 Flugstunden (bei drei Aufenthalten), die 84 von New York nach San Franzisko auf 20! Scharf tritt in allen Tabellen die langsame Überflügelung der kleinräumigen durch die großräumigen Mächte hervor; gewiß ist die Ausführung der Schlußkriegsleistung der USA. mit 20000 Flugmaschinen jährlich und 175000 Arbeitern, der 2100 Flughäfen in Japan nicht unbemerkt geblieben!

Das ist als „potentiel de guerre" eine peinliche Vorlage, wenn man in Japan sieht, wie die großen Luftkämpfer es nicht ohne 1300 Flugzeuge erster Linie und Reserven von rund 2500—3000 tun, während man selbst bis vor kurzem nur 800 erster Linie sein eigen nannte, von den 18333 Handelspiloten der USA. gegen 391 ganz abgesehen.

War der Vortrag eine scharfe Warnung? War er wirklich nur eine Anpreisung der Fortschritte der USA., in der ihre Söhne oft so stark sind, daß sie nicht merken, wie sehr sie dabei offene Wunden anderer berühren, zum Teil solche, die sie selbst aufgerissen haben? Gleichviel! Warnen sollte man sich dadurch lassen! Kolonialweisheit älteren Stiles verkündet der Brief aus Indochina. „Man hat schließlich bemerkt, daß man vielleicht aus Trägheit oder Unterlassung sündigte." — „Man spricht bereits von einer Wiederanpassungskrise!"

„Es ist ein neuer Geisteszustand, von dem der neue Generalgouverneur (an Pasquiers Stelle), Robin, Nutzen zieht." Trotz dem Fliegertod Pasquiers ist die Fliegerei in Indochina hoch über den uralten Sorgen der Reis-Monokultur hinweg in Blüte; Annam hat ferner die alte Sitte des Matriarchats durchbrochen und dem Hof eine junge katholische Kaiserbraut mit westlicher Erziehung gegeben: Mariette-Jeanne Nguyen Hou Hao, — die seltsam zur geistlichen Führerrolle ihres Gatten Bao Daï passen wird. So hat nach Siam auch Annam dem Zeitgeist sein Opfer gebracht; und nicht zuletzt sind es die über das Dämmer alter Kaiserpaläste wegsurrenden Maschinen, von denen, wenigstens sicher in Siam, die Umformung ausging.

Eine Untersuchung, die uns aus Indonesien zuging, zeigt in großen Linien, wie sehr das technische Denken an einem Staatsgefüge rüttelt, das seiner „efficiency" widerstrebt. Auch in größerer Nähe, als in Rußland, Deutschland, Italien, im Bereich der ostasiatischen Zerrungsbögen, nicht zuletzt in Japan selbst, könnte sie Belege finden! Auch diese Tempoverschiedenheit des Staats- und Wehrdenkens trägt dazu bei, die an sich schon genügend gleitenden (labilen) Zustände rings um das Australasiatische Mittelmeer noch weiterhin ins Gleiten zu bringen. Aber im Nordpazifik, zwischen Hawaii, dem japanischen Knick bei Tokio, der Hauptinsel, Wladiwostok und dem Schauplatz der nordamerikanischen nächsten Seemanöver um die Aljuten entscheidet sich, wer über den Süden befindet.

Nicht minder tätig als die ozeanischen Nachbarn des Wirrenherdes in China im Nordpazifik sind die kontinentalen Anlieger weiland chinesisch Ostturkestans in Zentralasien. Wir verzeichnen hier als neueste Leistung der rührigen Sowjetbünde nach japanischen Quellen eine Etappenstraße von Oso an der Grenze von Sinkiang nach „Chilgid" (?), wohl Gilgit an der indischen Nordgrenze, 850 km nach der Messung des japanischen Kriegsamts, den lang erstrebten „Abschneider". Dieselbe japanische Quelle meldet das mit Unbehagen betrachtete Monopolisieren des Turkestan-Handels durch die Sowjets und das Aufputschen der Mohammedaner, sich von China unabhängig zu erklären — was sie schon mehrfach waren. An dieser Stelle sitzt eben die Festlandmacht der Alten Welt, die Herrin der Steppen, am kürzeren geopolitischen Hebelende gegenüber den beiden Seemächten, der des Westens und der des Ostens; das wird durch Rußlands Eintritt in den Völkerbund nicht anders werden und namentlich in Indien, aber auch in der inneren Mongolei zu spüren sein.

Gern glauben wir auch den in Sibirien durchreisenden, aufgeregten angelsächsischen Zeitungsleuten, daß sie in Chita (Galen-Blüchers Hauptquartier) 50 Sowjetkriegsflugzeuge gesehen haben und 9 Schuppen für je 15 große oder 40 kleine, viele Öltanks und neue Kasernen. Die teuren Rüstungsgegenstände müssen doch im Monsun-Übergangsklima aufgehoben werden, wenn man sich an diesem andern Ende der Zange für Ostasien aufs Warten einrichtet und einstweilen mehr im Westen aktiv wird. Man zeigt sogar die Vorbereitungen etwas beflissen her und gibt sie auf 4000 Flugzeuge und 300 000 Mann an.

Da ist es nur sinngemäß, wenn Japan die Bewohner von Dairen und Port Arthur (Ryojun) durch große Flieger-Abwehrmanöver und Bomben-Abwurfübungen in großer Nähe auf etwaige Bereitschaften einschult und an das Krachen gewöhnt. „Preparations for emergencies" schreibt der „North China Herald", kühl die Tatsachen verzeichnend (20. Juni 1934; S. 414, 419).

Inzwischen rüstet, um das Durcheinander in China zu vergrößern, der Südwesten (Kwangsi und Kwangtung), im Gegensatz zu Nanking, angeblich ein Bürgerheer (Min Tuan) von rund 500 000 Mann, deren militärische Ausbildung durch 180 Stunden — also etwa drei Wochen — auf 1 Million ausgedehnt werden soll; darunter stellen 3000 Kantoner Studenten ihrer Erziehung zur Manneszucht besonders reizvolle Aufgaben.

Nur wenn man die Karte von China im gleichen Maßstab über die von Europa oder der Vereinigten Staaten legt, versteht man, daß im selben, einheitlich im Völkerbund vertretenen Lande fast zur gleichen Zeit der Süden schroff antijapanisch, die Mitte verhandlungsbereit, der Norden mit Japan verbündet sein kann; der Generalissimus aus dem Kriegsgebiet gegen die Kommunisten von Nanchang zur Zehnjahrfeier der Militärzentralakademie nach Nanking fliegt, dort von einigen erprobten Getreuen, aber auch einigen erprobten Untreuen umgeben ist, die wiederholt gegen ihn Panier aufgeworfen haben. Gleichzeitig kann in Genf der chinesische

Arbeiterdelegierte an Futing die fremden Konzessionen im Namen von 2 Millionen chinesischen Arbeitern angreifen, während der Stab der Ausbeuter in Nanking unter T. V. Sung mit dem neuen Botschafter für die Sowjets, Dr. W. W. Yen, paradiert.

Das ist eine geopolitische Momentaufnahme, die — [bei aller Hochachtung vor der Bewegung: „Neues Leben" in China] — doch zur politischen Vorsicht mahnt, auch wenn man sich in einzelnen europäischen Kreisen noch so sehr über das (vor dem Genfer Forum durch Asano übrigens bestrittene) japanische Dumping ärgert. Die Gegenwehr von Jouhaux unter Hinweis auf den unvermeidlichen Mißerfolg eines jeden Wettbewerbs auf Grund völliger Deflation und niedriger Löhne war nicht sehr überzeugend. Unberührt von allen Angriffen bleibt jedenfalls die technische Riesenleistung der Fremden auf asiatischen Böden, die z. B. allein in den Hafenbauten von Shanghai und Singapore steckt (vgl. „Far Eastern Review", XXX, Nr. 6, S. 243, O. M. Green: „The Future of Shanghai" —[auch mit seiner Japanerfrage bei einer japanischen Bürgerschaft von 20000 Köpfen gegenüber 13000 Briten], — oder ebenda: G. W. A. Trimmer: „The Port of Singapore", S. 277 [mit einer Bevölkerung von 567000, der am meisten kosmopolitischen der Erde, aber drei Viertel Chinesen und nur ein Achtel Malaien und etwa 8200 Europäern als „Kreuzweg des Ostens"]. Es ist ein höchst gedrängtes, glänzendes Stück Hafengeographie, das mit der Magna Charta der Hafenpolitik von Singapore beginnt, die Stamford Raffles 1819 in den Satz zusammengefaßt hatte: „Ich habe den Hafen von Singapore als Freihafen erklärt, mit offenem Handel für Schiffe aller Völker, frei von Abgaben, gleich und für alle." Schon 1820 meldete Farquhar ein märchenhaftes Aufblühen, das seitdem alle Krisen und Rückschläge überwand, freilich auch, zusammen mit Shanghai und Groß-New York, wohl das schwierigste Verstädterungsproblem der Erde aufwirft.

Ist das geopolitische Leitproblem dieser Rassen-Mischkessel von Welthafenstädten auf die letzte Form gebracht: zu viel heterogenes Volk auf zu wenig Raum, so umgekehrt das heikelste Kolonialproblem der pazifisch-indischen Welt, das westaustralische: zu wenig gleichbürtiges Volk auf viel zuviel Raum —, und doch mit dem Fluch der Arbeitslosigkeit bei unerhörtem Hochlohn-Egoismus geschlagen. Daher die erst im April wieder in legale Form gebrachten Versuche, sich von der australischen Gemeinwelt loszulösen, die 1933 von fast einer Zweidrittelmehrheit im Referendum gebilligt worden waren, aber die britische Krone und das britische Mutterland in große Verlegenheit setzen.

Tatsache ist, daß sich Westaustralien im Bunde sehr wenig wohl fühlt, daß diese Gefühle aber fast in allen Staaten der Gemeinwelt mehr oder weniger geteilt werden; nur werden sie durch die geographische Isolierung Westaustraliens gesteigert. Aber natürlich würde bei einer solchen Loslösung die Last der Verteidigung von Westaustraliens rund 7150 km Küstenentwicklung auf die britische Flotte allein fallen. Ganz Australien mag etwa 200000 Arbeitslose haben; aber sie

sind teuer und hängen an der Verstädterung, die in einem leeren, unentwickelten, weiten Landraum ein Anzeichen von Rassen-Ermattung ist.

Ganz anders sind die Erneuerungsanzeichen in der gleichfalls weiträumigen und viel zu dünn besiedelten eigentlichen mongolischen Welt zu bewerten, die neuen Auftrieb durch den russisch-japanischen Wettbewerb um ihre Gewinnung erfahren, der z. B. vom japanischen Standpunkt in „Far Eastern Review", XXX, H. 6, dargestellt wird. Unter japanischem Einfluß stehen etwa 3, unter russischem 2,5—3 weit verstreute Millionen Mongolen, das bedingte seit 1911 ein gewagtes Schachspiel zwischen den beiden Beschützermächten um den vorherrschenden Einfluß, wobei der Sowjeteinfluß zweifellos ohne Japans Dazwischentreten heute mindestens bis an das Tor des Nankaupasses reichen würde. Ein Werbeland im Stil der russischen Werbe-Sowjet-Republik ist zweifellos die von Manchukuo aufgerichtete Mongolenprovinz Hsingan mit ihren neuen Untereinteilungen: Nord-Hsingan (Barga), Ost- und Süd-Hsingan (östlich des Chingan), West-Hsingan (mongolische Teile von Jehol).

So bilden sich im Norden wie im Süden der gleitenden (labilen) Volksballungen der eigentlichen Monsunländer volksarme Leerräume mit Autonomiegelüsten, die Machtströme und Wanderbewegungen anziehen und damit Wirbelbildungen hervorrufen.

RUPERT VON SCHUMACHER:

Zur Theorie des Raumes

Die Untersuchung soll kein erschöpfender Beitrag zum Raumproblem sein, sondern nur eine Skizze, weshalb eine Aufnahme bereits gewonnener Erkenntnisse, wie sie in dem Aufsatz von Albrecht Haushofer „Zur Problematik des Raumbegriffs" Z. f. G. 1932/12 und in dem Buch von K. Pintschovius „Das Problem des sozialen Raumes", K. Vowinckel Verlag, Berlin 1934 enthalten sind, einer späteren Gesamtdarstellung vorbehalten bleibt.

Der geopolitische Raumbegriff

Über das Wesen des Raumbegriffs liegen aus der jüngsten Zeit zwei Untersuchungen vor: Otto Nickel erläutert in Heft 7/34 der Z. f. G. den Raum als Waffe, und Eugen Diesel setzt sich in seinem neuesten Werk „Vom Verhängnis der Völker" mit der Landschaft als einem der völkerbildenden Faktoren auseinander. Es sind durchaus verschiedene Begriffe, die in diesen Untersuchungen mit dem Wort Raum verstanden werden, ja, Diesel spaltet eigentlich seinen „Landschaftsraum" in weitere zwei Begriffe auf: in die allgemeine Landschaft mit ihren natürlichen Wirkungen auf den Menschen als solchen und die in Geist, in Politik, in Schicksalsraum, in den politisch züchtenden Raum verwandelte Landschaft politisch bewußt gewordener Völker. Der Raum Nickels ist im Gegensatz zu den Begriffsprägungen Diesels nur die Bezeichnung für die dreidimensionale Ausdehnung der Materie (Gaswolke, Wasserflut), er ist lediglich ein physikalischer, nicht aber

biologischer, geographischer oder politischer Begriff. Der Raumbegriff Nickels ist vornehmlich statischer, der von Diesel angewandte dynamischer Natur.

Eine Definition des Raumbegriffs für das Gebiet der Geopolitik scheint somit angesichts der möglichen Diskrepanzen bei der Begriffsbildung nötig. Zweifelsohne bedarf die Methodik der wissenschaftlichen Geopolitik eines scharf abgegrenzten Grundbegriffs, da sie auf dem Terrain zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften sonst leicht in den Bann einer der beiden Seiten gerät. Rein dialektisch wird die Umgrenzung des geopolitischen Grundbegriffs — des Raumes — gewiß Schwierigkeiten bereiten, da er sich aus der Zielsetzung der Geopolitik nicht mit absoluter logischer Strenge ableiten läßt. Dagegen wird Inhalt und Umfang des Raumbegriffs sich verhältnismäßig leicht aus der Genesis des Begriffs ergeben.

Der Ausgangspunkt des geopolitischen Raumbegriffs liegt zweifelsohne im Raumbegriff der exakten Wissenschaften. Es bedarf keiner Erläuterung, daß sich die Geopolitik mit diesem Raumbegriff nicht auseinanderzusetzen braucht, wenn sie sich auch seiner insofern bedient, als er die stillschweigende Voraussetzung des geopolitischen Raumbegriffs darstellt. Praktisch entstammt der Raumbegriff der Geopolitik den Wehrwissenschaften, wo die Beziehungssetzung des mechanischen Raumbegriffs zur Landschaft aufgekommen war („Operationsraum"). In dieser Sinngebung überwiegt die mechanistische Vorstellung — das „Gelände", die topographische Beschaffenheit. Es ist der geographische Ort, wo etwas geschieht. Eine wesentliche Vertiefung erfährt dieser Raumbegriff durch seine Anwendung auf die Landschaft als Ganzes. In dieser Fassung bezeichnet der Raumbegriff einen Organismus: die Summe aller Faktoren des Milieus und ihrer gegenseitigen Beziehungen von der geographischen Seite gesehen. Dieser Begriff entspricht den erkenntnistheoretischen Erfordernissen der Geopolitik schon sehr weitgehend, aber indem die Geopolitik nur die in Zweckbeziehung zum Menschen stehende Umwelt im Umfang der Landschaft untersucht, betrachtet sie eigentlich nicht die Landschaft als solche, sondern die vom Menschen gewertete Landschaft, und bezeichnet das Ergebnis dieses Werturteils als Raum. Der Raum im geopolitischen Sinn ist also die auf den Menschen wirkende, dessen Interessen berührende und vom Menschen ideell und faktisch gestaltete Landschaft. Ersetzen wir in dieser Abgrenzung „Mensch" durch „Gemeinschaft", so erhalten wir die Definition des politischen Raumes. Neben dieser objektiven Bedeutung ist aber auch eine subjektive möglich und gebräuchlich. In der Zusammensetzung „Der russische Raum" z. B. ist nicht allein der Boden, die Landschaft, der von der russischen Volksgemeinschaft, von der russischen Politik bewertete außermenschliche Faktor „Milieu" gemeint, sondern auch die Menschengruppe, die Gemeinschaft selbst, mit allen ihren Merkmalen, wie Ausdehnung, Dynamik, Verfestigungsgrad usw. In dieser Form ist Raum ein sozialer Organismus mit allen Lebensäußerungen einer ausgesprochenen Individualität, deren Hauptelement der

„Mensch" und die „Landschaft" sind. Sehr deutlich kommt diese Begriffssetzung in der Bezeichnung der Raumwünsche zum Ausdruck, z. B. der „Drang zum Meer" ist nicht eine Erscheinung, ein Merkmal, eine Wirkung des objektiven Raumes, sondern ein physischer und psychischer Wunsch der Gesamtheit, eine Willensäußerung der Gemeinschaft, wenn man trotzdem von einer Raumwirkung spricht, meint man eben die Gesamtheit der ursächlichen Wechselwirkungen zwischen Mensch und Landschaft, den sozialen Organismus. Die Geopolitik ist noch einen Schritt weitergegangen und hat eine vollständige sozialwissenschaftliche Abstraktion aus dem Raumbegriff entwickelt: den Raumbegriff in der Prägung „Gesetz der wachsenden Räume" Zweifelsohne ist damit nicht gemeint, daß die Landschaft größer wird, auch nicht die Tatsache der Gemeinschaft, sondern daß sich eine bereits vorhandene Gemeinschaft — z. B. „Volk" — vertieft, verfestigt, eine bessere Organisation erhält, sich ihrer stärker bewußt wird — „Staat" — (z. B. Stamm — Volk — Übernationale Gemeinschaft Deutsches Volk — Deutsches Reich). Raum bezeichnet in diesem Fall also einen sozialen Entwicklungsstand bzw. -vorgang. Der Begriff ist vom Mechanischen restlos gelöst: Dreidimensionalität, Ausdehnung gehören nicht mehr zum Begriffsinhalt.

Es ergibt sich demnach folgendes Schema des Raumbegriffs:

		Synonym für Raum	Erläuterung
Graduelle Abnahme des Begriffsumfanges	objektiv	1. Ausdehnung	Mechanist. Abstraktion, Begriff der Körperlehre und Philosophie („Dreidimensionalität").
		2. Operationsfeld	Geographischer Ort, an dem etwas geschieht, Begriff der Wehrwissenschaft, mechanistischer Charakter.
		3. Landschaft	Die Summe aller Faktoren der Umwelt und ihre Wechelbeziehungen und Kräfte, Begriff der Geographie (biologisches Synonym: Milieu), lebendiger Organismus.
		4. (polit.) Raum	Die vom Menschen (der Gemeinschaft) gewertete Landschaft, also die auf den Menschen (die Gemeinschaft) wirkende, dessen (deren) Interessen berührende, von diesem (dieser) gestaltete Landschaft. Begriff der Geopolitik.
Inhaltsänderung	subjektiv	5. Eigenname der Gemeinschaft	Das Gemeinschaftsindividuum als biologische Erscheinung — Gemeinschaft plus Landschaft, Begriff der Geopolitik, soziales Individuum.
		6. Raum als sozialer Entwicklungszustand gedacht	Vollständige Loslösung vom Begriff der Ausdehnung.

Mit dieser geopolitischen Begriffsfassung des Raumes werden aber auch die Kritiker widerlegt, die der Geopolitik Milieulehre vorwerfen: die Geopolitik geht

nicht von der Materie aus, sondern vom wertenden Menschen, im Mittelpunkt ihres gesellschaftswissenschaftlichen Systems steht der Mensch und nicht die Landschaft, aber sie untersucht die spezifischen Wechselwirkungen zwischen dem Teilfaktor Landschaft und dem Gesamtfaktor Mensch, wobei jedoch sowohl die Landschaft als auch der Mensch als solcher als züchtender Faktor erscheint. Im weiteren Sinn ist die Geopolitik schon auf Grund ihres Raumbegriffs eine normative und nicht eine beschreibende Wissenschaft.

Die Wertung der Landschaft

Der geopolitische Raum ist keine Konstante. Sowohl das menschliche Werturteil als die Landschaft sind veränderlich. Gedanklich gibt es daher zwei ursächliche Möglichkeiten: entweder die Menschen wechseln, mit ihnen die Wertmaßstäbe und der Raum in der gleichen Landschaft, oder die Landschaft ändert sich und damit ihre Wertung durch den gleichen Menschen. In der Praxis wird eine Trennung der raumändernden Ursachen in diesem Sinn sehr schwer möglich sein, da es einen „Raum", den der Mensch nicht auch faktisch verändert, gar nicht gibt. Die faktische Veränderung durch den Menschen bedeutet aber schon wieder an sich eine bestimmte Bewertung durch den Menschen, die Vorgänge und Beziehungen verknoten sich also derart, daß Ursachenfeststellung nur auf dem Wege der (isolierenden) Abstraktion zu erzielen sind.

Sowohl erkenntnistheoretisch als auch für die politische Normenbildung wesentlich ist die Feststellung der landschaftswertenden Maßstäbe und der Wertungsursachen beim Menschen. Leider sind wir auf diesem Gebiet erst in den primitivsten Anfängen, es fehlen die Hilfserkenntnisse der Psychologie, der Biologie, der Sozialwissenschaften usw. Lediglich in groben Umrissen sind Ursachen und Wirkungen festzustellen.

Die Wertung der Landschaft erfolgt grundsätzlich in zwei in der Praxis voneinander nicht zu trennenden Formen: in der ideellen und in der faktischen. Die ideelle Bewertung, die in teleologischer oder ästhetischer Richtung erfolgt, läßt die Landschaft unberührt, verändert aber den Raum, die faktische (technische) ändert auch das Landschaftsbild. Die ideelle Bewertung setzt sich ihrerseits aus zwei Komponenten zusammen: der psychischen und der physischen, aber erst zusammen ergeben sie das Urteil, auf Grund dessen sich der Mensch bewußt oder unbewußt der Landschaft anpaßt, indem er sie bejaht oder ablehnt. Das ideelle Urteil ist unbedingt primär, es ermöglicht übrigens nur ein passives Verhalten gegenüber der Landschaft. Die zweite Stufe ist die Umwandlung der Landschaft durch den Menschen, um sie ihrerseits dem Menschen anzupassen.

Die theoretische Trennung dieser beiden Wertungsformen ist wichtig, weil sie eine allerdings äußerst beschränkte Feststellung der Wertungsmaßstäbe er-

möglicht, bzw. die ihnen entsprechenden Raumtypen abgrenzt. Die ideelle Wertung wird verschieden sein nach anthropologischen Gruppen, sozialen Formen, dem geistigen Niveau, die faktische entspricht dem Stand der Entwicklung der Kulturlandschaft.

Fälle anthropologischer Wertungsverschiedenheiten kennt die Geopolitik verhältnismäßig zahlreiche. Eines der interessantesten Beispiele bieten die Karpaten. Die Slawen mieden das bewaldete Gebirge, die Germanen drangen rodend ein, die walachischen Hirtenstämme (Thraker) fanden in der Almenregion ihre Wanderbahn, in die gerodeten Gebiete zog der Slawe ein, und das madjarische Steppenvolk sah es als Schutzwall an. Dem einen Rassentypus erschien dieses Gebirge als unbewohnbare Wildnis, dem andern als erwünschtes kolonisatorisches Betätigungsfeld, dem dritten als Wanderstraße, dem vierten als Schutz. Dementsprechend verschieden war der Raum: es war der Siedlungsraum des Germanen, der Wanderraum der Walachen, der Schutzraum des Madjaren, die Anökumene des Slawen. Ein ähnliches Beispiel verschiedener Landschaftsbewertung zeigt sich im Grenzempfinden: Was dem einen eine ideale Lineargrenze ist, wertet der andere als Landschaftsleitlinie (Flüsse, Pässe — Romanen, Germanen); während dem einen der Wald als Grenze (Anökumene) erscheint, sieht ihn der andere als Lebensraum begrenzt durch die Anökumene der Steppen und Wüsten.

Weitaus schwieriger ist die Feststellung der Gesamtwertungen durch die verschiedenen Gemeinschaftsformen. Theoretisch wird sich der Raum einer religiösen Gemeinschaft im Prinzip sehr scharf von dem einer staatlichen oder einer bloß durch gemeinsame Siedlungsform gekennzeichnete Gemeinschaft unterscheiden. Ein Feudalstaat wird eine andere Raumform schaffen als ein Beamtenstaat, eine „raumüberwindende" Macht, eine Panidee einen anderen Raumtypus als eine wirtschaftliche Gemeinschaftsform, eine Sprachgemeinschaft, eine ihrer bewußt gewordene Gemeinschaft einen anderen als eine ihrer selbst noch nicht bewußt gewordene. Der Feudalstaat hat territoriale Exklaven und Enklaven als Selbstverständlichkeit angesehen, der zentralistische erstrebt den geschlossenen Raum. Einer nationalen Gemeinschaft mögen Gebirge Hindernisse sein, einer religiösen nicht, ein Territorialstaat zerteilt, was ein Hirtenstamm als Einheit ansieht usw. Nichts ist deshalb gefährlicher als die pseudogeopolitische Methode, als raumbildend einfach die Topographie der Landschaft anzusehen. Ein Beispiel hierfür ist das pannonische Becken. Eine Ebene, umgeben von Gebirgen, das genügt dieser Methode, um einen Raum vor sich zu sehen. Zweifelsohne: Dem Schutzbedürfnis des zentralistischen Staates entspricht die Ausdehnung eines Staatswesens über diese gesamte Landschaft durchaus. Die strategische Überlegung des „Binnenvolks" spricht ebenfalls dafür. Aber die völkische Gemeinschaft des Staatsvolkes hat sich einen ganz andern Raum geschaffen, ebenso ist er den Konfessionen keine Einheit, der Staatssprache nicht und ebensowenig den Kultur- und Siedlungsformen usw. Daher

die Diskrepanz zwischen Volks-, Sprach-, Staats-, Verkehrs-, Kultur-, Konfessionsraum im alten Ungarn.

Am leichtesten sind die Wertungsverschiedenheiten festzustellen, die sich aus den kulturellen Unterschieden, aus dem Stand der geistigen Entwicklung ergeben. Entdeckungen und Erfindungen, Ideen haben vollständige Umwälzungen des politischen Raumes erzeugt, ohne daß die Landschaft als solche im geringsten geändert wurde. Schon eine bloße Erfindung kann eine Landschaft völlig umwerten; der Benzinmotor macht aus Wüsten wichtigste Wirtschaftsgebiete (Ölquellen), der künstliche Stickstoff entwertet die Salpeterwüsten, d. h. die politische Bedeutung der Landschaft ändert sich nicht erst mit der Verwertung der Erfindung, sondern schon im Augenblick der Erfindung: eine neue Raumeinheit ist entstanden.

Die Wertelemente sind jedenfalls nicht durch die horizontale und vertikale Gliederung allein gegeben und haben keine absolute Gültigkeit für alle Rassen, Völker, Gemeinschaftsformen, Kulturstufen. Die Beziehungen zwischen Mensch und Landschaft sind weitaus subtilerer Natur und steten Veränderungen unterworfen.

Der Umbau der Landschaft

Seit dem primitivsten Eingriff in die Landschaft datiert die faktische Umwertung des Raumes. Schon ein einfacher Fußsteig ist ein neuer Faktor in der Landschaft, wenn auch seine Wirkungen sehr geringe sein werden. Je weiter aber die Bildung der Kulturlandschaft fortschreitet, desto intensiver werden die Wirkungen des Landschaftsumbaues sein. Die Verlegung von Flußläufen, die Entwässerung von Mooren, die Verwandlung von Wald und Parksteppe in Kultursteppe, die Abholzung von Gebirgen, Wüstenbewässerung, Küsteneindeichung, die Verwertung der Wasserkräfte, schließlich Krieg und Zerstörung, Ausbeutung der Bodenschätze usw. ändern die Landschaft von Grund auf um und bilden natürlich vollständig neue Räume mit neuen gewollten oder ungewollten Wirkungen. Verkarstung, Änderung der Waldgrenze, Änderung des Grundwasserstandes, Klimaänderungen, Verlegung von Wasserscheiden, Neulandbildung, Bodenerschöpfung sind die Folgen des menschlichen Eingriffs, der seinerseits fortlaufend die Ursache immer neuer ideeller Bewertung wird.

Es ist ein fast unbeackertes Gebiet: die politische Seite der künstlichen Landschaftsbildung. Einzelne Feststellungen auf diesem Gebiet lassen eine sehr starke Ausbeute vermuten. Ein besonderes Kapitel dabei ist die faktische Raumänderung durch rein politische Eingriffe in die Kulturlandschaft, also durch ideelle Raumumwertungen.

Die einschneidendste Umwertung des Raumes hat die Eroberung der Luft gebracht. Der Raum ist dadurch auch im geographischen Sinn dreidimensional geworden. Anfänge dazu waren wohl schon in der Erweiterung des Wirtschaftsraumes in das Erdinnere gegeben, aber die eigentliche Dreidimensionalität des

Lebensraumes war erst mit der Möglichkeit, die Erdoberfläche in „beiden Richtungen" zu verlassen, vorhanden. Der Raum besitzt also jetzt nicht mehr die Eigenschaft des Feldes, der geographischen Zweidimensionalität, er hat eine Veränderung erfahren, die in mancher Hinsicht ihn dem mechanischen Raumbegriff nähert. Die Folge ist in erster Linie ein Empfindungswandel, der das Raumgefühl stark aus dem Landschaftlichen heraushebt und ihm architektonische Züge verleiht. Der Empfindungsinhalt des Raumbegriffs ist durch diesen Wandel ähnlich dem, den man mit der Vorstellung eines Wohnraumes, eines Gefäßes verbindet, er entspricht nicht mehr der lebendigen Vorstellung der Umwelt. Vielleicht ergibt sich daraus die heute so beliebte Beurteilung des politischen Raumes nach der Topographie eines Gebietes, während alle andern landschaftlichen Faktoren vernachlässigt zu werden pflegen.

Dieser Raumwandel ist übrigens einer der wenigen Fälle, wo sich die Menschheit der politischen Bedeutung des technischen Raumumwertens bewußt geworden ist. Es bahnt sich eine allgemeine Umstellung des praktischen Lebens auf diese Tatsache an, die auf einen vollständigen Wandel unserer Lebensformen hinausläuft.

Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle das Gegenstück zur faktischen Landschaftsumgestaltung erwähnt: die Umformung des Menschen durch die Landschaft. Zweifelsohne beeinflußt die Landschaft die physische und psychische Natur des Menschen, und zwar sowohl des einzelnen wie der Gemeinschaft. Welche Grenzen aber diesem Einfluß gesteckt sind, läßt sich kaum entscheiden, weil vor allem die Zeitläufte, in denen sich solche Vorgänge abspielen, für uns unüberblickbar sind. Immerhin kann man wohl auf Grund der Ergebnisse der Rassenforschung annehmen, daß dem stetigsten Typus — der Rasse — auch ein ganz bestimmter Landschaftstypus entspricht, daß also die Einwirkungsmöglichkeiten der Landschaft in diesem Fall also praktisch null sind: Eine Umformung der Rasse durch das Milieu ist nicht mehr möglich.

Raumpolitische Empirie und Spekulation

Im Hinblick auf den staatspolitisch handelnden Menschen ergibt sich die Frage, ob die Raumpolitik ein Ergebnis moderner wissenschaftlicher Erkenntnis ist. Die Antwort liegt eigentlich schon in der Definition des geopolitischen Raumbegriffs eingeschlossen. Das heißt: Zumindest die unbewußte Einbeziehung raumpolitischer Gesichtspunkte in politische Entscheidungen ist ebenso alt wie das menschliche Gemeinschaftsleben. Anders muß die Antwort allerdings lauten, wenn man als Politik das bewußte Handeln einer Gemeinschaft ansieht. Die Voraussetzung einer Raumpolitik wäre dann die bewußte Erkenntnis des Raumfaktors, die Erkenntnis der politischen Wirkungen der Beziehungen zwischen Mensch und Landschaft. Eine solche Raumpolitik kann erst überhaupt von dem Tage an datieren, an dem eine Gemeinschaft ihrer selbst bewußt geworden ist, sie wird aber auch eines

bestimmten Entwicklungsgrades bedürfen, gewissen Ansätzen zu staatlichen Formen. Es ist aber keineswegs ein unbedingtes Erfordernis raumpolitischer Erwägungen, daß die Ursachen und Zusammenhänge tatsächlich bekannt sind. Voraussetzung ist lediglich, daß empirisch die Wirkungen bekannt sind, bzw. das sie auslösende Moment. Der handwerkliche Charakter der Raumpolitik ist aber die Erscheinungsform der Raumpolitik jedes Staatswesens. Erst die Neuzeit, ja sogar erst die letzten Jahre haben durch die wissenschaftliche Erforschung der Kausalzusammenhänge einen völligen Wandel der raumpolitischen Methoden angebahnt. An die Stelle der Empirie tritt die raumpolitische Spekulation, die zweifelsohne die höchste Form raumpolitischen Handelns darstellt. Der Raumpolitiker handelt nicht, weil er die Wirkung erfahrungsgemäß erwarten kann, sondern er berechnet die Wirkung, indem er die Elemente und Ursachen seinen Zwecken entsprechend abstrahiert und die theoretischen Normen der Wissenschaft zur Richtlinie seines Handelns nimmt. Die Aufstellung raumpolitischer Normen hat aber zu einem Denkfehler geführt: Man pflegt die Gesamtwertung der Landschaft durch eine Teilwertung, eine isolierende Abstraktion in der Praxis zu ersetzen und nähert sich damit stark mechanistischen Überlegungen, die auf Zeit, Distanz, Höhe, kurzum auf meßbare Faktoren Wert legen, aber die Unwägbarkeiten, die nur instinktiv erfaßbaren Faktoren außer Acht lassen. Die wirkliche Raumpolitik wird deshalb trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnisse niemals auf die Empirie völlig verzichten können, und sie wird sich bis zu einem gewissen Grad immer durch Gefühlswerte müssen leiten lassen, wenn auch die vernunftmäßigen Erwägungen den Vorrang behaupten mögen. Die Normen, die die wissenschaftliche Geopolitik aufstellt, sind keinesfalls mathematische Formeln, sondern Kunstregeln, die bei ihrer Anwendung des Künstlers bedürfen, nicht des Mathematikers.

CARL SCHMIDT:
Landschaft und Geschichte

Wenn man von Landschaft redet, dann wird oft darunter nur ein bildhafter Ausschnitt aus der uns umgebenden Natur verstanden. Über diesen zu engen Begriff kommt man hinaus, wenn man in einem solchen Landschaftsbild etwas Typisches sieht, das für einen weiteren Bereich der Erdoberfläche gilt. Diesen weiteren Bereich nennt man dann eine natürliche Landschaft. Wir verstehen also unter einer natürlichen Landschaft ein in sich mehr oder weniger abgeschlossenes Gebiet, das sich in seiner geographischen Ausstattung gegenüber den Nachbargebieten durch gewisse einheitliche Züge heraushebt. Als Beispiele für diese natürlichen Landschaften nenne ich nur die Oberrheinische Tiefebene oder das Norddeutsche Flachland. Dabei rechnen wir sicher zu den Ausstattungsstücken dieser Gebiete menschliche Werke hinzu wie die Felder der Bauern, das Haus des Heidjers, die Burg auf dem Berg-

gipfel. Aber wir sind durch das überkommene länderkundliche Schema gewohnt, doch in Gedanken eine Trennung zu vollziehen zwischen den rein geographischen und diesen historischen Elementen. Denn statt bei einer Landeskunde auszugehen vom gegebenen Landschaftsbild, redet man meist von Gebirgen, Flüssen, Klima und Pflanzenwelt und setzt in dieses mehr oder weniger leblose Bild hinterher den Menschen und seine Wirtschaft hinein. Mit dieser Betrachtungsweise muß endgültig gebrochen werden. Die Landschaft, von der wir zu sprechen haben, wenn wir das Thema Landschaft und Geschichte behandeln wollen, ist nicht die geographische — also eine Abstraktion, die es kaum irgendwo mehr gibt —, sondern die historische Landschaft, in der alles, was der Mensch in ihr gestaltet hat, gleichberechtigt steht neben der Mitgift der Natur. Können wir aber dann noch sagen „Landschaft und Geschichte"? Ja, wenn wir uns klarmachen, daß in der historischen Landschaft das Werden der Geschichte zu etwas wenigstens für den Augenblick Feststehendem gefangen ist, „Gewordenes" ist, dem das Werden der Geschichte gegenübersteht. Der oben entwickelte Landschaftsbegriff ist einleuchtend, wenn man an das Werden der heutigen Landschaft im Laufe der wechselvollen Erdgeschichte denkt. Weniger deutlich ist aber oft der Einfluß des Historischen im Landschaftsbild auf den Gang der heutigen Geschichte. Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen. Wenn wir den Kampf um die Saar abhängig sehen von dem Besitz der Kohlengruben, so sind diese der geschichtswirkende Faktor. Hier kann man allerdings weitergehen und die natürliche Ausstattung des Saargebietes mit Bodenschätzen als letzten Grund ansehen. Wenn aber die neue Grenze in Oberschlesien einen Bogen macht, nur um ein modernes Knappschaftskrankenhaus den Polen zuzueignen, dann macht allein dieses Haus, macht diese Tatsache Geschichte. Ich denke, diese Beispiele genügen, um zu zeigen, wie wenig man heute das menschliche Werk aus dem Landschaftsbild herauslassen darf, wenn man von ihrem Verhältnis zur Geschichte reden will.

Nach Ratzel ist der Staat gleich der Organisation eines Teiles der menschlichen Gesellschaft mit einem Stück der Erdoberfläche. Wir können die historische Landschaft ebenso definieren, nur mit der Abänderung, daß das Stück Erdoberfläche eine einheitliche Ausstattung besitzen muß, natürlich Landschaft sein muß. Dabei müssen wir uns bewußt bleiben, daß Staat und historische Landschaft hier nur gesehen sind in ihrer räumlichen Existenz, daß der Staat aber darüber hinaus noch andere Existenzformen besitzt, wie z. B. die juristische.

*

Es ist wohl deutlich geworden, daß man unter historischer Landschaft also nicht nur die Ruinen von Ninive oder die Burgen am Rhein zu verstehen hat, sondern sie ist überall da, wo der Mensch gestaltend in die Natur eingegriffen hat, sondern sie gestaltet von der Wirtschaft aus durch seine Pflanzungen, von dem primitiven Rodungsfeld des Eingeborenen im Urwald an bis zu den Weizenfarmen der Prärie, durch seine industriellen Anlagen, von der Pfeilspitzenwerkstatt der Steinzeit an

bis zu dem modernen Eisenwalzwerk, durch seine Wasserbauten, vom Schöpfrad des Fellachen bis zum Großkraftwerk und vom Bewässerungsgraben der Oase bis zum Panamakanal, durch seine Verkehrswege, vom kaum sichtbaren Urwaldpfad bis zur elektrifizierten Gebirgsbahn, durch seine Nachrichtenmittel, von der Trommel der Eingeborenen bis zum Funkmast, durch seine Siedlungen, vom Windschirm der Buschmänner bis zum Wolkenkratzer. Alles dies ist Teil und Landschaft und reagiert aufs Feinste auf geschichtliche Ereignisse. Wie rasch wurde doch der Verfall unseres Wohlstandes deutlich in dem verwahrlosten Zustand unserer Wohnhäuser, wie eindringlich wurde unsere Volksnot uns durch die stilliegenden Fabriken vor Augen geführt, die lebendige Menschen mitten in eine Ruinenlandschaft versetzten. Das Gelb, Rot oder Blau verunkrauteter Felder zeigen Höhe der Wirtschaftsform an oder sind Hinweise auf die wirtschaftliche Lage des Bauernstandes. Die Vielfalt der kleinen Äcker in Süddeutschland schafft eine andere Landschaft als der Großgrundbesitz im Norden Deutschlands.

Aber auch der Staat als Ganzes wirkt hier mit, da am deutlichsten, wo Staatsgrenze und natürliche Grenze nicht zusammenfallen. Die ostpreußische Grenze gegen Litauen trennt zwei durch ihre Kultur gänzlich verschiedene Landschaften, obwohl beide dem norddeutschen Flachland angehören. Die an Polen abgetretenen Gebiete haben nach der Schilderung von Reisenden schon etwas ihren Landschaftscharakter geändert. Gerade staatliche Planwirtschaft wie die Ansetzung von Siedlern ändert die ganze Landschaft, wie ich selber im Baltikum gesehen habe. Bilder aus der Arbeit des italienischen Staates in den pontinischen Sümpfen zeigen das neue Gesicht dieses Landes. So wird in jedem Augenblick historische Landschaft.

Von diesem so Gewordenen gehen wieder Kräfte rückwärts auf den Menschen aus. Der Mensch ist in die Landschaft hineingestellt, mit ihr verwurzelt. Sie wird ihm zum Schicksal. Wir wissen heute wieder um diese Verbundenheit. Die Rückwirkung auf den Menschen ist sehr groß. Denn wesentliche Kräfte der Landschaft wie die geographischen Faktoren erhalten sich mit größter Konstanz. Demgegenüber ist die Dauer geschichtlicher Epochen, die in einheitlicher Richtung gestaltend auf die Landschaft einwirken, als sehr gering anzusehen. Wir ahnen um den Zusammenhang zwischen Boden und Seele. Doch befinden wir uns hier erst am Anfang der Forschung. Es ist noch nicht eindeutig beantwortbar, wie die Psyche von der Landschaft beeinflußt wird. An Deutungsversuchen fehlt es hier nicht, und gerade eine Literaturgeschichte der deutschen Stämme wie die von Josef Nadler wird hier wesentliche Dienste leisten können. Man spricht von den Sachsen als dem Volk der Ebene, den Franken als dem Volk der Flüsse, den Alemannen als dem Volk der Berge und den Preußen als dem Volk des ostdeutschen Kolonialbodens. Das sind Deutungen, die neben dem Seelischen im wesentlichen auf das Physiognomische gehen, das nach W. Hellpach ein von der Rasse unabhängiges Produkt der Umwelt

ist. Wie die Erde auf die Entstehung der Rassen eingewirkt hat, liegt außerhalb unseres Themas, jedenfalls spielen dabei wesentlich größere Räume eine Rolle als einzelne Landschaften. Wenn wir aber vom Kantönligeist der Alemannen reden, dann ist das Wirkung der Gebirgslandschaft.

Zum Schicksal wird der Boden, weil er nicht nur Wohnhaus, sondern auch Erziehungshaus ist. Die Flußoase erzieht in Mesopotamien, in Ägypten, wie in China zu staatlich organisierter Gemeinschaftsarbeit in der Bewässerungskultur. So wirken Gewohnheiten, wie sie in der Landschaft wurzeln, auf den Erscheinungstypus des Menschen ein. Aber das Entstehen von Rund- und Langschädel auf die Verteilung von Gebirge und Ebene zurückzuführen, ist Unsinn.

Legen wir uns noch einmal die Fülle der hier aufgetauchten Fragen vor. Gehen wir aus von den Franken als dem Volk der Flüsse. Ist ihre heitere Wesensart bedingt durch die Lieblichkeit der von ihnen bewohnten Täler? Oder ist diese Leichtigkeit rassische Eigentümlichkeit? Hat diese Eigenschaft sie dazu geführt, planmäßig die ihnen entsprechende Landschaft zum dauernden Wohnsitz auszusuchen? Oder hat ein Schicksal sie in diese Gegenden geführt, unter deren Einfluß eine bestimmte Erbanlage zu dieser hervorstechenden Charaktereigenschaft entwickelt wurde, was in einer anderen Umgebung nicht eingetreten wäre? Fragen über Fragen, die unbedingt angepackt werden müssen. Gerade heute, wo man in bewußter Einseitigkeit Geschichte als Rassenschicksal sieht. Unser Thema lautet dagegen Geschichte als Raumschicksal. So lauten also alle Fragen in eine zusammengefaßt die Frage so: Welches ist der Zusammenhang zwischen Rasse- und Raumschicksal? Nach dem Worte von Blut und Boden hat keine Betrachtungsart das Vorrecht. Die Fragestellung hat aber eine wichtige praktische Bedeutung, wie ich an einem Beispiel zeigen möchte. Über Karl den Sachsenschlächter ist von rassischen Gesichtspunkten aus das Urteil gesprochen. Karl aber als der erste, der ein einheitliches Reich organisiert, ist er ebenso verurteilt?

Auch der Staat empfängt seine Eigenart, seine Prägung durch den vorherrschenden Landschaftscharakter. Wir sprechen z. B. von Gebirgs- und Tieflandsstaaten. Hierbei wirkt nicht nur die eigene Landschaft bestimmend, sondern auch der Gegensatz zu den charakteristischen Landschaften der Nachbarstaaten. Nah- und Fernkräfte sind hier am Werk, wobei oft erst auf dem Umwege über lange Kausalreihen das Endresultat zustande kommt.

*

All das, was wir von der Tätigkeit des Menschen in der Natur gesagt haben, was wir angedeutet haben umgekehrt als die Arbeit der Natur am Menschen, ist zeitliches Geschehen, ist Geschichte. Im wesentlichen ist diese Geschichte also einmal gesehen als Kulturgeschichte, zum anderen wirkt sie sich aus in der Bildung des Volkstums. Fassen wir aber Geschichte enger als Geschichte der Staaten, als politische Geschichte, dann tritt als Grundlage des großen Geschehens die Landschaft

stark in den Hintergrund. An ihre Stelle treten Landschaftsblöcke, Zusammenfassungen vieler Landschaften zu größeren Komplexen, in denen aber die Züge der Einzellandschaften noch enthalten sind. Wir können selbstverständlich von jedem kleinsten Raum eine Territorialgeschichte haben, deren Züge im Landschaftsbild sich finden lassen, deren Gang auch durch diese Teillandschaft in gewisse Bahnen gelenkt wurde, aber die doch im großen bestimmt wurde durch Elemente, die weit über den Rahmen der kleinen Landschaft hinausgriffen. Wenn ein A. von Hoffmann uns aus kleinen Räumen heraus deutsche Geschichte verständlich macht, so muß man wissen, daß diese Schicksal bestimmenden Orte eines Landes eben nachträglich sorgsam ausgewählt sind, nachdem sie ihre Schlüsselstellung in der Geschichte erwiesen haben.

In diesen Ländern — so wollen wir diese Landschaftskomplexe von jetzt an einfach nennen — tritt dann Neues als maßgebend für den Geschichtsverlauf hervor. Wir werden neue große Leitlinien finden, die diesem Zusammenhang das Gepräge und der Geschichte ihre Richtung geben. Hier schließen sich die Gebirge zu ganz anders orientierten Gebilden zusammen, das Netz der Flüsse hat einen anderen Schwerpunkt, Öffnung und Schranke zum Nachbarland erhalten ihr Gewicht. Alles sieht plötzlich anders aus, weil wir unseren Standpunkt verändert haben.

Ich möchte an dieser Stelle nochmals eingehen auf die Frage, die weiter oben schon aufgetaucht sein kann im Zusammenhang mit der Erwähnung von Nadlers Literaturgeschichte der deutschen Stämme, die Frage nach dem Zusammenhang von Stammesgrenze und natürlicher Landschaft. Wir wissen, daß die Sachsen als das Volk der Ebene auch Gebirgslandschaften bewohnten. Bedenken wir aber, daß wir es mit historischer Landschaft zu tun haben, so können wir verstehen wie die Arbeit des Menschen diese so verschiedenen natürlichen Landschaften zu einer Einheit verschweißt, und unser Begriff des Landes erweist sich als richtig gewählt. Denn jetzt erhält auch das Wort Stammland einen neuen Sinn.

So schafft sich der Mensch sein Land.

*

Damit ist zugegeben, daß sehr viel Subjektives in dem Begriff der Landschaft liegt. Uns interessiert davon aber zunächst das, was sich von diesem Seelischen in der Landschaft konkret formt und Gestalt annimmt. Wir nehmen es als ein deutliches Zeichen für den Verlust dieses Seelischen, wenn diese Formung planlos, naturwidrig, d. h. stillos ist. Diese seelische Kraft heute dem ganzen Volke wiederzugewinnen ist die große Aufgabe. Sie wird unternommen aus dem Glauben heraus, daß diese Kraft im wesentlichen die geschichtsbildende ist. Es handelt sich heute um eine Mobilisierung der Grundkräfte des Volkes, deren Auswirkung uns in jeder historischen Landschaft entgegentritt.

Doch zurück zu Land und Geschichte. Im Vorwort von Dietrich Schäfers Deut-

scher Geschichte, in Albert von Hoffmanns Buch „Das Deutsche Land und die Deutsche Geschichte", von Brandi und vielen anderen sind Versuche unternommen, deutsches Land und deutsche Geschichte zusammen zu schauen. Bei ihnen allen wird deutlich, daß es weder eine Kultur- noch eine Sittengeschichte noch eine Geschichte der menschlichen Gesellschaft allein für sich ohne den Raum gibt. Die Zusammenschau ist das wichtige. Dann vermeiden wir den Fehler, Geschichte zu deduzieren aus den geographischen Gegebenheiten — die ja in ihrer dauernden geschichtlichen Änderung als historische Landschaft nicht feste Größen sind, — wie umgekehrt den Fehler, nur das Historische in den Vordergrund zu stellen unter Mißachtung der Natur. Wenn jemand seine Heimat kennt, dann kennt er ihre Geschichte und ihre Natur. So müssen wir auch Geschichte treiben im Hinblick auf das ganze deutsche Land.

Sind wir damit nicht schon bei der Geopolitik? Insofern ja, als wir uns ihre Ansicht vom Staat als Lebewesen zu eigen gemacht haben und eine empirische Staatsauffassung vertreten. Aber Geopolitik geht darüber hinaus. Sie will mehr sein, nämlich eine angewandte Wissenschaft dadurch, daß sie Richtlinien für den Ablauf der Politik aufzustellen versucht. Nach Haushofer will sie „die wissenschaftlich erfaßbaren erdbestimmten und bodengewachsenen Züge des politischen Lebens verfolgen, wie sie sich im Ablauf des politischen Lebens erprobt haben." Deshalb ist ihr wichtigstes Ausdrucksmittel die suggestive Karte, darum beschäftigen sich die meisten geopolitischen Aufsätze mit ganz bestimmten Fragen wie Adriafrage, Mossulfrage, Bessarabische Frage usw. So ist Geopolitik mehr als die Zusammenschau von Land und Geschichte. Ist diese Grundlage für das Verständnis der Geschichte, so baut Geopolitik die gewonnene Erkenntnis weiter aus zum Rüstzeug für politisches Handeln. In ihr lernen wir also nicht nur Geschichte, sondern wir lernen aus der Geschichte. Und das ist uns Deutschen bitter nötig.

MAX BAUMANN:

Geopolitik und Geschichte

Bemerkungen zu Othmar Spanns Geschichtsphilosophie

Mit der nationalsozialistischen Revolution hat sich in Deutschland nicht nur eine neue Staatsform durchgesetzt, ist nicht nur ein Wechsel gewisser politischer und kultureller Formen vorgenommen, sondern ein die Tiefen unseres politischen und volklichen Seins erfassender Umbruch hat eine vom letzten Grund auf völlig neue Situation geschaffen. Unsere Existenz als Volk ist verwandelt, unser Verhältnis zum Reich der Werte und zu den Mächten der Geschichte ein völlig anderes geworden. Wir wissen jetzt wieder — nicht durch das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sondern durch die Wucht des Erlebnisses, das uns ergriffen hat — daß das deutsche Volk eine letzte Wirklichkeit ist, aus der jene Kraft strömt, die Staat, Kultur und Wirtschaft gestaltet. Und wir wissen weiter, daß „Blut und Boden" zwei Seiten sind, von denen her man dieser Wirklichkeit Volk nahe kommen kann. Deshalb sind Rassenkunde und Geopolitik nicht nur Wissenschaften von größtem Gewicht, sondern sie sind mehr als Wissenschaft, sind integrierender Bestandteil unserer Weltanschauung.

Von dieser neuen Grundlegung unseres Seins her betrachten wir die Geschichtsphilosophie Othmar Spanns[1]). Es ist schwierig, in ihre Gedankengänge einzudringen, denn Spann liebt eine an neuen Vokabeln und vom üblichen Sprachgebrauch abweichenden Bezeichnungen reiche Ausdrucksweise. Mancherlei Schwierigkeiten häuft er unnötigerweise dadurch auf, daß er fremdartige Ausdrücke wie Umgliederung, Ausgliederung, Gezweiung usw. anwendet, die in seiner Ganzheitslehre gewiß ihren sorgsam definierten Sinn haben, aber für den Leser nicht eben leicht verständlich sind. Eine Lehre gewinnt durch solche Vokabeln gewiß nach außen hin ein eigenes Gesicht, aber bei gründlicherer Überlegung spürt man zuweilen altbekannte Lehren in dem fremden Gewande. Nicht minder störend wirkt die häufige Verwischung des Unterschiedes zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie; es ist nicht einmal deutlich erkennbar, ob Spann diesen Unterschied anerkennt oder ablehnt. Daß Spann außerdem sehr ausgeprägt eine theologisch-katholische Geschichtsphilosophie schrieb, wäre nicht angreifbar, denn es mag sein, daß jede geschichtsphilosophische Besinnung mit Notwendigkeit hinführt zu der Frage nach dem letzten Sinn menschlichen Seins und Werdens. Aber man spürt um so schmerzlicher, daß hier über diese Frage gesprochen wird, ohne jede Berührung mit der modernen Wirklichkeit. Unendlich fern ist der Verfaser der inneren Haltung des gegenwärtigen Menschen, unendlich fern auch den tiefsten Überlegungen moderner Wissenschaft. (Grundlegend unterscheidet er sich dadurch etwa von der ebenfalls katholischen Geschichtsphilosophie Joseph Bernhart[2]).

Vielleicht tritt diese Fremdheit am unverhülltesten zutage in der schematischen Ablehnung dessen, was Spann „naturalistische Geschichtsphilosophie" nennt. Mit überraschender Unbekümmertheit faßt er unter dieser Bezeichnung zusammen die Aufklärung so gut wie den Humanisten und Romantiker Herder, Karl Marx so gut wie Oswald Spengler und den Grafen Gobineau. Da nimmt es denn nicht weiter Wunder, daß auch Friedrich Ratzel hier eingegliedert wird und mit ihm alles, was heute an geopolitischen Bemühungen vorhanden ist. Verzeichnen wir zunächst einmal, was Spann über dieses Thema zu sagen weiß: Von Ratzels Lehre heißt es: „was an Regeln dabei übrig bleibt, hat geschichtlich keine strenge Geltung[3]). Wenn damit gemeint wäre, daß es nicht im Sinne naturwisenschaftlicher Gesetze gilt, dann könnte man dem Verfasser zustimmen, aber daß er ihnen auch kulturwissenschaftlichen Wert abspricht, zeigt er wenige Zeilen später, wo er bereits von der „Bedeutungslosigkeit solcher

unweltlicher Lehrsätze" spricht. In einem zusammenfassenden Rückblick auf die naturalistische Geschichtsphilosophie, wobei Ratzel noch einmal ausdrücklich erwähnt wird, heißt es dann: „Man muß sagen, daß die naturalistische Geschichtsphilosophie in allen Gebieten ergebnislos geblieben ist[4]). Einen solchen Anspruch kann man sich kaum erklären, wo die Ergebnisse etwa der Ratzelschen Forschungen — man mag dabei über ihre Einzelheiten denken wie man will — klar erkennbar sind und eigentlich im Ernst gar nicht angezweifelt werden können. — Nach diesen Bemerkungen in dem Teil des Buches, der sich mit „Vorfragen der Geschichte" befaßt, folgt dann die eigentliche Auseinandersetzung mit der „Umweltlehre", wozu Spann die Geopolitik unbekümmert rechnet, in der „Geschichtlichen Kategorienlehre". Die Selbstsicherheit mit der da ohne die geringste Begründung abgeurteilt wird, die Fragwürdigkeit der Begründungen, wenn sie schon versucht werden, ist ebenso erstaunlich wie unwissenschaftlich. Man vernimmt zunächst, daß in einer Aussage wie „etwa, daß der Nordländer durch die Natur zu energischem Handeln erzogen würde, der Südländer erschlaffe" — einer Behauptung, nebenbei gesagt, die in dieser Primitivität heute kaum irgendwo aufgestellt werden dürfte — daß in solcher Aussage „ein Körnchen von Wahrheit liegen" möge, „aber keineswegs etwas Vollgültiges, mit dem die Geschichtsschreibung arbeiten könne"[5]). Das wissenschaftliche Vorgehen Spanns wird weiter dadurch charakterisiert, daß er ausführt: „Der Fehler aller Umweltlehre liegt schon am falschen Begriff der Umwelt, in der Annahme nämlich, als wäre die ‚Umwelt' etwas an sich dem Menschen Gegebenes... Der wahre Begriff sagt uns vielmehr, daß die ‚Umwelt' schon eine geistige Tat des Menschen ist[5])." Er hält es sogar für nötig, diesen in der Biologie und Soziologie längst selbstverständlichen Gedanken durch Beispiele zu erläutern, und bringt eine so welterschütternde Neuigkeit vor wie die Bemerkung, daß Europäer mit Eisen- und Kohlenlagern anders verfühlen als Naturmenschen. Hier kann man wirklich der Versuchung nicht widerstehen, Spann eine nähere Beschäftigung mit der geopolitischen und politisch-geographischen Literatur anzuraten; er wird dann finden, daß dort schon ungleich Tieferes und Gründlicheres gerade über diese Dinge gesagt ist. Solche Argumente der Geopolitik entgegenzuhalten geht wirklich nicht an, wenn man als Gegner ernst genommen werden will. Dann wird noch kurz gesagt, daß der Geist, der das eigentlich treibende Element der Geschichte darstellt, „sowohl nach Umwelt wie Rasse in der Geschichte stets mit dem Stoffe, den er vorfindet oder hervorlockt" arbeitet[6]). Aber diese Bemerkung, der man zustimmen kann, wenngleich sie sehr viel gründlicher hätte ausgeführt werden müssen, folgt dann die endgültig verurteilende Feststellung: „all das, was die alte ‚Anthropogeographie' und die neue ‚Geopolitik' an Gesetzlichkeiten aufstellten, hält nicht vor"[6]).

Nahezu alles, was heute im Brennpunkt der Aufmerksamkeit steht, wenn nach dem Sinn der Geschichte gefragt wird, rechnet Herr Spann in vereinfachtem Verfahren zur naturalistischen Geschichtsphilosophie, der er vorwirft, daß sie mechanistisch sei, keinen Raum lasse für die schöpferische Kraft, daß sie zu einer sozialen Physik führe, die mit Geschichte nichts zu tun habe usw. Offenbar weiß er nichts von der neuen Biologie, die unendlich fern ist jeder mechanischen Auffassung; offenbar will er nicht sehen, daß alle seine Vorwürfe insonderheit auf die wirklich vorhandene Geopolitik nicht zutreffen. Was hat er nun statt dessen zu bieten? Die Lehre, daß Geschichte Geist sei. Alles geistige Geschehen hänge zusammen, und es gäbe „einen einheitlichen Gesamtwerdegang in der Geschichte". Das geschichtliche Werden entsteht dadurch, daß eine Ganzheit durch den Akt der Gründung entsteht und sich nun weiter und weiter entfaltet. Durch ständige Umgliederung wird immer erneut die Verwirklichung der vollkommenen Ganzheit versucht, was jedoch niemals völlig gelingt. Mit Notwendigkeit ist alle Geschichte, alles irdische Werden vielmehr unvollkommen, Böses und Gutes in sich bergend. Die metaphysische Begründung für diese Dinge bringt dann katholische Überlegungen über das Werden der Welt, ihren göttlichen Ursprung und ihre Rückverbundenheit zu Gott.

Die geschichtsphilosophische Kernfrage unserer neuen Weltanschauung ist tatsächlich die nach dem Verhältnis von Mensch und Umwelt, von Natur und Geist. Freilich sind wir dabei über die Argumente Spanns längst hinaus. Der reine Idealismus, die Lehre von der unein-

geschränkten Wirksamkeit des Geistes befriedigt uns nicht mehr. Wir sehen wieder die Stärke der Natur, die uns freilich nicht mehr als ein Totes und Mechanisches erscheint, sondern als etwas, dem wir selbst zutiefst eingebettet sind. Nicht mechanische Gesetze fühlen wir in ihr wirksam, soweit es um den Bereich des Lebendigen geht, sondern gewaltige Kraftströme, die auch den Menschen durchströmen. Sicherlich gibt es für ihn die Freiheit der Entscheidung, die Möglichkeit zur Bestimmung der Richtung seines Handelns. Aber Raum und Rasse setzen ihm dabei unüberschreitbare Grenzen. Der Raum erzwingt nicht starr und unabwendbar einen bestimmten geschichtlichen Ablauf, aber er macht mancherlei denkmögliche Entwicklungen unmöglich. Der Mensch formt und durchdringt den Raum, gestaltet ihn und setzt sich mit ihm auseinander, überwindet seine Hemmungen und stößt doch immer wieder an letzte unüberschreitbare Grenzen. Um ein dem Buche von Spann angepaßtes Beispiel zu geben: man kann auf den höchsten Gipfeln des Himalaya nicht die Hauptstadt eines Reiches bauen, kann im Amazonas-Urwald keinen modernen Materialkrieg führen.

Über diese Grenzsetzung hinaus ist der Mensch mit dem Raum durch ein enges Geflecht von wechselseitigen Beeinflussungen verbunden, steht mit ihm in dialektischer Wechselwirkung. So unberechtigt es dabei ist, allein von den Einflüssen der „Umwelt" zu sprechen, so gefährlich und töricht ist es doch andererseits, den Raum und die von ihm ausgehenden Wirkungen unbeachtet zu lasen. Geschichte ist gewaltiger und komplizierter als Othmar Spann sie sich vorstellt. Man kann ihrem Ablauf nicht gerecht werden, wenn man in primitiver Schwarz-Weiß-Zeichnungs-Manier zwischen Naturalismus und Idealismus trennt und den ersten mit einer verächtlichen Handbewegung beiseite schiebt. Die Kritik Spanns ist vor allem deshalb so völlig abwegig, weil eine auch nur in größten Zügen vorhandene Kenntnis der geopolitischen Literatur ihm ohne weiteres hätte zeigen müssen, daß die Geopolitik gar nicht den Menschen zur Umwelt in Gegensatz stellt. Kjellén unterschied in seinem System der Politik fünf Bereiche, von denen einer die Geopolitik war, der Macht und Wirtschaft, Volk und Gesellschaft zur Seite gestellt waren. Wir wissen, daß man diese Bereiche nicht voneinander trennen kann und sehen die Gesamtheit der politischen Erscheinungen als Arbeitsgebiet der Geopolitik. Die letztere ist uns dabei nicht so sehr Wissenschaft als vielmehr Weltanschauung, die zum Verständnis des volklichen Lebens in seiner Gesamtheit führt.

Ob man an der christlichen Gottesvorstellung festhält oder nicht — immer ist diese Welt eine Einheit, in der Natur und Geist nur polar zu verstehen sind. Wir haben erlebt, wohin uns der sogenannte Idealismus führt, sind durch die Nichtberücksichtigung der großen geopolitischen Gegebenheiten in unserer volklichen Existenz so furchtbar geschädigt worden — es sei nur an den Ausgang des Weltkrieges erinnert —, daß es bitter nötig war, unsere politische Weltanschauung auf fester Erde zu gründen. Wir wissen nicht nur um die mannigfaltigen Wirkungen des Bodens, sondern wir g l a u b e n an sie. Die Argumente Othmar Spanns können uns in diesem Glauben nicht irre machen, denn eine lange Reihe von Jahren hat uns die Richtigkeit dieses Glaubens stets neu bestätigt, nicht durch jene dünne „Wissenschaftlichkeit", die Spanns Buch kennzeichnet, sondern, was ungleich schwerer wiegt, durch die Wirklichkeit, die der höchste Maßstab ist für die Brauchbarkeit einer Anschauung im volklichen Leben.

A n m e r k u n g e n: **1)** Othmar Spann: Geschichtsphilosophie. Die Herdflamme, Ergänzungsband 5. (Vgl. Gustav Fischer, Jena.) **2)** Joseph Bernhart: Sinn der Geschichte. (Geschichte der führenden Völker. Freiburg 1931.) **3)** a. a. O., S. 28. **4)** a. a. O., S. 32. **5)** a. a. O., S. 306. **6)** a. a. O., S. 307.

FRITZ SEIDENZAHL:

China in seiner Not

Zwei Denkschriften

Fast gleichzeitig sind in diesem Sommer zwei Denkschriften zur Wirtschaftslage Chinas erschienen. Sie stimmen in der Tendenz mit den Ausführungen überein, die hier im Mai-Heft veröffentlicht wurden: langsamer Wiederaufbau bei sehr geringen Mitteln und sehr großen Bedürfnissen.

Umfangreich und eingehend, in der Hauptsache lediglich berichtend, ist die Denkschrift des Völkerbundes. Es handelt sich um den Bericht des technischen Beraters, den die chinesische Zentralregierung für den Wiederaufbau angefordert hat: Report of the technical agent of the council on his mission in China, Series of League of Nations Publications, General, 1934. 1., Official Nr. C. 157, M. 66. 1934. Der Wert der Denkschrift liegt in der teilweise minutiösen Schilderung über die gegenwärtige Lage der wichtigsten Gewerbezweige. Es zeigt sich, daß sich der Lebensstandard des chinesischen Volkes im letzten Jahrfünft noch verschlechtert hat. Einige Auszüge:

In Shensi und Kansu muß überhaupt erst dafür gesorgt werden, daß Hungersnot und Pestilenz nicht ständig wiederkehren. Diese Gegenden sind dünn besiedelt, Land ist reichlich vorhanden, würde es richtig bewässert sein, könnten zwei Ernten eingebracht werden. Es sind bergige Landstriche, geeignet für Aufforstung, auch für Viehzucht, für Pferde, Rinder und Schafe. In dieser Hinsicht unterscheidet sich das Land völlig vom Süden und von der Mitte Chinas. Die Bauern sind arbeitsam und sparsam. Aber das Land ist nicht genügend erschlossen, der Regenfall ist mäßig, die Bewässerungsanlagen sind dürftig, Dürren sind dem Land sehr gefährlich. Baumwolle, die in zahllosen Variationen wächst, braucht schleunigst Verbesserung. Die Aufforstungsmethoden sind zu primitiv, die alten Wälder werden vernachlässigt. Die Haustierzucht ist sehr zurückgekommen, der Gesundheitszustand der Tiere ist schlecht. Die Steuerlast erschlägt die Wirtschaftskraft. Der Mohnbau beansprucht ein viel zu großes Gebiet. Die Bauern verlieren ihren natürlichen strebsamen Sinn, sie werden die Opfer von Kleinmut und Verzweiflung, das soziale Leben gerät in Verfall.

Im Jangtse-Tal (Hupeh, Hunan, Honan, Anhwei und Kiangsi) bestand eine sehr schwierige landwirtschaftliche Situation, hervorgerufen durch die anhaltenden Unruhen in Teilen dieser Provinzen, durch die Vertreibung der Landbesitzer durch die Kommunisten und durch die Verhältnisse bei Rückkehr der Bauern nach der Vertreibung der Roten. Die Eigentumsrechte am Landbesitz waren umstritten, die Besitztitel vielfach verlorengegangen, Teile der Bevölkerung neigten zu einer gründlichen Änderung des Pachtsystems. Um geordnete Verhältnisse wiederherzustellen, mußte das Generalhauptquartier zahlreiche Anordnungen treffen und Regulierungen vornehmen, um überhaupt erst einmal wieder die Landbewohner in ihr Eigentum einzusetzen.

Wenn China industrialisiert werden soll, wird die Baumwollindustrie wahrscheinlich der wichtigste Industriezweig werden. China kann im Gegensatz zu Japan und England nicht nur eine Baumwollindustrie aufbauen, sondern den Rohstoff auch im eigenen Lande herstellen. China besitzt in elf seiner Provinzen alle charakteristischen Eigenschaften für den Baumwollbau. Shansi, Honan, Hopei, Shantung und Kiangsu sind die besten Gebiete. Shensi würde bei ausreichender Bewässerung ebenfalls vorzüglich geeignet sein. Aber der heutige Zustand ist gänzlich unbefriedigend, hinsichtlich der Ertragsfähigkeit pro Fläche, aber auch hinsichtlich der Qualität. Die schlechte Qualität der Baumwolle aus chinesischem Samen ist noch bedenklicher als die geringe Ertragsfähigkeit. Die Spinner und Weber, die nicht gerade das gröbste Material verarbeiten, sind gezwungen, ausländische Baumwolle zu kaufen.

Die Überschwemmungen sind vielleicht das schlimmste Übel, von dem China periodisch heimgesucht wird. Während der letzten Sommermonate 1931 wurden 25 Millionen Einwohner auf einer Fläche von 70 000 Quadratmeilen durch die größte Überschwemmung in der Geschichte Chinas heimgesucht. Annähernd 140 000 Personen ertranken, und eine Menge, die ziffernmäßig nicht genau ermittelt werden kann, die aber sehr groß sein muß, verlor ihr Leben aus anderen Gründen, die aber direkt durch die Überschwemmung hervorgerufen wurden. 40 Prozent der Bevölkerung in den betroffenen Gegenden mußten für den größten Teil des Winters fortziehen. Eine Ernte im Werte von 900 Millionen Dollar ging verloren, und ein Gesamtverlust von 2 Milliarden Dollar mußte von einer Bevölkerung ertragen werden, deren durchschnittliches Familieneinkommen 300 Dollar im Jahr nicht übersteigt. Im Lauf der Rettungsarbeiten wurden Deiche in der Länge von über 7000 Kilometer gebaut. Es wird geschätzt, daß zeitweilig über eine Million Personen im Deichbau beschäftigt waren. Arbeitslöhne wurden meist in natura bezahlt, und zwar mit Hilfe einer Anleihe von 450 000 Tonnen Weizen aus USA. Die sonstigen Kosten betrugen nur 2 Millionen Dollar.

Es ist erstaunlich, daß trotz des Rückganges der Wirtschaftskraft der Wiederaufbau betrieben werden konnte. In der Denkschrift des Völkerbundes gibt ihr Verfasser, L. Rajchman, mit sehr beredten Worten eine mehr psychologische Erklärung. Es sei einer der hoffnungsvollsten Ausblicke auf einen erfolgreichen Wiederaufbau Chinas, daß sich eine große Anzahl technisch gebildeter Chinesen mit Ausdauer und fern dem Licht der Öffentlichkeit dem Wiederaufbau widme. Enttäuscht durch die innerpolitischen Verhältnisse und durch die Mangelhaftigekit der internationalen Mithilfe, hätten sie sich darauf eingerichtet, aus eigenen Kräften resolut positive Aufbauarbeit zu leisten. Ihre technische Ausbildung, im eigenen Lande oder im Ausland erworben, sei solide. China könne heute auf fähige Techniker zählen, die zu arbeiten wüßten.

Einen ganz anderen Charakter hat die zweite Denkschrift. Sie stammt aus der Feder von Sir Arthur Salter und wurde für die chinesische Zentralregierung geschrieben, deren Wirtschaftsberater Sir Arthur Salter ist. Die gleiche Generallinie: neue Rückschläge in den vergangenen Jahren, hauptsächlich im Winter 1931/32, dann infolge der bitteren Erfahrungen neue Anstrengungen mit ersten Fortschritten. Salter sieht im übrigen noch eine andere Quelle des wirtschaftlichen Fortschrittes, die Entstehung industrieller Unternehmen, hauptsächlich leichter Spezialindustrien, die viel Handfertigkeit erfordern und wenig Maschinen brauchen, also geringes Investitionskapital. Hauptaufgabe des Berichtes ist es, der Zentralregierung Vorschläge über die einzuschlagende Wirtschaftspolitik zu machen. Abgesehen natürlich von der Begründung einer Agrarreform empfiehlt Salter den weiteren Ausbau von Leichtindustrien, die wenig Kapital erfordern und die sich sowohl in der Auswahl der Erzeugnisse wie in der Preislage den Bedürfnissen und der Kaufkraft der Agrarbevölkerung anpassen müßten. Er warnt vor dem Aufbau von Exportindustrien. Die Denkschrift ist ein interessantes Dokument internationaler Wirtschaftsberatung, sie läßt Vermutungen über die weitere wirtschaftliche Entwicklung Chinas zu. Erschienen ist die Denkschrift als Sonderbeilage zum „Economist", London, Heft vom 19. Mai 1934.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer. München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. II. Vj. 3800

RUDOLF FIRLE:

Reise-Eindrücke aus Ostasien [1])

Wenn ich mir erlaube, Ihnen meine in Ostasien und Japan gewonnenen Eindrücke über die dortigen Schiffahrts- und Handelsverhältnisse zu schildern, so brauche ich nicht zu betonen, daß ich dabei kein erschöpfendes Bild über diesen gewaltigen Wirtschaftsraum geben kann, daß ich mich aber auch nicht zu eng nur auf Schiffahrt und Handel zu beschränken vermag, da natürlich auch geographische, politische und andere Faktoren bei der Betrachtung dieses großen Gebietes eine gewichtige Rolle spielen.

I.

Die großen Welträume, „Asien den Asiaten"

„Asien den Asiaten!" — Dieses Wort, in einer Zeit geprägt, wo noch niemand die durch den Weltkrieg hervorgerufene Umwertung aller Werte erkennen konnte, hat durch die in den beiden letzten Jahrzehnten eingetretene Entwicklung der Verhältnisse in den Ländern des Fernen Ostens einen tieferen Sinn erhalten. Gebieterisch drängt sich dem wirtschaftspolitischen Denken des europäischen Menschen bei einer solchen Reise die Erkenntnis auf, in welch starkem Maße Europa und auch Amerika im allgemeinen und durch den Ausgang des Krieges Deutschland im besonderen, geschwächt worden sind. Weder den europäischen Staaten noch dem amerikanischen Volke hat der Krieg und die eineinhalb Jahrzehnte sogenannten Friedens wirkliche Vorteile gebracht. Im Gegenteil. — Der Weltkrieg ist auf dem Boden Europas zugunsten des Fernen Ostens ausgetragen worden. Je weiter man vom Mittelmeer durch den Suezkanal östlich von Aden in den „fernen östlichen Raum" vordringt, um so überzeugender wirkt diese Tatsache.

Der Osten hat einen Aufschwung genommen, nur vergleichbar jener beispiellosen Entwicklung Europas zwischen 1850 und 1914. Nicht mehr die Vereinigten Staaten sind heute allein das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, sondern der Osten ist es und wird es in steigendem Maße werden. Der Schwerpunkt der Welt ist sehr stark nach Osten gerückt. Statt einzelner Nationen und der von ihnen beherrschten Gebiete zeichnen sich heute große geschlossene Wirtschaftsräume ab, in denen einzelne Länder die Vorherrschaft haben. War dies — traditionsüberkommen — früher das große britische Weltreich, so wurde mir auf meiner Reise nach Ostasien sinnfällig klar, daß man heute nicht mehr von einem geschlossenen, politisch nicht

1) *Vortrag vor dem Deutschen Ausland-Institut am 13. 9. 1934.*

mehr umstrittenen britischen Weltraum wie vor dem Kriege sprechen kann. Europa vor allem ist — in diesen Rahmen gestellt — in seiner Uneinigkeit und Zerrissenheit, mit seinen gegen früher vermehrten Zwergstaaten, heute weltpolitisch fast zu einem leeren geographischen Begriff geworden.

Es gibt wohl einen „Amerikanischen Raum" von Alaska bis Feuerland, Nord- und Südamerika umfassend, wo die Vereinigten Staaten politisch und wirtschaftlich die Führung haben. Es gibt weiter einen „Osteuropäischen Raum", der Rußland bis zum Ural, die Türkei bis zum Kaukasus einschließt. Ein großer „Französischer Raum" erstreckt sich vom englischen Kanal über das westliche Mittelmeer und das französische Riesenkolonialreich bis zum Kongo tief nach Afrika hinein. Was übrig bleibt, ist der größte, der „Fernöstliche Raum", östlich von Suez beginnend, beide Indien, China, das große Raumgebiet der niederländischen Besitzungen bis Australien, weiter nach Osten Japan und den angrenzenden Pazifik umfassend. In diesem Raum will Japan durch Aufrichtung einer neuen Monroedoktrin der Herrscher sein, wie es Amerika schon 1830 für sein Gebiet beanspruchte, obwohl dies Land damals sicher noch nicht über gleich starke Voraussetzungen politisch-wirtschaftlicher Macht und Leistungen wie heute Japan verfügte.

II.

Der Schatten Japans

Der Schatten Japans, politisch und wirtschaftlich gesehen, liegt daher auf der ganzen Anmarschstrecke vom Mittelmeer zum Fernen Osten, um so stärker, je weiter man nach Osten vordringt. Gerade auf dem Schiffahrtswege vom Mittelmeer bis nach Ostasien sieht man die Richtigkeit der vorhin gestellten These, daß es heute einen unumstrittenen britischen Weltraum nicht mehr gibt, sinnfällig bestätigt. Früher war der Weg nach Osten britisch, er war eine Grundlinie britischer Weltmacht. Heute ist die Stellung Englands im Mittelmeer schon im Kerne geschwächt. Gibraltar und Malta sind im Zeitalter der Flugzeuge, Unterseeboote und einer von fremden Quellen abhängigen Ölversorgung keine unerschütterten Stützpunkte englischer Weltmachtstellung mehr.

Das westliche Mittelmeer liegt als Verbindungsbrücke nach Afrika unter französischer Herrschaft, im östlichen Mittelmeer hat Italien wirtschaftlich das Erbe Österreichs angetreten, in enger Handelsverbindung mit der Türkei und Rußland, von denen es in der Zufuhr seiner wichtigsten Rohstoffe aus dem Schwarzen Meer — Öl, Getreide, Erze, Kohle — abhängig ist.

Weiter nach Osten trifft man in Ägypten schon deutlich auf japanischen Einfluß. Ebenfalls an der Ost- und Westküste des Roten Meeres, in Abessinien und Arabien. In Ägypten macht Japan große Anstrengungen zur Entwicklung ägyptisch-japanischer Wirtschaftsbeziehungen, vor allem im Baumwollhandel, wo ägyptische Banken versuchen, englisches Kapital allmählich durch japanisches zu ersetzen. In

Abessinien beginnen die Japaner mit französischer Unterstützung über Djibouti wirtschaftlich das Land zu erforschen und Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Im Irak, in Syrien und in Arabien ist gleichfalls eine rege japanische Tätigkeit zu beobachten. Planmäßig fühlt so Japan im nahen Orient vor.

Unverhältnismäßig viel stärker aber als im nahen Orient, ist der japanische Einfluß politisch und wirtschaftlich im fernen Orient, in Vorder- und Hinterindien, den Straits Settlements, Siam und in Indonesien, dem Raume zwischen Singapore, den Südsee-Inseln und Australien. In Vorderindien macht sich Japans Einfluß kulturell durch vermehrte Einwanderung von Pilgern, Reisenden und Studenten bemerkbar, die alle Träger der panasiatischen Propaganda sind. Auch beobachtet man eine starke japanische Einwirkung auf die indische Unabhängigkeitspresse. Wirtschaftspolitisch findet eine planmäßige Bearbeitung des indischen Handels durch japanische Banken unter Anbietung billiger Bankkredite statt. Bekannt ist das Textilabkommen zwischen Indien und Japan, welches in Simla geschlossen wurde. Dagegen verliefen englisch-japanische Verhandlungen über eine Begrenzung der japanischen Textilausfuhr völlig ergebnislos infolge der Weigerung Japans, eine Begrenzung auch nur zu erörtern. Auch in den sehr entwickelten Staaten und Städten der Malaienhalbinsel — Singapore, Penang, Siam usw. —, die alle sehr reich an Zinn und Gummi sind, ist der japanische Einfluß schon sehr groß. Singapore ist heute eine vollkommen moderne Stadt mit stärkstem chinesischen und japanischen Einschlag, zugleich der größte Umschlaghafen für Indonesien. Siam, das einmal militärstrategisch für Japan eine große Rolle spielen kann, gewinnt eine um so größere Bedeutung, als die Siamesen mongolischer Abstammung und daher volksmäßig den Japanern verwandt sind.

Sehen wir so bereits in dem ersten Teil des europäisch-ostasiatischen Schiffahrtsweges erhebliche Veränderungen wirtschaftlichen und machtpolitischen Umfanges, so werden sie noch größer in den beiden Gebieten, die als in sich geschlossene Wirtschaftsgebiete gelten können, in dem Raumgebiet zwischen Asien und Australien, umgrenzt von Singapore, Hongkong, Philippinen, Niederländisch-Indien und Nordaustralien und dem Chinesischen Reich selber.

Gewaltig ist die wirtschaftliche Entwicklung sowohl in den niederländisch-indischen Besitzungen Java, Sumatra, Borneo wie auch auf den Philippinen. Die Produkte dieser Länder — Gummi, Zinn, Zucker, Kopra, Petroleum, Kaffee, Tee, Tabak und Hanf — haben diesen Gebieten in der Rohstoffknappheit während des Krieges und der Nachkriegsjahre eine gewaltige Konjunktur mit ungeheurem Reichtum gebracht. Wenn auch der Rückschlag durch die Weltkrise groß war, so blieben doch die großen investierten Werte erhalten, und die Länder sind verkehrstechnisch und wirtschaftlich mit modernsten Häfen, Hafenanlagen, Straßen, Eisenbahnen usw. versehen, zu deren Anlage Europa Jahrzehnte gebraucht hat. Es hat sich auch in diesem Gebiet zwischen Philippinen, Niederländisch-Indien und der vorgelagerten Küste

Ostasiens, sowie den Ländern China und Japan, ein großer Eigenhandel herausgebildet. Wie wichtig in diesem Raum, auf der zukunftsreichen Verbindungslinie Japan—Australien, wirtschaftlich und militärgeographisch heute unsere früheren Kolonien Neu-Guinea, Marianen, Karolinen und Samoa wären, zeigt ein Blick auf die Karte.

Auf den Philippinen tritt die Veränderung, die in den letzten Jahrzehnten vor sich ging, besonders deutlich in die Erscheinung. Die Vereinigten Staaten haben hier gewaltige Kapitalien investiert und modernste Hafenanlagen gebaut. Zucker, Hanf und Kopra sind die wichtigsten Ausfuhrartikel. Der philippinischen Unabhängigkeitsbewegung setzt heute Amerika auch aus wirtschaftspolitischen Gründen keinen Widerstand mehr entgegen, da einflußreiche Finanzkreise Amerikas das größte Interesse daran haben, die jetzt bestehende Zollfreiheit des philippinischen Zuckers aufzuheben. Durch den Vorteil dieser Zollfreiheit sind nämlich die bedeutenden amerikanischen Kapitalien, die in Cuba und seinen Zuckerplantagen investiert waren, erheblich geschädigt worden, da der cubanische Zucker mit einem hohen Schutzzoll in den Vereinigten Staaten belegt wird, weil Cuba nicht zum Zollverband gehört. Dieser Zollvorteil des cubanischen Zuckers findet sein Ende, sobald die Philippinen aus dem Zollverband ausgeschieden sind. Die wirtschaftlichen Beweggründe treffen sich mit der Erkenntnis in Washington, daß die Inselgruppe militärpolitisch auf lange Sicht doch nicht mehr zu halten ist, und die teilweise mit amerikanischer Unterstützung auf den Philippinen unterhaltene Freiheitsbewegung ermöglicht daher einen Verzicht ohne zu großen Prestigeverlust. Im Einklang hiermit steht die während meiner Anwesenheit im Fernen Osten erfolgte Zurückziehung der amerikanischen Flotte aus dem Pazifik, wodurch Amerika einen Strich unter seine seit mehreren Jahrzehnten dort getriebene imperialistische Politik gemacht hat.

Der Einfluß Japans auf den Philippinen ist im übrigen im ständigen Wachsen begriffen. Auf der Insel Mindanao gibt es heute schon eine starke japanische Kolonie, ebenso wie auf verschiedenen Inseln der niederländisch-indischen Besitzungen.

China hat in den beiden letzten Jahrzehnten, alles in allem gesehen, einen starken wirtschaftlichen und vor allem technischen Aufschwung genommen. Ich bereiste Südchina, Kanton, Hongkong, Mittelchina, Tientsien, Peking und später die Mandschurei. Shanghai und Kanton sind ganz moderne Städte amerikanischer Prägung geworden. Die Häfen, das gesamte Verkehrswesen, Eisenbahn, Schiffahrt, Flugwesen und Straßen sind in ganz China gegen früher erheblich entwickelt. Am stärksten wirkt hier natürlich in politischer und wirtschaftlicher Beziehung die Nähe Japans. Ohne auf die politische Lage Chinas genauer einzugehen, sei an dieser Stelle erwähnt, daß jede Vorbedingung für die Entwicklung des chinesischen Handels und der chinesischen Wirtschaft die politische Ruhe ist. Sobald diese Voraussetzung gegeben, wird der chinesische Bauer — China ist in erster Linie Agrarland — durch seine Konsumkraft den ganzen Handel beleben. Im Süden und im Gebiet des mittleren Jangtsze setzt sich die Staatsgewalt mehr und mehr durch und trägt zur poli-

tischen Beruhigung des Landes bei. Im Norden sorgt Japan für Ruhe, und daher findet man auch in wirtschaftlichen Kreisen Chinas eine verschiedene Beurteilung der japanischen Politik.

Die japanische Konkurrenz ist in China für den fremden Handel natürlich am gefährlichsten, vor allen Dingen für den amerikanischen und den europäischen, und zwar hier in erster Linie den Deutschlands und Englands. Trotzdem glaube ich, daß der deutsche Markt in Spezialartikeln, wie Farben, medizinisch-pharmazeutischen Produkten, in Gegenständen der optischen Industrie sowie Werkzeugmaschinen noch eine aussichtsreiche Zukunft haben wird. Andererseits tritt die Stärke der Engländer und Amerikaner durch die Überlegenheit ihrer Finanzierungsmöglichkeiten sehr stark in die Erscheinung. Beide Staaten verstehen in geschickter Weise, von den Chinesen an Stelle zu zahlender Amortisations- und Zinsvergütungen aus der Boxerentschädigung Warenaufträge für ihre Industrie und Wirtschaft zu erhalten.

III.

Japan

So ist der Einfluß Japans vom Mittelmeer an immer stärker werdend in diesem „Fernöstlichen Raum" zu spüren, und wenn man dann das Land selber nach langer Abwesenheit wieder betritt, dann sucht man sich ein Bild zu machen, wie eigentlich bevölkerungsmäßig, wirtschaftlich und politisch dieses Land beschaffen ist, das ein so hohes Spiel spielt. Alle Romantik vergangener Zeiten ist verschwunden. Man erlebt eines der hochentwickeltsten Länder mit modernsten Einrichtungen, vor allem technischer Art, das ganze Entwicklungsstufen übersprungen hat. Das große Erdbeben im Jahre 1923 hat viel zu der Schnelligkeit der Modernisierung der Städte beigetragen. Tokio, Kobe und Yokohama sind modernste Großstädte, die Häfen Osaka, Kobe, Nagasaki, Nagoya und Yokohama halten jeden Vergleich mit den unseren aus.

„Volk ohne Raum" — das ist — wie mir bei vielen Gesprächen, die ich außer mit führenden Männern der Politik auch mit den Leitern der großen Wirtschaftsunternehmungen, Schiffahrtsgesellschaften und Banken hatte, bestätigt wurde — der Schlüssel zur wirtschaftlichen und politischen Expansion dieses Landes, die kein Spiel ungehemmter Ausdehnungslust, sondern Schicksal ist. Nachstehende Zahlen mögen diese Bevölkerungsdichte voranschaulichen:

64 Millionen auf den Inseln, 169 pro qkm,
20 Millionen auf Korea,
5 Millionen auf Formosa,
$1^1/_2$ Millionen auf dem chinesischen Festland und in der Südsee;

außerdem sind noch mehrere Millionen in der Auswanderung verteilt. Die Bevölkerungszunahme wird in den nächsten zwanzig Jahren auf 10 Millionen geschätzt. So sieht die Bevölkerungslage dieses Landes aus, die daher keine andere Wahl läßt als ersticken oder auswandern und politische und wirtschaftliche Expansion treiben. Die ja-

panische Export- und Schiffahrtspolitik richtet sich daher auch hauptsächlich nach den Gebieten, die für das Land auch auswanderungsmäßig in Frage kommen, und zwar:

a) nach Niederländisch-Indien / Australien,

b) nach Hinterindien / Vorderindien / Ostküste Afrikas.

Nach dem Pazifik-Panamakanal, der Ost- und Westküste Nord- und Südamerikas sind nur etwa 20% und nach Europa sogar nur 15% des gesamten, von japanischen Häfen ausgehenden Linienverkehrs gerichtet. Folgerichtig wird also mit Hilfe einer stark entwickelten Schiffahrt der Export vorwärts getrieben, und gleichzeitig werden damit die Hauptrohstoffgebiete für die Einfuhr — Australien für Wolle, der Golf von Mexiko für Baumwolle, Niederländisch-Indien für Gummi und Öl — entsprechend berücksichtigt.

Die Mandschurei, heute das Kaiserreich Manchukuo, ist in diesem Rahmen nur eine Etappe als wirtschaftliche Basis wichtigster Rohstoffe. Dieses Land ist doppelt so groß wie Deutschland. Von seinen 34 Millionen Einwohnern sind 95% Chinesen, von den restlichen 5% sind 300 000 Japaner und 800 000 Koreaner. Es besitzt große Wälder, Kohlenvorräte, hochwertige Eisenerze und reiche Ölschieferlager. Über 13% der landwirtschaftlichen Bodenfläche sind bis heute erst bebaut, und trotzdem ergibt diese Fläche jährlich 6 Millionen Tonnen Sojabohnen und mehrere Millionen Tonnen anderer Getreidesorten. Es ist also ersichtlich, welch ungeheures Feld nicht als Siedlungsgebiet, aber zur kapitalistischen Betätigung und als Absatzgebiet für die japanische Industrie die Mandschurei darstellt. In dem Pachtgebiet der südmandschurischen Bahn hat Japan bereits die Zelle für eine weitergehende Entwicklung geschaffen. Der deutsche Handel in Dairen, Mukden und Harbin sieht daher seine Aussichten für eigene Betätigung in der Zukunft nicht günstig an, da Japan die Mandschurei als Hauptabsatzgebiet für seine Ausfuhr entwickeln will.

Trotz dieser nach außen gewaltig erscheinenden Kraftstellung Japans birgt seine wirtschaftliche Lage doch ernste Sorgen. So ist vor allem sein augenblicklicher Exportvorteil überwiegend durch die 60%ige Entwertung des Yen bedingt, gegen die aber bereits scharfe Gegenmaßnahmen anderer Staaten in Gestalt von Schutzzöllen, Kontingenten usw. eingesetzt haben. Vorläufig allerdings gibt es im Lande selbst noch keine nennenswerte Preissteigerung, da die wichtigsten Rohstoffpreise für Baumwolle, Wolle und Holz in den letzten Jahren auf dem Weltmarkt gesunken und ebenfalls in entwerteten Währungen gehandelt werden. Ungünstig ist weiter die Tatsache, daß der Staatshaushalt nicht ausgeglichen ist und in den letzten Jahren ein jährliches Defizit von 1 Milliarde Yen infolge der hohen Rüstungen aufweist. Besonders ernst ist die wirtschaftliche Lage des Bauern. Die Militärregierung hat in den letzten Jahren den Reisanbau, besonders auch in Korea und Formosa, aus militärischen Gründen vervielfacht. Infolgedessen ist der Reispreis, das entscheidende landwirtschaftliche Produkt Japans, sehr gesunken. Dies hat um so größere Bedeutung, als heute noch 50% der gesamten Bevölkerung von der

Landwirtschaft leben. Dazu kommt eine ständige Zunahme der bäurischen Bevölkerung, die das Problem noch schwieriger macht. Ferner leidet die Seidenzucht, ein anderes wichtiges Produkt der Bauernwirtschaft, sehr unter den hohen Zöllen und den schlechten Seidenpreisen, die wiederum durch die Konkurrenz der amerikanischen Kunstseide hervorgerufen werden.

Dagegen kann von Hungerlöhnen nicht gesprochen werden. Der Arbeitsaufbau ist ein ganz anderer als in Europa. Es gibt keine Gewerkschaften. Die Arbeitsstätten haben patriarchalische Arbeitsformen, sehr viel Familienheimarbeit, es besteht ein loyales, ausgeglichenes Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit. Die Altersversorgung langjähriger Mitarbeiter ist eine traditionsüberkommene Pflicht eines jeden Unternehmers. Gewinnbeteiligung durch Ausschüttung von Gratifikationen zweimal jährlich bei normalem Geschäftsgang sind gebräuchlich. Hinzu kommt die erstaunliche Genügsamkeit des Japaners in allen Lebensgewohnheiten, in der Wohnung und Nahrung im besonderen. Es ist, kraß ausgedrückt, der Unterschied zwischen Reisesser und Fleischesser. Im Gegensatz zu Europa gibt es daher in Japan kaum eine Arbeitslosigkeit, wohl aber in manchen Produktionszweigen Arbeitermangel.

Die Stellung Japans zu Deutschland ist ausgeglichen, wenn nicht freundschaftlich. Beide Länder haben keine besonderen entgegenstehenden Interessen. Unsere Handelsbilanz mit Japan war aktiv. Die führenden japanischen Politiker und Wirtschaftler, mit denen ich Gelegenheit hatte, in aller Offenheit über das gegenseitige Verhältnis Japans zu Deutschland zu sprechen, zeigten volles Verständnis für unsere heutige Lage und heben immer dankbar hervor, wieviel Deutschland in der Vergangenheit für die Entwicklung Japans getan hätte. Deshalb glaube ich auch, daß dem deutschen Handel im ganzen fernöstlichen Raume noch gute Aussichten zuzusprechen sind. Japan wird auf lange Sicht einen europäischen Partner zum mindesten brauchen, da es allein dieses ganze Gebiet nicht erschließen kann. Deutschland wird ihm bei dieser Aufgabe vielleicht willkommener sein als Amerika oder England. In Japan vergleicht man die Lage des Landes sehr stark mit der von Deutschland vor 1914. Japan hat daher auch für unsere Forderung nach Sicherheit und Gleichberechtigung, vor allem in der Seerüstung, großes Verständnis.

In diesem Zusammenhang möchte ich zum Ausdruck bringen, daß ich nicht an eine starke gegenwärtige Kriegsgefahr im Fernen Osten glaube. Amerika ist der beste Seidenkäufer Japans und auf der anderen Seite sein größter Baumwolllieferant. Ein unmittelbares Kriegsziel gibt es nicht, nachdem die Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit der Philippinen so gut wie anerkannt und durch Zurückziehung ihrer Flotte aus dem Pazifik die Aufgabe ihrer bisherigen Ostasienpolitik im fernöstlichen Raume öffentlich kundgetan haben. Auch England und Japan haben keine Veranlassung zu einer bewaffneten Auseinandersetzung. England weiß sehr gut, daß Hongkong und Singapore auf die Dauer nicht mehr als Stützpunkte in einem Kriege gegen Japan zu halten sind. Seine Do-

minions Indien und Australien würden eine kriegerische Politik Englands gegen Japan nicht mitmachen. Australien macht sichtlich wirtschaftliche Annäherungsversuche an Japan. Der australische Außenminister Latham hat einem solchen wirtschaftlichen Zusammenarbeiten bei seinem kürzlichen Besuch in Japan sehr deutlich Ausdruck verliehen. Man erörterte einen Ausgleich in der Richtung, daß Australien die menschenarmen Provinzen im Nordwesten den Japanern zur Besiedelung in gewissem Umfange freigibt, wogegen Japan bereit ist, Australien eine Sonderstellung bezüglich der Wolleinfuhr einzuräumen. Schwieriger ist das Verhältnis zu Rußland, da zweifellos einzelne militärische Kreise Japans in Wladiwostok eine starke Flankenbedrohung sehen. Mit der Abtrennung der Mandschurei und der Gründung des Kaiserreiches Manchukuo hat sich Rußland wohl mehr oder weniger abgefunden. Japan hat dadurch seine Stellung auf dem Festlande so weit vorgeschoben und gestärkt, daß eine unmittelbare Bedrohung fortgefallen ist. Der wirtschaftliche Wert Wladiwostoks und der ostchinesischen Bahn für die Russen wird zunehmend geringer. Japan hat einige Seemeilen südlich von Wladiwostok, in Rashin, einen neuen Hafen angelegt, der mit guter Eisenbahnverbindung mit dem Innern, die Sojabohnen aus dem nördlichen und nordöstlichen Teil der Mandschurei von Wladiwostok ableiten soll, wie es mit dem mittleren und südlichen Teil durch Tarifmaßnahmen der mandschurischen Bahn zugunsten Dairens schon seit geraumer Zeit erfolgt ist. Durch solche Maßnahmen wird der Wert Wladiwostoks immer problematischer. Rashin wird die Rolle von Gdingen zu Danzig spielen. Durch den Ausbau des Bahnnetzes in der Mandschurei, der von den Japanern eifrig betrieben wird, wird auch der wirtschaftliche Wert der ostchinesischen Bahn immer geringer. Was das Verhältnis zu China angeht, so herrscht offensichtlich das Bestreben der Annäherung an Japan vor. Auch der Verlust der Mandschurei spielt hierbei realpolitisch keine so große Rolle mehr. Japan seinerseits hat selber das größte Interesse am chinesischen Absatzmarkt, der fast 50% seines gesamten Exportes aufnimmt. Im übrigen gehen etwa 30% nach den Vereinigten Staaten und nur etwa 5% nach Europa. Bei den Importmengen ist die Bedeutung Chinas und von USA. mit je etwa 30% ebenfalls sehr groß. Diese immer mehr zunehmende wirtschaftliche Verflechtung von Japan und China läßt in diesem Zusammenhang das ferne Ziel „Asien den Asiaten" bereits jetzt deutlich erkennen.

So ist der Ferne Osten mit dem Pazifik mit seinen noch voll im Fluß und in aufsteigender Entwicklung befindlichen Nationen, Ländern und wirtschaftlichen Möglichkeiten ein Raum, der nach meiner festen Überzeugung sowohl der deutschen Schiffahrt, wie auch dem deutschen Handel, noch große Zukunftsmöglichkeiten bietet. Der amerikanische und der großfranzösische Raum werden in gleichem Maße ebensowenig wie der in Auflockerung befindliche britische und der weniger entwickelte osteuropäische Raum Rußland gerade deutscher freier Betätigung — vor allem in der Schiffahrt — offenstehen. Im fernöstlichen Raum ist für Deutschland

die Tatsache, daß es weitgesteckte machtpolitische Ziele dort niemals verfolgt hat, heute ein wirtschaftlich großer Vorteil, ebenso, daß auch für die weiteste Zukunft in dieser Hinsicht keine Möglichkeiten von Zusammenstößen deutscher Interessen, mit den Ländern in diesem Raum, vorhanden sind und sein werden.

*

Darf ich zum Schluß Ihnen nur noch ganz kurz schildern, welchen Eindruck auf mich die Wiederaufbauarbeit des deutschen Kaufmanns im Fernen Osten gemacht hat. Ich habe in glücklicheren Zeiten, vor dem Kriege, das Deutschtum dort in seiner Stärke und Blütezeit gesehen. Es war mir daher auch sinnfällig klar, was die Bestimmungen des Diktates von Versailles, der das Deutschtum und die deutsche Arbeit von Jahrzehnten im Osten mit der Wurzel ausreißen und vernichten sollte, für unser Auslandsdeutschtum bedeutete. —

Um so erstaunlicher ist die heute dort wieder geleistete Aufbauarbeit und die Zähigkeit all dieser Auslandsdeutschen von Singapore, Manila, Hongkong, über Shanghai, Hankau, Tientsin bis Tokio, die gar nicht genug gewertet werden kann. Aus den Kriegsgefangenenlagern Indiens, Japans und Australiens heimkehrend, fanden sie bei der Rückkehr in die Heimat ein Deutschland des Elends und der Schmach vor. Trotzdem gingen sie, die wie wenige die Notwendigkeit starker nationaler Einigkeit kannten und daher wußten, daß der Weg der Heimat in die Irre führen mußte, ohne innere Verbindung mit diesem staatlichen Deutschland wieder hinaus, um ungebrochen an Stolz und ohne Buhlen um fremde Hilfe, verbissen und einsam dem deutschen Namen durch Taten und Leistung wieder Achtung abzuringen. Das ist ihnen in vollem Maße gelungen! Überall steht der Deutsche heute wieder in persönlicher und nach der nationalen Revolution in Deutschland auch in gesteigerter staatlicher Achtung da. Japan wie China begegnen dem neuen Deutschland mit freundlicher Achtung. Im ganzen Osten sind Erscheinungen der Greuelpropaganda auch nicht im entferntesten in der Form und Stärke zu verzeichnen, wie in Europa oder Amerika. —

Überall sind wieder deutsche Vereine, deutsche Schulen, Hospitäler und Kirchen in gegen den Vorkriegsstand teilweiser erhöhter Bedeutung vorhanden. Ich habe den Tag von Potsdam in Shanghai, des Führers Geburtstag in Tokio inmitten der Ortsgruppen und deutschen Gemeinden gefeiert und habe gesehen, wie stark und innerlich verbunden sich heute unsere Volksgenossen im Osten mit dem Heimatland und dem neuen Reich fühlen. —

Das stärkste Band, das dieses Deutschtum aber mit der Heimat verbindet, und zwar nicht nur wirtschaftlich, sondern auch weltanschaulich, ist die deutsche Schiffahrt und die deutsche Flagge. Ich spreche wirklich nicht pro domo, und man kann mir, der ich seit drei Jahrzehnten mit der See und mit dem Ausland verbunden bin, Überschwang in dieser Richtung billigerweise wohl nicht zusprechen. Aber ich muß offen gestehen, daß mir die Imponderabilien der deutschen Flagge und ihrer Vertretung im Ausland niemals so stark wie auf dieser Reise klar geworden sind. —

Amerika ist viel näher und die Berührungspunkte mit der Heimat daher dort auch ohne Schiffahrt viel stärker. Im Osten aber ist jedes einzelne Schiff und die Flagge einer jeden Reederei ein sehr viel stärkeres Bindeglied mit der Heimat, die durch weite Räume und unzureichendes Nachrichtenwesen getrennt ist. —

In meinen Ausführungen versuchte ich Ihnen zu zeigen, wie gewaltig heute auch im Osten die Probleme sind, die in Verbindung mit dem weiten Weltmeer alle Völker wieder bewegen. Deutschland darf hierbei nicht ausgeschaltet werden. Im Interesse seines Volkstums, seiner Industrie, seines Handels und vor allen Dingen im Interesse des deutschen Arbeiters, sind wir auf die Verbindung mit der See angewiesen. Nicht einer Laune entsprang das gewaltige Werk deutscher Seegeltung, welches das Kaiserreich zwischen 1890 und 1914 aufbaute, sondern dem Lebensbedürfnis des deutschen Volkes, das auf damals schon zu engem Raum lebend, hinaus mußte nach Übersee, wenn es nicht wie in den Jahrzehnten vorher durch Auswanderung dem deutschen Volkstum verloren gehen sollte. Mehr denn je müssen wir heute an die Worte Ihres großen Landsmanns, des Deutschen ohne Deutschland, Friedrich List denken: „Wer an der See keinen Anteil hat, ist ein Helote und ein Knecht der Menschheit."

Lassen Sie sich daher auch nicht durch die augenblicklichen Schwierigkeiten der deutschen Schiffahrt, die noch dazu überwiegend außerhalb ihres Einflusses liegen, zu stark und ungünstig bewegen. Unsere deutsche Schiffahrt als solche ist gesund. Hilft uns Deutschlands Industrie, Wirtschaft und Handel über diese Notzeit der Weltwirtschaftskrise hinwegzukommen, so werden wir schon bestehen. Werden wir aber schwach, so ist damit die deutsche Seegeltung zu Grabe getragen, denn hinter uns stehen die eine jahrhundertalte Seetradition verteidigenden Staaten England, Frankreich, Holland, ferner junge, vorstürmende Nationen, wie Japan und Italien, welche die Bedeutung der Seemacht für Länder mit engem Lebensraum voll erkannt haben und mit aller Energie daraus die Folgerungen ziehen. —

Unser Führer und Kanzler hat dem deutschen Volke die eine große Voraussetzung, die ein jedes Volk für Betätigung und Anteil am freien Meere braucht, nämlich die nationale staatliche Einheit und Geschlossenheit gegeben. Nirgends tritt aber die Einheit des deutschen Volkes reiner und geschlossener in Erscheinung und wird der Welt vor Augen geführt, als auf den Schiffen mit ihren Besatzungen, welche die Flaggen des neuen Deutschland in die Ferne tragen. Darüber hinaus aber verpflichtet uns Führer der deutschen Seeschiffahrt, die wir uns heute nicht nur als Leiter kaufmännischer Betriebe fühlen, sondern stolz darauf sind, damit an wichtiger Stelle auch allgemeine nationale Interessen zu betreuen, das heilige Erbe, das uns aus großer Vergangenheit von all den vielen tausenden Soldaten und Kaufleuten zu treuen Händen übergeben wurde, die auf allen Meeren und in allen Breiten ihr Leben für die deutsche See- und Auslandsgeltung freudig hingaben. —

COLIN ROSS:

Bilanz der Roosevelt-Revolution

Knoxville (Tenessee), im Juli.

Seit über einem Jahr bin ich jetzt in Amerika und damit in Gefahr, den intuitiven Blick für die grundlegenden Probleme zu verlieren. Diese Gefahr droht einem in jedem Lande bei allzu langem Aufenthalt, und in den Vereinigten Staaten ganz besonders. Der Amerikaner zieht keine Konsequenzen; am allerwenigsten denkt er Gedanken zu Ende. Er ist sich wohl bewußt, daß die Fortdauer bestimmter Zustände zu unheilvollen Folgen führen muß, allein er zieht es vor, nicht darüber nachzudenken. Dazu ist er viel zu sehr Optimist, und die nationale Grundeinstellung des „Keep smiling!" dient auch nicht dazu, den Dingen auf den Grund zu gehen.

So befindet sich Amerika augenblicklich in einer lächelnden Zuversicht, daß schon alles gut werden wird. Wer wie ich durch das Land fährt und mit Menschen aller Stände in allen Staaten zusammenkommt, stößt kaum auf eine andere Stimmung. Man ist nicht gerade begeistert, aber auch nicht niedergeschlagen. Das erste Jahr des Neuen Systems, des „New Deal", mit seinen N. R. A., A. A. A., C. C. C., C. W. A., T. V. A. und wie die Buchstabenkombinationen alle heißen, hat nicht so viel Gutes gebracht, wie seine Anhänger erhofften, aber auch nicht so viel Schlechtes, wie seine Gegner befürchteten. Außerordentliche Wandlungen sind eingetreten, Wandlungen, die ein Amerikaner alten Schlages nie für möglich gehalten hätte. Aber schließlich ist es weder zu Bolschewismus gekommen, noch zu Staatssozialismus, noch zu irgendeinem anderen „Ismus". Und der mit diktatorischer Vollmacht regierende Präsident vermochte zu beweisen, daß seine Handlungen in striktestem Einklang mit Verfassung wie Unabhängigkeitserklärung stehen.

Wirtschaftlich ist eine unleugbare Besserung eingetreten. Die Zahl der Arbeitslosen ist entscheidend zurückgegangen, die Industrie ist stärker beschäftigt, selbst den Farmern ist ein wenig geholfen. Dem flüchtigen Blick erscheint alles wunderbar. Die „Bread Lines", die um ein Stück Brot und einen Teller Suppe anstehenden Hungrigen sind verschwunden, man trifft kaum Bettler, und wenn man nicht gerade in die Slums geht oder in die landwirtschaftlichen Elendsgegenden, erscheinen die USA. wieder als das reiche, im Überfluß lebende Land, als das es in Europa von jeher galt.

Nun, der Überfluß ist auch da, aber der ist ja gerade das eigentliche Problem des heutigen Amerika, und wie mit seinem Segen, beziehungsweise Unsegen fertig zu werden, die Aufgabe der amerikanischen Revolution. Diesem Problem gelten auch alle Maßnahmen des Präsidenten. Aber zu einem großen Teil ging er ihnen nicht grundsätzlich zu Leibe, sondern oberflächlich. Er beseitigt die Folgen, aber nicht die Ursachen. Man riß auf der einen Seite nieder, um auf der anderen wieder

aufzubauen. Man legte Land brach, um andererseits den Ertrag zu intensivieren. Man pflügte Tausende von Hektaren mit Weizen und Baumwolle unter, um vielleicht nur wenige Meilen davon entfernt mittels großer kostspieliger Bewässerungsanlagen Neuland unter Kultur zu nehmen.

Solche Widersprüche sind nun freilich in keiner Revolution vermeidlich, und am allerwenigsten in einem Lande der Gegensätze und Widersprüche, wie die Vereinigten Staaten es nun einmal sind. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß Roosevelt und sein Stab kaum hätten anders handeln können, als sie gehandelt haben, um diese „lächelnde Revolution" durchzuführen. Es ist nur die Frage, ob sie dauernd eine Revolution des „Keep smiling" bleiben kann, und ob einmal nicht doch die Gegensätze in ihrer ganzen Härte aufeinanderprallen müssen.

Wer in Amerika lebt und sich mit amerikanischer Politik befaßt, ist natürlich in wachsender Gefahr, sich in die Details dieser Politik zu verstricken, je näher er mit ihnen vertraut wird. Und so neigt er dazu, in dem Ausgang der Kongreßwahlen und in der Frage der Wiederwahl Roosevelts die entscheidenden Faktoren der amerikanischen Geschicke zu sehen. Allein so wichtig es für die ungestörte und unerschwerte Fortführung der Rooseveltschen Politik ist, daß er im nächsten Kongreß über eine Mehrheit verfügt und im Jahre 1936 wieder gewählt wird, so verhältnismäßig belanglos ist dies für die Fortsetzung der amerikanischen Revolution, die nicht mit Roosevelt und dem „New Deal" begann und nicht mit ihnen endet.

*

Die amerikanische Revolution ist die Krise der westlichen Zivilisation, oder noch krasser und fast schon überspitzt ausgedrückt, die Krise des Fortschrittsgedankens, der eigentlichen Religion des 19. Jahrhunderts. Diese Krise liegt zwar auch all den anderen nationalen Revolutionen zugrunde, der deutschen wie der italienischen, der russischen wie der japanischen. Allein in diesen Ländern wie in allen übrigen spielen so viele andere Faktoren hinein, vor allem Kriegsfolgen, daß das eigentliche Problem getrübt wird und nicht so klar erkannt werden kann.

In Amerika aber handelt es sich einwandfrei und ausschließlich um die Frage der Anpassung einer übermächtigen nationalen Produktion an den nationalen Bedarf unter gleichzeitiger neuer und gerechterer Verteilung des nationalen Wohlstandes. Das Problem Amerikas ist, daß es über eine Landwirtschaft verfügt, die neben Amerika auch ganz Europa versorgen könnte, und zwar mit Lebens- und Futtermitteln sowohl wie mit Faserstoffen. Amerika verfügt über einen industriellen Apparat, der das Drei- bis Vierfache des eigenen Bedarfes erzeugen kann. Die Rohstoffe für diese Produktion sind fast restlos im eigenen Lande vorrätig, beziehungsweise werden im eigenen Lande erzeugt. Die Vereinigten Staaten sind nicht nur ein Kontinent; sie sind ein Planet. Was aber tut dieser Planet, wenn die übrige Welt weder für seine Lebensmittel und Rohstoffe noch für seine Industrieprodukte Verwendung hat, und wenn überdies diese ganze übrige Welt sein Schuldner ist,

der heute bereits seine Schulden nicht bezahlen kann, wieviel weniger die Waren, die Amerika ihm verkaufen möchte!

So angesehen vereinfacht sich das amerikanische Problem auf die Frage: wie drosselt man am raschesten die landwirtschaftliche und industrielle Überproduktion, und was fängt man mit den Menschen an, die durch die Abdrosselung aus dem Produktionsprozeß herausgeworfen werden?

Haben die Vereinigten Staaten endgültig den Weltmarkt für ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse verloren — und es sieht ganz so aus, als ob dies endgültig der Fall wäre —, so vermögen sie den Eigenbedarf ungefähr mit der Hälfte der heute vorhandenen Farmerfamilien auf etwa zwei Drittel bis der Hälfte des heute unter dem Pfluge befindlichen Ackerlandes zu decken. Zu diesem erstaunlichen Resultat führen nicht nur der Verlust der Exportmärkte, sondern gleicherweise die unerhörte Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion, vor allem während des letzten Dezenniums, und der Übergang der Amerikaner von hauptsächlicher Rind- und Weizennahrung zu Schweinen, Gemüsen und Früchten, die auf wesentlich geringerer Anbaufläche die gleiche Kalorienzahl erzeugen.

Was von der Landwirtschaft gilt, gilt von der Industrie. Hört die gegenwärtige künstliche Belebung der Industrie, die fast restlos auf Regierungsaufträgen beruht, auf, so liegen 10 bis 15 Millionen Industriearbeiter auf der Straße. Entblößt man mit solch unerbittlicher Härte den eigentlichen Kern des amerikanischen Problemes, so ergibt sich die für einen Amerikaner erschreckende Konsequenz, daß es nur gelöst werden kann, indem man nicht nur die bisherige Wirtschaftspolitik ins Gegenteil verkehrt, sondern unmittelbar den amerikanischen Charakter, seinen bisherigen Glauben und seine Weltanschauung von Grund aus umkehrt. Dies ist freilich eine Aufgabe, vor der selbst ein so unerschrockener, verantwortungsfreudiger Mann wie Roosevelt zurückschrecken mag, und die ihn veranlaßt, erst vorsichtig und zaudernd in der neuen Richtung zu tasten und zu experimentieren.

Als solch tastender und zögernder Versuch erscheinen denn auch, wenn man auf dies Gesamtproblem sieht, alle Maßnahmen des Landwirtschaftsministers, die Produktion einzuschränken. Und er hätte damit auch einen vollen Fehlschlag erlitten, wäre ihm nicht die katastrophale Trockenheit zu Hilfe gekommen, die die diesjährige Ernte in unerwartet hohem Maße reduziert.

Da wo die Trockenheitskatastrophe fehlt, wie hier im Süden, erweist sich die verhältnismäßige Wirkungslosigkeit der Anbaubeschränkung. Man hat durch Unterpflügen bereits bestellter Felder die Anbaufläche für Baumwolle um 41 Millionen Acres auf 30 heruntergedrückt. Allein für das Geld, das die Baumwollfarmer für die untergepflügten Felder erhielten, kauften sie sich schleunigst Kunstdünger und verstanden es, statt der bisherigen 174 Pfund 209 Pfund pro Acre zu erzeugen, so daß die Gesamtmenge nicht vermindert wurde. Außerdem bedeutet die amerikanische Produktionseinschränkung für alle übrigen Baumwollländer einen Anreiz zu

vermehrter Produktion, so daß als Folge des Einschränkungsexperimentes, das dem Land 150 Millionen Dollar im Jahre 1933 kostete und 1000 Millionen im Jahre 1934 kosten wird, die auf den Weltmarkt gelangende Baumwollmenge nur vermehrt worden wäre, hätte nicht im letzten Augenblick ein Witterungsumschwung die Ernteaussichten verschlechtert. Daß man den Preis eines Produktes, das zu Weltmarktpreisen gehandelt wird, nicht durch einseitige Produktionseinschränkung heben kann, mag man auch einen noch so großen Teil der Erzeugung kontrollieren, haben die Engländer mit dem Versuch der Einschränkung der Rohgummi-Produktion zu ihrem Leidwesen erfahren. In Baumwolle wie in Weizen ergeben sich auf die Dauer für Amerika nur die zwei Möglichkeiten, sich entweder mit den Haupterzeugungsländern über den jeweiligen Anteil und den Weltmarktspreis zu verständigen, oder sich auf die Versorgung des eigenen Landes zu beschränken.

Die unerhörte Erschütterung des Wirtschaftslebens wie der ganzen sozialen Struktur, die die letztere Lösung zur Folge haben würde, lassen es begreiflich erscheinen, daß selbst ein so radikaler Mann wie der Ackerbauminister Wallace, der als einer der wenigen Amerikaner wirklich Gedanken zu Ende denkt, vor den äußersten Konsequenzen zurückschreckt und hofft, doch noch irgendein Mittel zu finden, das der amerikanischen Landwirtschaft wenigstens einen Teil der Exportmärkte erhält. Diesem Bemühen sollen ja auch die Vollmachten dienen, die Tarife bis zu 50 Prozent herabzusetzen, die sich der Präsident vom Kongreß geben ließ. Indem man in bescheidenem Maße wieder Industrieprodukte ins Land lassen will, hofft man der eigenen Landwirtschaft wieder einen Markt in Europa zu sichern. Diese Maßnahmen bedeuteten eine Umkehrung der ganzen bisherigen Tarifpolitik Amerikas, die auf immer höhere Zölle und immer stärkere Ausschließung der fremden industriellen Konkurrenz aus war.

Freilich, diese Umkehr kommt zu spät, und sie kann unter den gegebenen Verhältnissen auch niemals grundlegend genug sein, um dem amerikanischen Farmer seinen verlorenen Markt in Europa wieder zu gewinnen. Auch in diesem Punkte wird Amerika einmal die Folgen seiner unbegrenzten landwirtschaftlichen wie industriellen Anspannung unter gleichzeitiger Ausschließung aller fremden Konkurrenz und der damit verbundenen Lahmlegung des Welthandels tragen müssen. Allein es wird außerordentlich schwer sein, dies dem Amerikaner klarzumachen, wie ja auch die wirtschaftliche und politische Revolution Amerikas nicht möglich sein wird ohne eine gleichzeitige seelische und geistige, die die eigentliche und viel tiefergreifende und umwälzendere Revolution sein wird. Diese Revolution wird und muß das ganze amerikanische Denken von Grund aus ändern und somit umwälzender sein als die sogenannte „amerikanische Revolution", die eigentlich nichts war als die politische Revolte von Kolonien gegen das Mutterland. Daß dieser Unabhängigkeitskrieg, der lediglich um politische Freiheit und Selbstverwaltung ging, mit den hochklingendsten Sätzen von allgemeinen Menschenrechten umkleidet war,

entspricht lediglich der amerikanischen Mentalität, praktische Politik mit wohlklingenden und die Massen begeisternden Phrasen und Schlagworten zu umkleiden. — Das gleiche war beim Bürgerkrieg der Fall, der angeblich für die Befreiung der Negersklaven geführt wurde, tatsächlich aber um Zölle und Arbeitsbedingungen, wie auch beim spanischen und beim Weltkrieg. Der erstere wurde für die Befreiung Kubas geführt, der letztere um die „Welt vor dem preußischen Militarismus" zu bewahren, während beide reine Wirtschaftskriege waren, gleichzeitig aber auch der Ablenkung der Massen von den drohenden sozialen Problemen dienten.

Diese sozialen Probleme bestanden bereits zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges. Sie dauerten an bis zum „New Deal", das ebensowenig eine Lösung für sie bedeutet. Wenn Amerika bisher die soziale Revolution vermied, ja sogar die Fiktion aufrecht erhalten konnte, als gäbe es in den Vereinigten Staaten keine soziale Frage, und wenn das amerikanische Proletariat sich bis heute nicht wirksam zu organisieren vermochte, so, weil Amerika infolge seines immer wieder verfügbaren Freilandes seine unzufriedenen Massen in die Wildnis abzuschieben und später durch eine unbegrenzte Produktionssteigerung zu beschäftigen vermochte, während es sie gleichzeitig durch eine unerhört geschickte nationale Ideologie sowohl über den wirklichen Zustand wie über seine Aussichten hinwegtäuschte.

Die „Idee Amerika" war sicherer, unbegrenzter Fortschritt sowohl für den einzelnen wie für die ganze Nation. Die Aufgabe dieser Idee bedeutet die eigentliche amerikanische Revolution.

*

Auf dem nordamerikanischen Festland trafen die ausgesprochensten Anhänger puritanisch-kalvinistischer Weltanschauung, die in Arbeit und Gelderwerb eine religiöse Pflicht sahen, auf Verhältnisse, die sie zu äußerster Anspannung dessen trieben, was sie ohnehin als religiöse Pflicht ansahen. Diese ersten Siedler konnten sich nur durch äußerste Arbeit und Sparsamkeit am Leben erhalten. Da aber ihre Weltanschauung ihnen verbot, sich der Früchte ihrer Arbeit übermäßig zu erfreuen, so wurden sie fast zwangsläufig dazu gezwungen, ihren Produktionsapparat weiter und weiter auszubauen. Dieser übermäßige Ausbau der landwirtschaftlichen wie der industriellen Produktion hätte bereits früher in die Krise geführt, wenn nicht Ereignisse wie der Bürgerkrieg oder der Weltkrieg diese immer wieder hinausgeschoben hätten. Nach dem Bürgerkrieg drängte der sich immer stärker industrialisierende Nordosten das Land zu immer stärkerer agrarischer Intensivierung. Die Industrialisierung Neu-Englands war nur mit europäischem Kapital möglich. Der Zinsendienst der Anleihen aber konnte nur durch einen forcierten landwirtschaftlichen Export gedeckt werden. Da damals Europa in einen wahren Industrietaumel geraten war, sah es keine Bedenken darin, die eigene Landwirtschaft zu vernachlässigen und sich von Amerika nähren und kleiden zu lassen. Inzwischen aber wuchs die amerikanische Industrie heran, die den europäischen Industrieländern den ame-

rikanischen Markt mehr und mehr versperrte. Die Krise wurde durch den Weltkrieg hinausgeschoben. Dieser bedeutete zunächst eine unerhörte Steigerung der landwirtschaftlichen Bedürfnisse der Alliierten, dann der USA. selber. Diese Konjunktur hielt nach dem Weltkrieg zunächst noch an, als es galt, das ausgehungerte Mitteleuropa zu versorgen. So stieg denn die landwirtschaftliche Produktion einstweilen zusammen mit den Farmpreisen weiter an.

Von 1913 bis 1920 wurden in den Vereinigten Staaten 30 bis 40 Millionen Acres neu unter Kultur genommen. Gleichzeitig aber wurde auch in der ganzen übrigen Welt die Anbaufläche um fast 40 Prozent vermehrt. Plötzlich war also für den amerikanischen Überschuß kein Absatz mehr vorhanden. Und da sich die Vereinigten Staaten überdies von einem Schuldner- in ein Gläubigerland verwandelt hatten, das gleichzeitig durch seine Tarifpolitik europäische Industriewaren ausschloß, sahen sich die europäischen Völker außerstande, amerikanische Rohprodukte oder Waren zu kaufen, es sei denn mittels amerikanischer Kredite. Als diese aufhörten, hörte auch der Export auf.

Das ist heute die Lage. Nach menschlicher Voraussicht besteht für die nächste und selbst die weitere Zukunft keinerlei Aussicht auf Absatz des amerikanischen agrarischen wie industriellen Überschusses. Auf der anderen Seite aber ist nicht nur ein gewaltiger Produktionsapparat auf die Erzeugung dieses Überschusses ab- und eingestellt, sondern die ganze amerikanische Mentalität, die ganze amerikanische Denkweise und Gefühlswelt drängt nach Fortschritt, nach immer besserer, schnellerer und größerer Produktion. Wenn irgendwo der Fortschrittsgedanke noch voll in Geltung ist, und zwar in seiner materiellsten Fassung, so in Amerika.

Wohin aber mit so viel Fortschritt und so viel Überschuß? Solange es noch nicht gelungen ist, die Geistesverfassung und seelische Einstellung der Amerikaner zu ändern, die Produktion von einer solchen für den Profit auf eine solche für den Bedarf umzustellen und damit die gleichmäßigere und gerechtere Versorgung aller Angehörigen des Volkes zu sichern, bleiben nur die Mittel und Methoden der „sinnlosen" Arbeit, der planmäßigen Einschränkung und der planmäßigen Zerstörung, um die verfügbaren Kräfte in Bewegung zu halten.

Wir in Deutschland stehen, wenigstens auf landwirtschaftlichem Gebiete, noch so sehr unter der Notwendigkeit, den letzten Hektar zu nützen, um unser Volk ernähren zu können, daß wir uns diese Umstellung von einer Nationalökonomie des Mangels auf eine solche schädlichen Überflusses nicht vorstellen können. Aber auch in den Amerikanern lebt noch allzusehr die Erinnerung an die Zeit des Mangels, der Sparsamkeit und der Einschränkung, als daß man sich zu ganz großzügigen Zerstörungsmaßnahmen entschließen könnte, um ganz großzügig wieder aufbauen zu können. Der amerikanische Farmer hat ein ausgesprochen schlechtes Gewissen, wenn er Weizen oder Baumwolle umpflügt. Er fürchtet damit, Gottes Gebot zu verletzen und der Bibel zuwider zu handeln, und er würde es auch bestimmt nicht

tun, wenn er den Regierungsscheck, den er für jeden untergepflügten Acker erhält, nicht so dringend brauchte.

Allein alle Maßnahmen Roosevelts, so radikal sie den Amerikanern auch erscheinen mögen, sind einstweilen nichts als Provisorien, die die eigentlichen radikalen Änderungen, die einmal notwendig sein werden, hinausschieben. Eine Ansicht, die man häufig hört, selbst von Anhängern des Präsidenten, ist, daß er auf das Programm, das er heute durchführt, nie gewählt worden wäre. Hätten die Amerikaner eine Ahnung von dem „Programm", das die Zukunft für sie birgt, sie hätten ihn noch viel weniger gewählt. Allein heute ist die Entwicklung bereits so weit, daß es den Gegnern des „Neuen Systems" nicht einmal etwas nützen würde, sie stimmten bei der nächsten Wahl gegen Roosevelt und wählten republikanisch. Auch die republikanische Partei könnte keine anderen Maßnahmen ergreifen als die, welche heute von den Demokraten durchgeführt werden. Ein Abstoppen der gegenwärtigen staatskapitalistischen Richtung und eine Rückkehr zum Hoover-Geschäftsindividualismus würde das Land von heute auf morgen in Chaos, Bürgerkrieg und Bauernaufstand stürzen.

Die amerikanische Revolution ist im Fluß, sie kann nicht mehr aufgehalten werden. Alle Maßnahmen der Roosevelt-Regierung waren bisher solche der Einschränkung, der Zerstörung und der sinnlosen Arbeit. Selbstverständlich sind sie mit Ausnahme der Einschränkung der Anbaufläche nicht als solche deklariert. Aber die Schaffung all der Straßen und nationalen Parks, der Verwandlung von Acker in Wald, ja in Wildnis, der Dämme und Stauseen, für die man im Grunde keine Verwendung hat, sind Zerstörung und sinnlose Arbeit. All diese nutz- und sinnlose Arbeit wird vom Staat bezahlt, der sich durch Kreditanspannung und inflationistische Maßnahmen die Mittel dafür beschafft und damit die zusätzliche Kaufkraft erzeugt, die hinwiederum die gegenwärtige wirtschaftliche Scheinblüte bewirkt.

Es ist heute bereits so, daß von jeweils 20 Angestellten und Arbeitern einer von der Regierung bezahlt wird. Im Jahre 1933 zahlte die Regierung ein Drittel des nationalen Einkommens, im Jahre 1934 werden es 40 Prozent sein. Zur Bezahlung all dieser ungeheueren, zum großen Teil unproduktiven, ja zerstörenden Arbeit hat die Regierung die Währung entwertet und gleichzeitig eine Schuldenlast angehäuft, die bereits die der Kriegszeit übertrifft.

Diese Schuldenlast wird wachsen, und sie wird natürlich nie bezahlt werden, oder vielmehr: die Produktionskraft des gesamten amerikanischen Volkes wird sie zahlen, wobei es vom weiteren Verlauf der amerikanischen Revolution abhängen wird, auf wessen Schultern die Hauptlast der nationalen Schulden abgewälzt werden wird.

*

Das Charakteristische der amerikanischen Revolution ist, daß sie bisher ohne eine Idee durchgeführt wurde. In der französischen, der russischen oder der deutschen Revolution war die Idee das erste. Nach ihr suchte man die Ereignisse zu gestalten.

Amerika fehlt die Idee bisher. Das ist möglich, weil die Revolution bisher erst in den Anfängen steht und das Volk sich dieser Revolution größtenteils überhaupt noch nicht bewußt geworden ist. Infolge des gewaltigen Reichtums und der schier unbegrenzten Mittel des Landes vermag die Regierung die endgültige Lösung hinauszuschieben. Es ist einstweilen eine Revolution, die von den Revolutionären keinerlei Opfer erfordert. Solange es Schecks von der revolutionären Regierung regnet, kommt man ohne Idee aus.

Aber wie das „New Deal" einstweilen ein politisches und wirtschaftliches Hinausschieben radikaler Änderungen bedeutet, die langsam Gestalt annehmen müssen, so gilt dies auch auf geistigem Gebiete. Früher oder später wird Roosevelt mit dieser Idee hervortreten müssen, will er nicht durch einen anderen Führer verdrängt werden.

Es entspricht der Natur des Präsidenten, daß er nicht durch theoretische Überlegungen zu dieser Idee kommt, sondern daß er sie gewissermaßen aus der Zeit entstehen läßt, genau wie er ursprünglich nicht an ein „New Deal" dachte, aber den Gedanken sofort aufgriff, sobald er auftauchte. So wird Roosevelt als der geniale Politiker, der er ist, eine neue Idee Amerika sofort aufgreifen, sobald sie auftritt. Von dieser Idee hängt alles ab. Nur wenn sie die Phantasie der Massen entzündet und sie mitzureißen versteht, wird sie das amerikanische Volk dazu vermögen, die Opfer zu bringen, welche die Umwandlung erfordert.

Daß der Präsident sich dessen bewußt ist, hat seine letzte Radiorede bewiesen. Er sprach davon, daß Amerika wieder "God's own country" werden müsse, „Gottes eigenes Land", als das es seinen Bewohnern einmal erschien. In diesem Schlagwort liegt ein brauchbarer Kern, wenn er nicht zu abgegriffen und auch durch die Depression ironisiert wäre. Daß der Präsident es aufgriff, ist immerhin bezeichnend für den streng nationalen Charakter, den diese Idee haben wird. Das Amerika des nächsten Jahrhunderts wird ohne die universalistische Geste des vorigen sein. Es wird davon absehen, die ganze Welt mit den Segnungen der amerikanischen Zivilisation beglücken zu wollen. Es wird nicht mehr dafür kämpfen "to make the world safe for democracy", sondern zufrieden sein, das eigene Haus „sicher" zu machen. Amerika ist auf dem Wege, ein „Planet" zu werden, der seine eigene Bahn zieht.

HANSJULIUS SCHEPERS:

Japan und Panasien II

Ein weiteres wesentliches Glied in der japanischen Glacis- und Sicherungspolitik ist Tibet. Seit der englandfreundliche Dalai Lama tot ist, sind Japans Aussichten gestiegen. Der nunmehr mächtigste Mann Tibets, der Taschi- oder Pantschen-Lama (der Gegenspieler des Dalai Lama), ist Japans Plänen günstig, er verkörpert in seiner Person das geheimnisreiche, seine Wiedergeburt ersehnende Asien. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, daß Tibet zum erstenmal sich selbst aufschloß und eine japanische Militärmission in Zivil zu Studienzwecken im Lande herumreisen ließ. Vielleicht gelingt es Japan, Tibet in seine Politik einzubeziehen und es zu einem asiatischen Bollwerk gegen England und Rußland auszubauen. Die geographische Lage bietet alle Voraussetzungen dafür.

Der erste Weg Japans in der Durchsetzung seiner panasiatischen Ziele ist also die Durchdringung Innerasiens, d. h. die Festigung seiner kontinentalen Machtstellung.

Der zweite Weg ist der maritime. Den Kriegsschiffen kommt vorläufig in diesem Kampf jedoch nur die zweite Rolle zu. Bevor Japan seine kontinentale Aufgabe nicht gelöst hat, hat es keine Veranlassung, die Abmachungen des Washingtoner Flottenabkommens ernstlich anzugreifen. Japan hat übrigens erklärt, daß es auf der Flottenkonferenz 1935 keinesfalls politische Fernostfragen, sondern nur reine Marinefragen zulassen werde. „Japans Industrialisierung hat dagegen einen Stand erreicht, der das Land zur Eroberung der östlichen Märkte nicht nur befähigt, sondern auch zwingt" (Stegemann). Der Kampf, den hier Japans Handelsschiffe führen, gilt nicht nur der Erringung der Vorherrschaft im Pazifischen Ozean. Japan steht vor allen Türen, sein Ausfuhrangriff bedrängt die Kolonialmächte in ihren Stammländern und bindet damit ihre Kräfte. Darin liegt die Bedeutung dieses Kampfes für Japans Panasienpläne. Die Vorentscheidung über die Beherrschung des Pazifik und die wirtschaftliche Vorherrschaft des kommenden großasiatischen Blockes wird auf dem Weltmarkt gefällt werden. Die großen Staaten (England z. B.) rüsten zu einem Abwehrkampf gegen Japans Dumping. Ob Schutzzölle und Einfuhrkontingente Japans Weg aufhalten werden, erscheint zweifelhaft. Japan war ein allzu gelehriger Schüler der alten Industriestaaten. Der Weltkrieg hielt ihm zudem auf Jahre den europäischen Wettbewerb fern und gab ihm Gelegenheit, seine Stellung auf dem Ostasienmarkt fast bis zur Unangreifbarkeit zu festigen. Von 1928 bis 1932 steigerte Japan seine Textilausfuhr um einen Betrag, der ein Viertel der Gesamtmenge der englischen Textilausfuhr ausmachte, von 1929 bis 1933 stieg dagegen die Arbeitslosigkeit im englischen Textilindustriegebiet von 12 auf 22 v. H.! (Um nur ein bezeichnendes Beispiel zu nennen.) England mußte verhandeln, ohne vorläufig zu einem für seine Industrie günstigen Ergebnis zu kommen.

Vernichtend für die europäische Industrie wirkte sich auch der japanische Wirtschaftsvorstoß in Niederländisch-Indien aus. Um ihre einheimische Industrie zu retten, brach die Kolonialregierung mit dem seither nie angetasteten Grundsatz der „offenen Tür" und verhängte mengen- und wertmäßige Einfuhrbeschränkungen. Der Erfolg war nicht unbedingt mit dieser Maßnahme, denn die Kolonialregierung mußte dennoch sich mit Japan an den Verhandlungstisch setzen. Wie diese Verhandlungen auslaufen werden, kann eigentlich kaum zweifelhaft sein, denn hinter diesem offen geführten Wirtschaftskrieg steht das größere Gespenst: Panasien. Nichts erhellt Japans Vorsprung mehr als die Lebensstandardzahl des japanischen Arbeiters: Im Februar 1934 wurde für eine fünfköpfige Arbeiterfamilie in Tokio das Existenzminimum auf 42 RM. festgesetzt.

Japan traf mit seinem einheitlichen Vorgehen auf dem Weltmarkt alle Handelsmächte gleichermaßen und doch jede an einer anderen verwundbaren Stelle. Kaufmännische Selbstsucht hat bislang eine Einigung der Gegner verhindert, ja sie sogar in eine Abwehrstellung gedrängt, die schon wieder halbes Entgegenkommen war. So konnte Japan sich stark genug fühlen, einen letzten, großen Schlag zu führen und den dritten Weg in seinem Kampf um Panasien zu beschreiten, d. h. eine Art asiatischer Monroelehre zu verkünden.

„Japans Kopf und Hände liegen auf den Inseln, Herz und Magen in der Mandschurei", so lautet ein japanisches Sprichwort. Statt Mandschurei kann man wohl China sagen. Das Verhältnis zu China ist Japans Lebensfrage. Alle chinesischen Vorgänge berühren Japan unmittelbar. So nahm Japan die vor der Verwirklichung stehenden Pläne ausländischer Wirtschaftsgruppen, die China finanziell, wehrtechnisch und wirtschaftlich unterstützen wollten, zum Anlaß, einzuschreiten. Japan vertrat den Standpunkt, daß die geplante Auslandsbetätigung durch ihren politischen Charakter die schwersten innerpolitischen Folgen für China und damit für Asien und Japan haben müßte. Die Lieferung von Kriegsflugzeugen, Einrichtung von Flughäfen, die Entsendung militärischer Berater und Instrukteure, die Gewährung „politischer" Wirtschaftsanleihen erscheine für Japan, das im Fernen Osten eine Spezialmission durchzuführen habe, als Gefährdung des Friedens. Im Notfalle müsse und werde Japan für seine „Politik des Friedens und der Harmonie" zu Gewaltmaßnahmen greifen. Jede Einmischung fremder Mächte in China ohne die Zustimmung Japans werde als unfreundliche Handlung aufgefaßt werden, was nach diplomatischem Sprachgebrauch den letzten Schritt vor Abbruch der Beziehungen bedeutet. Auf die kürzeste Formel gebracht — nach dem Muster der kleinen Entente: „Revision ist Krieg" — würde das heißen: „Einmischung der Westmächte oder Amerikas in China bedeutet Krieg mit Japan." Dieses Vorgehen Japans wird allgemein als die Verkündung einer asiatischen Monroedoktrin bezeichnet.

Die Botschaft des amerikanischen Präsidenten James Monroe vom 2. Dez. 1823

hatte als wesentlichsten Inhalt zwei Punkte: Uninteressiertsein in den europäischen Angelegenheiten (§§ 7 und 49) und Verbot der Einmischung europäischer Staaten in die Angelegenheiten Gesamtamerikas (§ 48). Begründet wurde dieses Vorgehen der Vereinigten Staaten mit der innigen Verbundenheit und Verknüpfung der Union mit dem Schicksal der übrigen amerikanischen Staaten. Der Begriff „asiatische Monroedoktrin" würde also neben dem Einmischungsverbot, das die japanische Erklärung klar zum Ausdruck brachte, japanisches Uninteressiertsein in anderen Erdräumen fordern. Japans Vorgehen scheint diese Bedingung nicht ohne weiteres zu erfüllen. Japans Erklärung mit allgemeinen Völkerrechtsgrundsätzen in Einklang zu bringen, ist möglich, wenn man Japan ein Notrecht für sein Vorgehen zubilligt. Allerdings ist die Monroelehre im Grunde ein hypothetischer Rechtsbruch; Notstand und Notrecht sind dabei nicht beachtlich, da die „Politischen Prinzipien", zu denen sie gehört, über die völkerrechtlichen Vertragsbindungen hinausgehen!

Japan hat für seinen Wiedereintritt in den Völkerbund eine Reihe von Bedingungen aufgestellt. Eine davon besagt, daß solche Staaten vom Völkerbund ausgeschlossen sein sollen, die nicht imstande sind, ein geordnetes Staatswesen zu führen. Dieser Absatz zielt ohne Zweifel auf China hin. Japan versucht, China die Völkerrechtspersönlichkeit abzusprechen. Wollte man darin eine gewisse Berechtigung sehen, so würde damit die Betätigung der Fremdmächte in China politisch für Japan so schwer wiegen, daß wirklich Lebensfragen für das Inselreich auf dem Spiele stehen. Solange die japanische Erklärung vom 17. April 1934 nur für China Geltung haben soll, nicht aber z. B. für Niederländisch-Indien, das zu den weiter gesteckten Zielen Japans gehört, sind in ihr nicht unbedingt Hegemonialtendenzen enthalten, sondern bezweckt ist, entsprechend den Anfängen der amerikanischen Monroelehre, lediglich eine Isolierung der Gegenküste Japans und ihres Hinterlandes zum Schutze des Inselreiches. Im Kern sind sich die amerikanische Monroedoktrin und die asiatische „Monroelehre" gleich, beide stellen eine Verbindung kontinentalen Denkens mit regionalem Imperialismus dar. Ein ganz grundlegender Unterschied zwischen amerikanischer Monroedoktrin und der japanischen „Monroeerklärung" sei jedoch festgehalten: Die amerikanische Monroedoktrin wurde erklärt aus dem Bewußtsein des Nichtkönnens und der Schwäche des in sich noch nicht völlig gefestigten, jungen amerikanischen Staates. Die passive Isolation war die wesentlichste ursprüngliche Grundlage der amerikanischen Monroedoktrin. Ganz anders die japanische Erklärung, die als Ausdruck des Kraftbewußtseins eines auf Weltmachthöhe stehenden Staates eine Warnung an die Nichtasiaten war.

Die zunächst noch mehr wirtschaftlich gerichtete asiatische „Lehre" erstrebt, wie die amerikanische, keine Gebietsneuerwerbungen, aber in ihrer folgerichtigen Durchführung müßte sie zu einem völligen Hinausdrängen der Fremden aus Asien, d. h. zu Rückerwerbungen, kommen und damit über die amerikanische

Monroedoktrin hinausgehen. Vorläufig ist jedoch die japanische „Monroe-Erklärung" keineswegs mit der andersgearteten und weitergehenden Panasienidee, die eine Kultur- und Rechtsgemeinschaft des Raumes der gelben Rasse bezweckt, gleichzusetzen.

In der Auslegung der amerikanischen Monroelehre wird für die Vereinigten Staaten die moralische Verpflichtung anerkannt und gefordert, für jene Staaten, auf welche die Lehre Anwendung finden soll, einzutreten, wenn sie in Anspruch genommen werden. Analog ist das wohl auch auf Japan-China anzuwenden. Ähnlich wie bei Amerika würde daraus auch für Japan die politische — nicht rechtliche! — Notwendigkeit folgen, gegebenenfalls zu einer Intervention in China zu schreiten. Völkerrechtsfälle, wie etwa der Magdalenenbay-Fall, können Japan als Beispiel dienen. Die Vereinigten Staaten führten hier die Monroelehre gegen ein Privatunternehmen, das Hafenanlagen zu Handelszwecken erwerben wollte, ins Feld mit der Begründung, das Militärische und Politische sei hier dem reinen Handelsinteresse doch zu sehr benachbart. Japans Bestrebungen, soweit sie sich auf chinesische Häfen beziehen, zeigen auch hier, daß Japan ein nur allzu gelehriger Schüler angelsächsischer Praktiken ist.

Das Prinzip des Uninteressiertseins in anderen Erdräumen bezieht sich, richtig ausgelegt, nur auf unerbetene Einmischung. Es fragt sich, ob z. B. Fälle offenen Wirtschaftskrieges, wie zwischen England und Japan, diesem Prinzip widersprechen. Man wird dies bejahen können für die Fälle, wo Japan sich dadurch in innere Angelegenheiten fremder Staaten einmischte, daß es interne Industrieschutzmaßnahmen dieser Staaten mit Drohungen beantwortete, um seiner Industrie Eingang zu verschaffen.

Japans Welthandel muß notwendig eine solche Verquickung mit anderen Staaten bringen, daß eine Politik des Uninteressiertseins als wesentlicher Bestandteil einer ostasiatischen Monroedoktrin praktisch nicht durchführbar sein wird. Ebenso wie sich in Amerika der Leitsatz Washingtons, enge Wirtschaftsbeziehungen ohne politische Verquickungen zu erstreben, als nicht durchführbar erwies. Amerika betrieb — ohne sein „Nicht-Interventionsprinzip" zu verletzen — eine Expansion in seine nahe Nachbarschaft. Wo Japans Ausdehnungsgrenzen zu ziehen sind, läßt sich noch nicht absehen. Erwähnung verdienen in diesem Zusammenhange die Landpachtverträge zur Baumwollanpflanzung zwischen Japan und Abessinien und Japan und der Türkei. Vor allem in Abessinien betätigen sich eine Reihe Großmächte, die den neuen Eindringling und Wettbewerber Japan ungern sehen. Die Notwendigkeit, seine Baumwollkonzessionen (durch seine Truppen in fremdem Hoheitsgebiet) schützen zu müssen, könnte durchaus einmal kommen.

(Schluß in Heft 11.)

ULRICH CRÄMER:

Der thüringische Raum und die thüringische Geschichte[1])

Gerade an einer Landschaft wie dem Thüringer Becken vermag man die Wechselwirkung von Raum und Geschichte um so besser aufzuzeigen, als Thüringen seit dem Jahre 531 keine Geschichte im eigentlichen Sinne mehr gehabt hat, weil sich auf der anderen Seite aber, wie wir sehen werden, die unveränderlichen Gegebenheiten des Raumes geschichtlich immer wieder in der gleichen Richtung auswirken. Es kann dabei nicht die Aufgabe sein, in das Gewirr der thüringischen Kleinstaaten von gestern irgendein System zu bringen, schon deswegen nicht, weil sich kein anderes darin kundtut als die Teilung nach rein privatrechtlichen Grundsätzen. Geschichtliche Notwendigkeiten, Beziehungen von Raum und Geschichte, sind in jenem verwickelten Gefüge nicht zu erkennen. Betrachten wir daher zunächst als Ausgangspunkt das Grundelement der Raumeinheit, das durch die Landschaft als solche gegeben ist. Diese bildet in ihrer morphologischen Gliederung, in den einmaligen und unabänderlichen Gegebenheiten der Natur die elementarste, schicksalhafte Grundlage aller Geschichte.

Das sogenannte Thüringer Becken wird im Norden begrenzt von dem seit alters unwegsamen Harz, im Nordwesten schließt sich daran das Eichsfeld, im Westen das Hessische Bergland mit Meißner und Seulingswald, im Südwesten die Rhön. Den Abschluß nach Süden bildet der Thüringer Wald in Verbindung mit den Gleichbergen und der Rhön (die Wasserscheide zwischen Main und Werra), während sich östlich der Saale, gleichsam in einer Staffelung, die einzelnen nordsüdlich gerichteten, zwischen den Flußtälern der Saale, Elster und Mulde sich erhebenden Höhenrücken vom Vogtland bis in die Leipziger Tieflandbucht hinziehen. Zwischen diesen zum Teil recht erheblichen Randgebirgen befindet sich eine Einwölbung, deren muldenartiger Charakter noch deutlicher unter geologischem Gesichtspunkt hervortritt: Von den Rändern gegen die Mitte zu erscheinen Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper geradezu ringförmig ineinandergesetzt und geschichtet. An diesem im großen Sinne kesselartigen Charakter des Landes ändert auch eine Reihe schmaler Höhenzüge in westöstlicher Richtung (Dün, Hainleite, Schrecke, Schmücke, Finne, Ettersberg, Hainich) ebensowenig wie etwa der Kyffhäuser. Die einzige, wirklich bedeutende Öffnung des Gebietes, die große Lücke liegt im Nordosten; es ist die Spanne vom Harz bis zum Sächsischen Bergland. In diese Richtung weist überhaupt das ganze Land schon seiner Bodengestaltung nach, wie auch an den Flußläufen kenntlich ist, deren bedeutendste hier bei Naumburg zusammentreffen: Saale, Ilm und Unstrut mit ihren Nebenflüssen. Aus diesem ganzen Rahmen fällt

1) Dieser Beitrag ist der — etwas erweiterte — Probevortrag des Verf. vor der Philosophischen Fakultät der Universität Jena anläßlich seiner Habilitation als Privatdozent der Geschichte.

nur in gewisser Weise das Werratal heraus, das nach Westen und Nordwesten gerichtet ist und auch geschichtlich immer eine gewisse Sonderrolle gespielt hat.

Hieraus ergibt sich die geopolitische Struktur des thüringischen Raumes mit ziemlicher Klarheit: Die Hauptachse dieses Durchgangslandes, das sich im wesentlichen um das Flußgebiet der Unstrut gruppiert, verläuft im großen und ganzen wenig nördlich des Thüringer Waldes, um dann in die Saale-Linie überzugehen; es ist die Straße Eisenach—Erfurt—Naumburg, die vom Niederrhein über Kassel und vom Oberrhein über Frankfurt kommt und nach Halle—Berlin und Leipzig—Dresden weiterzieht. Eine zweite westöstliche Linie ist die ebenso alte südliche Umgehung des Harzes von Kassel und Göttingen her über Nordhausen, die Goldene Aue und Sangerhausen nach Halle und Leipzig. Ebenso wichtig sind die alten Straßen in nordsüdlicher Richtung: von Goslar durch die Lücke zwischen Harz und Eichsfeld nach Mühlhausen—Langensalza—Erfurt; dann die sogenannte Mansfelder Kupferstraße über Erfurt nach Süddeutschland. Wichtig für unseren Blickpunkt sind schließlich die drei alten Übergänge über den Wald: einmal der Eisenacher Paß, der nicht nur seine schon berührte Aufgabe nach dem Westen zu erfüllen hat, sondern zugleich über die Hohe Sonne ins Werratal nach Süden führt; dann in der Mitte des Waldes der Ilmenauer Paß, über den die Straße von Erfurt nach Nürnberg und Würzburg führt (heute der Brandleitetunnel); schließlich der Lauensteiner Paß bei Probstzella, der den in früherer Zeit unwegsamen Oberlauf der Saale oberhalb von Saalfeld umgeht und die kürzeste Verbindung von Halle—Naumburg nach Koburg—Bamberg ins Maingebiet ja noch heute darstellt; alle drei Pässe miteinander verbunden durch den uralt-rätselhaften Königsweg auf dem Kamme des Thüringer Waldes, den Rennsteig. Den beherrschenden Mittelpunkt des ganzen Gebietes bildet Erfurt, das gleichsam wie eine Spinne in ihrem Netz liegt. Wir werden nun bei unserer kurzen Betrachtung der thüringischen Geschichte unter geopolitischem Gesichtspunkt, oder besser: der deutschen Geschichte, soweit sie sich auf thüringischem Boden abgespielt hat, immer wieder auf diese selben landschaftlichen und strategisch-politischen Positionen stoßen, die das Gesetz ihres Wirkens in sich tragen. Sie seien daher in Knappheit nochmals genannt: Es ist zunächst der Mittelpunkt des Thüringer Beckens, Erfurt; es sind diesem in breitem Winkel vorgelagert die drei Pässe über den Thüringer Wald; es sind schließlich die drei Tore im Westen, Nordwesten und vor allem im Nordosten (der wichtigste Teilraum), die zumal unser Augenmerk auf sich ziehen werden. Ja, man könnte sagen: während Erfurt mehr das Element der Statik darstellt — wer Erfurt besitzt, beherrscht auch ganz Thüringen — ist jene Nordostecke im weitesten Sinne von geschichtlicher Dynamik erfüllt. Hier fallen die Entscheidungen für das Schicksal Thüringens und oft darüber hinaus für das Schicksal Deutschlands.

Gleich bei den ältesten uns bekannten geschichtlichen Vorgängen im thüringischen Raume treten uns die oben umrissenen Erscheinungsformen entgegen. Wir nehmen

heute, wie überall in Europa, so auch in Thüringen sogenannte „ursprünglich waldfreie Gebiete" an, die einer Besiedlung von jeher kein Hindernis boten. Während die Höhen und Gebirge dicht bewaldet und die Flußtäler fast alle versumpft waren, lagen jene Gebiete gewissermaßen auf halber Höhe in der Zwischenzone. Wir dürfen hierzu im großen und ganzen den fruchtbaren Keuperboden in der Mitte des Thüringer Beckens rechnen, etwa von der Goldenen Aue bis südlich von Erfurt, dazu jenseits des Waldes den gesamten Grabfeldgau. Etwa um das Jahr 1000 vor unserer Zeitrechnung — nehmen wir an — sind in dieses Gebiet germanische Stämme eingerückt, und zwar durch das West- und Nordwesttor, also südlich und nördlich des Eichsfeldes, aus der Wesergegend, dem heutigen Hessen und südlicheren Niedersachsen kommend, die Cherusker; auf einem Weg von der Unterelbe, die Elbe und Saale aufwärts durch die breite Nordostöffnung die Angeln und Warnen. (Die Orte mit Endungen auf „-leben" bezeichnen ihr Wohn- und Siedlungsgebiet, zugleich das des ursprünglich waldfreien Geländes.) Und sogleich wird die Situation noch typischer: Die Germanen treffen hier auf die große keltische Abwehrfront, die sich von den Karpathen und Sudeten über das Fichtelgebirge, den Thüringer Wald und die Rhön bis zum Taunus und zur Eifel hinzieht. Auf den ersten Blick wird klar, daß die entscheidende Nahtstelle dieser Front der Thüringer Wald ist; fällt dieses Bollwerk, so ist die Front endgültig zerbrochen und die Spaltung der Kelten in den Sudetenraum und das Süddeutsche Becken die notwendige Folge. Tatsächlich ist es so gekommen: Die keltische Stellung zum Schutze des Ilmenauer Passes, des damals einzigen Überganges über den Wald, der ja den Zentralpunkt des thüringischen Frontabschnitts darstellte, befindet sich zunächst, von Süden aus gesehen, vor dem Paß, und zwar etwa in der Gegend von Arnstadt, auf den Drei Gleichen. Sie erweist sich auf die Dauer nicht als haltbar, wird hinter den Paß zurückgenommen und auf die Gleichberge verlegt. Von diesem überragenden Punkt des Grabfeldgaues aus ist sowohl der Paß noch zu übersehen wie mit Hilfe des stark befestigten Berges Öchsen vor der Rhön die wichtige Salzquelle von Salzungen zu schützen wie schließlich auch noch die Verbindung zwischen Fichtelgebirge und Rhön zu halten. Erst als der Öchsen und die Gleichberge fallen, ist die Macht der Kelten im thüringischen Raume zugunsten der Germanen gebrochen. (Wie sehr gleicht diese Situation der von 1806 — nur mit umgekehrten Vorzeichen!) Auch bleibe in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt, daß es sich hier um dasselbe thüringische Randgebiet handelt, auf dem im Mittelalter die Grafschaft Henneberg entsteht, die den Grabfeldgau, das obere Werragebiet und den größten Teil der Rhön umfaßt, aber weit bis auf den Thüringer Wald einschließlich des Ilmenauer Passes hinaufreicht. Sie ist dann nach 1583 im Erbgang völlig zerstückelt und zerfasert worden.

Aus den Verschiebungen der Völkerwanderung bildet sich durch den Zusammenschluß mehrerer germanischer Stämme das Königreich Thüringen heraus, das zu-

nächst den von uns umrissenen thüringischen Raum innehat, allerdings an zwei wiederum sehr bezeichnenden Stellen darüber hinausragt: einmal nach Norden, wo es über die Nordostöffnung hinaus um den Harz herum in das Harzvorland hineingreift; ferner nach Süden, wo es über den Lauensteiner Paß und die obere Saale hinaus Teile von Oberfranken umfaßt (daß es bis zur Donau gereicht habe, ist heute in das Reich der Sage zu verweisen). Zu einer wirklichen Macht im thüringischen Raum gehören feste Flankenstellungen, gehört die Möglichkeit, sofort in das Maingebiet hinübergreifen zu können, vor allem aber gehört dazu eine feste Verankerung am Harz. Den Ausgangspunkt für eine so umfassende Machtposition werden wir in der Geschichte des thüringischen Raumes erst wieder nach 1100 Jahren, beim Eintritt Preußens, bemerken. Das Thüringer Reich grenzt im Norden an die Sachsen, im Süden an die Franken, und von diesen beiden Nachbarn ist es 531 in eine politisch-strategische Zange genommen worden, und zwar in genau der entgegengesetzten Richtung der über den eigentlichen thüringischen Raum hinausgehenden Machtausbreitung. Wie sehr diese Situation an die von 1806 erinnert, werden wir nachher erkennen. Die Sachsen von Norden, die Franken von Süden kommend, schlagen (schon damals nach dem Grundsatz: „Getrennt marschieren, vereint schlagen") die Thüringer vernichtend bei Burgscheidungen an der Unstrut, auf jener Schlachtenebene, die wir noch zu erwähnen haben werden, und teilen den thüringischen Raum unter sich in zwei Machtsphären auf. Hierin ahnen wir bereits die spätere unglückselige Teilung von 1485. Das Thüringer Reich wird in der Tat so kunstgerecht zerschlagen, daß hier aus dem Lande selbst heraus politische Gestaltungskraft seitdem nicht mehr erwachsen ist.

Eine eigentliche thüringische Geschichte hört mit diesem Jahre 531 auf. Der Raum wird seitdem — von einer kurzen Periode abgesehen — Objekt der benachbarten Mächte; trotzdem tritt seine Grundstruktur und die aus ihr entstehende Wirkung weiterhin in derselben Richtung hervor. Ist hier schon einst nach Osten hin durch das alte Thüringer Reich die Front gegen die Slawen auf der Saale-Linie gehalten worden, und zwar an zentraler und besonders gefährdeter Stelle zwischen Trave und Adria, so bildet nunmehr im Mittelalter die wieder stark befestigte Saale-Linie die Operationsbasis für die Eroberung und Besiedlung des Vogtlandes, der Mark Meißen und des Osterlandes. Mit einem dichten System von Befestigungen wird Staffel um Staffel des eingangs angedeuteten östlichen Raumes eingegliedert, in ältester (karolingischer) Zeit von Erfurt aus als Aktionspunkt, später von Naumburg und Merseburg aus, bis die Front nach Meißen vorverlegt werden kann und somit aus dem thüringischen Raum herausrückt. Mit der Stellung Naumburg-Merseburg aber sehen wir zugleich wieder den schwachen Punkt im System des Thüringer Beckens bezeichnet; und mit dieser Stellung im Zusammenhang steht die Abwehrschlacht bei Riade 933. In diesem bedeutsamsten nordöstlichen Teilraum liegen auch die frühen kaiserlichen Pfalzen: Tilleda, Wallhausen, Memleben, All-

stedt. Indessen ist es bezeichnend, daß beide Bistümer, Naumburg und Merseburg, bereits zu Magdeburg gehören, während sich Mainz schon im 9. Jahrhundert unter dunklen Umständen in den Besitz Erfurts und des Eichsfeldes gesetzt hat und hierdurch bis 1803 das politische und kulturelle Leben des thüringischen Raumes weitgehend beeinflußt.

Angesichts dieser Situation faßt sich das Land erst allmählich wieder unter den Landgrafen zusammen. Zu einer wirklich bedeutenden Machtbildung kommt es aber nicht mehr, eben weil die räumlichen Voraussetzungen, über die das alte Thüringer Reich noch hatte verfügen können, dem Mittelalter auch im günstigsten Falle nicht mehr zu Gebote stehen. Das ist der große Unterschied zwischen den beiden frühen Möglichkeiten einer Machtentfaltung im thüringischen Raum. Daß die beiden Flanken und der Mittelpunkt den Thüringern unwiederbringlich verloren sind, ist der Grund, daß hier aus dem Lande heraus nie wieder eine Zentralmacht entstehen kann. Erst Preußen gelingt es — freilich von außerhalb —, den thüringischen Raum wesentlich zu beherrschen. Die Landgrafen bringen — im Bereiche des Möglichen sehr geschickt — vom Eisenacher Paß aus in Verbindung mit ihren hessischen Besitzungen quer über das Land bis zur Nordostöffnung hin nach und nach ein ganzes System von Stützpunkten zusammen: die Wartburg, deren Bedeutung wir in dem dreifachen Schutz des Eisenacher Passes zu sehen haben, Gotha, Eckartsberga, Sangerhausen, Neuenburg, Freyburg, schließlich Goseck zwischen Naumburg und Weißenfels. Aber Mühlhausen, Nordhausen, die wesentlichsten Punkte des Thüringer Waldes und vor allem Erfurt bleiben ihnen vorenthalten. Zumal der Ilmenauer Paß ist in dieser und späterer Zeit wieder der allgemeine Zankapfel der einzelnen sich befehdenden Gewalten im thüringischen Raum: während sich die Grafen von Schwarzburg in Arnstadt und auf der Käfernburg festsetzten, wechseln sie im Besitz einer oder mehrerer der Drei Gleichen mit den Landgrafen und der Stadt Erfurt ab. Dieser wiederum gelingt es zeitweilig infolge ihrer überragenden räumlichen Stellung, sich praktisch von dem entfernten Mainz ganz zu lösen, und wenn sie auch staatsrechtlich die Stellung einer Reichsstadt nicht erlangt, so kann sie doch eine Macht entfalten, die sie den Kampf mit den Landgrafen erfolgreich aufnehmen läßt. Ohrdruf dagegen, in der Nähe des Ilmenauer Passes, gelangt schon früh als eine der ersten kirchlichen Gründungen in die Hand von Fulda und Hersfeld. Wie jedoch den Landgrafen als weiteres entscheidendes Ziel der Südharz und Erwerbungen im Nordosten mit dem Sturze Heinrichs des Löwen 1180 winken, da sterben sie bald danach aus — zur selben Zeit, als auch die Staufer aus der Geschichte verschwinden. Seitdem spielt Thüringen als solches keine Rolle mehr. Die Erbschaft treten die Wettiner an, und der thüringische Raum wird bis 1485 lediglich ein wenig beachtetes westliches Anhängsel Sachsens, während sein Gesicht zuvor nach Osten gesehen hatte. Jn diesem Jahre vollends wird durch eine der berühmtesten Erbteilungen der deutschen Geschichte der thüringische Raum durchaus sinnlos in

eine nördliche und südliche Hälfte unter die Brüder Ernst und Albrecht zerspalten. Im ganzen ist die thüringische Geschichte dann negativ verlaufen, nachdem die Tage jener frühen, fast im Reiche der Sage verschwundenen thüringischen Macht gezählt waren, und vollends seit der Teilung zwischen Ernestinern und Albertinern. Zumal die ersteren scheinen geradezu ein Ziel darin gesehen zu haben, fortan ohne jedes andere System als das des Privatrechts den ihnen gebliebenen Restteil des thüringischen Raumes immer weiter zu zerstückeln und zu zerfasern.

Wir haben der Schlachten von Burgscheidungen (531) und Riade (933) bereits Erwähnung getan. Seit der Reformationszeit und dem Dreißigjährigen Kriege wird die Nordostöffnung immer mehr zur Schlachtenebene; in engster, unmittelbarer Beziehung zu ihr stehen immer die drei Pässe auf dem Wald. Hier fällt ein guter Teil der Entscheidungen, die zwar nicht mehr der thüringischen, wohl aber der allgemeinen deutschen, ja der Weltgeschichte angehören. Man hat diesen eng begrenzten, strategisch so wichtigen Teilraum am Rande des Thüringer Beckens die thüringische, oder richtiger noch: die thüringisch-sächsische Schlachtenebene getauft. Hier spielt der letzte Akt einer innerdeutschen Tragödie, das Ende des Bauernkrieges bei Frankenhausen (1525); hier schlägt sich zweimal Gustav Adolf: bei Breitenfeld (1631) und bei Lützen (1632), diesmal mit seinem ebenbürtigen Gegner Wallenstein, deren beider Aufmarsch schon kombiniert war und damit die thüringische Situation wieder klar vor Augen führt: beide rücken einander parallel von Süddeutschland (Nürnberg) nach Norden, Gustav Adolf über den Ilmenauer, Wallenstein über den Lauensteiner Paß. Und die strategisch riesengroß angelegte Aktion noch eines anderen Schwedenkönigs, Karls XII., kommt ebenfalls nicht zufällig in diesem Raume zum Stehen: in Altranstädt (1706) wird als Schluß des Feldzuges Sachsen in die Knie gezwungen. Fünfzig Jahre später, im Siebenjährigen Krieg, wird der durch das Südwesttor kommende Feind, werden die auf der Frankfurter Straße über Eisenach und Gotha vorgerückten Franzosen von Seydlitz hier aufgefangen und bei Roßbach (1757) vernichtend aufs Haupt geschlagen. Die Napoleonische Zeit und die Befreiungskriege vollends sehen hier ihre Höhepunkte und Entscheidungen erreicht: die Doppelschlacht von Jena (worauf wir noch zurückkommen) und Auerstädt (1806), die Schlacht von Großgörschen (1813) und schließlich die Völkerschlacht bei Leipzig selbst, die freilich nur durch das Zögern des rechten Flügels (Bernadotte) so weit nach Süden verlegt werden mußte. Die Schlacht von Langensalza (1866) — wir kommen auch darauf noch zurück — wird nur deshalb aus der Nordostecke herausgerückt und in die Mitte des Beckens verschoben, weil die Preußen schneller sein müssen als im Jahre 1757 und weil die Hannoveraner langsamer sind als damals die Franzosen. Der Roßbach so gleichen Situation nach gehört Langensalza mit zur Schlachtenebene. Und selbst die Schlacht bei Mühlberg an der Elbe (1547) könnte man noch in diesen Rahmen mit einbeziehen: Alba erreicht, von Süden kommend, die Elbe-Saale-Linie über den Lauensteiner Paß, den

die Protestanten — in sich uneins — vergessen, ihn rechtzeitig zu verlegen. Eine ähnliche Situation werden wir 1806 erkennen.

Vom Westfälischen Frieden an durch mehr als zwei Jahrhunderte ist die Geschichte des thüringischen Raumes im wesentlichen die des Vormarsches Brandenburg-Preußens im Thüringer Becken und der Teil der preußischen Geschichte — und es ist wahrlich nicht der unbedeutendste —, der sich in diesem Raume abspielt und ihn erfüllt. Der planmäßige Erwerb eines entscheidenden Punktes Thüringens nach dem anderen durch den sich langsam nach Mitteldeutschland vorschiebenden norddeutschen Staat, der Ausbau dieser, von Berlin aus gesehen, nach Süden vorgeschobenen Festung ist ein hervorragendes Beispiel jahrhundertelang folgerichtigen geopolitischen Denkens und Handelns. 1648, praktisch erst 1680, erwirbt Brandenburg mit Magdeburg auch den Saalkreis und Halle und hat seitdem den Gegenspieler gegen Leipzig an der großen Nordostöffnung, an der Peripherie Thüringens, in der Hand. Ebenfalls im Westfälischen Frieden ergreift man am Nordwestausgang durch den Erwerb der Grafschaft Hohnstein Besitz. Zum Schutze der Linie Halle—Berlin werden fast vor den Toren Halles in Roßbach, zwischen Weißenfels und Merseburg, auf dem Boden der erwähnten Schlachtenebene die Franzosen zwar zurückgeworfen, der Hubertusburger Friede (1763) aber bringt — am Status quo festhaltend — nicht die mögliche Ausdehnung auf Kosten Sachsens. Der preußische Besitzstand erweitert sich erst 1780 um die wichtige Grafschaft Mansfeld, die unmittelbar an den Saalkreis anschließt und den Nordostausgang weiter sperrt. 1791 wird mit der Markgrafschaft Bayreuth auch das uns schon bekannte Lauenstein erworben (das freilich 1806 endgültig verlorengeht), dazu Kaulsdorf, das wir noch erwähnen werden. Dann folgt 1803, eigentlich schon im Sommer 1802, der entscheidende Schlag: Im Reichsdeputationshauptschluß wird aus der Erbmasse des schon in seinen letzten Zügen liegenden tausendjährigen Reiches mit sicherem Blick die beherrschende, bisher kurmainzische Festung Erfurt, der unbestrittene geopolitische Mittelpunkt des Landes, herausgeschnitten. Zum Griff der Preußen nach Schlesien, später nach Hannover, Hessen und Nassau ist der nach Erfurt das bezeichnende Gegenstück. Dazu nimmt man sich, was man bekommen kann und was im thüringischen Raum gerade verfügbar ist: das ebenfalls bisher kurmainzische Eichsfeld und daran angelehnt und dadurch geschützt die Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen — Gebiete, die nunmehr zusammen mit der alten Grafschaft Hohnstein schon einen ansehnlichen Komplex darstellen und das Vorgelände für die Festung Erfurt und zugleich die Front gegen Hannover und Hessen bilden. Das war große Politik, von der die thüringischen Kleinfürsten nichts merkten oder gegen sie doch jedenfalls nicht ankonnten.

Die Preußen haben 1806 einen taktischen Fehler gemacht, strategisch haben sie bei ihrem Aufmarsch die Bedingungen des thüringischen Raumes vollkommen richtig erkannt und auch danach gehandelt. Ende September 1806 stehen sich die

Preußen und Napoleon dergestalt gegenüber, daß die Franzosen das Hauptquartier ihrer Stellung in Würzburg haben, die Preußen in Erfurt. Napoleon marschiert zunächst auf der ganzen Breite des südlichen Vorgeländes des Thüringer Waldes auf, im Gebiet der alten Grafschaft Henneberg, des Grabfeldgaues, die Preußen auf dem entsprechenden Gelände nördlich des Waldes. Während aber nun plötzlich Napoleon seine für ihn ja so typische Taktik des Durchbrechens der feindlichen Front in einem Punkte vorbereitet und seine Truppen nach dem Osten des Waldes zusammenzieht, begehen die Preußen den Fehler, diesen Schachzug nicht zu beachten oder nicht zu begreifen, nehmen lediglich den Eisenacher Flügel zurück, behalten ihre Zentralstellung bei Erfurt bei und schicken ihre Avantgarde von hier aus dem Feind über den Ilmenauer Paß nach Süden in das Werratal entgegen — ein Schlag in die Luft. Denn inzwischen hat Napoleon sein Heer bereits in drei Säulen die Saale abwärts und über den Lauensteiner Paß nach Norden geführt. Entsprechend dieser Marschrichtung kommt es zu den Vorpostengefechten bei Saalfeld und Schleiz, wodurch die Preußen weiter nach Norden, in die Jenaer Stellung, abgedrängt werden. Während alledem operiert die Avantgarde im Süden im Leeren und erfährt die Katastrophe gerade noch rechtzeitig, um sich wieder rückwärts über Ilmenau und Erfurt, vom Hauptheere gänzlich getrennt und gar nicht ins Gefecht gekommen, unter westlicher Umgehung des Harzes in Richtung Braunschweig nach der Elbe zu retten, nach deren Überschreitung sie sich schließlich, völlig isoliert, unter Blücher in Lübeck doch noch ergeben muß.

Preußen hat aus diesen Erfahrungen von 1806 gelernt. Auf dem Wiener Kongreß wird 1814/15 die 1648 begonnene Linie folgerichtig fortgesetzt. Nicht nur, daß man die früher preußischen Gebiete innerhalb des thüringischen Raumes fast alle wieder unter Dach und Fach bringt, sondern jetzt nimmt man sich als Kriegsbeute neben anderen Teilen Sachsens auch dessen „Thüringischen Kreis", der auf das wünschenswerteste nicht nur die beiden Öffnungen Thüringens im Nordosten und Nordwesten miteinander verbindet, sondern beide zugleich mit der Festung Erfurt, während bisher alle drei Gebiete voneinander getrennt lagen. Die natürliche Hauptstadt des Landes und ganz Nordthüringen, die südliche Umgehungslinie des Harzes, ist somit, von der bedeutungslosen schwarzburgischen Exklave abgesehen, in preußischer Hand vereinigt. Insofern aber hat Preußen ganz besonders aus den Erfahrungen von 1806 gelernt, als es sich über jene Gebiete hinaus noch dazu, was unter unserem Blickpunkt um so wesentlicher erscheint, gewissermaßen als Vorposten oder Außenforts für Erfurt im Bereich des Thüringer Waldes — die Festung Erfurt ist erst 1873 aufgelassen worden — ebenfalls als sächsische Kriegsbeute die Ämter Schleusingen (mit Suhl) und Ziegenrück (mit Ranis) nimmt. Diese heute anscheinend so sinnlosen Exklaven hatten damals und bis zur Reichsgründung einen sehr tiefen politischen und militärischen Sinn. Kein anderer als Gneisenau hat insbesondere auf der Erwerbung Schleusingens, das man zeitweise den Ernestinern überlas-

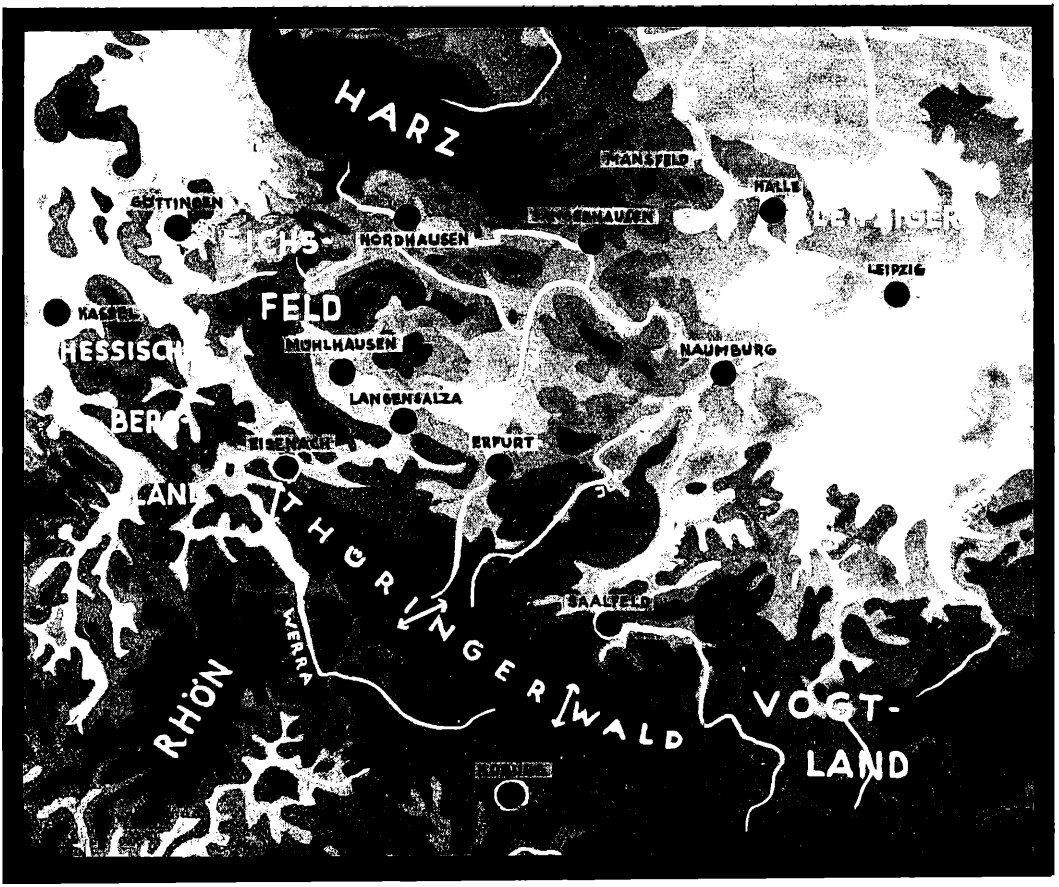
sen wollte, bestanden, nicht nur wegen der Gewehrfabriken in Suhl, sondern vor allem als Deckung und Vorland des Ilmenauer Passes und damit Erfurts. Dasselbe gilt auch für Ziegenrück bezüglich des Lauensteiner Passes und der Saale-Linie, die von hier aus beherrscht werden können, trotzdem dieser Vorposten, von Erfurt aus gesehen, diesseits des Waldes liegt.

Und tatsächlich erweist sich diese Rechnung für Preußen als richtig: Erfurt spielt 1866 seine militärische Rolle — allerdings zum letzten Male — erfolgreich (wir kommen darauf zurück), jene beiden Vorposten aber an den großen Handelsstraßen über den Wald sind bei der Vorbereitung des Deutschen Zollvereins, der nationalen und sozialen Großtat Preußens vor 100 Jahren, von ausschlaggebender Wichtigkeit. Zunächst gelingt es Preußen bereits 1819, Schwarzburg-Sondershausen, im nordthüringischen Raum gelegen und völlig von preußischem Gebiet umklammert, zum Einschluß in das preußische Zollsystem zu bewegen. Ist dies für Preußen trotz der Kleinheit des Fürstentums ein bedeutender politischer und moralischer Erfolg, so gebührt umgekehrt Sondershausen das Verdienst, den Bann der Abneigung gegen das preußische Zollsystem in Deutschland erstmalig gebrochen zu haben — freilich die einzige Tat von wirklich deutscher Bedeutung in der Geschichte des Duodezstaates. Indessen widersetzen sich die übrigen thüringischen Staaten mit Hartnäckigkeit jedweden Anschlußbestrebungen. Auf der anderen Seite aber müssen ihre eigenen Bemühungen zur Bildung eines Thüringischen Zollvereins eben deswegen scheitern, weil Preußen nicht nur den Mittelpunkt des ganzen Raumes, Erfurt, sondern auch zwei der wichtigsten Übergänge über den Wald fest in der Hand hält und hier die thüringischen Handelsstraßen entweder sperren oder doch mit hohen Einfuhr- und Durchgangszöllen belegen kann. Der Plan einer Umgehung Erfurts erweist sich als undurchführbar. Sowohl der Thüringische Zollverein von 1822 wie der Mitteldeutsche Handelsverein von 1828 gelangen infolge dieser raumpolitischen Konstellation niemals zur Auswirkung und bleiben auf dem Papier stehen. Da holt Preußen zum Gegenschlag gegen eben diesen Mitteldeutschen Handelsverein in demselben Jahre, 1828, aus und schlägt von seiner thüringischen Position aus eine Brücke über die sächsischen Kleinstaaten hinweg nach Bayern. Der Plan des Baues einer Straße von Franken über Schleusingen und westlich des Ilmenauer Passes (um weimarisches Gebiet zu vermeiden) muß jetzt so zukunftsträchtig erscheinen, daß Meiningen und Gotha sich dem nicht versagen können und ihre Zustimmung erteilen. Wenige Jahre noch, und im Mai 1833 müssen sich die thüringischen Staaten vollends dem preußischen Zollsystem anschließen, aus dem kurz darauf der Deutsche Zollverein hervorsteigt.

Ein Menschenalter später bewährt sich dann diese, man muß schon sagen: raffinierte Stellung Preußens innerhalb des thüringischen Raumes zum letztenmal, wobei uns wiederum deutlich die geopolitische Grundstruktur des Beckens vor Augen tritt. Während 1866 die Bayern von Süden her gar nicht wagen, gegen die

preußische Position auf dem Wald vorzugehen, treten nun wieder, wie immer, wenn es sich um eindringende Heere handelt, die beiden Öffnungen des Raumes im Nordwesten und Nordosten in Aktion: Das preußische Armeekorps rückt auf der uralten Linie Halle—Erfurt bis Gotha vor, das hannöverische Heer auf der ebenso alten Linie Göttingen—Eichsfeld bis Mühlhausen. Die Hannoveraner versäumen es, sich rechtzeitig über den Thüringer Wald hinweg mit den Bayern zu vereinigen. Sie werden vorher von den Preußen aufgefangen, mitten im Thüringer Becken zwischen Gotha und Mühlhausen, in Langensalza, gestellt und zur Übergabe gezwungen. Die Preußen verlassen in Richtung Main-Linie durch den Eisenacher Paß das Thüringer Becken. Unmittelbar südlich des Passes, bei Dermbach und Roßdorf in der Rhön, kommt es zum ersten Kampfe mit den Bayern. Als einen Preis des siegreichen Krieges trägt Preußen 1866 eine dreifache, wiederum sehr bezeichnende Erweiterung seiner thüringischen Stellung davon: am Ilmenauer Paß die bisher kurhessische Herrschaft Schmalkalden, am Lauensteiner Paß Kaulsdorf, an der Zugangsstraße zum Eisenacher Paß Tann und Gersfeld in der Rhön, die letzteren drei bayerisch. Zugleich erwirbt Preußen die ganze bisher hessische Frankfurter Straße bis vor die Tore Eisenachs und das bisher hannöverische Vorland des Eichsfeldes mit den wesentlichsten Teilen des Harzes. Auf die Wiedererwerbung von Lauenstein selbst, das ja 1791—1806 preußisch gewesen war, verzichtet man damals.

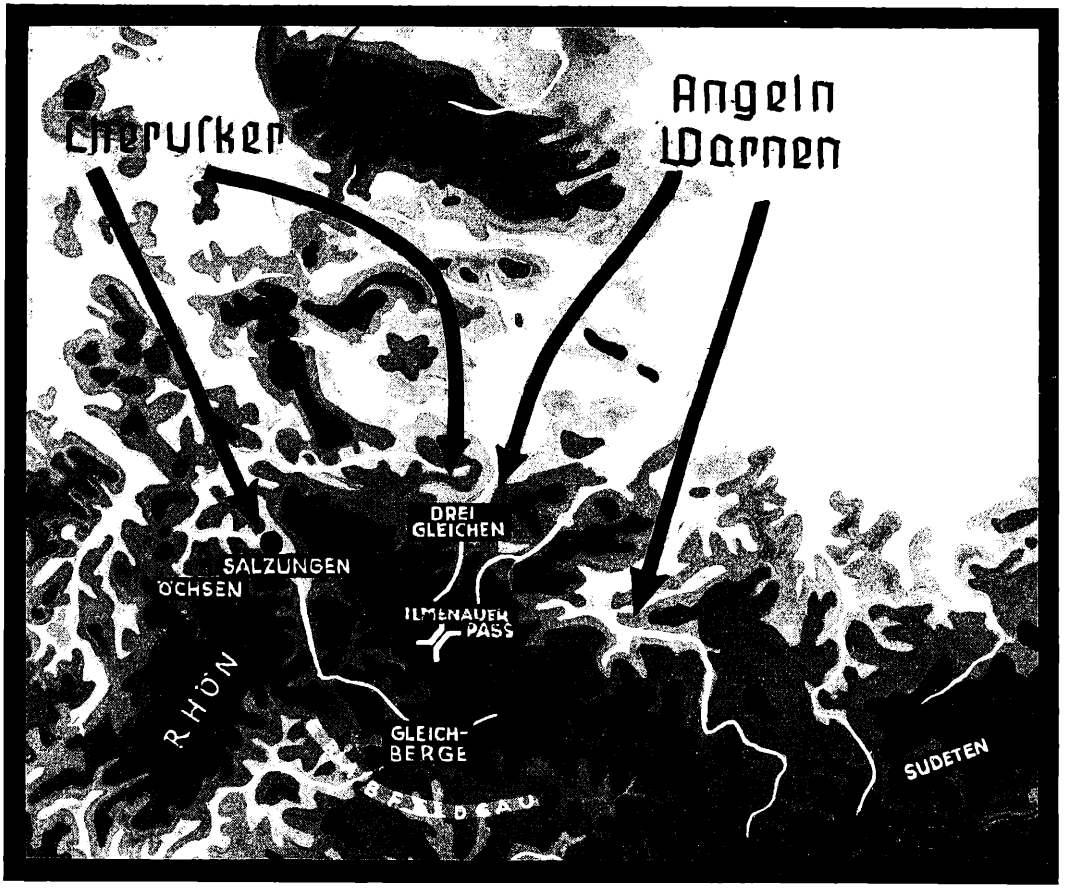
Seitdem ist ein grundsätzlicher Wandel der thüringischen Situation nicht eingetreten. Wenn auch hier mit dem Jahre 1803, wie überall in Deutschland, eine über die Etappen von 1815 und 1866 immer weiterschreitende raumpolitische Neugestaltung begann und seitdem die Kurve territorialer Bereinigung der Landkarte wieder aufwärts ging, so dauern doch bis heute die tragischen Folgen jener Zweiteilung von 1485 unvermindert fort. Selbst der vom Zusammenschluß der thüringischen Staaten im Jahre 1920 ausgehende Anstoß hat jene nunmehr 450jährige Spaltung des in sich so einheitlichen Raumes nicht zu beseitigen vermocht. Noch verharrt er bis auf diesen Tag in einem „unerlösten" Zustand, wie man es einmal nicht ganz unzutreffend genannt hat. So weisen uns Geschichte und Gegenwart mitten in eine der vornehmsten Aufgaben unserer Zeit hinein. Auch und gerade für den thüringischen Raum gilt es, aus der Anschauung der Vergangenheit heraus Gegenwart und Zukunft so zu gestalten, wie es das Wesen der deutschen Landschaft erfordert.



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 69

1. DER THÜRINGISCHE RAUM

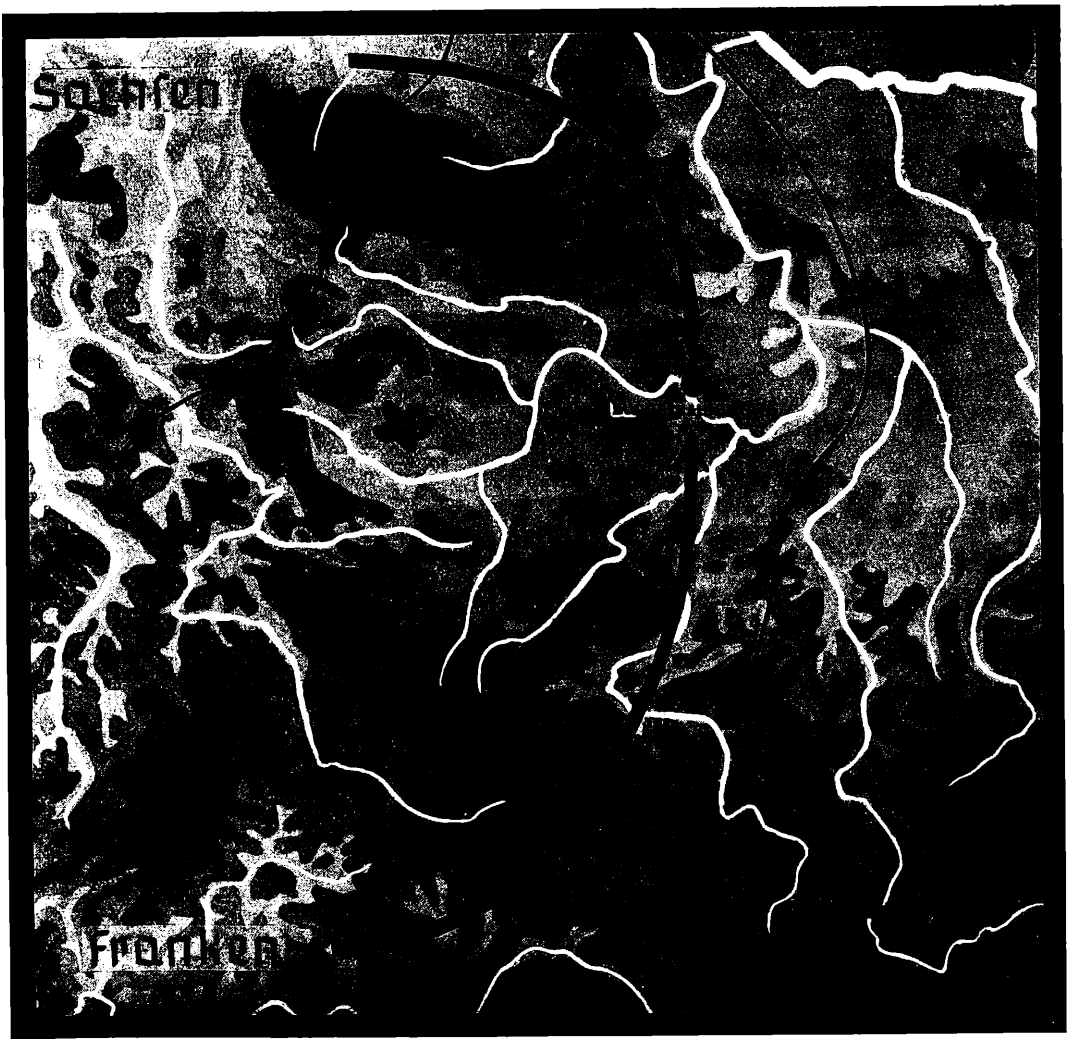
Das Thüringer Becken, umrandet von Harz, Eichsfeld, Hessischem Bergland, Rhön, Thüringer Wald, Sächsischem Bergland. Erfüllt vom Flußgebiet der Unstrut. Mittelpunkt des Raumes: Erfurt. Die drei Pässe über den Wald, die drei Tore: im Westen, im Nordwesten und vor allem die breite Nordost-Öffnung



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 70

2. GERMANEN UND KELTEN IM THÜRINGISCHEN RAUM

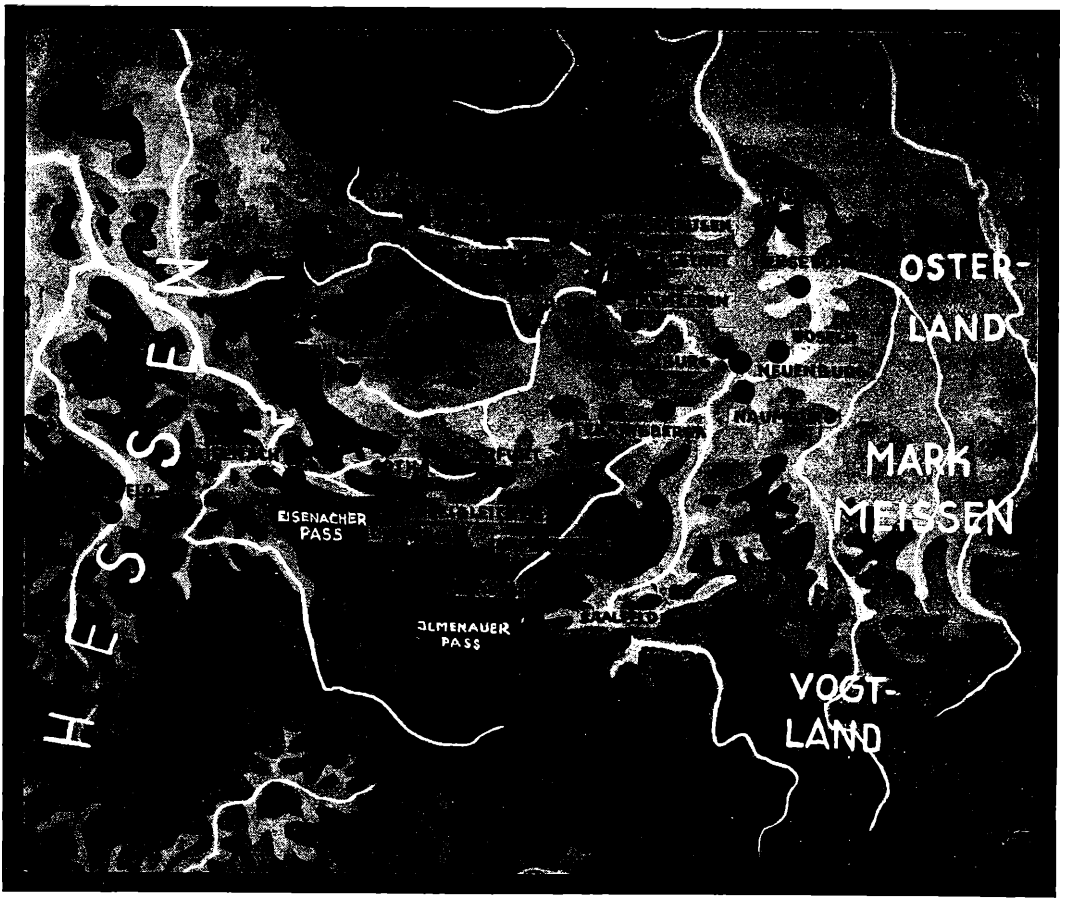
Die „ursprünglich waldfreien Gebiete": Goldene Aue bis zu den Drei Gleichen und Grabfeldgau. Vorrücken der Germanen von Weser und Elbe her. Die keltische Abwehrfront: Fichtelgebirge, Thüringer Wald, Rhön. Zentralpunkt: Ilmenauer Paß. Seine Beziehung zu den Drei Gleichen und den Gleichbergen wie zum Öchsen



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 71

3. DAS THÜRINGER REICH

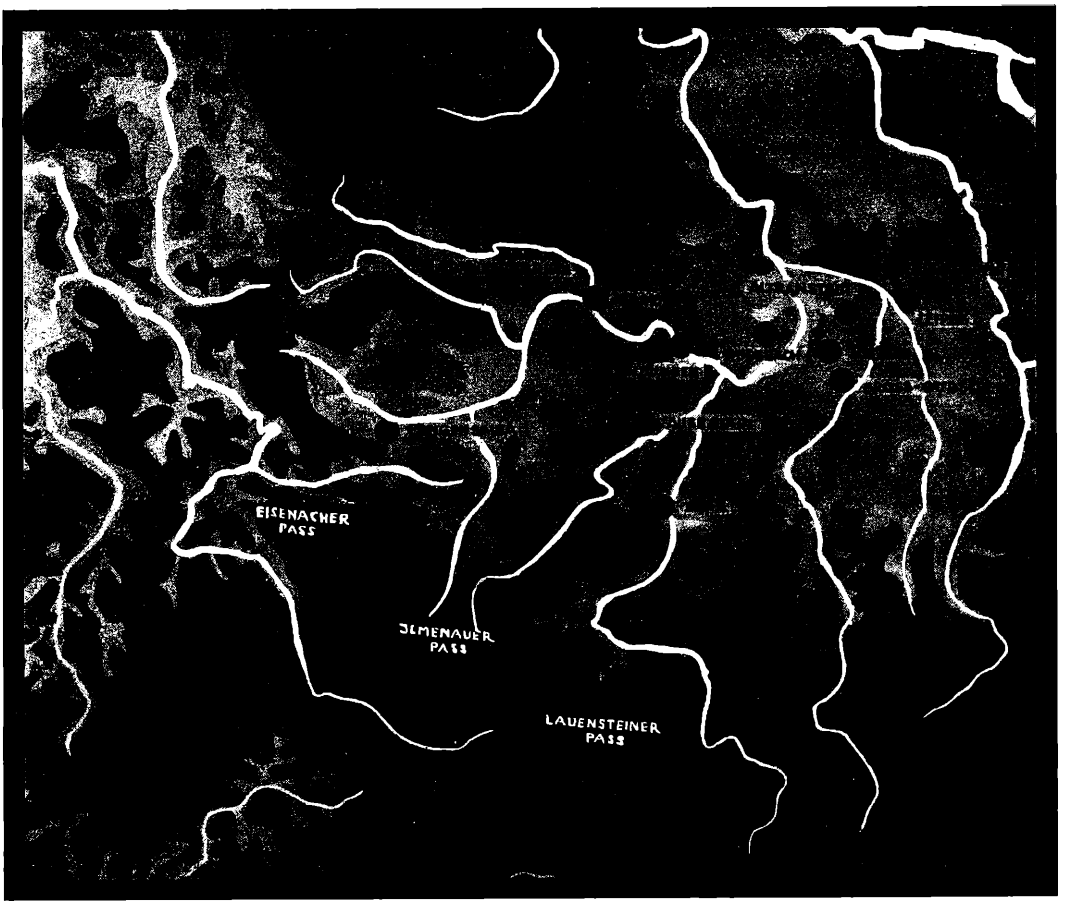
Im wesentlichen der thüringische Raum, jedoch um den Harz herumgreifend und in das Mainbecken vorstoßend. Aus beiden Richtungen der Gegenschlag: im Jahre 531 Zerstörung des Königreichs durch die vereinten Sachsen und Franken



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 72

4. OSTSIEDLUNG UND LANDGRAFSCHAFT THÜRINGEN

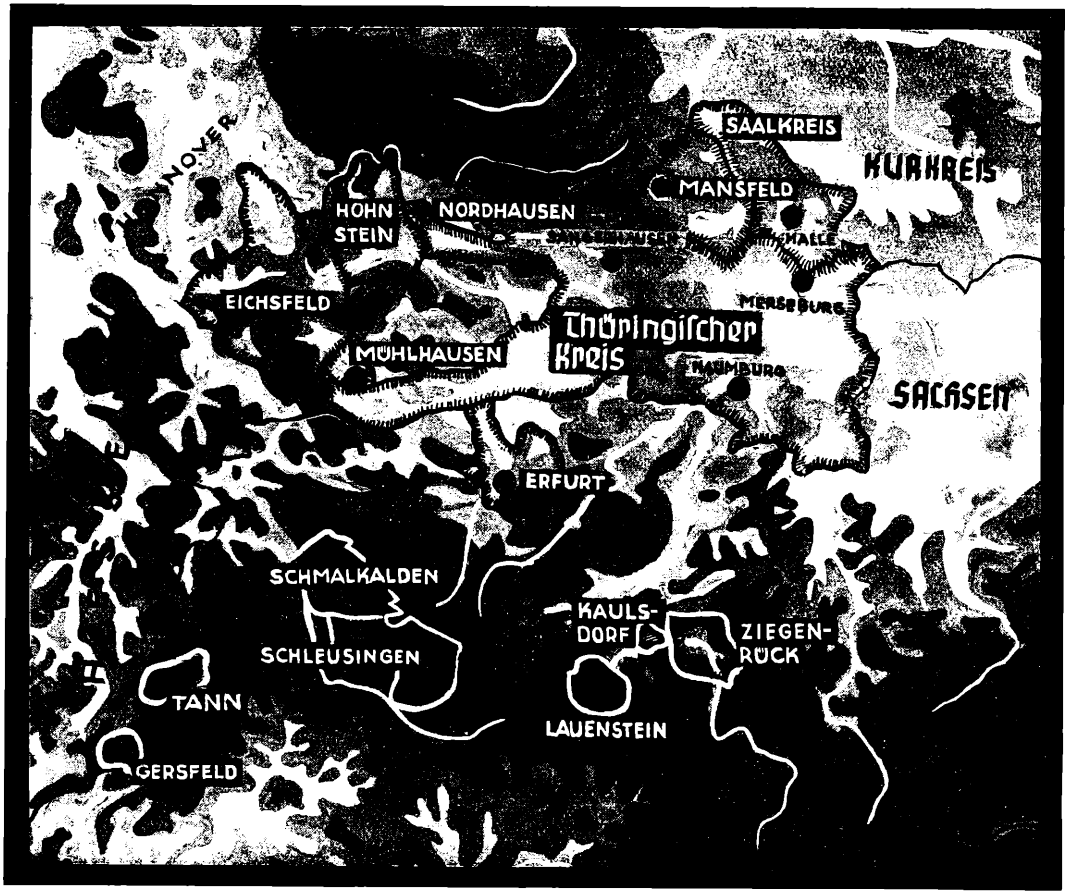
Von der Saale-Linie aus Eindeutschung des Vogtlandes, der Mark Meißen und des Osterlandes. Beginn der territorialen Zerfaserung: kaiserliche Pfalzen, Reichsstädte, Bistümer, selbständige Grafschaften. Nur unvollkommene Zusammenfassung des Raumes in Gestalt der Landgrafschaft



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 73

5. DIE THÜRINGISCHE SCHLACHTENEBENE

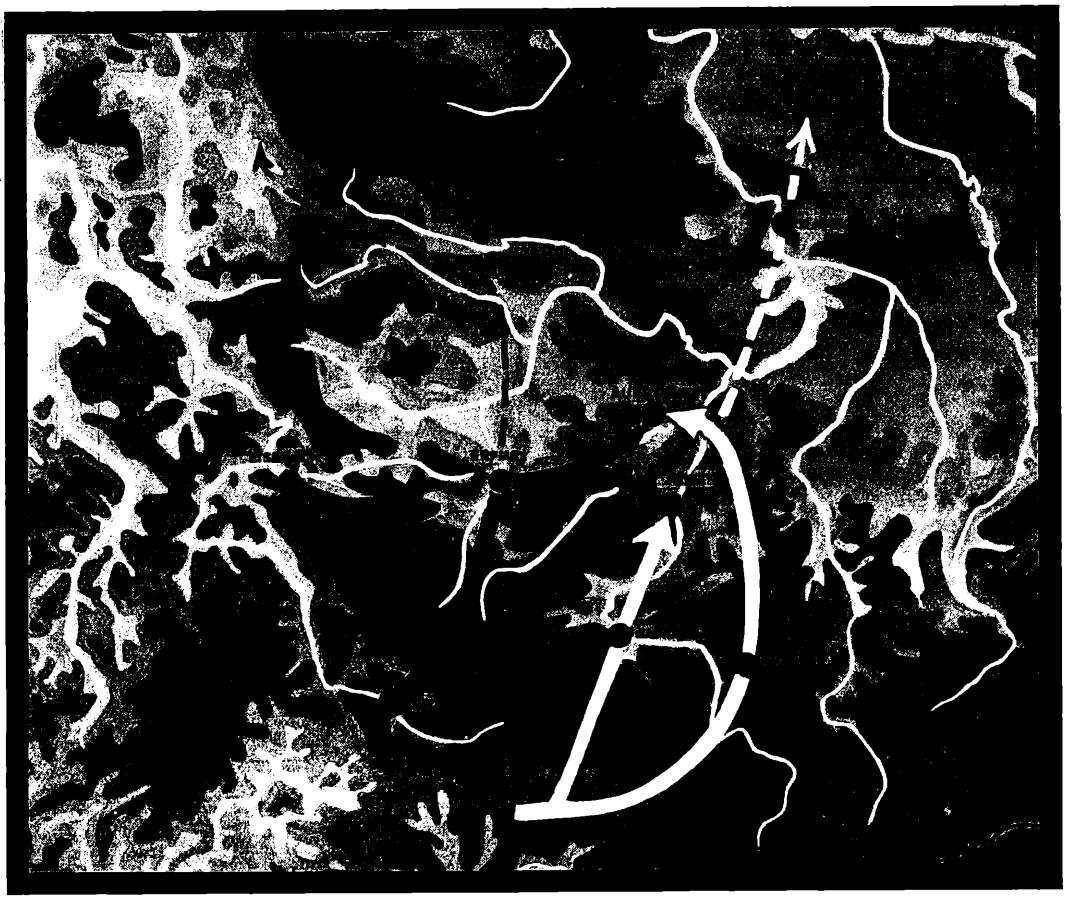
Ein volles Dutzend bedeutendster kriegerischer Ereignisse der deutschen Geschichte von 531 bis 1866 fällt in den Rahmen der Nordost-Öffnung des thüringischen Raumes. In engster Beziehung dazu immer die beiden anderen Öffnungen und die drei Pässe über den Wald



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 74

6. DER VORMARSCH PREUSSENS IM THÜRINGISCHEN RAUM

Vom Westfälischen Frieden bis zum deutschen Bruderkrieg (1648—1866) der folgerichtig durchgeführte Erwerb eines bedeutenden Punktes im thüringischen Raum nach dem anderen durch Brandenburg-Preußen, im ganzen schließlich vierzehn Territorien

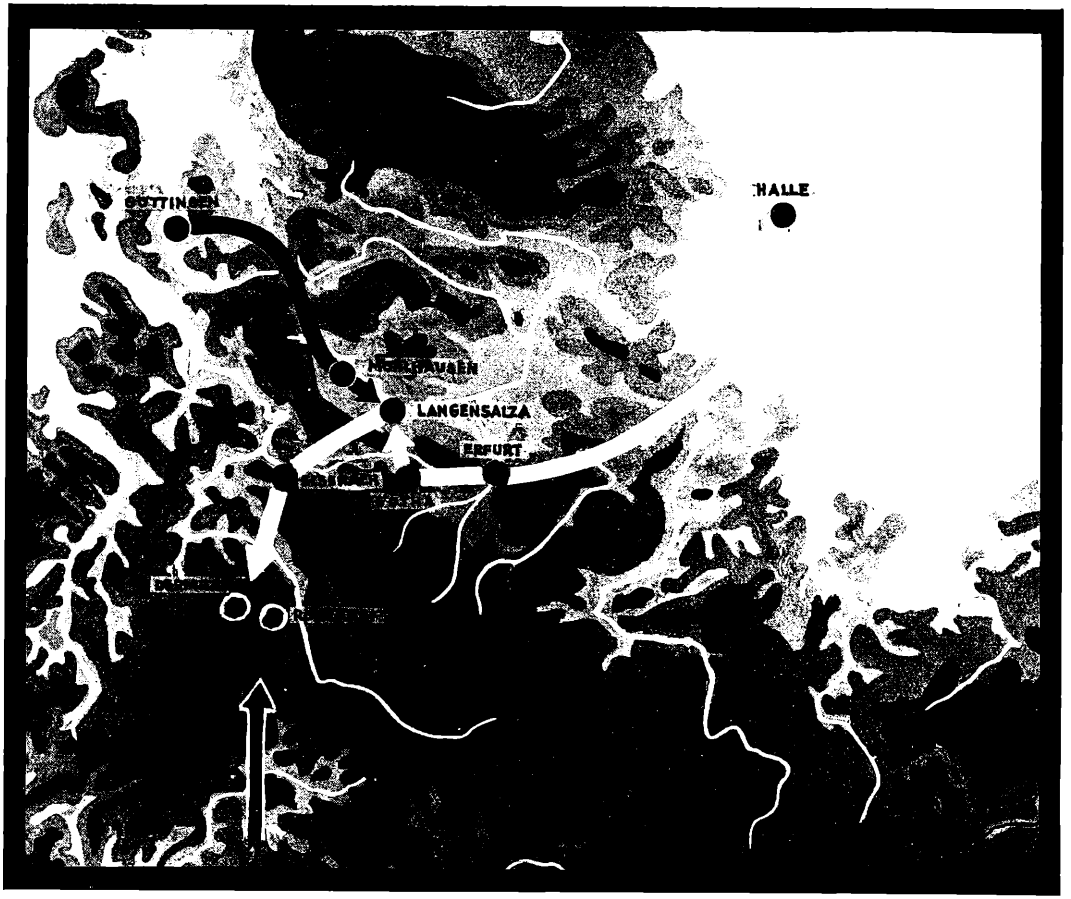


GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 75

Preußen Franzosen

7. JENA UND AUERSTÄDT

Schlagartig erhellt die Situation von 1806 die Bedingungen und Möglichkeiten des thüringischen Raumes. Während die Preußen sie strategisch richtig erkennen, versagen sie taktisch. An Entschlußkraft und Schlagfertigkeit ist Napoleon überlegen



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 76

Preußen Hannoveraner und Bayern

8. LANGENSALZA

Die preußische Stellung im thüringischen Raum bewährt sich entscheidend 1866: die Bayern vermögen nicht über den Wald vorzurücken, unterdessen werden die Hannoveraner, getrennt von ihnen, mitten im thüringischen Becken aufgefangen

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Ein Monat, der im Zeichen und unter dem Rampenlicht einer besonders wirkungsvoll inszenierten Genfer Handlung steht, verlockt dazu, einmal den Schauplatz näher zu betrachten, auf dem das Parkett von Genf gebaut ist. Wir meinen damit nicht so sehr die Stadt Genf — so reizvoll auch ihre Geschichte sein mag: von den ersten Kämpfen um die Unabhängigkeit gegen das Haus Savoyen über die Wirren der Calvin-Zeit, über das seltsame Widerspiel Voltaire-Rousseau bis zur Helvetik und weiter bis zu ihrem heutigen linksradikalen Regierungshaupt Nicole, dem die benachbarten katholisch-konservativen Gaue nicht ganz ohne Grund die Einreise sperren. Wir wollen uns auch nicht länger als nötig aufhalten mit den letzten Nachwehen einer sehr ernsten, im Haag nun erledigten Frage: den Genfer Freizonen, die eigenmächtig von Frankreich abgeschafft worden waren und nun nach freiwilligem Übereinkommen und einem Spruch des Haager Gerichts wieder eingerichtet sind: sie geben der Stadt Genf mit ihrem seltsamen Grenzumzug ein weiteres Hinterland und bewirken damit natürlich, daß den Stadt-Genfer Gärtnereibetrieben aus den Gärtnereien des benachbarten Savoyer Bereichs eine unliebsame, durch den französischen Gewaltakt fast ein Jahrzehnt entfernte Konkurrenz ersteht. Darüber ärgern sich die Gärtner Genfs und protestieren. Wir werden auch Herrn Nicoles nur in dem, allerdings wichtigen, Zusammenhang gedenken, daß sein Dasein in Genf wohl einiges dazu getan hat, um den Schweizer Bundesrat Motta eine Anti-Litwinow-Rede halten zu lassen, die wohl wenige von ihm erwartet haben mögen. Die Aussicht, gerade in Genf eine ständige russische Delegation zu wissen, mag für schweizerische Ordnungsbehörden nicht eben reizvoll sein. Vielleicht auch hat sich Herr Motta — in der Geschichte seines Landes und in der seines Heimatkantons Tessin erfahren — zu gelegener Stunde daran erinnert, daß es schon einmal eine Zeit gab, wo freundliche russische Garantiewünsche die Schweiz umflatterten: das war damals, als ein russisches Heer den Gotthard überschritt. Noch heute erinnert ein Denkmal an den Alpenübergang des Feldmarschalls Suworow... Gewiß — damals war ein anderes Rußland maßgebend beteiligt an den Entscheidungen über Landraub und Landbesitz in Westeuropa; dennoch mag es gut sein, sich daran zu erinnern, daß russische Heere schon weit im Westen gewesen sind — in einem Augenblick, wo Barthous Garantiepläne zu ähnlichen Möglichkeiten für die Zukunft weisen. Damals freilich war die Revolution im Westen. Hundertundvierzig Jahre sind seitdem vergangen — eine kurze Zeit, gemessen an den zwei Jahrtausenden politischer Geschichte des Alpenraums.

Stellen wir uns einmal auf einen jener schönen Gipfel, die im Walliser Grenzkamm zwischen Montblanc und Monte Rosa stehen, und betrachten wir einmal nicht

nur die herrlichen Formen eisbedeckter Dome und spitziger Nadeln, die reizvollen Probleme tertiärer und quartärer Geologie und Morphologie von solcher Warte: Lassen wir nur die geopolitisch reizvollsten Vorgänge aus der Geschichte dieser Landschaft an uns vorbeiziehen!

Da steigt aus dem breiten Talboden im Norden eine gewundene Straße zu beträchtlicher Höhe, um nach Süden wieder steil hinabzuführen: die Straße des Großen St. Bernhard. Auf der Höhe ein Hospiz, Herberge von fast tausendjähriger Geschichte. Aber wie jung sind diese Jahrhunderte seit den Lombarden und Karolingern, gemessen an der bekannten Geschichte dieser Höhe: Hier steigt jener gallische Heerhaufen über die Alpen, der ganz Oberitalien erfüllte und unter Brennus das junge Rom zerstörte. 390 vor Christus, wenn die Zeitrechnung der römischen Annalen stimmt... Das liegt noch im Dunkel der Frühgeschichte; und doch schon am Ende einer Zeit intensiver Besiedlung der inneralpinen Längstäler — einer Besiedlung, deren Völker versunken, deren Sprachen verklungen sind. Kelten, Römer, Germanen sind darüber hinweggegangen, und nicht sie allein. Nach Süden fällt unser Blick auf das Tal von Aosta, dessen Hauptort eine Kolonie des Augustus ist, dessen Name hier weiterlebt wie anderwärts in Augst bei Basel, in Augsburg, in Saragossa. Aber zwei Jahrhunderte vor Augustus ist ein anderer Herr der Völker durch dieses Tal gezogen — kaum über den Großen St. Bernhard, wahrscheinlich über den Kleinen: mit einem Heer von Afrikanern und spanischen Iberern, mit den kostbaren punischen Kriegselefanten zog Hannibal an den Gletschern des Montblanc vorbei. Und am Ende des ersten Jahrtausends ihrer bekannten Geschichte stehen wieder Eindringlinge aus afrikanischem Süden: versprengte Vortrupps der arabischen Reiterwelle verirren sich bis in die Täler der Westalpen. Dazwischen aber liegt die erste und bisher einzige große Beherrschung der Alpen von Süden her, deren Denkmal die römische Städtegründung ist: Aosta hier wie Augsburg dort neben vielen anderen als Zeugen der weit ausgreifenden Sicherungspolitik des Augustus und seiner Stiefsöhne. Die wissenden unter den römischen Staatsmännern hatten nicht vergessen, daß ein erster Stoß wandernder Germanen bei Noreja in Kärnten, ein zweiter bei Arausio (Orange) in der heutigen Provence getroffen hatte. So strebten sie nach der Grenze an Donau und Rhein, zeitweilig sogar nach der Elbe. Aber die ausgreifende Kraft des Reiches war erloschen: die Elbe wie der Euphrat im Osten wiesen hinaus in freie Räume, zu deren Bewältigung die römische Macht nicht mehr ausreichte. So bereitet sich hier wie dort der Gegenstoß. Rom verliert die nördlichen Vorlandschaften der Alpen, die Legionen ziehen wieder zurück über die Pässe, die wir von unserem Gipfel aus überschauen, ihnen folgt in das bauernarm gewordene Italien ein Teil der romanisierten Bevölkerungen, und von Norden her rücken die germanischen Stämme ein: die Langobarden, die Burgunder, die Alemannen, die Bajuwaren: auch sie schon die zweite Welle, die seßhafteren unter den Wandergermanen: eintretend in jenen

Raum hinter den östlichen und westlichen Goten, hinter den durchziehenden Vandalen und Sueven. Sie gewinnen sich Raum und erliegen im Süden der alten römischen Provinzialkultur: Aus den Langobarden werden langsam Lombarden, die Burgunder gehen auf in der relativ dichten Altbevölkerung der Rhonewanderstraße. Darüber wölbt sich von Norden die zusammenfassende und zusammenzwingende Herrschaft des Frankenreichs, von Süden die Kirche. Der Paß des St. Bernhard sieht Heerhaufen über Heerhaufen nach Süden ziehen, Kaiser, die versuchen, die weltliche Macht über die Kirche zu festigen, und die Gegenzüge von Süden nach Norden: päpstliche Legaten, die sich auf deutschen Reichstagen mit den Teilgewalten verbünden, um den Kaiser zu hemmen. Hier wandert Hildebrand nach Süden, um Gregor VII. zu werden, hier zieht Heinrich IV. seinen Canossaweg. Neben und unter der großen Geschichte aber leben die Landschaften ihre eigene: hier bildet sich die Grenze dreier Sprachen am Südfuß des Monte Rosa, hier kämpft das Bistum Sitten um seine Unabhängigkeit von Savoyen und von dem Erzbischof der Tarantaise. Hier wird im Laufe einer langen Geschichte, erfolgreich durch dauernde Niederlagen, aus Savoyen: Savoyen-Piemont, aus Savoyen-Piemont das neue Italien. Hier bildet sich einmal, in entscheidungsreichen Zeiten der deutschen Geschichte, ein letzter Hort des Reiches im Südwesten in Gestalt des Kardinals von Sitten, Matthias Schinner, der im Kampf mit den Franzosen sein Land verliert, verraten von den mit französischem Geld gekauften Zürichern. Zwischenstellung zwischen Mailand und Burgund läßt die politischen Gefahren der Glaubensspaltung zur rechten Zeit erkennen: Der Sieg des Protestantismus ist im 16. und 17. Jahrhundert auf weiten Strecken der deutschen Westgrenze zugleich der Sieg des zusammengefaßten französischen Machtstaates — nicht durch Zufall!

Wir steigen von unserem Gipfel herab und wandern auf der St.-Bernhard-Straße: Oben auf dem Hospiz sitzen noch immer die Mönche, die den Sturm vieler Jahrhunderte überdauert haben, und in ihrer Hut schläft General Desaix den letzten Schlaf, der wirkliche Sieger von Marengo, der im Angesicht des Sieges fiel und damit dem General Bonaparte den Weg zur Krone bahnte. Und wir frühstücken vielleicht weiter unten im Tal in jenem bescheidenen Berggasthaus, in dem Napoleon gefrühstückt hat, als er auf dem Weg nach Marengo mit Mannschaft und Artillerie den St. Bernhard überschritt. „Zum Frühstück Napoleons" ist noch heute der Name der kleinen Gaststätte. Hier haftet das letzte geschichtliche Ereignis von Rang in der Tradition des Tales... Ein Jahrhundert und ein Drittel des zweiten sind seitdem vergangen — was bleibt noch von dem Werk jener Revolutionsarmeen, die geglaubt hatten, das alte Europa zu überwinden, so gewiß der Tatsache, daß ihr Schritt ein neues Zeitalter einmarschiere, daß sie sich neuer Zeitrechnung bedienten?

Ein langer Friede trennt das Heute des Wallis von Bonaparte und Desaix; aber die Täler im Süden des Kammes — deutsch und französisch, nicht italienisch nach

Sprache und Abstammung! — sind voll von Straßenbauten, deren rein wirtschaftliche Sinngebung nicht ohne weiteres einleuchtet; und wer weiter im Osten des Wallis von einem Gipfel der Grenzkette hinabschaut in das durch eidgenössisches Ungeschick einstmals verlorene Eschental, der wird auch dort Straßen finden, die plötzliches Ende haben, und seltsame Bauten in der Stille der Berge. Wir begreifen die Sorge des Herrn Motta um die Neutralität der Schweiz...

Aber vielleicht wird mancher unserer Leser nicht wissen, was das Eschental ist. Er findet ja den Namen auf keiner deutschen Karte und lernt das Eschental als Tocetal kennen. Daß auch Domodossola einen guten deutschen Namen hatte, wissen wohl die wenigsten. Es hieß einmal Thum. Es wäre wohl eine vergebliche Anwaltschaft, wenn wir die alten deutschen Namen für Lausanne und Vevey, für Locarno und Lugano ausgraben wollten; auch Cläven (für Chiavenna) ist schon fast abgestorben. Aber Bellenz (für Bellinzona) ist im Schweizer Brauch noch lebendig, so wie im Wallis noch Martinach (für Martigny) und Sitten (für Sion) lebendig sind, ganz abgesehen davon, daß der schöne Bergstrom, der an der Furka entspringt, noch einen guten eingedeutschten Namen trägt, den von den vielen deutschen Ferienreisenden, die das Wallis durchwandern, kaum einer kennt. Im oberen Wallis spricht man vom Rottental, wenn man die Furche meint, die der Reichsdeutsche als Rhonetal zu bezeichnen pflegt. Freilich sind Rhone wie Rotten umgewandelte Formen des Wortstammes, der auf Rhodanus latinisiert war — keltischen, vielleicht älteren Ursprungs, gleichen Stammes wie Rhein, gleichen Alters mit Isar und Isere...

Doch genug des Hinabtauchens in alte historisch-geopolitische Zusammenhänge, zu denen uns der Blick vom Pic de Drone verlockt — und zugleich der Verwunderung, die der Tageslärm hervorruft, wenn man ihn aus genügender Entfernung hört. Es kann ein sehr weiter Weg sein vom Großen St. Bernhard nach Genf, auch wenn ihn die Autobuskarawane in wenigen Stunden fährt!

Doch wir sind unseren Lesern zur Tageschronik, nicht zur Flucht in ferne, freilich manchmal wegweisende Vergangenheit verpflichtet, und melden mit gebührender Ehrfurcht vor der Weisheit des französischen Außenministers, daß sich der Eintritt der Sowjetunion in den rechtsbewahrenden Völkerbund in erwarteter Form vollzogen hat. Drei Staaten haben den Mut gehabt, gegen die Besiegelung der neuen Koalition zu stimmen: die Schweiz mit einer schon vermeldeten bemerkenswerten Rede ihres Außenministers Motta, die Niederlande mit einer ebenso lakonischen Erklärung ihrer Übereinstimmung mit der Schweiz (auch die Unruhen in Amsterdam haben ihre Spuren hinterlassen!), und schließlich Portugal, dessen energische und zielbewußte autoritäre Regierung sich vorteilhaft abzuheben beginnt von der Wirrung, mit der sich Spanien immer mehr erfüllt.

Die „Überraschung" von Genf war der Vorstoß Polens, der ebenso schnell wieder abbrach, wie er gekommen war. Ein Signal dafür, daß Oberst Beck sich zutraut, eine unabhängige Politik zwischen den Großmächten zu führen — ganz im

Gegensatz zu den regionalen Bünden, dem Balkanblock, der Kleinen Entente und dem Baltischen Block, die als getreue Folger der französisch-italienischen Politik ihre erste Feuerprobe der Rede bestanden haben. Wieweit aus diesen regionalen Zusammenschlüssen einmal geschlossenere und dauerhafte Gebilde werden — das zu prophezeien, wäre Kühnheit. Es wäre kaum etwas anderes, als wenn man in der Zeit zwischen Flamininus und Sulla versucht hätte, die Lebensdauer des Achäischen oder Ätolischen Bundes abzuschätzen. Der Widerstand der Schweiz, Hollands und Portugals gegen den Bund der westlichen Großmächte mit der Sowjetunion ist dabei von ähnlicher Tapferkeit und Wirkungslosigkeit, wie etwa ein Protest von Arkadien, Rhodos und Korkyra gegen einen Vertragsabschluß Roms mit dem Partherreich gewesen wäre. Die Raumkleinheit Europas kommt dabei ebenso zur Geltung wie seinerzeit die Raumkleinheit Griechenlands. Aber der Polishader von damals hat auch heute sein Gegenstück. Und klein im Raum ist auch — gemessen an dem großen Vorbild von vor zweitausend Jahren — die Außenpolitik des neuen Rom, die kleinen, freilich für den Frieden Europas höchst gefährlichen Teilerfolgen im Donauraum nachstrebt und plötzlich mit gekränkter Stimme Laut gibt, wenn sie auf beiden Seiten des Roten Meeres, in Abessinien wie in Yemen, auf die Spuren ozeanübergreifender Gegenspieler stößt. Wir haben schon mehr als einmal darauf hingewiesen, daß das Einschwenken der italienischen Politik auf die englisch-französische, das heißt in Fragen des europäischen Kontinents auf die französische Linie, nur eine Frage des Kaufpreises ist, den man in Frankreich zu zahlen bereit ist, wobei freilich der Weisheit des Quai d'Orsay kaum verborgen ist, daß die Größe des neueren Italien darauf beruht, daß es ein Jahrhundert lang auch als Staat jene Kunst verstanden hat, die seine liebenswürdigen Bettler auszeichnet: auf kurze Zeit sich mit Kleinem zu begnügen und durch Dauerhaftigkeit des Forderns zu ermüden. Man wird sich also am Quai d'Orsay auf Zahlung in Raten einrichten müssen, und es könnte schließlich sein, daß die letzten Kolonialraten ein wenig hoch sind: ist man doch entschlossen, keine der wirklich lebenswichtigen Verkehrslinien des afrikanischen Imperiums preiszugeben. Jedenfalls verdient der Stand der italienisch-französischen Kolonialfrage mit Sorgfalt verfolgt zu werden.

Außerhalb Europas verzeichnen wir einen verhältnismäßig stillen Monat. Ein Ereignis von Bedeutung ist innerhalb des britischen Imperiums die australische Wahl, die schon wegen der seinerzeitigen Parallelvorgänge mit England auch dort mit einiger Spannung verfolgt wurde. Sie hat durch Bestätigung der Regierung Lyons bewiesen, daß man selbst in dem verstädterten Australien noch mit gesunder Finanzpolitik und wenig Versprechungen eine Mehrheit erhalten kann — insofern ein Zeichen der Gesundung an sich recht bedenklicher Verhältnisse. Aber die Basis der Mehrheit hat sich verschoben. Die „Landpartei", die das Interesse der exportbedürftigen Farmer vertritt und demzufolge den allzu hohen Ausbau der australischen Zölle ablehnt (dort ist man sich des notwendigen Zusammenhangs zwischen

Export- und Importhöhe noch bewußt), hat verstärkten Einfluß gewonnen. Vergegenwärtigt man sich zugleich, daß in Kanada die Tage der konservativen Regierung Bennett gezählt sind — gleichfalls eine Vertreterin des Hochschutzzolls —, so läßt sich eine Periode weniger gespannter Handelsbeziehungen zwischen England und seinen größten Dominions voraussehen, damit aber auch eine Zeit gesteigerter Schwierigkeit für die Bestrebungen des energischen englischen Ackerbauministers Eliot auf der einen, eine Periode handelspolitischer Extratouren in fremde Bereiche von Ottawa und Canberra aus auf der anderen Seite. Die Vereinigten Staaten freilich sind so sehr mit sich selbst und mit pazifischen Fragen beschäftigt, daß ihre außenpolitische Aktivität im atlantischen Bereich gering bleiben muß. Die große Streikbewegung ist zwar abgeflaut, hat aber doch gefährliche Stellen im inneren Gefüge aufgezeigt. Es ist kein gutes Zeichen, daß im gleichen Augenblick eine Reihe der wichtigsten Mitarbeiter Roosevelts die Kommandobrücke verlassen. Isolierung ist auf die Dauer auch für die Vereinigten Staaten nur mit schweren Einbußen möglich — und die See der Weltpolitik wird um so stürmischer, je näher man den Riffen der Flottenkonferenz 1935 entgegensteuert.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Es gehört zu den großen, seltenen Freuden eines geopolitischen Forschers über den indopazifischen Raum, bei einer Tagung, wie der des Deutschen Auslandinstituts, im glänzenden Schlußvortrag eines hellsichtigen und tatfrohen Leiters des Norddeutschen Lloyd über seine jüngsten Erfahrungen in Ostasien die eigene Linie des Schauens vollkommen bestätigt zu hören. Die Leser finden ihn an anderer hervorragender Stelle.

In der ganzen, gehaltreichen Tagung klang ein starker geopolitischer Ton; es war schwer, sich vorzustellen, daß Leistungen, wie die Metaphysik, die Philosophie des Auslanddeutschtums nach der Volkserneuerung eines baltischen Gelehrten, die klaren Gedankengänge Rüdigers über die Ziele des DAJ., die in einer knappen halben Stunde zusammengeraffte Geopolitik Südafrikas mit ihren volkspolitischen Möglichkeiten für Deutsche unseres Freundes E. Obst noch einer Steigerung fähig wären. Für die indopazifische Geopolitik hat sie Dr. Firle gebracht.

Seine fesselnden Schlußfolgerungen finden eine merkwürdige Ergänzung in der Begleitmusik der britischen und japanischen Presse zur Reise der Studienkommission des großen Spitzenverbands der englischen Wirtschaft, der „Federation of British Industries", nach Mandschukuo mit japanischem Segen (Mittlg. Nr. 410, Berlin, 22. 8. 34, d. Japan. Vereins in Deutschland, Wilmersdorf, Kaiser-Allee 200) und der Auseinandersetzung zwischen den US-amerikanischen Admiralen

Pratt und Yates Stirling und dem Japaner Setsuo Uenoda („Transpacific", Tokio, 9. 8. 34, S. 9).

Beide Durchblicke: der britisch-japanische und der US-amerikanisch-japanische, bestätigen die Richtigkeit der Grundanschauung des Generaldirektors des Norddeutschen Lloyd, wie wichtig es ist, gerade im Bildungsprozeß großer einheitlicher Wirtschaftsräume die Zusammenarbeit mit dem ostasiatischen zu pflegen und zu steigern. Begreiflicherweise sind die Erläuterungen zur britischen Studienfahrt mehr auf die Förderung der positiven, friedlichen Zusammenarbeit gestimmt, die transpazifischen mehr auf Vermeidung des negativen, des kriegerischen Zusammenstoßes. Aber es ist bezeichnend, daß sich in den Staaten viele Universitätsradikale, natürlich auch Salonkommunisten finden, die Kriegstrommeln gegen den Fernen Osten schlagen, während die Admirale Schalmeien blasen — wie Setsuo Uenoda nüchtern schreibt, gewiß nicht aus Sentimentalität, sondern aus der grimmigen Wirklichkeit geopolitischer und wirtschaftlicher Gesetze.

Es ist selten — gerade auch in Amerika —, daß Admirale so deutlich die wirklichen Hintergründe wehrpolitischen Handelns und Unterlassens aus geopolitischen Zwangsläufigkeiten heraus beleuchten, wie Stirling in der Mainummer der „United States Naval Institute Proceedings"; noch seltener ist es, daß aus dem Lager des Gegenspielers eine so unbefangene Würdigung widerhallt, wie von Setsuo Uenoda. Jedenfalls ist diese Auseinandersetzung, zusammen mit dem Vorspiel des Admirals Pratt, zugunsten einer friedlichen und freundlichen Stimmung für die Flottentagung von 1935 namentlich für die Friedens- und Kriegsmarine reizvoll.

Sie stimmt auch trefflich zu der Mahnung des Bremer Reedereiführers — „to face facts" —, auch für die Zurückstellung unnötiger rassenpolitischer Reibungen. Denn die verträgt man schon in China, Indien und Malaya nicht, viel weniger gar in Japan. Welche ganz andern Melodien man in dem doch gewiß bei sich zu Hause rassenempfindlichen Nordamerika über den Pazifik hinweg anschlägt, davon liefern Proben etwa Dr. Cressey („Geography as a human problem"; „North China Herald", 1934, S. 152), wo China „the most human country in the whole world" genannt wird, oder Edward Price Bell vom „Literary Digest" („Transpacific", 5. 7. 34, S. 13) mit seiner Lobpreisung des japanischen Vorgehens in Mandschukuo als einzige vernünftige Lösung des Volksdruckproblems, übrigens auch einer glänzenden Anerkennung des deutschen Führers als „Sinnbild der Stellung des Deutschen Volks zu Versailles".

Dort kann mancher lernen, wie man Völkern nach dem Schnabel redet, deren Seelenstimmung man wiedergewinnen will, namentlich wenn man fürchtet, daß sie sonst Stellung auf der farbigen Gegenseite nehmen, wie es Takanobu Murobuse im „Chuo Koron" als Fortsetzung heroischer Schritte in Abkehr von USA. und Rußland und Hinwendung zu Asien der japanischen Politik anrät.

Genau, wie es auch der Generaldirektor der großen deutschen Schiffahrts-

gesellschaft aussprach, so sehen die Größe des Wagnisses eines transpazifischen Krieges im Verhältnis zur zweifelhaften Gewinnaussicht auch die US-amerikanischen Admirale. Es sind rein geopolitische Erwägungen, aus denen sie ihre Vorsicht begründen, der Japaner sie würdigt.

Beide gehen von der Tatsache aus, daß die Bühne des internationalen Wirtschaftskampfes nach dem Fernen Osten gleitet, und daß die Wirtschaftspolitik eines jeden Volkes bei jeder neuen Wendung durch Stärke gewährleistet sein muß, wenn sie in diesem Kampfe bestehen soll. Stirling glaubt und spricht aus, „daß Krieg nur der Handelswettbewerb zu seiner äußersten logischen Form getrieben" ist, und daß „die Völker nach wie vor Krieg als endgültigen Schiedsrichter über ihre Geschicke betrachten". So denken die USA. wirklich; und alles andere ist „cant"! Und ebenso redet man in Rom, denkt man in Paris, denken Litwinow, Stalin — von Woroshilow, Blücher usw. gar nicht zu reden.

Die Augen der Welt seien nun einmal nach dem Fernen Osten gerichtet, wo sie ein Heilmittel gegen die finanzielle und wirtschaftliche Erschöpfung des Weltkriegs zu finden glauben, in „den Möglichkeiten der ostasiatischen und indischen Welt mit reichen Öl- und Kohlenfeldern, Eisen, Baumwolle, Wolle usw." So der amerikanische Admiral: „Ein Preis, wert des ernstesten Wettbewerbs, um unsagbare Werte zu gewinnen."

Dennoch redet er einer reinlichen Scheidung zwischen Japan und USA. das Wort, für die sich die USAmerikaner auf die Linie Aljaska—Hawaii—Samoa unter Preisgabe der Philippinen [„allezeit einer Quelle strategischer Schwäche!"] zurückziehen müssen. „Unsere Politik im Orient muß eine Politik der Duldung und Verständigung sein." Die Voraussetzung sei eine Teilung des Pazifik in eine westliche, japanische und eine östliche, amerikanische Interessensphäre.

Trotz dem Paradestück der kurzfristigen Durchschleusung der Pazifikflotte durch den Panamakanal steht Stirling der seestrategischen Leistung dieses „Genicks" mit tiefem Mißtrauen gegenüber, betont, daß die USA. durch ihre atlantische Frontstellung im Weltkrieg viel zu sehr ihre Stützpunkte an der Ostküste ausgebaut hätten und an ihrer Westfront nun den Japanern darin weit unterlegen seien.

So sieht Stirling nur zwei Möglichkeiten: die Philippinen halten, dann aber auch eine vollwertige Basis in Manila ausbauen, wozu der Kongreß in seiner schwankenden Philippinenpolitik nicht zu bringen sei, oder: auf die Linie Aljaska—Hawaii—Samoa zurückgehen, dann aber auch die Philippinen ganz preisgeben — wobei man sich aber klar über den gleichläufigen Verzicht auf eine aggressive Wirtschaftspolitik und ihre Dynamik in China sein müsse.

Das ist ein hartes geopolitisches Entweder-Oder! Der japanische Kritiker quittiert es auch mit dem leisen Hohn: „Es ist also dieser Rückzug der USA. von ihrem aggressiven Handelswettbewerb im Fernen Osten dem Mangel an Waffen zu ihrem

Rückhalt und nicht einem Geist internationalen Vertrauens oder der Zusammenarbeit zuzuschreiben."

„Aufgeblasene Noten und Säbelrasseln erschweren nur eine ohnehin heikle Lage" — „Handelsverträge auf Gegenseitigkeit, sorgfältig betreute freundliche Beziehungen zwischen Japan, Rußland und Vereinigten Staaten werden uns den Umständen nach dauerndere und bessere Erfolge zeitigen, als irgendein Aufwand von Säbelgerassel; und für den Augenblick ist es diese Linie, der unsere Fernostpolitik folgen sollte." Daß durch solche Äußerungen nicht gerade japanische Rückzugsbewegungen ausgelöst werden, ist leicht verständlich. Immerhin stammen sie von verantwortlichen Seeoffizieren, den Führern der Waffe, die sich — neben den Fliegern — zuerst mit den Japanern im Pazifik messen müßten, in dem diese sich (darauf sind auch die Russen gefaßt) wehren würden wie die Wildkatzen oder im Lager angegriffene Tiger. Mit beiden anbinden, ist eine ernste Sache, namentlich wenn noch andere, vielleicht größere Tiger im Dschungel nebenan sitzen.

Diese Nachbarschaft beleuchtet eingehend Takanobu Murobuse im „Chuo Koron" (Auszug: „Transpacific", 5. 7. 34, S. 5). Dort wird Japan ermuntert, in seiner heroischen Politik fortzufahren und sich endgültig „vom unheroischen Liberalismus abzuwenden". Nicht um die Vereinigten Staaten und Rußland dürfe die japanische Politik kreisen, sondern ihr künftiger Konzern liege in Asien; Zusammenwirken mit China und Indien sei ihr entscheidendes Ziel! Ein hohes Lied der abwiegelnden, wieder das Zentrum der Außenpolitik ins Auswärtige Amt zwingenden Politik Hirotas, im Gegensatz zur „fahrigen Amtsleitung Uchidas" und zur „Seifenblasenrederei Matsuokas" verrät halbamtliche Herkunft. Aber der Außendienst wird angespornt! Nicht etwa in der Richtung auf den Baikalsee, die z. B. Dr. Kanjin Tomizu verficht, sollten die nächsten Schritte gehen. Hier seien die Grenzen der Mandschurei zugleich die des gesunden Menschenverstandes. Mandschukuo dürfe auch nicht „den Schein eines — Puppenstaats —" darbieten, sondern müsse wirklich offene Türen haben; denn Japan dürfe nicht auf die Dauer mit Mandschuko, Siam und Aethiopien allein in der Kälte bleiben. Aber „der wiederholte Irrtum in Japans Chinapolitik sei geopolitische Kurzsichtigkeit". Das gleiche gelte für Japans Indienpolitik. „Ich will nicht den japanischen Imperialismus verteidigen, und bin weit entfernt, eine asiatische Monroedoktrin zu predigen. Denn ersterer ist im Vergehen [?], letztere nichts anderes als hartgesottener Imperialismus in Tarnung." Aber — „was wir suchen müssen, ist ein Bund der Rassen auf der Grundlage der Gleichberechtigung, Unabhängigkeit und Freiheit". „Japan muß mit der Hoffart brechen und ritterlich mit China, wohlwollend mit Indien sein." „China ist ein (politischer) Schwerpunkt und Indien ein anderer. China muß in seiner Gesamtheit gesehen werden und Indien mit offenen Augen für seine Befreiung. Japan hat die Macht zum Handeln, aber es fehlt ihm an Richtung. Mögen die Leute über Japans Bevölkerungsproblem und Volksdruck reden: ich möchte von der offenen

Tür in Australien reden. Japan muß die Mandschurei für die ganze Welt öffnen" (die in Mandschukuo doch nicht mit Japans billigerer Arbeit konkurrieren kann!), und ich rate den Briten, Australien in derselben Weise zu öffnen" (was allerdings viel gewagter ist!). Denn in dieser Frage spielt natürlich das Volksdruckproblem erst recht wieder herein; und man weiß in Japan genau, daß man mit ihm zwar gewiß eine Last und Gefahr zu tragen hat, aber auch eine geopolitische Waffe erster Ordnung besitzt.

Von dieser Waffe, die sie beide anwenden, machen China und Japan allerdings einen sehr verschiedenen Gebrauch, dort von geopolitischer Rückständigkeit gehemmt, hier durch geopolitische Schulung gefördert.

Man vergleiche nur die Äußerungen von Edward Price Bell, der am 5.7.34 in Tokio eintraf, um für die „Literary Digest" die Entwicklung im Fernen Osten zu beobachten [der auch sonst eine ganze Reihe von politischen Katzen aus dem Sack ließ], mit der bescheidenen Auswertung der an sich für China so günstigen Meinung von Dr. George B. Cressey (North China Herald, 1934, S. 152) oder einer Besprechung, wie sie Liu Yu-wan an Chang Yin-Tangs: „Economic Development and Prospects of Inner Mongolia" übte (Pacific Affairs, Bd. VII, Heft 3, September 1934, S. 359).

Die Besprechung konnte zu einer Fanfare für Chinas Recht auf seine Außenländer ausgewertet werden. Statt dessen findet sich nur im Eingang die etwas sarkastische Bemerkung: „Der zeitweilige Verlust von Mandschurei und Jehol hat einen großen Teil des chinesischen Volkes grenzbewußt (frontier-minded) gemacht. Die Mongolen sind ihnen über Nacht ans Herz gewachsen; Kaschgar wird nicht mehr für den Namen einer russischen Stadt gehalten usw...." Dann macht sich der Kritiker lustig über den Stoß Schriftwerk, der neuerdings über Tibet, die Mongolei und Chinesisch-Turkestan erschienen sei. Ja, ist es ihm lieber, wenn die Japaner das Handbuch der Mandschurei herausgeben? Denkt die Mehrheit der Chinesen so, dann wird allerdings das „China-Yearbook" auch bald in Tokio gedruckt werden! Ebenso wird die Schätzung Changs lächerlich gemacht, daß bei geeigneter Kolonisation die sämtlichen Außenländer Groß-Chinas, einschließlich der Mandschurei und Äußeren Mongolei, etwa 124 Millionen fassen könnten. Da hiervon allein etwa 70 bis 80 auf die Mandschurei treffen würden, ist die Zahl nicht so befremdlich. Vieles, was die Chinesen an solchen Leistungen heute aufweisen, erinnert an die schönen Zeiten für fremde Gewaltpolitik gegenüber Mitteleuropa, in denen brave deutsche Wissenschaft den Gegnern ihrer Volkspolitik Waffen schmiedete.

Wie ganz anders klingt es, wenn man einen Führer der fremden Presse dazu bringt, etwa zu reden wie E. P. Bell in Tokio!

Wenn selbst der Schweizer Bundesrat von einem „umdüsterten Horizont" sprach, behauptete der zuversichtlichere Amerikaner in Tokio, „der internationale politische Sehkreis sei nicht so dunkel, wie er oft gemalt werde, wenn man nur mit etwas

Zuversicht den Blick für die Wirklichkeit behalte". Das ist im Fernen Osten vor allem die Tatsache, daß niemand für sich allein mit den Japanern anbinden will und alle wieder in ein größeres Geschäft kommen möchten. Nur wenn man diesen doppelten Hintergrund im Auge behält, kann man E. P. Bells Offenbarungen geopolitsch genießen, z. B.:

„Ob internationale Tagungen fehlschlagen oder gelingen, sie bleiben meist wirkungslos. Aber sie haben immer den Vorteil, der Öffentlichkeit die Wirklichkeiten (realities) und die Tragweite großer internationaler Probleme zum Bewußtsein zu bringen..." So auch die kommende Seemachttagung!

„Japans Seemachtforderungen sind ganz natürlich durch Formeln und Verhältniszählen nicht aus der Welt zu schaffen..."

Trotzdem sei die augenblickliche Unsicherheit kein Hinderungsgrund für die Abhaltung der Tagung, die bestimmt stattfinden werde und wofür die Mächte jetzt nur die Fühler ausstreckten — d. h. die vorherigen Handelschaften tätigten.

„Die japanische Fernostpolitik ist im tiefsten Wesen gesund. Japan dehnte sich unter dem Druck einer Naturnotwendigkeit aus. Jede wachsende und fortschreitende Nation muß eine ausreichende biologische Grundlage zur Selbsterhaltung haben, oder sie wird kopfüber gehen." Die deutsche auch! — fügen wir hinzu.

Aber es ist eben die — den Deutschen so oft verweigerte — Anerkennung dieser Tatsache für Japan durch seine Gegenspieler, die auf das geschickte, beständige Vorführen des geopolitisch begründeten Volksdrucks zurückgeht!

„Die Vereinigten Staaten haben einen Riesenraum; Großbritannien hat ein weltüber verschlungenes Kolonialreich; Frankreich hat Indochina und weite Besitzungen in Afrika; aber Japan hatte nichts dergleichen, bis es sich jüngst ausdehnte, aus der Notwendigkeit heraus, für eine ausreichende Unterlage zu sorgen, um den Zusammenbruch zu vermeiden. Das Aktionsprogramm in der Mandschurei war das Weiseste und Gesündeste, das man tun konnte."

„Die Welt muß die harte Wirklichkeit erkennen, die Japans Beweggrund war." Sollte nun ein Mitteleuropäer noch im Zweifel sein, was ein folgerichtiges Durchdenken dieser Wahrheit für die Forderung des deutschen Führers nach Ehre und Gleichberechtigung bedeutet, so hilft ihm der USAmerikaner E. P. Bell — der gewiß bei der Heimkehr nicht mit faulen Äpfeln beworfen werden will —, über diesen Erkenntniszaun hinweg, wenn er in ganz natürlichem Zusammenhang alsbald auf den Wesensgrund europäischer Diktaturen zu sprechen kommt und, von Mussolini zu Hitler überspringend, sagt: „Hitlers kommenden Einfluß auf sein Volk habe ich schon vor Jahren wahrgenommen und seinen Aufstieg zum Führertum vorausgesagt" (so u. a. vor neun Jahren Kato und Shidehara!). „Denn er war geradezu das Sinnbild der germanischen Rasse, ihrer Ideale und ihres notwendigen Rückschlags auf den Vertrag von Versailles. Die Gewalt (Dynamik) seiner Führer-

schaft ist allmächtig im Deutschland von heute, weil er der Ausdruck und die Erfüllung des Volkswillens ist."

Sehr selten halten es weltkundige und weitgereiste Amerikaner von anerkannter Stellung in der Weltpresse für richtig, in Japan, wenn sie die öffentliche Meinung günstig für sich stimmen wollen, solche Anerkennungen auszusprechen, die der beste deutsche Hilfsdienst nicht günstiger unter die Leute bringen könnte. Aber es ist eben ein Anzeichen für das Durchdringen tiefster geopolitischer Wesensverwandtschaft großer weltpolitischer Zukunftsaufgaben im Fernen Osten und im Nahen Westen der Alten Welt; es ist ein Vorzeichen ihrer Ahnung durch die hellsten Köpfe der augenblicklichen „beati possidentes", der glücklichen Besitzer des immer noch vorhandenen Raumüberflusses der Welt [die sich z. B. mit 1½ Millionen (Neu-Seeland) auf gesegneten Räumen ausbreiten, in denen anderwärts 60 wohnen müssen, und mit 6 Millionen auf Räumen, in denen anderwärts 400 sich durchzuschlagen haben (Australien)].

Wer aber glaubt, daß es den eingepreßten europäischen Millionen nicht noch viel schlechter gehen könne, der führe sich Cresseys Studien über die Lebensweise einer unter Übervölkerung leidenden Agrarbevölkerung in China, nicht nur einer mit Hochlöhnen industrialisierten, zu Gemüt. Das erst ist letztes, wirkliches Elend!

Japans und Chinas letzte Fragestellung sei dieselbe, meint Cressey, in der Übervölkerung begründet, die auf den Kopf der Bevölkerung in China 43 acres [17,4 ha] und in Japan 50 acres [20 ha] Kulturland übriglasse, demgegenüber die USA. mit wenig mehr als einem Fünftel der Volkszahl Chinas über zwei Fünftel mehr Kulturland verfügen (rund 3000000 gegen 5000000 Quadratmeilen), das in China höchstens noch um 10 Prozent vermehrt werden könne.

China — neben Indien und Sowjetrußland —, die Stätte des größten Massenelends der Erde, ist dennoch das artige, brave Kind des Völkerbundes geblieben; es erhält — trotz erheblichen Schuldrückständen — gute Zensuren.

Japan ist kein gutes Kind; es greift bis zur Schulflucht, um vorbeugend der Verelendung zu entgehen, in die es die Großräumigen kaltblütig einmauern würden, ganz, wie sie Mitteleuropa eingemauert haben, gleichviel, ob seine Insassen an Rhein, Donau oder Elbe und Weichsel wohnen. Deshalb erhält es schlechte Zensuren, im Stil der alten französischen Fabel: „Cet animal est très méchant: quand on l'attaque, il se défend!" [Dieses Tier ist sehr bösartig: wenn man es angreift, wehrt es sich!] — mit seinem Dasein alles an alles setzend.

Aber man greift es eben nicht an — mindestens keiner allein —, und dem andern, gutartigen Wesen reißt man ringsum die Fetzen aus der Haut: England, Frankreich, Sowjetrußland und seine asiatischen Nachbarn in schönem Verein.

Das sind geopolitische Erfahrungstatsachen, hart und nüchtern auf letzte Formeln gebracht: alle Genfer Vernebelungskünste löschen ihre Kanten nicht aus, sondern umhüllen sie nur.

RUPERT VON SCHUMACHER:

Zur Theorie der Raumdarstellung

Vorbemerkung.

Das Problem der geopolitischen Karte ist gewiß kein neues Gebiet. Zahlreiche Arbeiten befassen sich eingehend von der theoretischen Seite mit dieser Frage. Es seien nur beispielsweise genannt: die Beiträge „Die suggestive Karte" von K. Haushofer und „Über politisch-geographisch-geopolitische Karten" von Otto Maull in den „Bausteinen zur Geopolitik", Berlin 1928, der Aufsatz von J. März: „Die Landkarte als politisches Propagandamittel" in der Gartenlaube, Jg. 1921, Nr. 16, der Aufsatz „Rückblick und Vorschau auf das geopolitische Kartenwesen" von K. Haushofer in der Zeitschrift für Geopolitik, Jg. 1932, Heft 12. Sehr instruktiv über Bedeutung und Wirkung politischer Karten ist die kritische Monographie über die berüchtigte Spettsche Karte von W. Geisler: „Die Sprachen- und Nationalitätenverhältnisse an den deutschen Ostgrenzen und ihre Darstellung", Gotha 1933, das Werk von Max Eckert: „Die Kartenwissenschaft", Berlin 1925, und das Kapitel „Verant wortlichkeit geopolitischer Kartenzeichnung" von Prof. K. Haushofer in „Raumüberwindende Mächte", B. G. Teubner 1934. Die Liste ließe sich noch beliebig verlängern. Uns erscheint jedoch am bedeutungsvollsten die Haushofersche Untersuchung über die suggestive Karte, denn sie enthält in wesentlichen Zügen alle Richtlinien für die praktische Arbeit an und mit der geopolitischen Karte.

Parallel mit der reichen Literatur über die theoretische Auseinandersetzung mit der geopolitischen Karte hat die praktische Arbeit eine wahre Flut geopolitischer Darstellungen geschaffen, deren wichtigste und umfassendste K. Haushofer in dem erwähnten Aufsatz in der Z. f. G. erwähnt. Man sollte nach dieser Fülle theoretischer Erörterungen und praktischer Arbeiten erwarten, daß die geopolitische Karte im großen und ganzen bereits auf sicheren Füßen steht und ihre Entwicklung in den Grundlinien abgeschlossen ist. Es muß daher einigermaßen überraschen, daß K. Haushofer, der als Begründer des geopolitischen Kartenwesens in Deutschland am berufensten zu einem Urteil ist, noch im Jahre 1932 in der genannten Untersuchung die Feststellung machen muß, daß die geopolitische Kartendarstellung längst noch nicht vollkommen ist.

Gerade der politische Arbeiter wird aus seinen praktischen Erfahrungen heraus Haushofer zustimmen. In dem täglichen Kampf der politischen Praxis mit der Karte ist rasch die Überzeugung gewonnen, daß das geopolitische Kartenwesen in seinem heutigen Stand der Darstellungsform unbefriedigend und zum Teil zu allen anderen Zwecken als zu politischen geeignet ist. Schuld daran trägt unserem Empfinden nach eine zu wissenschaftlich-methodische Behandlung des Problems. Man

hat sich zu sehr mit den systematischen Fragen beschäftigt, die der Praxis natürlich belanglos sind. Für diese steht mehr die Darstellungsform als der Inhalt zur Debatte. Die Versuche, Abgrenzungen zwischen der politisch-geographischen und der geopolitischen, philologischen, biologischen und anderen Karten zu finden, können vollends auf kein Verständnis bei der politischen Tagesarbeit stoßen, weil die Politik als universalstes Handwerk jeder Karte politische Bedeutung beimißt, die Berücksichtigung politischer Gesichtspunkte von ihr verlangt und voraussetzt. Eine unvorsichtig gezeichnete physikalische Karte — schlechte Wahl der Signaturen, bestimmte Formen der Selektion z. B. — kann ebenso politische Bedeutung erhalten und politische Wirkungen erzeugen, wie irgendeine bewußt und rein politisch bestimmte Karte. Es sei nur an die Folgen erinnert, die die Darstellung der Karpaten auf den österreichischen Generalstabskarten hervorgerufen hat. Infolge dieser Grundeinstellung ist auch das Bestreben, die rein programmatische Karte (Konzeptionsdarstellung) oder die dynamische Karte als die eigentlich geopolitische zu bezeichnen, für die politische Arbeit unwesentlich. Wenn man trotz der Ablehnung systematischer Scheidung in der Praxis doch von der geopolitischen Karte im Gegensatz zu anderen Karten spricht, wobei man sich des Pleonasmus des Begriffes bewußt ist, so geschieht das, um einen Darstellungstyp zu charakterisieren, der in erster Linie auf die psychologische Wirkung abgestellt ist, welche die Karte auf den Beschauer ausübt. Grob ausgedrückt, das propagandistische Moment kennzeichnet jede geopolitische Karte, nicht der stoffliche Inhalt. Daher sind auch die Themen der geopolitischen Karten allen Wissensgebieten entnommen, ohne daß die Bezeichnung „geopolitisch" Anstoß erregen würde.

Es ist merkwürdig, daß sich trotz der suggestiven Art der geopolitischen Karte in der Literatur fast kaum ein Beitrag von der praktischen Seite her findet. Es ist uns nicht bekannt, daß sich das so reichlich ins Kraut geschossene Schrifttum über Graphik, Reklame und Werbung eingehend mit der Karte befaßt hätte oder das Register psychologischer Werke mehr als nur gelegentliche Bemerkungen dieser Frage gewidmet hätte. Dieser Mangel scheint uns mitschuldig an der Stagnation auf dem Gebiet des geopolitischen Kartenwesens, das in anderen Ländern als Waffe gepflegt und gehütet wird. Es würde auch bei uns mehr Beachtung verdienen, um so mehr, als heute in jedem Vortrag, in jeder Zeitung, in einer Unzahl von Büchern sogenannte geopolitische Karten verwendet werden.

Daher dünkt es uns nicht überflüssig, einige Erfahrungen aus der eigenen Arbeit zur Diskussion zu stellen, um die Aussprache über ein unerläßliches Instrument der Geopolitik vorwärtszutragen. Dabei liegt es im Wesen der Sache, daß nicht nur Darstellung und Wirkung der Karte Berücksichtigung finden müssen, sondern auch der „Erzeuger" — der Entwerfer, der Zeichner und last not least auch der Verleger.

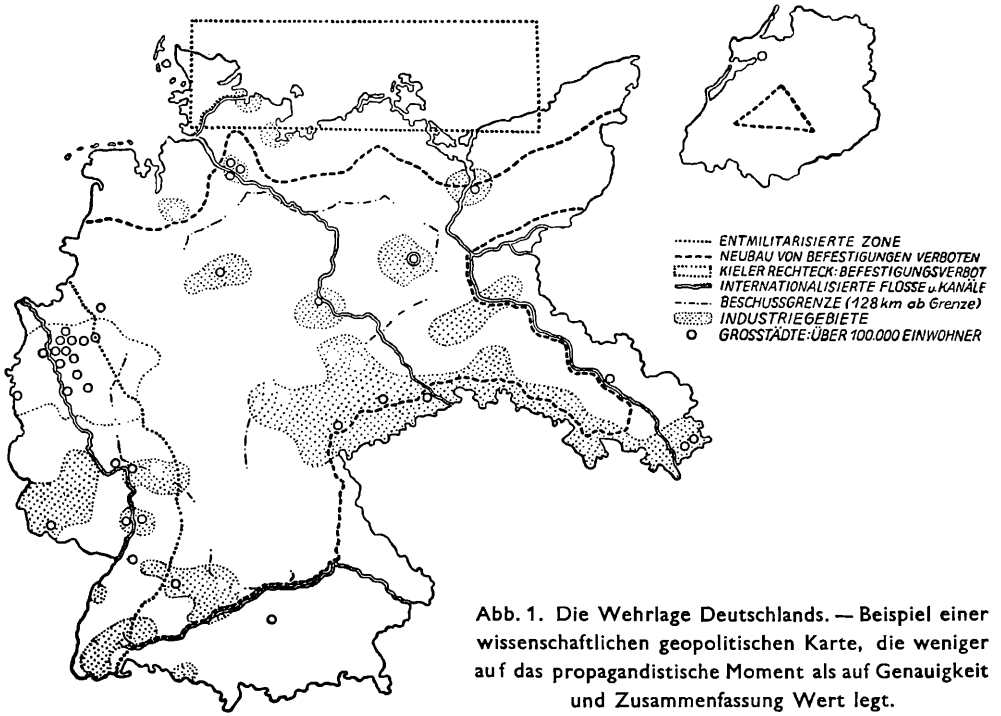


Abb. 1. Die Wehrlage Deutschlands. — Beispiel einer wissenschaftlichen geopolitischen Karte, die weniger auf das propagandistische Moment als auf Genauigkeit und Zusammenfassung Wert legt.

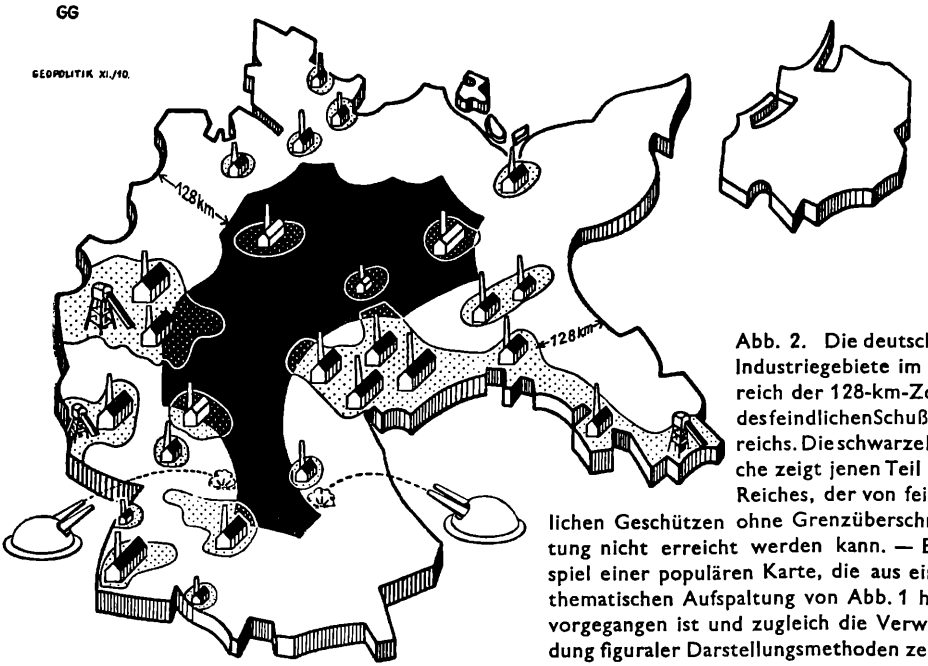
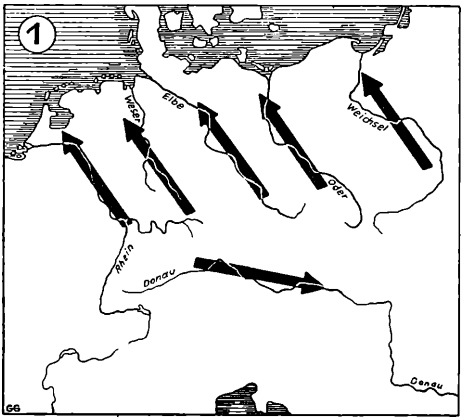
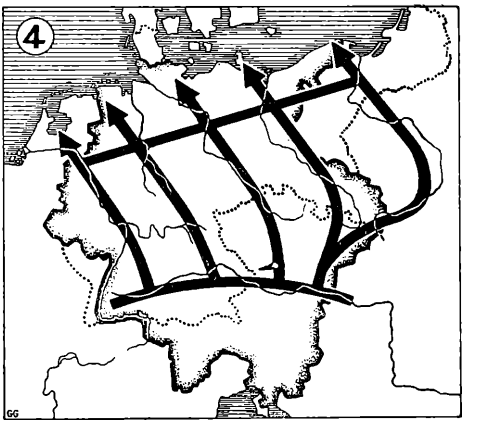


Abb. 2. Die deutschen Industriegebiete im Bereich der 128-km-Zone des feindlichen Schußbereichs. Die schwarze Fläche zeigt jenen Teil des Reiches, der von feindlichen Geschützen ohne Grenzüberschreitung nicht erreicht werden kann. — Beispiel einer populären Karte, die aus einer thematischen Aufspaltung von Abb. 1 hervorgegangen ist und zugleich die Verwendung figuraler Darstellungsmethoden zeigt.

Die Darstellung.

Es ist nicht schlechtweg begreiflich, aber unumstößliche Tatsache, daß im allgemeinen bei der Schaffung geopolitischer Karten nicht die psychologische Einstellung des Menschenkreises berücksichtigt wird, an den sich die Karte wendet. Man erlebt es jedenfalls immer wieder, daß einem Publikum, das nur leichter verdauliche Kost verträgt, sei es, daß nun der Bildungsgrad, die Ermüdung infolge beruflicher Belastung (Abendvorträge!), die besondere Unorientiertheit über ein Spezialgebiet die Ursache bilden, die kompliziertesten Kartendarstellungen geboten werden, die erst langwieriger Erklärungen bedürfen und selbst dann noch nicht verstanden werden, geschweige denn einen politischen Eindruck, ein Urteil hervorrufen. Auch das Umgekehrte läßt sich beobachten: Überprimitive Formulierungen sollen an Fachleute appellieren, mit dem Ergebnis, daß sich das Interesse von dem Kartenthema auf die Darstellungsweise ablenkt und bestenfalls einen Bodensatz ironischer Bemerkungen über den Zeichner usw. hinterläßt. Darstellung und Selektion sind also in beiden Fällen sehr vorsichtig nach psychologischen Gesichtspunkten zu behandeln, die durch den Beschauer der Karte bestimmt werden. Die Binsenwahrheit, daß sich nicht jede Karte für jeden Kreis von Menschen verwenden läßt, ergibt als primärsten Grundsatz jeder geopolitischen Kartenarbeit eine Scheidung in „wissenschaftliche" und populäre Darstellungen, deren Unterschied Abb. 1 und 2 veranschaulichen. Gemeinsam ist für beide das Erfordernis unbedingt sauberer Zeichnung und vollständiger Durchdachtheit des Kartenbildes. Skizzen mit ausgefransten Strichen, verkleckster Schraffierung, unschöner Beschriftung werden in jedem Fall ihren Zweck verfehlen, ebenso Karten, die unnötiges Beiwerk enthalten, überflüssige oder zu wenig Beschriftung aufweisen usw. Abb. 3/1 wäre z. B. verfehlt, wenn eine Grenze des Deutschen Reiches eingezeichnet wäre, weil im Vergleich zu Abb. 3/2 und Abb. 3/3 zum Ausdruck kommen soll, daß die Flußlage sich zu allen Zeiten unabhängig von der politischen Ausdehnung des Reiches destruktiv ausgewirkt hat, während die verbindenden Faktoren nur zeitlich gebunden sich unter ganz bestimmten Voraussetzungen erfüllt haben, was in Abb. 3/2 und Abb. 3/3 durch die Einzeichnung des jeweils gültigen Verbindungsfaktors und der zeitlich entsprechenden Reichsgrenze veranschaulicht wird. Wird Abb. 3/1 allein verwandt, steht wohl nichts der Einzeichnung einer Reichsgrenze im Wege, wie wir es in der gleichen Abbildung bei Langhans-Ratzeburg, „Die Großen Mächte", S. 226, oder in der Karte von E. Obst, Z. f. Geopolitik, Jg. 1928, Heft 1, S. 33, finden, weil hier Erfordernisse des Vergleichs zeitlich verschiedener Stadien mit dem Grundthema wegfallen. Beispiele geopolitischer Karten, wie sie zeichnerisch nicht sein sollen, sind die Karte zu der deutschen Ausgabe von Tittoni, „Italiens Außenpolitik", München 1928, und die Skizzen in „Die Staaten als völkische Lebensräume" von Thies, Dresden 1933.





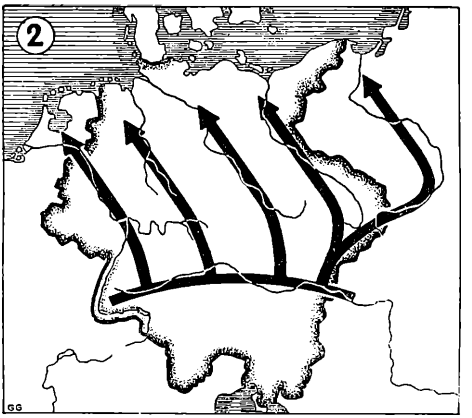


Abb. 3. Die Stromlage Deutschlands.

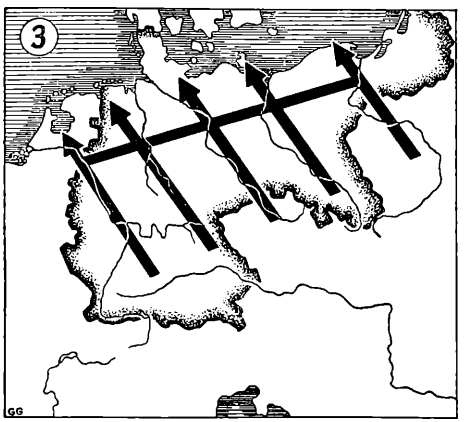
Karte 1 zeigt die Anordnung der Ströme. Die Wirkung ist hier zeitlos zu denken.

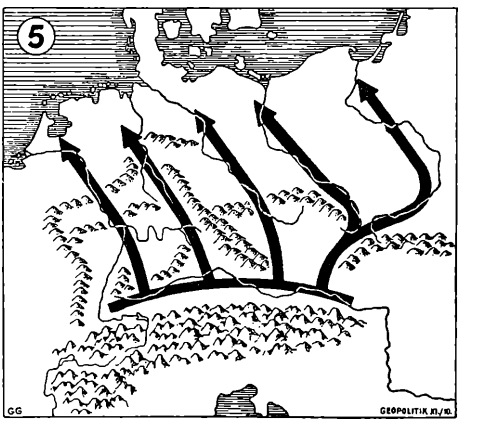
Karte 2 zeigt die Donau als Einigungsfaktor in der Zeit vor 1806, daher Einzeichnung der Grenze des Altreiches.

Karte 3 zeigt die norddeutsche Tiefebene als Einigungsfaktor des Bismarckreiches, daher Grenze von 1871. Karte 1—3 sind thematische Aufspaltungen von

Karte 4, die die wissenschaftliche Form der Darstellung der Themen von 1—3 (Zusammenfassung) zeigt.

Karte 5 zeigt die plastische Darstellung von Karte 2 unter Verwendung von „Maulwurfshügeln".





Scharf geschieden sind „wissenschaftliche" und populäre Karten durch die Art der Selektion. Einem wissenschaftlich vorgeschulten Kreis kann ohne weiteres ein Thema so geboten werden, daß nur das Hauptthema herausgegriffen wird, alle zeitlichen und stofflichen Nebenthemen, die zum Verständnis des Kartenzweckes notwendig sind, der Vorstellung des Beschauers überlassen bleiben. In diesem Fall wird daher z. B. die Wiedergabe der horizontalen Gliederung auf dem Kartenbild genügen. Für die populäre Karte dagegen ist die alleinige Anwendung des Lageplans meist gänzlich verfehlt, besonders wenn nicht politische Linien und Flächen untereinander verglichen werden sollen, sondern die politische Form mit dem Gelände. Unserer Erfahrung nach ist der beste Prüfstein in dieser Hinsicht die Diskussion an Hand einer Karte im Rahmen eines abendlichen Vortrages vor schlichten Arbeitsmenschen, wenn Abspannung und Unlustempfindungen besondere Anreize zur Anregung der Phantasie erfordern. Dann fällt die abstrakte Karte rettungslos durch. Abgesehen von der besonderen Darstellungsform in diesem Fall, auf die wir weiter unten zu sprechen kommen, muß es oberstes Prinzip sein, alle Voraussetzungen eines Themas bildlich darzustellen und sie nicht in die Vorstellung des Beschauers zu verlegen. Man wird daher nicht etwa aus Platz- oder Zeitmangel bei einem Vergleich der französischen und deutschen Flußstruktur nur die deutsche zeigen und erläuternd in Text oder Wort auf die französische hinweisen, man kann nicht bei der Besprechung der Schrumpfung des Reichsgebietes etwa nur die heutige Grenze zeigen und auf die frühere Grenze in der Erklärung verweisen, weil die optische Vorstellung eben nicht mitgeht. Bei der populären geopolitischen Kartendarstellung werden demnach Nebenumstände und Voraussetzungen oder auch Folgerungen zum Kartenhauptthema in die Karte aufzunehmen sein, um ein Abirren der Gedanken des Beschauers, Irrtümer, Verständnislosigkeit zu vermeiden.

An diesem Unterschied zwischen der sogenannten wissenschaftlichen und der populären geopolitischen Karte beginnt schon der Kreuzweg des politischen Tagesarbeiters, des Kursleiters, Schulungsleiters, Redakteurs usw.: Er hat in der ganzen Fülle geopolitischer Arbeiten nur wissenschaftliche Darstellungen zur Verfügung und ist darauf angewiesen, nach diesen seine Diapositive und Illustrationen anzufertigen, wenn er nicht überhaupt auf die Karte verzichten will, denn wie oft stehen die Mittel und persönlichen Möglichkeiten (Zeichner usw.) ohne weiteres zur Verfügung, um neue Karten anfertigen zu lassen? Dazu kommt, daß ein Zeichner nie vollständig den Stil des andern trifft, so daß bei einer an sich möglichen Ergänzung eines vorhandenen hauptthematischen Kartenbildes meist infolge der Uneinheitlichkeit des Stils kein geschlossener Eindruck beim Beschauer entsteht. Umzeichnung der Grundkarte ist also meist notwendig, eine in der Praxis auch nicht so einfach zu lösende Angelegenheit — setzt sie doch jedenfalls einen sehr gewandten und gerade im geopolitischen Kartenzeichnen erfahrenen Zeichner voraus.

Noch schwieriger wird die Sache, wenn eine wissenschaftliche Grundkarte vor-

liegt, die zwar auf die wichtigen und zum Verständnis des Themas notwendigen Nebenumstände eingeht, aber alles in ein Kartenbild einzeichnet. Dieser Punkt bildet das Hauptproblem der praktischen Kartenarbeit überhaupt und führt uns auf den wesentlichsten Unterschied zwischen wissenschaftlicher und populärer Darstellungsform. Wenn nämlich die populäre Karte unbedingt im Gegensatz zur gelehrten Darstellung der Beiziehung der Neben- und Begleitumstände bedarf, also gewissermaßen der vollständigen bildlichen Formulierung des Gedankenganges, der sich um die Karte rankt, so kann sie auf der anderen Seite sich nicht mit einem umfassenden Gemälde begnügen, das in verwirrender Fülle alles Mögliche und vielleicht auch Unmögliche zeigt. Der Durchschnittsmensch findet sich in dem Linien- und Flächengewirr der üblichen wissenschaftlichen geopolitischen Karte nicht zurecht. Zu ihrem Verständnis ist ein eigenes Studium erforderlich, zumindest eine starke analytische und beobachtende Fähigkeit des Schauens und Verarbeitens optischer Eindrücke. Der Durchschnittsmensch bedarf daher einer klaren Darstellung, die in ihm den gewünschten Eindruck unmittelbar durch das Schauen ohne weitere anschließende Gedankenarbeit hervorruft. Alles, was nicht der Erzielung dieses Eindruckes dient, ist deshalb ein Mehr, das überflüssig und störend im Kartenbild ist. Alles, was Nebenumstände, Folgerungen usw. im selben Kartenbild behandelt, gehört bereits zu einem gesonderten Thema, das vom Beschauer erst aus den anderen Darstellungen wie aus einem Schnittmuster herausgelöst werden muß. Das stellt Anforderungen an die Denkarbeit, die oft von dem vom Schöpfer der Karte gewünschten Eindruck ablenken, daher die Karte als psychologisch falsch kennzeichnen.

Aufgabe des Verfassers populärer geopolitischer Arbeiten ist deshalb die Aufspaltung der Karte auf den einfachsten thematischen Nenner, um ihre plakatartige Wirkung zu sichern. Jede Karte muß gewissermaßen ein Axiom sein, das sich gedanklich nicht mehr weiter zerlegen läßt, ohne daß das Thema Schaden leidet. Alles andere muß in neue Karten gegossen werden, so daß fast immer Reihen entstehen werden, die wie ein Film Bild um Bild den Gedankengang des Zeichners aufbauen. Wir sprechen in diesem Fall von der einthematischen Karte im Gegensatz zur mehrthematischen. Eine Karte, die mehrere selbständige Einzelthemen zu einem Gesamtthema in sich vereinigt, wie es z. B. Abb. 1 zeigt, wird im allgemeinen nur wissenschaftlichen Arbeiten dienen können, nicht aber der Aufklärungs- und Werbetätigkeit in den breiteren Volksschichten. Für diese Aufgabe müssen dann Karten geschaffen werden, wie sie Abb. 2 als eines der Ergebnisse der Aufspaltung von Abb. 1 zeigt. Das vollständige Ergebnis einer Aufspaltung zeigt uns die Kartenreihe 1—3 in Abb. 3, deren Gesamtdarstellung in Karte 4 derselben Abbildung enthalten ist. Hierbei handelt es sich nicht etwa um die Nebeneinanderstellung zum Zwecke des Vergleichens, sondern darum, die einzelnen Entwicklungsstadien und Faktoren rein und ungestört durch Nebeneindrücke herauszubekommen. Die Aufspaltung erfüllt hier auch noch den besonderen Zweck, das zeitliche Hinter-

Der Vergleich:
fehlerhafte und richtige Vergleichsdarstellung.

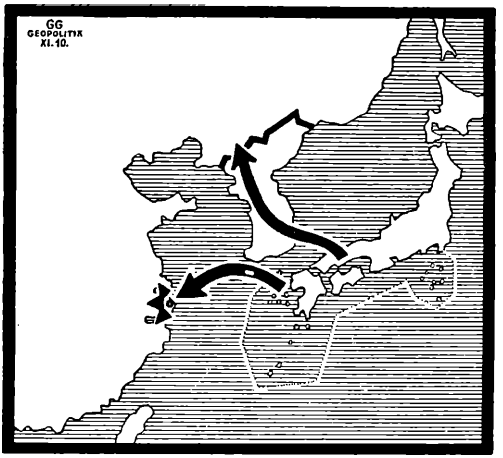


Abb. 4. Die kontinentale Ausgangsstellung Japans. Man präge sich das Bild dieser Karte genau ein und vergleiche es dann mit der nächsten Abbildung, ohne vorher deren Legende zu lesen. Was sieht man dann auf dem zweiten Kartenbild?

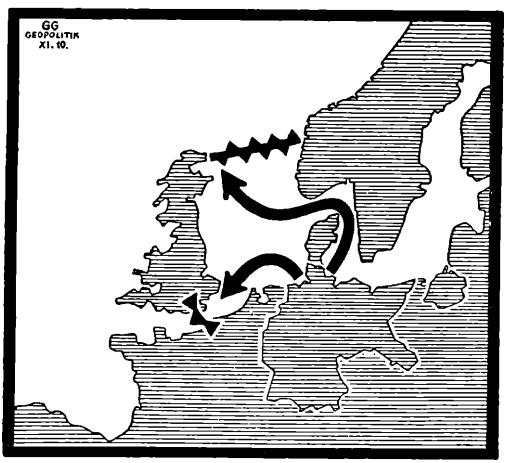


Abb. 5. Die ozeanische Ausgangsstellung Deutschlands. Der Vergleich mit Abb. 4 ist absolut verwirrend, da einmal der Ozean, einmal der Kontinent schraffiert ist. Dieser Fehler kann entstehen bei der Zusammenstellung von Karten verschiedener Herkunft, wie es in unserer Arbeit tatsächlich einmal vorgekommen ist, ohne daß die Hersteller den Mangel entdeckt hätten. Erst die Leser machten aufmerksam!

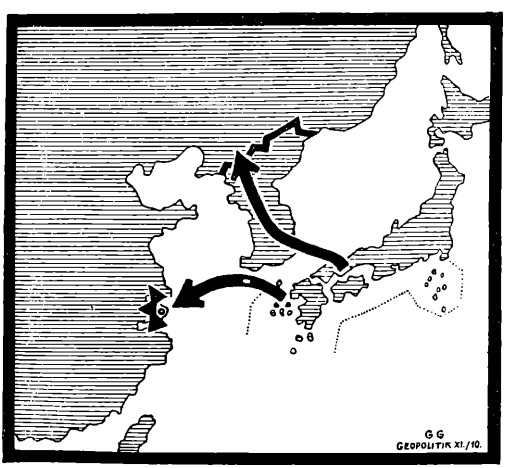


Abb. 6. Die kontinentale Ausgangsstellung Japans. Hier ist die richtige Schraffierung im Vergleich zu Abb. 5 verwendet. (Beide Male Schraffierung des Kontinents. In der Praxis wird man verschiedene Schraffierungen verwenden.)

einander der Wirkung der verbindenden Faktoren einerseits und die Unveränderlichkeit des Stromfaktors andererseits plastisch zum Ausdruck zu bringen, was die Gesamtkarte niemals vermag. Karte 2 und 3 erlauben untereinander überdies noch einen gewissen Vergleich, obwohl es sich hier um keinen echten Vergleich in unserem Sinne handelt. Diese Methode der einthematischen Aufspaltung mehrthematischer Darstellungen wird man mit außerordentlichem Erfolg in Geschichtskarten und -atlanten anwenden.

Ein ähnliches Kapitel ist der reine Vergleich. Er fällt bei der wissenschaftlich gedachten Karte meist überhaupt unter den Tisch. Beim echten Vergleich liegt gewissermaßen ein einziges Thema vor: Unterschied oder Ähnlichkeit zwischen zwei Themen. Der Vergleich ist also ein Thema, und man wird trachten, seine beiden Objekte in eine Karte zu zeichnen, vorausgesetzt, daß das möglich ist. Jedes neue Vergleichsthema muß dann aber ebenso wieder herausgegriffen und zu einer neuen Karte verarbeitet werden wie sonst bei der einthematischen Darstellung. Lassen sich Vergleiche nicht durch Übereinanderzeichnen der beiden Grundthemen erzielen, so ist die Verwendung einer Deckkarte zu empfehlen, von der heute viel zu wenig Gebrauch gemacht wird. Geht auch das nicht, so muß nebeneinandergestellt werden, dann ist aber die Form zu nehmen, die R. Hennig in seiner „Geopolitik" als vorbildliche Lösung anwendet (z. B. S. 56 und 112). Psychologisch und logisch nicht „sauber" ist dagegen die Anordnung der inzwischen schon berühmt gewordenen Obstschen Karten der Stromlage (Z. f. G., Heft 1, Jg. 1928), der Vergleich ist hier nicht beachtet. Eine interessante Schwierigkeit ergibt sich beim vergleichenden Nebeneinanderstellen mehrerer Karten. Wenn nämlich eine Karte kontinentaler Vorgänge und Zustände einer Karte ozeanischer Politik gegenübergestellt wird, muß im Interesse des Vergleichs die bewährte geopolitische Kartenregel unbeachtet bleiben, nach der bei kontinentalen Darstellungen der Ozean durch Schwarz oder Schraffen neutralisiert werden kann, um den Festlandraum deutlicher abzuheben — weil in diesem Falle infolge der Beharrlichkeit des Eindrucks die zweite Karte umgekehrt gesehen wird (vgl. die Abb. 4, 5, 6).

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Aufspaltungen oftmals noch weiter getrieben werden können, als bis zur Darstellung eines Einzelthemas. Man kann oft erst durch Aufspaltung des Einzelthemas zu einer wirklich klaren Ausdrucksweise kommen, vorausgesetzt natürlich, daß die Darstellung noch immer den gleichen Sinn ergibt, wie die volle Durchzeichnung. Ein drastisches Beispiel dieser Art zeigt Abb. 8, deren propagandistische Wirkung die der üblichen Abb. 7 weit übersteigt.

Neben diesen wesentlichen Momenten unterscheiden eine Anzahl anderer, nicht weniger wichtiger Kennzeichen die wissenschaftliche von der populären Karte. Es sind in erster Linie bei der wissenschaftlichen Karte Stilisierungen, Manieriertheiten überhaupt und figurale Darstellungen möglichst zu meiden, um den Ernst wissenschaftlicher Exaktheit nicht zu gefährden. Freilich soll hier Generalisierung nicht

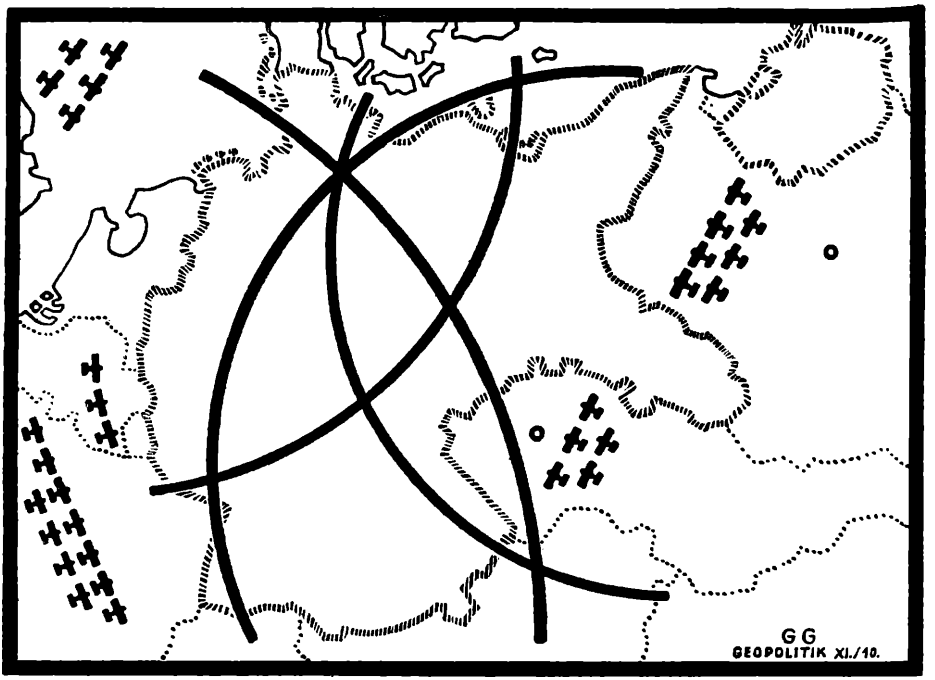


Abb. 7. Die Flugbedrohung Deutschlands. — Die übliche Darstellung, die durch die einander kreuzenden Linien nicht eindeutig den Eindruck der Gefährdung vermittelt. Vergleiche Abb. 8.

mit Stilisierung verwechselt werden, aber das Generalisieren wird am besten im Rahmen der so ausgezeichneten und anschaulichen englischen Schwarzweißskizzen gehalten. Manieriertheiten sollen im Gegensatz zur Stilisierung auch bei der populären Karte sehr sparsam gebraucht werden — so z. B. zu starke Variierung der Signaturen (Raster!), verzierte Schriften, übermäßige Trauerränder usw. Ebenso darf sich aber die Stilisierung nicht in Abstraktionen verlieren, die im Grunde nichts mehr besagen. Ein Beispiel dieser Art bringt Abb. 9. Ohne Beschriftung ist dieses Bild überhaupt nicht mehr verwendbar, mit Beschriftung ergibt es auch noch keinen Eindruck. Die Karte „spricht" nicht. Der Ring kann alles mögliche darstellen: Autarkie, Festungsgürtel in oder um Deutschland, Nachbarn auf allen Seiten usw. Das, was er meint, die Einkreisung Deutschlands, kommt überhaupt nicht heraus, weil dem Ring als Figur die Dynamik mangelt. Schon gar keine Auskunft gibt diese Symbolisierung der Einkreisung über Kräfteverhältnis, Angriffspunkte und Ausgangsstellung, weshalb er mehr verwirrend als erklärend wirkt. Als Gegenüberstellung bringen wir Abb. 10, die in allerdings genauerer Ausführung sich schon wissenschaftlichen Formen zuneigt, aber doch die Grundlage der populären Darstellung ist. Vor allem beachte man, wie diese Karte im Gegensatz zu Abb. 9 „spricht".

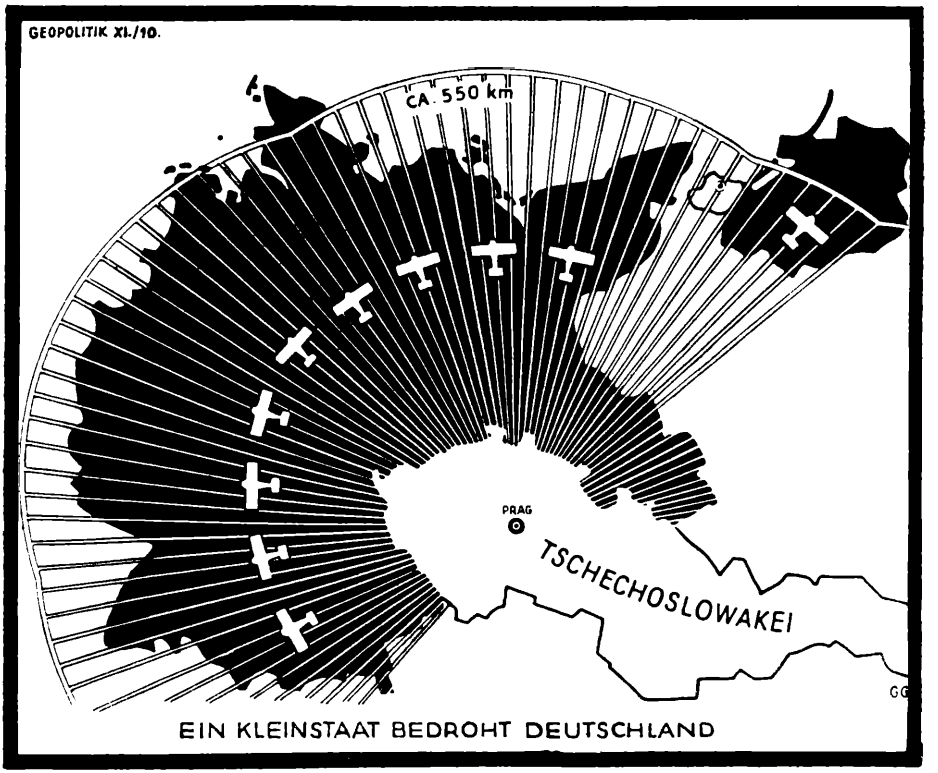


Abb. 8. Die Luftbedrohung Deutschlands durch die Tschechoslowakei. Fast ganz Deutschland ist durch tschechische Bombenflugzeuge in 2 Stunden erreichbar. — Die Karte ist die Aufspaltung eines Einzelthemas (Abb. 7). Man vergleiche ihre Anschaulichkeit im Verhältnis zu Abb. 7

Ausgiebigen Gebrauch kann die populäre geopolitische Karte von der figuralen Ausstattung machen. Veranschaulichende Zeichnungen (siehe Abb. 2), wenn zulässig, sogar humoristisch gefärbt, sind ausgezeichnete Verständigungsmittel besonders im geopolitischen Lichtbildvortrag (politische Symbole!). Selbstverständlich wird in statistischen Karten tunlichst die figurale und aufspaltende Wiener Methode verwandt, die die größte Anschaulichkeit für sich buchen kann (Abb. 11, 12, 13). Die großen Vorzüge und die Anschaulichkeit figuraler Darstellungskunst haben in unserer Praxis auch wieder den „Maulwurfshügel" der alten Karte aufleben lassen, wobei gleichzeitig die absolute Notwendigkeit der Einbeziehung der vertikalen Gliederung in die geopolitische Karte befriedigend gelöst wird. Es widerspricht dem Wesen der geopolitischen Karte — der Darstellung der Beziehung zwischen Mensch und Raum!! —, wenn man das, was eigentlich erst den Raum ausmacht — die vertikale Gliederung —, wegläßt. Wie farblos wirkt ein Geschichtsatlas in der üblichen Form für untere Schultypen!

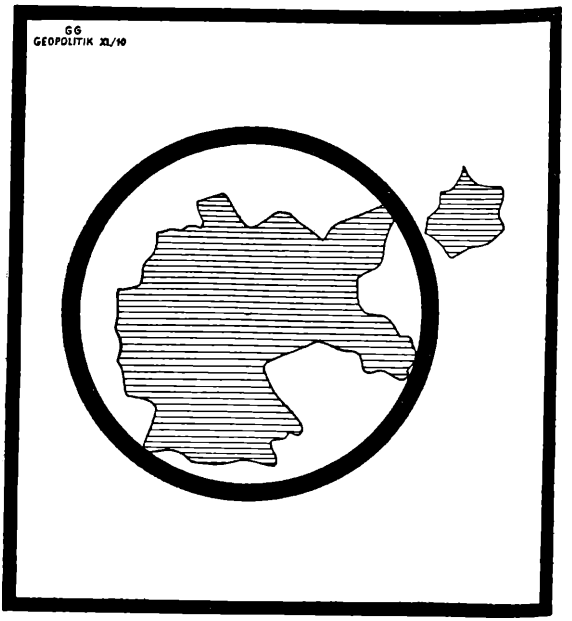


Abb. 9. Die Einkreisung Deutschlands. — Beispiel einer unbrauchbaren Schematisierung des Themas.

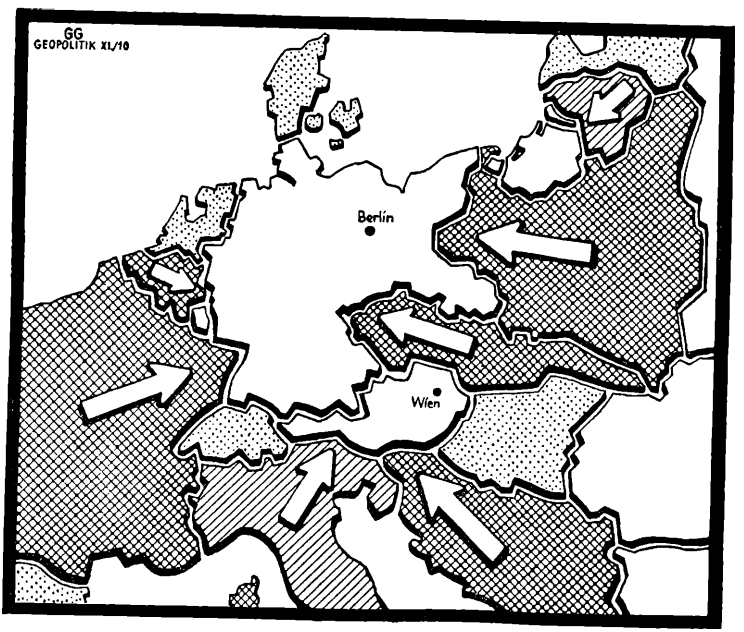


Abb. 10. Die Einkreisung Deutschlands. — Beispiel einer dynamischen Darstellung der obigen Karte. Noch besser wäre die Karte, wenn sie die Nachbarstaaten Deutschlands schwarz angelegt brächte.

An die paar Farbflecken solcher Karten vermögen sich kaum plastische Raumvorstellungen zu knüpfen, weshalb auch das „Lesen" eines solchen Atlas meistens ein regelrechtes Problem für Lehrer und Schüler ist. Wie anders nehmen sich dagegen die Karten in dem geopolitischen Atlas von Hillen-Ziegfeld aus, die die vertikale

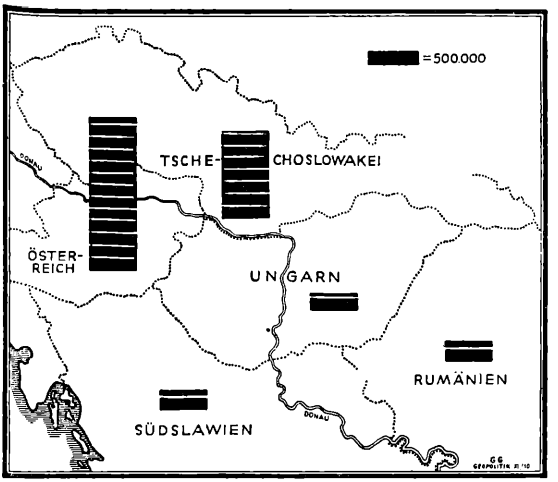


Abb. 11. Das Südostdeutschtum. — Statistische Darstellung in der üblichen Blockmethode, verbessert durch die Unterteilung des Blocks.

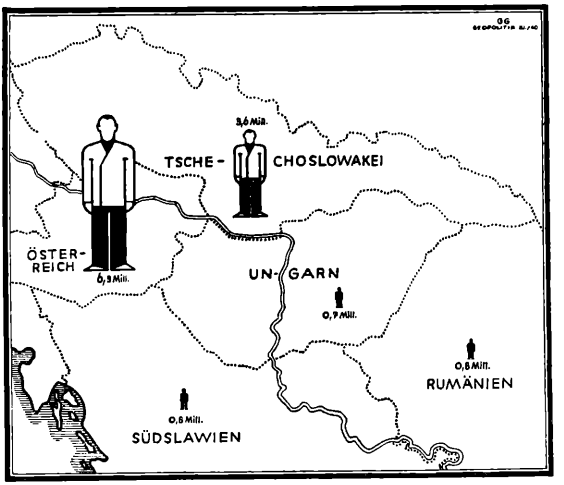


Abb. 12. Das Südostdeutschtum. — Anwendung figuraler Darstellung ohne Angabe einer Einheit. Der Vergleich durch die bloßen Größenverhältnisse ist unanschaulich.

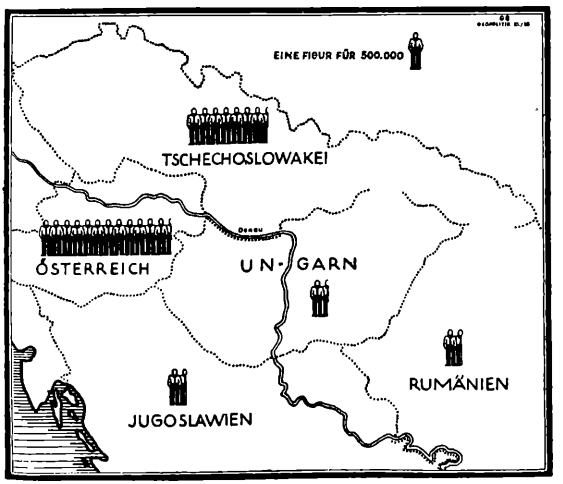


Abb. 13. Das Südostdeutschtum.

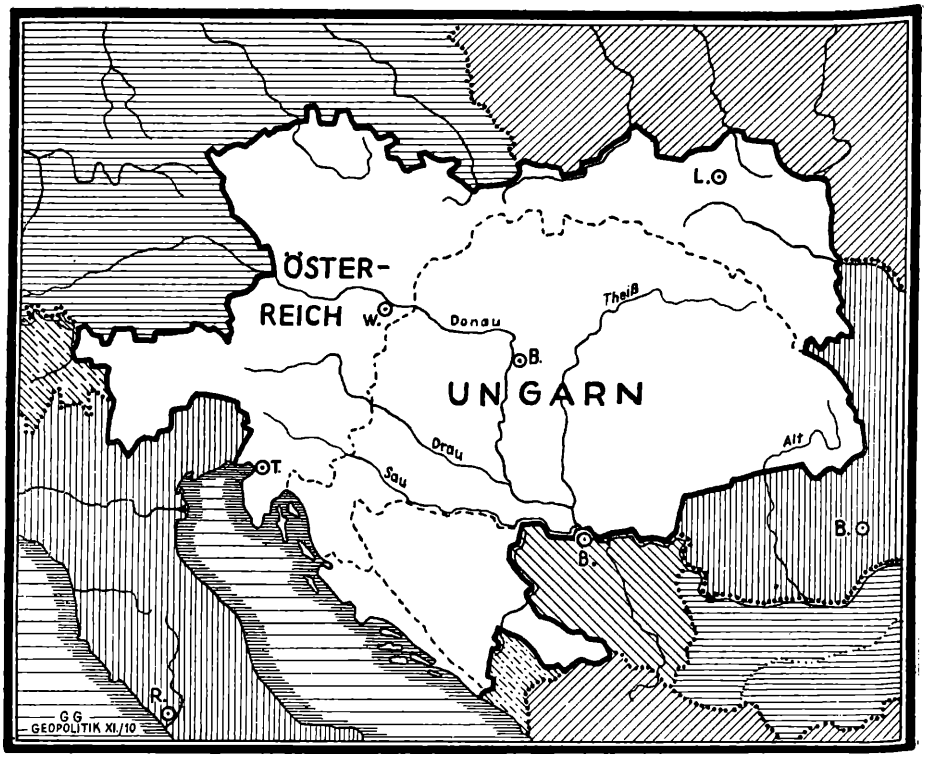


Abb. 14. Die österreich-ungarische Monarchie. — Übliche Darstellung in Geschichtsatlanten und geopolitischen Arbeiten. (Übersetzung der Farben in Schraffen.) Nicht räumlich anschaulich infolge Einzeichnung lediglich der horizontalen Gliederung (Lageplan). Vergleiche mit Abb. 15.

Gliederung signieren. Raupe und Schraffe sind schon Fortschritte zur Anschaulichkeit — Beispiel: Abb. 15 zu 14 — und genügen für wissenschaftliche Arbeiten, für die populären Zeichnungen muß aber der Schritt weiter zum „Maulwurfshügel" gegangen werden, wie ihn Abb. 3/5 im Gegensatz zu Abb. 3/2 zeigt. Leider ist die Vollkommenheit der alten Kartographen heute schwer zu erreichen. Auf die Verwendung der Haltepunkte für das Auge, sogar auf die Einzeichnung von Flüssen und Seen, kann man füglich verzichten, wenn es sich um reine politische Darstellungen handelt, also z. B. um die kartographische Fassung einer Bündnisgruppe, um den Vergleich von Flächenformen usw. Im allgemeinen aber gilt der von Eckert (Die Kartenwissenschaft, Bd. 2, S. 797) erwähnte Hunger nach Reliefkarten in den Armeen während des Weltkrieges auch die „geopolitische Öffentlichkeit". Mit Recht bezeichnet S. Boelcke die Reliefkarte als die „veredelte Karte".

Schließlich sei noch auf die Frage der Farbenverwendung eingegangen. Die geopolitische Karte hat sich im großen und ganzen bisher auf die Schwarzweißskizze beschränkt und den Eindruck in erster Linie auf die Kontrastwirkung gestellt.

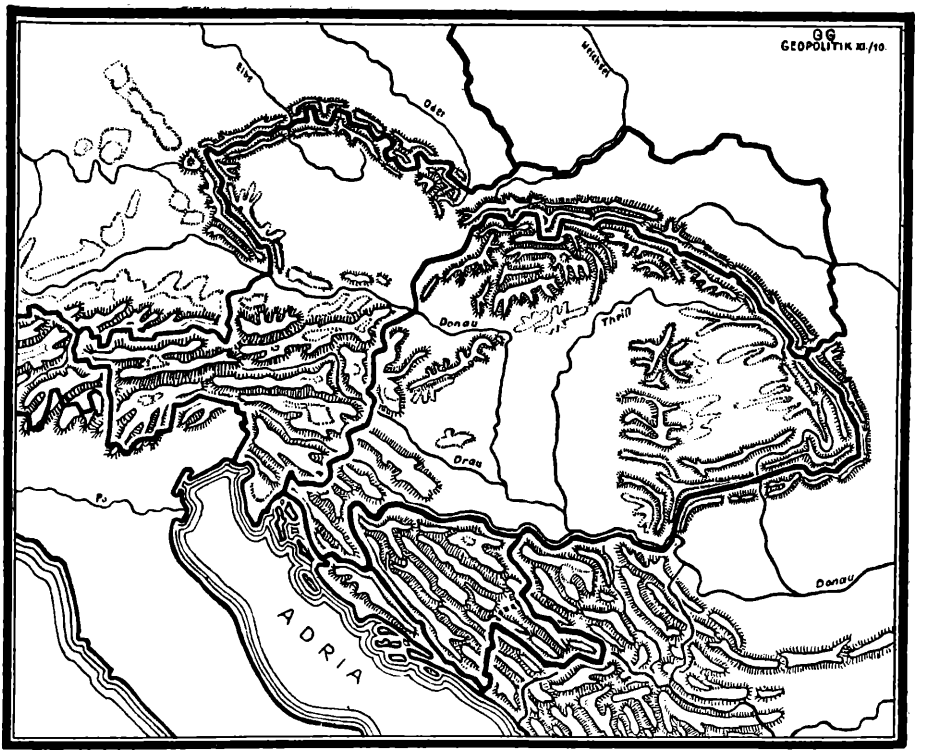


Abb. 15. Die österreich-ungarische Monarchie. — Einzeichnung der Oberflächenformen in die geopolitische Karte (Abb. 14). Man vergleiche zu Abb. 14 die Herausarbeitung des gerade geopolitisch bedeutsamen Kausalkonnexes zwischen Boden und Staat! Naturgrenzen!

Hillen-Ziegfelds Versuch der Verwendung von Blaugrün in gewissen Fällen als Verstärkung der Schwarzweißwirkung war unserer Ansicht nach ein Versuch, der Nachahmung verdiente. Besonders im Diapositiv und in der geopolitischen Wandkarte wird sich nicht ganz ohne Farbe auskommen lassen, weil hier sonst zu starke Flächenwirkungen entstehen, die durch die Farbe belebt bzw. gebrochen werden müssen. Verwendet man aber Farbe, dann muß das mit größter Vorsicht und strengster Disziplin geschehen. Ein hemmungsloses Sichausleben in einem Farbenrausch, dem man sehr schnell erliegt, wenn man erstmals sich mit der farbigen Signatur beschäftigt, ist natürlich verfehlt, weil, abgesehen von dem Mangel an Wirkung, die strenge Form der geopolitischen Karte dies gar nicht verträgt. Deshalb wird es auch gut sein, sich auf die Verwendung von Rot oder Grün zu beschränken, die gute Kontrastwirkungen schaffen und den Charakter der Karte nicht verändern, sondern unterstützen und die Karte leichter lesbar machen, wie die Abbildungen in der Broschüre von Kurt Trampler: „Der Unfriede von Versailles", München 1934, überzeugend beweisen. Farben wird man wohl in beiden Typen der geopolitischen

Karte verwenden können, aber für die populäre scheint sie uns mehr ein Erfordernis als eine fakultative Möglichkeit. Besonders gut nimmt sich die Anwendung von Rot in der dynamischen Karte aus, deren Unterscheidung von der statischen auch noch zu wenig herausgearbeitet ist. Dynamische Karten sollen nur Bewegung, also Bestrebungen, Absichten, Konzeptionen, Einflüsse, Entwicklungen, Wachstum zeigen, statische Karten Zustände. Umgekehrt sollen Zustände nur statisch, Bewegungen nur dynamisch ausgedrückt werden. Der so beliebte Pfeil in der geopolitischen Karte scheint uns nur der dynamischen Karte zu entsprechen, Flächendarstellung nur der statischen. Entsprechend dieser Einteilung sind die Karten Abb. 16 und 17 gezeichnet, die erste ein fertiges, die zweite ein unfertiges Bündnissystem darstellend. Selbstredend ist es da sehr oft nur Ansichtssache, was dynamisch, was statisch auszudrücken wäre, aber als Extremtypen müssen beide voneinander getrennt und ihre Zusammenfügung und Unterscheidung dem politischen Fingerspitzengefühl und der Einfühlungsgabe des Kartenschöpfers überlassen bleiben. Beispiele ausgezeichneter Lösungen sind die Abbildungen in Hans Kohn, „Geschichte der nationalen Bewegung im Orient" (Abb. 1 — statisch, Abb. 3 — dynamisch, Abb. 6 — Verbindung beider Prinzipien), während wir den Vorschlägen Haltenbergers in „Die kartographische Darstellung der territorialen Entwicklung der Balkanstaaten", Z. f. G., 1925, Heft 9, nicht zuzustimmen vermögen. Die Schraffierung sagt nämlich allein nicht aus, ob es sich um Erwerb, Verlust oder Einflußzone handelt — die Karten bedürfen der Erklärung. Haltenberger hätte wirklich geopolitische Karten geschaffen, wenn er das dynamische Moment entweder durch eine Kombination von Pfeilen mit Grenzlinien oder aber durch Aufspaltung der Stadien und Hintereinanderreihung einer entsprechenden Anzahl von Karten zu Ausdruck gebracht hätte. Gerade bei der dynamischen Karte kann aber mit der Farbe viel mehr erreicht werden als bei der statischen, ja es wäre zu untersuchen, ob nicht die dynamische Karte grundsätzlich in der Kontrastwirkung von Schwarz-Weiß-Rot herzustellen wäre. Besonders dem roten Pfeil in der schwarzweißen Karte kommt viel mehr Überzeugungskraft zu als dem schwarzen — man sehe sich nur die üblichen Schlachtenskizzen an!

Zum Schluß sei noch der Beschriftung Erwähnung getan. So selbstverständlich es ist, daß die Beschriftung klar und sauber sein muß, so wenig wird das beachtet. Grundsätzlich muß bedacht werden, daß die Schrift immer mit der „Monumentalität" der geopolitischen Karte in Einklang stehen muß. Reine Kursive macht sich daher nicht gut. Aus demselben Grund muß die Anordnung der Schrift überdacht werden. Eine Karte, die man nach allen Richtungen wenden muß, um ihre Beschriftung lesen zu können, ist unbrauchbar. Zur Beschriftung im weiteren Sinne gehört auch die Legende, für die die einfache Regel gilt, daß die Karte möglichst ohne Legende lesbar sein soll. Braucht man aber eine Erklärung, dann gießt man sie in knappe, einprägsame Form und fügt sie am besten in das Kartenbild ein,

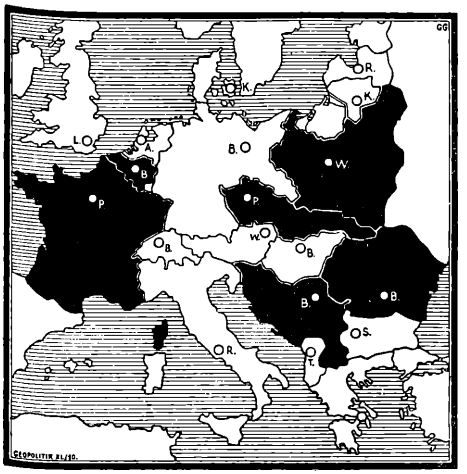


Abb. 16. Das französische Bündnissystem in Osteuropa. — Beispiel einer statischen Karte, die einen fertigen Zustand durch Flächenfärbung veranschaulicht.

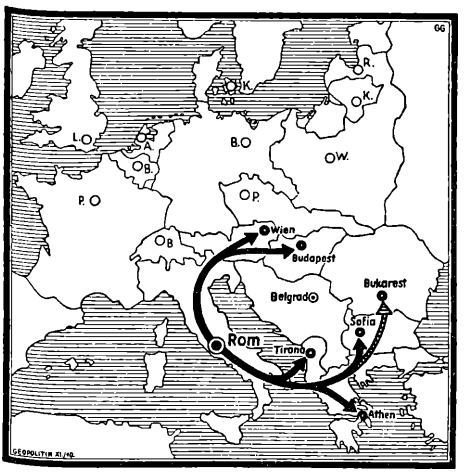


Abb. 17. Das italienische Vordringen in den Südostraum und die Einkreisung Jugoslawiens. — Beispiel einer dynamischen Karte, die ein noch in Bewegung befindliches Bündnissystem durch Richtungspfeile dynamisch veranschaulicht. (Abschwächung des Einflusses in Rumänien durch Abschwächung des Pfeils gekennzeichnet.)

wie das Prof. Haushofer in seinen geopolitischen Skizzen so erfolgreich übt. (Siehe auch Abb. 8.)

Wirkungen und Hemmungen

Es ist nicht unwichtig, auf die Wirkungen einer Karte hinzuweisen. Jede politische Karte ist eine Waffe oder kann zur Waffe werden. Sie muß deshalb so konstruiert sein, daß sie nicht nach hinten losgeht, eine Weisheit, die beim Verfassen geopolitischer Karten scheinbar noch recht wenig bekannt ist. Es ließen sich zahlreiche Fälle nennen, in denen Karten, die in der besten Absicht, aber ohne politisches Fingerspitzengefühl und auch mit einer gewissen Lust am politischen Spiel gezeichnet worden waren, erfolgreich von der Gegenpropaganda benützt wurden.

Zuweilen spielen bei diesen Fehlkonstruktionen wissenschaftliche Hemmungen mit, nicht selten sind es auch rein künstlerische Motive. Ist es uns doch vorgekommen, daß an sich tüchtige Zeichner die politischen Verhältnisse nach künstlerischen Gesichtspunkten auf der Karte verändern wollten! Das gefährliche Gegenteil ist die Lust am Konstruieren und Fabulieren, die gern ins Uferlose schweift. Nicht selten ist es aber auch das rein geschäftliche Moment, das sich hemmend und gefährlich auf die geopolitische Karte auswirkt. Verleger, die nicht geneigt oder nicht in der Lage sind, vollwertiges Material zu beschaffen, sollten darum lieber ganz auf Kartenbeilagen verzichten, weil die Gefahren, die aus halbfertigen und nicht reiflich überlegten Erzeugnissen entstehen, die geschäftlichen Ersparnisse um ein Vielfaches überwiegen. Vor allem aber muß der Verfasser geopolitischer Karten und Darstellungen weitestgehende politische Selbstdisziplin üben. Die Karte ist wahrhaftig kein Phantasieobjekt, sie setzt im Gegenteil größte Verantwortungsfähigkeit und starkes politisches Verantwortungsgefühl voraus! Die Karte ist kein Ding an sich, das um seiner selbst willen gemacht wird, sie ist auch kein Spiegel, sondern eine Waffe und deshalb nur dem Geübten, dem Weltüberfahrenen zu überlassen.

Ergebnis

Als praktischer Schluß aus unseren Ausführungen ergibt sich, daß auf der einen Seite ein Überfluß an Karten herrscht, die auf ein wissenschaftlich geschultes Hörer- und Leserpublikum abgestellt sind. Hingegen wurden einfache Arbeiten, die darum nicht weniger wissenschaftlich exakt zu sein brauchen, und vor allem anschaulich gearbeitete bisher wenig geschaffen; ihre Herstellung ist meist ungeschulten Kräften überlassen geblieben. Es erheben sich daher von selbst die Forderungen, daß nur solche Karten veröffentlicht werden dürfen, die technisch und politisch einwandfrei sind, daß sich die zur Kartenverwendung berufenen Zeitschriften und Verlage besonders um die Schaffung und Pflege eines mehr populären Kartenmaterials bemühen müssen, und daß bei der Auswahl der Schaffenden strenger als bisher gesiebt wird.

Es erhebt sich aber auch aus der politischen Lage unseres Volkes die gebieterische Forderung, daß sich die Theorie mit der geopolitischen Karte eingehender als bisher beschäftigt, wollen wir nicht auf eine notwendige Waffe freiwillig verzichten. Kategorische Verpflichtung ist aber das Umdenken von wissenschaftlicher Gehemmtheit auf politisches Gefühl und politische Kunst, damit Sätze unmöglich werden, wie einen H. Harms in seinen „Schulkartographischen Grundsätzen" (1899, S. 3) geprägt hat: „Wenn es möglich ist, auf der physischen Karte auch die Staatenbildung genügend deutlich darzustellen, so ist damit der besondern politischen Karte das Todesurteil gesprochen..." Unsere Gegner sind anderer Anschauung. Von ihnen zu lernen, ist alte — ältere! — Weisheit!

Literaturbericht aus der atlantischen Welt

Rütger Esséns Aussprache über Europa.

„Eine Aussprache über Europa" nennt Rütger Essén sein neuestes, in Stockholm (Albert Bonniers Verlag) erschienenes Buch. Diese Aussprache halten im ersten Kapitel Vertreter verschiedenster Weltanschauungen. Geistvoll und geschickt fühlt sich der Verfasser in die Seele dieser Menschen ein, welche über die wichtigsten Probleme Zentraleuropas debattieren. Es kommen da als „Personen" zu Worte: der letzte Liberale, der pessimistische Kulturphilosoph, der Rotfrontmann, der junge SA.-Mann, der katholische Priester, der Paneuropäer und der neutrale Freund der Freiheit. Sie halten eine Aussprache, wie man sie jetzt in Kreisen von Menschen, die gewohnt sind zu denken und die ein Verantwortungsgefühl für Gegenwart und Zukunft besitzen, täglich hören kann. Kurz und treffend stellt jeder das Wesentliche seiner Auffassung dar und verteidigt sie gegen die Einwürfe der anderen.

Der Verfasser schöpft seinen Stoff aus Reisen durch die meisten europäischen Länder, aus umfassender Literatur und aus Aussprachen mit führenden Persönlichkeiten. Trotzdem betont er in weiser Selbstbeschränkung, daß, wenn jemand den Anspruch erhöbe, aus objektiven Eindrücken zu einem erschöpfenden Resultat kommen zu wollen in den großen Fragen, welche eine kämpfende Gegenwart beunruhigen, er im besten Fall Opfer eines Selbstbetrugs sein würde. Mit tiefstem Ernst legt er dar, daß unsere europäische Gegenwart sich in einem Kampf befindet, der vielleicht nichts Geringeres bedeutet als ein Kampf um den Bestand Europas. Und hierbei ist die Umgestaltung Deutschlands im letzten Jahre von größter Bedeutung. Lebendig schildert er die nationale Bewegung und ihren Sieg. Dann geht er auf ihre Ideenlehre ein, auf ihre Grundsätze der Volksgemeinschaft, der Rassenlehre und des Führerprinzips. Der nationalsozialistischen Auffassung von „Sozialismus" stellt er sehr klar und plastisch die völlig andersartige, marxistische Auffassung gegenüber. Er ist der Anschauung, daß die europäische Meinung, vornehmlich aber die Englands, Amerikas und Skandinaviens, gegenüber den Vorgängen in Deutschland völlig anders sein würde, wenn ein größeres Verständnis bestünde, vor allem aber, wenn man sich ganz klar darüber wäre, wie groß die von Deutschland niedergerungene, bolschewistische Gefahr tatsächlich war.

Essén sieht die Rettung Europas aus den drohenden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Gefahren in einer Absage an alle alten Methoden gegenseitiger Befehdung und Bedrückung und in einem bewußten Bekenntnis zum „europäischen Patriotismus", zu Paneuropa.

Geistvoll legt er dar, wie das europäische Gewissen erwacht sei, und kommt zu dem Schluß, daß es einen anderen Weg als diesen einen nicht gäbe. Dieses Europa ist für ihn nur mit einem völlig gleichberechtigten Deutschland denkbar.

Ohne mich in allem mit ihm identifizieren zu wollen, sei das Buch jedem, der sich mit den großen Fragen seiner Zeit befaßt, wärmstens empfohlen.

Gertraud Wolf.

Trandafile Omer Nishani: Albanien, das Wunschland Mussolinis. Im Selbstverlag, Halle a. d. S. 1933.

Das Schrifttum über Albanien ist nicht sehr reichhaltig. Dabei ist ein guter Teil der erschienenen Bücher noch unter ganz bestimmten Gesichtspunkten verfaßt und muß deshalb mit Vorsicht benützt werden. Das gilt z. B. von dem gar nicht schlecht ausgestatteten Albanienbuch des Österreichers Stephan Ronart („Albanien von heute", Wien 1933, Edition Pays et Peuples), das fast in allen Dingen auf den König Zog I. ausgerichtet ist. Vom entgegengesetzten Standpunkt geht das Buch der Frau Omer Nishani aus. Es ist aber deshalb höher einzuschätzen als die übliche Propagandaliteratur auf der einen, das Emigrantenschrifttum auf der anderen Seite, weil es drei Vorzüge hat: mit echtem Empfinden geschrieben zu sein, die sonst überall fehlenden Aufschlüsse über die Nachkriegsgeschichte Albaniens in flüssiger, chronologischer Erzählung zu bieten und mit seinen Abschnitten über Volkstum, Sitte und Brauch nicht das gewagte Urteil flüchtiger Besucher wiederzugeben, sondern die Erfahrung einer zum Vergleichen befähigten Europäerin, die sieben Jahre als Gattin eines gebildeten albanischen Arztes im Lande gelebt

hat. Die Ehrlichkeit des Darstellungswillens läßt gelegentliche Kunstlosigkeit übersehen.

Dr. Josef März.

Dr. Hugo Hantsch: „Die Entwicklung Österreich-Ungarns zur Großmacht". 3 Tafeln. 1 Kärtchen. — **Dr. Max Braubach: „Der Aufstieg Brandenburg-Preußens 1640—1815".** 3 Tafeln, 1 Kärtchen. Zusammen als Band 15 der „Geschichte der führenden Völker" bei Herder, Freiburg i. Br. 1933 erschienen. 382 S.

Hermann Haß: „Herrschaft in Mitteleuropa. Bismarcks Bündnispolitik". 203 S. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1933.

Drei Werke zu dem Thema Österreich-Preußen, drei verschiedene Ausgangspunkte, dreimal das gleiche Endergebnis. Eine ausgezeichnete Idee ist die Zusammenstellung der Arbeiten von Hantsch und Braubach zu einem Band. Man erlebt auf diese Weise die Entwicklung der beiden Eckpfeiler deutschen Staatslebens viel eindringlicher in ihrer gesamtdeutschen Bedeutung als in den üblichen Darstellungen. Die Arbeit Hantschs ist typische österreichische Geschichtsschreibung: flüssig geschrieben, immer auf die großen politischen Zusammenhänge bedacht, immer ein gutes Stück Weltgeschichte, was nicht nur durch die Tatsachen, sondern auch durch den „Blick über das Abendland" (Eibl) bedingt ist. Ein gewisser Mangel ist nur, daß die Schilderung allzu sehr von den personellen Verhältnissen ausgeht. Man möchte manchmal, daß sich das Buch mehr um den Satz im letzten Kapitel: „Österreichs wahres Schicksal ist es — Grenze zu sein. Die Grenze entwickelt die stärksten Kräfte, ist aber auch Brücke und Vermittlerin, die Grenze steht auf der Wacht und sieht die Ferne", herumranken würde — ist er doch geradezu die „österreichische Formel" zu nennen. Nicht ganz kann der Kritiker mit der Stellungnahme des Verfassers zur Geopolitik übereinstimmen. Der Satz, „daß vorhandene geographische Gliederung allein nicht den Staat als notwendige Folgeerscheinung nach sich zieht, sondern daß dessen Entstehung und Erhaltung starke geistige und seelische Kräfte voraussetzen", beruht auf einem Mißverständnis. Die deutsche geopolitische Schule war niemals der Anschauung, daß der „Raum den Menschen macht", sondern hat immer die Ansicht vertreten, daß der Raum Material in der Hand des geopolitischen Künstlers ist, ein Material, dessen Wirkung vom Wesen des Menschen abhängt. Im übrigen bekennt sich an vielen Einzelstellen der Verfasser selbst zu geopolitischen Thesen.

Der Braubachsche Teil des Bandes ist nicht weniger bemerkenswert als der erste. Er spricht außerordentlich sympathisch an, weil er gewisse Übersteigerungen der üblichen Geschichtsauffassung ebenso wie Hantsch bezüglich Österreichs einmal beiseite schiebt und deshalb den Kern besser herausschält. Die knappe vorzügliche Darstellung der Territorialentwicklung Preußens wird zu einem Epos der großen Führer dieses Staates, der immer in den „sieben mageren Jahren" des Geniemangels seine schwersten Zusammenbrüche erlebte. Gerade deshalb wäre allerdings die Persönlichkeit Friedrich II. manchmal anders — positiver — zu sehen gewesen. Sehr gut war die Idee, Karten den beiden Arbeiten beizufügen. Dieses Beispiel sollte endlich allgemein Schule machen.

Das Buch von Hermann Hass geht von ganz anderen Voraussetzungen aus, als die oben zitierten Arbeiten. Hantsch und Braubach gehen nur bis 1815, Hass dagegen beschäftigt sich mit der Gestalt Bismarcks und läßt uns die deutsche Tragödie als persönliches Schicksal des großen Reichsgründers erleben. Hass behandelt zwar die gesamte Bündnispolitik Bismarcks, aber das Verhältnis Österreich-Preußen rückt in seiner ganzen Bedeutung von selbst in den Vordergrund. Das Buch gehört durch seine ausgezeichnete Darstellungsweise zu den besten politischen Neuerscheinungen der letzten Zeit.

Carl Patsch: „Die einstige Siedlungsdichte des illyrischen Karstes", Bd. VI der „Beiträge zur Völkerkunde von Südosteuropa". 56 S., 1 Karte. Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. Wien 1933. RM. 4.—.

Das kleine Bändchen, das als Bd. 215, 3. Abh. der Sitz.-Ber. der phil.-hist. Kl. der Akad. d. Wiss. in Wien erschien, muß jedem Spezialisten des Südosten empfohlen werden. Es gibt eine ausgezeichnete Darstellung der Wirkung der Karstlandschaft auf das Geschichtsbild dieses Gebietes. Die Beschränkung auf die vorrömische und römische Zeit läßt jedoch eine Ergänzung über die nachrömischen Verhältnisse wünschenswert erscheinen.

Rupert v. Schumacher.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. III. Vj. 3800

Staat, Volk und Bauer

Eine Lese aus den Schriften von Ernst Moritz Arndt[1])

Der Staat in seinem Ursprunge, seiner Gestaltung und seiner Erhaltung steht sehr fest auf der Erde gegründet. Mit seinem Leibe der Schwere gehört er der Erde an, ist aus irdischer Notwendigkeit, aus irdischen Elementen zusammengesetzt und kann nur durch diese erhalten werden. Wir sehen diese Notwendigkeit der Erde, die physische Macht und Herrschaft der Elemente, nicht mehr als etwas Unheiliges an, weil wir in ihnen die Göttlichkeit und ein überschwengliches Leben finden. Wir würden uns vielmehr herzlich freuen, wenn wir finden könnten, wie der Baum nach ewig festen Gesetzen wächst, das Feuer brennt und das Wasser fließt, daß auch so der Staat seine ersten ewigen Gesetze, seine auf der Erde ruhenden Gesetze habe, wonach er entstehe, erwachse und sich erhalte. Wir würden hoffen, wenn wir solche Gesetze fänden, dann den Ariadnefaden aus dem politischen Labyrinthe der Systeme und Verfassungen zu finden, in deren Künstlichkeit, die mit jedem Jahrhundert zunimmt, wir uns immer mehr verirren und verwirren und zuletzt keinen anderen Glauben annehmen, als an den Zufall und die Erfahrung, wie sie in unserm Leben sind. Ich sehe die Erde fest, ihre Gesetze klar und bestimmt, so wie wir überall etwas klar und bestimmt sehen können. Wie, wenn diese irdischen Gesetze die ewigen wären, zur Gestaltung und Erhaltung der Welt und der Staaten hinreichend, wenn aus diesem festen Boden alles Himmlische, Göttliche, kurz, alles Höhere, wenn nicht gerade entspränge, doch aus ihm sich entwickelte, und zwar sich so entwickelte, daß es immer an ihn sich hielte, sobald es das Maß zu verlieren in seinem Äther fürchten müßte?

Ich komme nun auf das, was ich ethnisch und geographisch von einem Staat wünsche, was mir für sein Heil wie für das Wohl aller von Wichtigkeit scheint, und wodurch allein das lange Elend ewiger Kriege und Mißhandlungen der Staaten gegeneinander scheint, wenn nicht aufgehoben, doch gemildert werden zu können.

---

1) Meist erschienen zwischen 1802 und 1815. Diese Lese ist entnommen aus: Arndt, Volk und Staat. Hsg. von P. Requadt. Kröners Taschenausgaben. Leipzig o. J. 8°, 288 S., RM. 3.25. Dort auch Verweisungen auf die Gesamtausgabe. Die Schriftleitung.

Man hat in neueren Zeiten so viel von einem allgemein menschlichen Staatsrecht, von einer freien Verbindung und Wechselwirkung der Staaten miteinander, von ihren Naturgrenzen usw. gesprochen, daß einige Bemerkungen darüber nebst meinem politischen Bekenntnisse hier wohl nicht am unrechten Platze stehen.

Die Erde läßt keine allgemeine Vergeistigung, keine Gleichmachung des Ungleichen, keine Einerleimachung des Verschiedenen zu. Es wird also immer sein:

Ein ungeheuer klimatischer Unterschied. Der Mensch als ein Erdenwesen wird anders leben unter der Linie als am Nordpol hinauf; anders in Lappland und anders in Smyrna. Diese Verschiedenheit wird immer eine andere Modifikation der Sitten, Verfassungen, des Gottesdienstes usw. geben. Man gebe selbst dem ganzen Menschengeschlechte eine Sprache, gleichviel welche, komme nach einem Jahrhundert wieder und sehe, wie diese Sprache schon verschieden klingt an der Tiber und an der Newa. Also auch die Verschiedenheit der Sprachen ist ein Naturgebot.

Es muß also sein schon aus dieser Rücksicht ein begrenzter Staat; — wir werden unten noch andere Gründe hören. Die meinen in ihrer Transzendenz, Europa könne ein einziger Staat sein mit einer Regierung, auch wohl am Ende mit einer Sprache, wissen nicht, was sie wollen.

Die meinen, ganz Europa könne eine Kunst, eine geistige Bildung durchgehens haben, eine freie Verfassung, wissen nicht, was sie wollen, bedenken nicht das Unbezwingliche und Unabänderliche im Klima und in seinen nicht zu berechnenden Folgen. Sie bedenken ferner nicht, daß sich nur aus dem Kampf des Widersprechenden oder des Verschiedenen, aus dem Wechselstreben mehrerer mit- und nebeneinander eine schöne kräftige Welt bildet, die irgendwo in einem Höheren wieder als eins erscheint.

Ich komme jetzt auf das Geographische eines Staates. Ich will, der Staat werde mit seinen Erdengesetzen befestigt und bilde sich dann fort, wie der Zufall und sein eigner Keim ihn treiben; da stelle man weiter keine Schranken, als die Notwendigkeit des Klimas, des Landes selbst und seiner nachbarlichen Umgebungen gestellt hat. Ja, jeder Staat hat Recht zu gewissen Forderungen an die Nachbarstaaten, wenn sie ihm unrecht seine Luft und sein Licht wegnehmen, woran er wachsen und sich entwickeln soll.

Ich komme hier auf die geographische Grenze. Jedes Land, wo es ihm die Natur nicht versagt hat, muß sein Meer haben, durch Handel und Erweckung der Tätigkeit und Industrie das größte Bildungsinstrument. Mit Recht geriet der edle Georg Forster beim Anblick des Meeres in eine menschliche Begeisterung: er sah in ihm die Wiege der Humanität. Wunderbar hatte das Mittelalter, dessen Organisation gegen Ende des 15. Jahrhunderts fertig war, Europas Völker weise und recht verteilt; jedes bekam, was es nach der Lage dieses Weltteils haben mußte.

Ein Volk, das einmal seine Naturgrenzen überschreitet, hat sein Maß verloren, es weiß nicht mehr stillzustehen; die Ausdehnung wird zu weit, geographisch und

linguisch. Ein Volk wird doch die ganze Welt nicht bezwingen; wenigstens wird doch die ganze Welt, gesetzt, sie sei bezwungen, diesen Zwang nicht geduldig ertragen. Erschütterungen, Aufwiegelungen, Angriffe werden allenthalben folgen; solch ungeheure Grenzen sind nur durch ungeheure Heere zu decken, diese wieder nur durch ungeheure Lasten, die man dem armen ächzenden Volke auf den Nacken legt, zu erzwingen. Alle Eroberer haben dies Schicksal gehabt.

Ein solches Volk wird ein physisches Ungeheuer, eine Geburt wider die Natur. Was jedes Klima und das verschiedene Volk des verschiedenen Klimas für sich behalten und ausbilden sollte, was jedes Volk in Sitten und Charakter Eigenes hat, was die verschiedenen Sprachen für Geheimnisse der Bildung bewahren — alles dieses, was so nicht zusammenkommen soll, kommt in die engste und seltsamste Vermischung und Verschmelzung. Was dieses für Karikaturen gegeben hat und gibt, das sahen wir einst, und sehen es noch, zu einer Zeit, wo die, so es am ärgsten machen, uns von Menschlichkeit und Achtung der Völker gegeneinander die Ohren voll genug schreien.

Wenn die geographische Naturgrenze eines Landes glücklich auch mit der Einheit eines Volkes und also mit der Einheit der Sprache zusammentrifft, so hat solcher Staat allen Göttern zu danken; der Grundkeim ist da zur bürgerlichen Wohlfahrt und zu einer humanen Entwicklung. Schlimm ist es, wenn die geographische Notwendigkeit verschiedene Völker, d. h. verschiedene Sprachen, zur Einheit zusammenzwingt, wie es jetzt schon z. B. in Ungarn der Fall ist und es noch mehr der Fall sein würde, wenn Ungarn die obengezeichneten Naturgrenzen erhalten sollte. Jeder Staat, der seine Naturgrenze überschreitet, sündigt; er sündigt doppelt, wenn er dabei die Grenze seiner Sprache überschreitet. In den Sprachen spricht sich das Verschiedene und Gegenüberstehende des Charakters der Nationen aus; Einheit der Sprache gibt auch leichter Einheit der Sitten. Es kommt hier zur Anwendung, was ich oben sagte, das Heterogene und Widerstreitende müsse nicht durch ein zu nahes Band der Gewalt zusammengezwungen werden; das Band des Staates ist das zwingendste Band auf Erden. Das angezwungene Volk einer anderen Sprache muß sich dem herrschenden Volk nachbilden in allem, so auch in der Sprache, die jenes spricht, sobald es nicht als ein völlig lahmes Glied ihm gleichsam angesetzt sein will; die fremde Weise drückt sich mit einem andern Gepräge gewaltsam seinem Charakter auf und erzeugt Widersprüche in ihm; denn zwei Sprachen, so zusammenfließend in zwei verschiedenen Richtungen, geben durchaus Zwietracht der Gemüter und fatale moralische Erscheinungen. Der kleinere Teil fühlt mit seiner Sprache auch sein ganzes Dasein unterdrückt, und seine Bildung wird verschroben und verschoben, wenn man mir nicht ableugnet, daß die feinste Bildung eines Volkes gleichsam wie ein Geheimnis im Keime seiner Sprache

liegt. Das größte Glück für solche zwieträchtig verbundene Teile wäre es, wenn der kleinere ganz seine Sprache verlieren könnte. Dies wäre aber bei der Ausbildung, welche die meisten Sprachen Europas erlangt haben, nur durch äußerste Gewalt möglich, die auch den inhumansten Regierungen unserer Zeit widerspräche.

Ich habe schon mehr als einmal geäußert, was ich von der Universalität der Völker meine, und daß mir schlecht gefällt, was andere von einem allgemeinen Reiche und einem Zusammenfließen aller Völker mit der fortgehenden Vermenschlichung und Veredelung hoffen und träumen. Ich hasse jenes Zusammenfließen auf Erden, weil es ein Zerfließen, also ein politischer und moralischer Tod der verschiedenen Nationen wird.

Jedes Volk, das in seiner Sprache und Art als ein abgeschlossenes Ganzes dasteht, muß man nach den Gesetzen jedes anderen organischen Wesens beurteilen, das einen bestimmten Kreislauf durchlaufen und dann vergehen und von der Bühne abtreten soll. Es gibt für jedes Volk die vier Bahnen des Alters, die Kindheit, die Jugend, die Mannheit, das Greisenalter. Wie aber einige Menschen frühe Greise werden, und ihnen begegnet, daß sie durch Unglück oder Laster wohl im fünfzigsten Jahre so abgelebt sind, als andere noch nicht im neunzigsten — so begegnete gleiches auch manchen Völkern. Doch darf man die Länge der verschiedenen Entwicklungen, die ein Volk von seiner Kindheit bis zu seinem Tode durchlaufen muß, nie mit dem gewöhnlichen Maße der vier Alter des einzelnen Menschen vergleichen. Wie der eine Mensch im ersten Monate oder ersten Jahre seines Lebens und der andere im hundertsechzigsten stirbt, so weit liegen nach unbekannten Beschlüssen des Schicksals die verschiedenen Lebenslängen der Völker voneinander. Im Ernste gibt es kein gewisseres Zeichen von dem geschichtlichen Untergange oder von dem gänzlichen Tode eines Volkes, als wenn man sagen kann: Das Volk ist ein kluges Volk. Wohlgemerkt, ich verstehe dieses kluge Volk immer so, wie die alten Weiber von dem klugen Kinde weissagen.

Was meine ich denn eigentlich mit dieser Klugheit? Ich meine das Volk, in welchem das Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und Fratze übertrieben ist, in welchem die sinnenden und schaffenden Geister, die uns wieder zu den Bildern des verlorenen himmlischen Zustandes zurückmahnen, ja zurückspielen, ausgeleert sind. — Wenn in einem Volke das Scharfe, das Spitzige, das Geistige, das Schlaue und Pfiffige durchaus vortritt, wenn das Schwärmerische, das Fromme, das Selige, das Einfältige, das Treue und Gläubige von ihm als Wahn oder gar als Dummheit verlacht und verspottet wird, dann ist der Boden des Lebens und der Liebe in ihm ausgebauet, es ist ein ausgebauetes und erschöpftes Volk, in welchem keine Zeugungen mehr eingewickelt liegen, und als etwas Unfruchtbares und Totes muß das Schicksal es dann bald aufräumen.

Ein solches Volk ist dann jenen weiten Ebenen Afrikas und Ostasiens gleich, die nach der Sage weiland die fruchtbarsten waren, die aber jetzt nur Sand, Salz und Salzquellen und hie und da einige Salzkräuter haben. Das Gleichnis paßt in jeder Hinsicht auch auf die Völker. Wann die Erde mit ihren freundlichen und spielenden und lieblich und fürchterlich dunkeln Kräften, wann alle elementarischen Mittelgeister durch lange Zeugungen oder durch Unglück des Schicksals aus einem Volke ausgelaugt und ausgeschöpft sind, dann bleiben nur die scharfen und salzigen Geister zurück, spröde, bittere, höhnische und listige Geister, welche wohl allerlei Dinge erlauschen und erkunden, aber, weil ihnen die Einfalt und der Glaube fehlt, den Zusammenhang und das Leben der Dinge nicht begreifen und also auch nichts weiter schaffen und bilden können.

Die Erde und die Geschäfte, welche sich zunächst und unmittelbar auf ihren Anbau beziehen, sind das Ruhende und Bleibende im Staate, das Bild des Festen und Ewigen; sie sind dem Wandelbaren und Unruhigen entgegengesetzt, was das Leben der Städte und der städtischen Gewerbe ist. An dem festen und sicheren Besitz des Bodens durch lange Geschlechter von dem Urahn bis zum letzten Enkel hinab befestigt sich die Sitte, das Gesetz, die Ehre, die Treue, die Liebe: der Bauer ist des Vaterlandes erster Sohn; wann er ein Knecht wird, wann sein Herz kalt und sein Arm schlaff wird fürs Vaterland, dann ist es wahrhaftig untergegangen. Wer also ein festes und glorreiches Vaterland will, der macht festen Besitz und feste Bauern. Die Erde muß nicht wie eine Kolonialware aus einer Hand in die andere gehen, des Landmanns Haus muß kein Taubenschlag sein, woraus mit leichtfertigem Herzen aus und ein geflogen wird. Wo das ist, da stirbt Sitte, Ehre und Treue, da stirbt zuletzt das Vaterland. Wenn auch des Landmanns Triebe vagabundisch werden, dann kann kein Gott die Menschen von Sklaverei retten. Und haben wir in den letzten drei Jahrzehnten den Adel in vielen deutschen Landen nicht in der Rolle von Gütermaklern und Kaufleuten gesehen? Haben nicht viele sogar die Sitze ihrer Ahnherrn, die Wiege ihrer Kindheit an Fremde zu verkaufen, das Herz gehabt?

Der Bauernstand ist der Natur der menschlichen Dinge nach beides, die zahlreichste und ehrenwerteste Klasse des Volkes. In ihr wohnt, mehr als in anderen Klassen des Volkes, die ursprüngliche und gediegene Naturkraft, die Reinheit der Sitten, die Treue und Redlichkeit der Gesinnung; in ihr wohnt der Mut und die Ausdauer, welche die tapfersten Verteidiger des Vaterlandes geben. Der Staat hat also vor allen Dingen darauf zu sehen, daß dieser so ehrwürdige und große Teil des Volkes nicht ausarte oder untergehe. Diese Ausartung und dieser Untergang

geschieht auf zweierlei Weise, erstlich durch die Anhäufung zu großen Reichtums in einzelnen Familien, welche die kleinen Landbesitzer durch mancherlei Erwerbarten in sich verschlingen und so den Bauer im eigentlichsten Sinne zerstören, zweitens durch Unterdrückung und Verknechtung der kleinen Landbesitzer, die sich in Zeiten der Not und Unordnung gegen die Übermütigen und Mächtigen nicht verteidigen können. Auf beiden Wegen ist, wie uns die Geschichte lehrt, der eigentliche, echte Bauernstand oft zerstört und das notwendige innere Gleichgewicht der Staaten aufgehoben worden.

Die Gesetzgeber der besten Staaten des Altertums wußten recht wohl, wieviel darauf beruhet, daß der Besitz der Grundstücke einigermaßen gleich verteilt sei, und daß es viele mittelmäßige und kleine Landeigentümer gebe, die in dem einfachsten Verhältnisse zu Gott und zur Natur stehen und ursprüngliche Sitte, Stärke, Tapferkeit und Ehre in ihrem Schoße hegen und pflegen. Diese weisen und weitsehenden Männer hatten überhaupt den Gesichtspunkt, daß es dem Staate mehr fromme, daß er gute und tapfere, denn daß er viele und reiche Einwohner habe.

Es ist meine innigste Überzeugung, die ich aus dem Studium der alten Geschichte und aus der Betrachtung der Verhältnisse und Begebenheiten meines eigenen Vaterlandes hole, daß zum rechten Bestand und Wohlsein auch der neuen Staaten Ackergesetze notwendig sind: nicht eben jene strengen der Alten Welt, die nur in sehr beschränkten Staaten und in den ersten Graden der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung der Völker möglich waren, aber doch solche, die wenigstens die Hälfte aller Grundstücke für feste und unveränderliche Verhältnisse binden. Ich erkläre mich näher.

Den ersten und vornehmsten Bauer, den rechten Edelmann, habe ich schon auf Majoraten befestigt; auch den kleinen Bauer will ich auf einer Art Majorat, das man meinethalben auch Bauerlehen nennen kann, gegründet wissen.

Sie würden immer nur von einem aus der Familie besessen, welcher seinen übrigen Geschwistern nur eine leidliche bestimmte Abfindung und Ausstattung gäbe, er selbst aber das Haupterbe behielte und besäße.

Sie wären unteilbar. Nichts ist dem Staate in der Regel verderblicher als die übertriebene Zerteilung der Grundstücke; sie macht Bettler und Vagabunden und schafft Gesindel, wo nur treue und redliche Menschen wohnen sollen.

Niemand mag zu gleicher Zeit mehr als einen dieser Höfe besitzen. Wer durch Erbschaft oder Heirat zu dem seinigen noch einen oder mehrere derselben erwirbt, der hat die überzähligen zu veräußern. Denn es war die Absicht des Staates bei dieser Einrichtung, daß viele freie und unabhängige kleine Grundbesitzer und Bauern als rechte Nährer und Erhalter der Tüchtigkeit und Tapferkeit des Volkes

da sein sollen. Wenn aber mehrere dieser Höfe vereinigt oder nur zugleich von einem Besitzer besessen werden könnten, so ginge die Absicht verloren, und aus dem Bauer würde ein Herr.

Diese oder ähnliche Einrichtung scheint mir notwendig zur Befestigung jedes Staates und zur Erhaltung des achtbarsten und kräftigsten Teiles eines Volkes. Denn wenn der Staat nicht solche Vorkehrungen macht, so werden früher oder später Umstände und Verhältnisse eintreten, welche die kleinen Besitzer der Erde vertilgen und alle Landbewohner in eine große Masse von Herren, Pächtern und Tagelöhnern verwandeln; wobei die Gediegenheit und Würdigung des Volkes, die sich gerade aus dem Bauernstande immer ergänzen soll, sehr leiden würde. Dies ist zum Teil in England geschehen, wo in vielen Landschaften die kleinen Landbesitzer durch den überschwemmenden Reichtum einzelner Familien fast ganz weggespült sind; und auch England würde ein solches Mißverhältnis schmerzlicher fühlen, wenn nicht das Element des Meeres, die Tätigkeit, Kraft und Freiheit, die es hervorruft, das hohe Recht, das auch über dem kleinsten englischen Mann waltet, und so viele andere Verhältnisse, die nicht die unsrigen sind und nie die unsrigen sein werden, dort weniger verderblich machten, was an allen anderen Orten das Verderblichste ist.

Dem Ruhenden und Gleichen des Landes und des Bauern in Besitz, Leben, Trieben und Geschäften ist das Unruhige und Ungleiche der Stadt und des Bürgers entgegengesetzt. Unter dem Wort Bürger, im Gegensatz gegen Bauer, verstehe ich im weitesten Sinn des Wortes, was man sonst auch Stadtbewohner und städtische Gewerbetreiber nennt. Zwar möchte man mir einwenden, eine Stadt mit ihren alten Gebäuden, Kirchen, Türmen und Mauern, dieser gleichsam als eine Mumie und Erstarrung des Lebens in die Ewigkeit hinausblickende Steinhaufen, sei mehr ein Bild der Ruhe als das in so vielen und mannigfaltigen Wechseln der Elemente und Jahreszeiten spielende Land und müsse also die Menschen mehr an das Gleiche und Stille gewöhnen; aber die Steine allein tun es nicht, sondern die lebendigen Geister, die in ihnen hausen. Der Bürger tritt aus dem unmittelbaren Verhältnis mit der Natur heraus; in seinem Geschäft und Gewerbe steht er ihr oft nur im dritten, ja öfter kaum dreißigsten Grade nahe und wird, von ihrem stillen Wirken und Leben entfernt, leicht maßlos in die wilde Weite der Gelüste und Strebungen hineingerissen. Der Bauer lebt mit dem Einfachen und Natürlichen, er schafft das Einfache und Natürliche; der Bürger lebt mit dem Zusammengesetzten und Künstlichen, er schafft das Zusammengesetzte und Künstliche. Je weiter er es bringt in der Kunst, je weiter er sich von dem Einfachen und Groben in der Natur entfernt und das Vielfache und Feine zusammensetzen, bilden und gestalten lernt, desto weiter tut sich ihm das unendliche und maßlose Reich der Geister

auf: seine Gelüste werden heftiger, seine Ansichten des Lebens vielfacher, der Kampf mit künstlichen Kräften und mit verkünstelten Menschen wird immer heißer, sein ganzes Gemüt wird leichter und beweglicher. Da sein nächstes Geschäft das Zerlegen und Zerstören der einfachen Erzeugnisse der Natur ist, damit er aus dem Zerlegten und Zerstörten wieder Neues schafft, so widerfährt ihm unvermeidlich, was allen beschränkten Wesen widerfahren muß: der Geist seines Geschäftes geht auf ihn selbst über; er wird vielbegehrend, vielgereizt, vielseitig, abgeschliffen, gleich dem künstlichen Geräte oder Werke, das er als Schöpfer ins Leben ruft, er wird mehr und mehr künstlicher Mensch. Wann der Mensch erst so weit aus den natürlichen Schranken des Lebens herausgeschritten ist, so liegt ihm das Nächste nicht fern, nämlich das Lüsterne, Unstete, Flatterhafte in Neigung und Gesinnung. Dies wächst in furchtbarer Fortschreitung, je mehr der Mensch Maschine wird, d. h. je mehr er durch Maschinen arbeitet; je weniger er da als Mensch wirklich tut und kann, desto mehr er glaubt zu tun und zu können, und desto dünkelischer und übermütiger wird er. Vor allem aber wirkt zur Verflüchtigung der Triebe und zur Verquickung des schweren und festen Sinnes der halb irdische, halb geistige Dämon, Geld genannt, welcher als ein wunderbares Geheimnis der Gesellschaft, zugleich ein sichtbares und unsichtbares Zeichen, nun schon Jahrtausende sein Wesen getrieben hat, ohne daß man bis jetzt bestimmt sagen konnte, was er eigentlich ist und wie er in den verschiedenen Zeiten und Völkern wirkte. Manches von dem Guten und Bösen, das er geschaffen hat, kann man freilich in einzelnen Erscheinungen zeigen, aber sein inneres Leben ist verhüllt wie das Leben selbst; man glaubt den Proteus zuweilen zu haschen, aber, in tausend Gestalten sich verlarvend, entflieht er immer, und wann er es am arglistigsten meint, wandelt er sich wie jener Alte wieder in Wasser und plätschert mit höhnischem Wellengelächter dahin.

Wir fassen diese Andeutungen, Gedankenspiele und Bilder in einem kurzen Ernst zusammen und sagen: Die bürgerlichen Gewerbe und Tätigkeiten, die Fabriken, der Handel, das Geld, als ein alles verflüchtigender Dämon dazwischenspielend, ferner das gedrängte Zusammenleben, die vermehrten natürlichen Reibungen der Leiber und Geister aneinander — alles dies schaffet das Hin- und Herspielen beim Gemüte, das Flatterhafte, Wandelbare, Neusüchtige; endlich schafft es bei dem Menschen das schlimmste, die Einbildung, er könne durch Kunst und Geist alles machen, halten und regieren. Wenn diese Menschen, welche die Städte, die städtischen Gewerbe und Handel und Fabriken und Künste schaffen, das einzige Gewicht in der Waagschale eines Staates wären, so müßte er durch Überfluß an Geist und geistigen Trieben überwippen, er müßte durch den ewigen Wechsel und durch die zu viele Reibung der Kräfte zerstört werden: die Welt würde wie ein Warenhaus, die Tugenden und Kräfte des Menschen würden wie Waren, der Staat wie eine Rentnerei und die Staatsaufgaben wie Rechnungsexempel behandelt werden. (Ich

frage: Sind viele der letzten fünfzig, sechzig Jahre nicht so behandelt?) Kurz, von nichts als Bildern und Scheinen der Dinge umgaukelt, von nichts als Scheinen lebend und von Scheinen und Schatten gespeiset, würde der Staat bald der betörte Hund auf dem Stege des Baches werden, der sein Fleisch aus dem Maul fallen läßt und nach dem Schatten desselben schnappt.

Das ist aber das Beste, was Gott diesem Lande und Volke verliehen hat, daß seine geographische Lage und sein angebornes Gemüt so sind, daß sie nicht leicht aus sich selbst hinausgetrieben, in ein fremdes und falsches Streben hineingerissen werden können. Ich sprach oben von dem gewaltigen Reize, der in dem Elemente des Meeres und in seinen Gewerben liegt, und der für viele Völker ein solcher Überreiz geworden ist, daß er sie aus allen ersten und natürlichen Verhältnissen herausgerückt und endlich erlahmt und ermattet, oft ohne alle Fähigkeit, sich wieder aufhelfen, ohne Ehre und Macht und Freiheit als einen Gegenstand des Mitleids und ein Denkmal der Vergänglichkeit hat liegen lassen. Gegen das Unglück eines solchen Überreizes, dem Athen und Venedig und viele andere kleine und große Staaten nicht entgangen sind, ist unser Vaterland gesichert. Es hat genug große Ströme und Küsten, daß ihm die Verbindung und Mitteilung jener herrlichen Welttätigkeit, welche das Meer gibt, nicht abgeschnitten sei; es hat nicht so viele, daß es das Meer als sein eigenstes Element und Schiffahrt und Handel als sein erstes Gewerbe ansehen müßte, es wird nicht in die Gefahren einer Tätigkeit gelockt, die den edelsten und trefflichsten Völkern oft verderblich geworden ist. Immer wird über die Hälfte alles deutschen Gewerbes in dem Landbau und in der Viehzucht bestehen, welche die besten Pfleger und Erhalter aller ursprünglichen und natürlichen Tugenden unseres Geschlechtes sind.

HANS STÖGER:

Zur wehrpolitischen Lage Österreichs im Südosten

Die Friedensdiktate von St. Germain und von Trianon haben an der Süd- und Ostgrenze Deutsch-Österreichs völlig neue militärpolitische Grenzräume geschaffen. Abgesehen von der kurzen Episode der Napoleonischen Zeit müssen wir schon sehr weit ins Mittelalter, ja in die vorkarolingische Zeit zurück, um auf militärpolitische Raumprobleme am südöstlichen Rand der Alpen zu treffen, die den neugeschaffenen ähnlich sind.

Die neuen italienischen Grenzen brechen an drei Stellen nicht bloß in altösterreichisches Gebiet, sondern in alte Gebiete des Römischen Reiches Deutscher Nation bzw. des Deutschen Bundes vor und brachten an zwei Stellen geschlossenen

deutschen Volksboden und ferner südslawisches Sprachgebiet in italienische Staatsgewalt.

In Tirol läuft die neue Grenze, Welsch- und Deutsch-Südtirol von den alten Zusammenhängen abtrennend, von dem Stilfserjoch zum Reschenscheideck, über die Wasserscheide der Ötztaler, Stubaier und der Zillertaler Alpen, dann von der Birnlücke über die Defreggergruppe ins Drautal, dieses oberhalb von Sillian querend und den Karnischen Kamm im Eisenreich erreichend. In Kärnten scheidet die Grenze das strategisch außerordentlich bedeutsame deutschsprachige Kanaltal ab, und zwar diesseits der Wasserscheide den Kessel von Tarvis mit der Gemeinde Weißenfels einschließend. Im Küstenland und in Krain läuft die neue italienische Grenze vom Savetal bei Ratschasch auf den Jalouc und dem Hochkamm der Julischen Alpen folgend und weiter quer durch den Karst nach Fiume reichend und Görz, Gradiska, die Stadt Triest, Istrien und Teile von Krain aus altem deutschen Reichsbesitz herausschneidend.

Die südslawische Grenze trifft am Petsch, knapp westlich vom Wurzenpaß auf dem Karawankenkamm die italienische und die österreichische Grenze. Sie verläuft dann auf dem Karawankenkamm bis zur Uschowa — die altkärntnerische Gemeinde Seeland bleibt bei Südslawien — und bildet von da an nach Osten bis an die Ecke Mur — altsteirische Grenze bei Radkersburg ganz neue und sehr willkürliche Grenzen. Von Kärnten wird das Mießtal und das Gebiet von Unterdrauburg bis vor Lavamünd abgeschnitten, Steiermark dagegen verliert das ganze Unterland — alles Zuflußgebiet der Sau und das unmittelbare steirische Zuflußgebiet der Drau — mit den deutschen Städten Marburg, Cilli, Pettau! Ebenso geht das seit dem frühen Mittelalter zum Deutschen Reich gehörige Krain, soweit es nicht italienisch wurde, in den Besitz von Südslawien über.

Auch im Raume zwischen Mur und Donau sind bedeutsame Veränderungen eingetreten. Das Gebiet von der steirischen und der niederösterreichischen Grenze bis zur Raab ist deutscher Kultur- und Kampfboden. In wichtigen Zeiträumen lag die österreichische Grenze an der mittleren und unteren Raab. In diesem Raume wehrte deutsche Volkskraft die Türkenstämme ab, erlag aber dann im östlichen Teil der Magyarisierung, während der westliche Teil, das Gebiet der Burgenstädte Preßburg, Wieselburg, Altenburg, Ödenburg und Eisenburg größtenteils deutsch verblieb, und so den Rechtsanspruch Österreichs auf Rückangliederung dieses Gebietes — des Burgenlandes — begründete. Allerdings wurden die deutsch-österreichischen Ansprüche in völlig ungenügendem Umfang befriedigt, und so erlitt das Burgenland in St. Germain den ersten gewaltigen Verlust durch die Vorenthaltung des Gebietes von Wieselburg, Altenburg, Güns und St. Gotthard sowie die Angliederung von Preßburg an die Tschecho-Slovakei. Es erlitt die zweite Verstümmelung durch Einbruch bei Ödenburg, der diese Stadt und ihre Umgebung als das Herzstück des Landes für Ungarn herausbrach! Die so geschaffene deutsch-österreichisch-ungarische

Grenze ist daher äußerst labil. Wichtig ist das Auftreten der Tschecho-Slovakei in dem besprochenen Raum, sie sucht sich in Preßburg einen sehr starken Stützpunkt auszubauen; die Bedeutung von Engerau bei Preßburg, des tschecho-slovakischen Brückenkopfes südlich der Donau, ist besonders militärpolitisch sehr gewichtig.

Diese neuen Grenzen Italiens, Südslawiens und Ungarns gegen Österreich bedeuten, daß Innerösterreich auf die Grenzen der alten Ostmark des Reiches, ja hinter diese zurückgedrängt ist. Der politische, wirtschaftliche und biologische Kräfteverfall des österreichischen Staates schafft eine Lage, die jener völlig entgegengesetzt ist, die Österreich seit dem Mittelalter zur Kernbildung des Habsburgerreiches befähigte: So trägt die militärische Dynamik bei den genannten drei Anrainern Österreichs an den neuen Grenzen die Tendenz in sich, die gewonnenen Positionen auf Kosten Österreichs nun noch weiter auszudehnen und ihre Möglichkeiten ganz auszuschöpfen, während das kümmerlich dahinsiechende österreichische Staatswesen von St. Germain nicht in der Lage und aus Schwäche auch nicht willens ist, die Möglichkeiten der Verteidigung endlich zu ergreifen! Werten wir unter diesem Gesichtspunkt die obengenannten Grenzräume:

I.

Italien hat in Tirol einen verhältnismäßig sehr großen Raumgewinn zu verzeichnen, dessen Ausdehnung nicht auch die größte strategische Bedeutung ausdrückt. Zur Defensive genügt Italien ebensogut wie die Brennergrenze, die Grenze bei Salurn, wo diese natürliche Verteidigungsgrenze Italiens mit der Volkstumsgrenze zusammenfallen würde. Für Offensivpläne Italiens nach Norden hinein ist aber auch die Brennergrenze Italien nicht günstig; dafür ist erst der Besitz der nördlichen Kalkalpen entscheidend. Militärpolitisch gesehen ist daher die Zugehörigkeit von Deutsch-Südtirol zu Italien für dieses keineswegs eine Notwendigkeit, ganz abgesehen davon, daß die politischen Spannungen, die sich aus dem Südtiroler Problem zum gesamten Deutschtum ergeben, immer wieder ein deutsch-italienisches Zusammenwirken stören werden.

Militärpolitisch gesehen ist für Italien die Annektion des Kärntner Kanaltals wichtiger als diejenige von Deutsch-Südtirol. Der „Schräge Durchgang" von Südeuropa in das Donaubecken ist nur in den Julischen Alpen durch die sehr schwierige Gestaltung des Geländes verhältnismäßig leicht zu sperren. Napoleon hat daher diesen Durchgang strategisch außerordentlich hoch gewertet. Predil und Malborghet werden nicht umsonst die österreichischen Thermopylen genannt. Auch im Weltkrieg erwiesen sich die Julischen Alpen für Österreich als sehr verteidigungsfähig. Italien hat nun im Kanaltal sowohl die Wasserscheide des Tagliamento als auch des Isonzo gegen Kärnten hin überschritten und steht jetzt mit seiner Grenze am Ausgang des Kanaltales in das Gailtal. Italien hat damit auf dem oben als so ge-

wichtig bezeichneten „Schrägen Durchgang" alle natürlichen Hindernisse in seine Hand gebracht und eine geradezu entscheidend wichtige Defensiv- und Offensivposition gegen Mitteleuropa gewonnen, nähert sich doch die neue italienische Grenze dem wichtigen Villach schon auf 15 Kilometer Luftlinie, wobei die besten Geländepositionen überwiegend in italienischer Hand sind. Mit Villach ist das Klagenfurter Becken beherrscht und von da aus ergeben sich mehrere wichtige militärische Entfaltungsmöglichkeiten.

Auch vom Südtiroler Pustertal und vom Cadore her überschreitet die italienische Grenze bekanntlich im obersten Draugebiet die Wasserscheide. Dadurch wird es Italien möglich, das Drauland auch vom Westen her zu bedrohen. —

Auch die militärische Bedeutung des italienischen Landgewinnes im alten Südösterreich, also dem heutigen Südslawien gegenüber, entspricht nicht der verhältnismäßigen Ausdehnung des Gebietes. Italien beherrscht wohl die Julischen Alpen, sowie den Krainischen und Istrischen Karst. Von dem sehr exponierten Fiume abgesehen, ist Italiens Verteidigungsstellung gegen Südslawien daher so günstig als nur möglich. Hingegen ist Italiens Karstgrenze als Ausgang einer italienischen Offensive gegen Südslawien nur auf den ersten Anschein sehr günstig. Das unübersichtliche Karstgelände setzt einer schnellen Offensive recht bemerkenswerte Hindernisse entgegen und gestattet auch nicht leicht den erdrückenden Einsatz an Überlegenheit von modernen Maschinenwaffen. Dazu ist der Operationsraum verhältnismäßig eng und ziemlich arm an Verbindungsmöglichkeiten und, abgesehen von Laibach, ohne lebenswichtige Zentren nahe der Grenze, die ein Angreifer aus dem Westen als gewichtige Eroberungen ohne besondere Schwierigkeiten erreichen könnte.

Südslawiens Karawankengrenze gegen Österreich ist eine natürliche Grenze. Allerdings stößt das obere Gebiet der Sau mit der Wochein wie ein Keil zwischen italienisches und österreichisches Gebiet. Er bietet aber den Südslawen keine operativen Möglichkeiten gegen Italien. Durch den in kürzester Zeit möglichen italienischen Vorstoß in das Laibacher Becken können südslawische Kräfte, die sich in diesem Keil aufhalten, in wenigen Stunden abgeschnitten sein. Gegen Österreich allerdings ist die Karawankengrenze kein unübersteigbares militärisches Hindernis. Neben drei Straßen (Wurzenpaß, Loiblpaß und Seebergsattel) gibt es in den Karawanken zwischen Petsch und zwischen der Petzen den zweigleisigen Rosenbacher Tunnel und noch andere Übergänge, die Gebirgstruppen keine Schwierigkeiten bieten. Die Abtrennung des Miestales hat den Südslawen von Südosten her den Zugang ins Klagenfurter Becken freigegeben. Die südslawische Stellung bei Bleiburg und Unterdrauburg steht in Parallele zu der italienischen von Arnoldstein und ist für einen südslawischen Einfall in das Klagenfurter Becken womöglich noch günstiger. Die südslawische Grenze durch Steiermark ist eine offene Grenze, die den Südslawen alle militärischen Möglichkeiten der Offensive und Defensive in der Hand läßt. Österreich muß als seine natürlichen militärischen Grenzen gegen Südslawien die

Sanntaler Alpen, den Weitensfelder Zug und das Matzelgebirge fordern. Die heutige militärische Situation an der deutsch-südslawischen Grenze gestattet den Südslawen jederzeit handstreichartige Vorstöße nach Klagenfurt und nach Graz.

Über die neue österreichisch-ungarische Grenze ist oben bereits Grundsätzliches gesagt worden. Ungarn hat gegen Österreich militärisch nichts eingebüßt. Es hat meist verkehrsfernes, militärisch nicht sehr wichtiges Gelände besonders im südlichen Burgenland aufgegeben, und im Norden die ohnehin nicht haltbare Leithagrenze. Dafür aber hat Ungarn das Gebiet von Ödenburg behauptet, das wie eine Brückenkopfstellung gegen den wichtigsten Lebensnerv Österreichs, das Wiener Becken, wirkt. Ebenso sind die wichtigsten Verkehrsverbindungen in ungarischen Händen geblieben. So hat Ungarn an Österreich wohl Gelände verloren, nichts aber an seiner militärischen Stellung in Westungarn eingebüßt. Österreich steht weit fern von seiner natürlichen und historischen Verteidigungslinie an der Raab.

Bereits oben ist auf die ungemein wichtige Bedeutung des tschecho-slovakischen Brückenkopfes von Preßburg hingewiesen worden. Dieser Brückenkopf ist wohl in erster Linie in seiner operativen Bedeutung gegen Süden, d. h. gegen Ungarn ins Auge zu fassen. Ungarn kann nicht daran denken, den schmalen Streifen zwischen der Donau und der burgenländischen Grenze zu verteidigen. Die Tschecho-Slovakei beherrscht daher schon durch die bloße Grenzlage das ganze ungarische Staatsgebiet bis zur Linie Raab-Neusiedlersee. Von dieser Linie aus sind es nur knapp 150 Kilometer Luftlinie zur südslawischen Staatsgrenze an der Mur.

II.

In dem ins Auge gefaßten Gesamtraum ist der militärische Rüstungsgrad und der entscheidende Lebens- und Wehrwille der in Frage kommenden Staaten sehr verschieden. Italien steht sowohl in dieser Hinsicht als auch in bezug auf die Quantität militärpolitisch weitaus an erster Stelle. Österreich steht in jeder Beziehung an der entgegengesetzten letzten Stelle. Ungarn hat einen aktiven Wehrwillen, ist aber in der materiellen Wehrausrüstung, dann durch die Hemmung seiner Wehrfreiheit durch das Diktat von Trianon in seiner militärpolitischen Bedeutung stark beschränkt. Südslawien besitzt erstklassiges Soldatenmaterial und einen nicht zu unterschätzenden Unabhängigkeitswillen, der alle Stämme trotz der inneren Gegensätze einigen wird, wenn ein Angriff von außen käme. Auch die Kriegsorganisation Südslawiens ist auf der Höhe. Hingegen ist es in Materialausrüstung und industriellen Reserven Italien gegenüber sehr unterlegen. Die Tschecho-Slovakei soll hier militärisch nicht weiter gewertet werden, nur so viel sei hervorgehoben, daß die Tschecho-Slovakei gerade über ganz hervorragende industrielle militärische Möglichkeiten verfügt. Österreich bietet neben seiner politischen Schwäche ein klägliches militärpolitisches Bild. Es nützt trotz seiner arg bedrohten militärpolitischen Lage nicht einmal die Mög-

lichkeiten aus, welche ihm das Diktat von St. Germain belassen hat. Der Stand des österreichischen Bundesheeres bewegte sich in den letzten Jahren um rund 20 000 Mann, also nur zwei Drittel des bewilligten Armeestandes von 30 000. Trotz hervorragender Spezialleistungen ist im ganzen die Qualität des Bundesheeres unter dem Kampfwert der alpenländischen Regimenter im Weltkriege zu bewerten. Dies ist in allererster Linie dem Umstand zuzuschreiben, daß die Politisierung nicht zu militärischen Höchstleistungen angespornt hat, sondern zur Hervorkehrung einer konjunkturellen politischen Gesinnung. Eine derartige Einstellung muß jedes echte Soldatentum zerstören. Neben dieser Verkümmerung des Wehrwillens von den Zentren aus fehlt es auch an einer ehrlichen Pflege des Wehrwillens in den bedrängten Grenzgebieten. Dazu kommt, daß man auch materielle Befestigungs- und sonstige Verteidigungsmöglichkeiten an den Grenzen so gut wie gänzlich unterlassen hat, so daß man einbruchslustigen Nachbarn das militärische und politische Risiko eines solchen Vorgehens geradezu aus dem Wege geräumt hat. So würden sich die deutsch-österreichischen Grenzmarken im Ernstfalle in einer gefahr- und schmachvollen Lage befinden. Es ist hier aber nicht am Platze, diese schwerwiegenden Dinge im einzelnen noch weiter zu analysieren. Es blieb zu erwarten, daß es dem Wehrminister Fürst Schönburg, der ein Soldat ist, gelingen würde, die Schäden seines Vorgängers zu heilen.

III.

Wir wollen aber einige der das heutige Österreich bedrohenden Gefahren ins Auge fassen. Sie ergeben sich aus der politischen Konstellation der in Frage kommenden Staaten. Italien betrachtet Ungarn als seinen Soldaten an der Donau, Südslawien und die Tschecho-Slovakei, die führenden Staaten der Kleinen Entente sind die natürlichen Gegner des italienisch-ungarischen Bündnisses. Im Hintergrund steht Frankreich. Italiens Adria-Politik und seine dunklen, auf dem Balkan weitausgreifenden imperialistischen Bestrebungen stoßen in erster Linie auf Südslawien. Im Ernstfalle kommt Italien wegen der schlechten Wehrorganisation Ungarns die Aufgabe zu, möglichst schnell und schlagartig die Verbindung zu Ungarn herzustellen. Diese Wahrscheinlichkeit ergibt sich nicht bloß aus politischen, sondern auch aus operativen Gründen. Wir haben oben von den Schwierigkeiten eines direkten italienischen Stoßes gegen Südslawien von der Karstlinie aus gesprochen. Südslawien ist schnell und tödlich nur von Norden, d. h. von Ungarn aus zu treffen, denn zwischen Sau und Drau und in deren Mündungsgebieten liegen die Kraftreserven des südslawischen Staates. — Wie würde sich nun die italienische Aktion gestalten? Die Beobachtungen an der Kärntnergrenze gerade auch in den letzten Wochen geben uns klare Antwort. In Udine hat sich Italien ein bestausgerüstetes Armeekorps geschaffen. Die Motorisierung dieses Armeekorps ist so weit als möglich

getrieben. Es handelt sich um die bekannten „schnellen Brigaden". Nicht genug damit: ein zweites Armeekorps mit derselben Ausrüstung befindet sich im Stadium der Aufstellung. Vorzüglich ausgebaute, bis zu 16 Meter breite Heerstraßen führen von Venezien durch das Fellatal an die neue österreichische Grenze bei Arnoldstein und am oberen Isonzo hinauf auf den Predilpaß. Dazu betreibt Italien mit Nachdruck den Ausbau der Plöckenstraße und hat in ausdrücklicher Weise sein Interesse an der Packstraße bekundet, die das Klagenfurter Becken auf österreichischem Gebiet direkt mit Graz und weiter mit Ungarn verbindet. Auch die Straßenbauten, die aus dem Cadore und dem Pustertal an die italienische Grenze in Osttirol führen, sind ins Auge zu fassen. Die „schnellen Brigaden" des Udineser Korps üben sich in kleinen Einheiten unablässig im Alarm und im schnellsten Vorwärtskommen an die österreichische Grenze in Kärnten: 4 Stunden nach dem Alarm stehen die Spitzen der italienischen, kriegsmäßig ausgerüsteten, motorisierten „schnellen Brigaden" bereits in Arnoldstein auf österreichischem Boden. Das weitere Vorwärtskommen auf deutsch-österreichischem Gebiet durch das Klagenfurter Becken hinweg und späterhin über den Packsattel, das mag man sich ausrechnen. Es ist ohne weiteres festzustellen, daß die „schnellen Brigaden" Italiens in wenigen Stunden Kärnten besetzen können, und daß es nicht 24 Stunden zu dauern braucht, bis durch italienische Streitkräfte über Österreichs Gebiet hinweg die Verbindung mit Ungarn hergestellt werden kann. Umgekehrt würden in dem angenommenen Fall Südslawen und Tschechen mit aller Schnelligkeit versuchen, über ungarisches und wohl auch österreichisches Gebiet hinweg die Verbindung miteinander herzustellen. Tatsächlich beschäftigen sich die südslawischen Militärkräfte im Raume von Varasdin mit dem Gedanken des möglichst raschen Vorstoßes nach Norden, während die Tschechen im Ernstfall offensichtlich starke Kräfte von Preßburg aus mit großer Schnelligkeit nach Süden in Bewegung setzen könnten. Ein vierfaches Wettlaufen zweier Parteien auf Kosten deutschen Volksbodens und des österreichischen Staates. Müßig, weitere Einzelheiten dieses kriegerischen Schauspiels und seiner Folgen für uns auszudenken!

Wenn ein harter Wehrwille in Österreich gepflegt, deutsch-österreichisches echtes Soldatentum allein wieder Leitstern für den Aufbau der österreichischen Wehrmacht geltend wären und die vorhandenen natürlichen Verteidigungspositionen materiell ausgebaut werden würden, so ließen sich die gekennzeichneten und möglicherweise auch noch andere katastrophale Gefährdungen weiteren deutschen Volksbodens wahrscheinlich vermeiden. „Si vis pacem, para bellum", so ist auf dem Gebäude des jetzigen österreichischen Heeresministerums, des früheren österreichisch-ungarischen Kriegsministeriums, zu lesen. Ein fester Wille zum unbedingten Schutz der Neutralität und entsprechende Maßnahmen würden das Risiko eines italienischen Durchmarsches durch Österreich im wesentlichen bannen, denn damit fiele das Überraschungsmoment fort, welches allein schon für Italien Verlockung genug sein

muß, den Durchmarsch nach Ungarn auf österreichischem Gebiet zu vollziehen. Dasselbe gilt für die südslawisch-tschechischen Pläne.

Die außerordentliche militärische Schwäche des österreichischen Grenzraumes im Südosten hat aber nicht bloß lokale Gefahren, sondern bildet den Ausgangspunkt von räumlich ganz weittragenden europäischen Konflikten! Wir wollen nur eine solche gravierende Verwicklungsmöglichkeit ins Auge fassen. Italienisch-südslawischer Konflikt! Nach Lage der Dinge würde Italien voraussichtlich über Kärnten und Steiermark auf österreichischem Gebiet vorbrechen, um im Donauraum rasch eine Entscheidung zu suchen. Frankreich tritt auf den Plan. Italien hat diesen Zweifrontenkrieg ins Auge gefaßt, gerade deswegen muß sein Offensivstoß ins Donaubecken rasch, d. h. über Österreich hinweggeführt werden, während es sich in den Westalpen defensiv verhalten würde. Für die Franzosen ist die militärische Ausgangsstellung in den Westalpen zwar ungleich günstiger als für die Italiener, doch ist auch für sie der Verlauf einer Forcierung der Westalpen sehr ungewiß und damit die Möglichkeit, die entscheidende Entlastung der Kleinen Entente in Piemont zu erreichen. Damit steigt schicksalhaft für das deutsche Volk jene militärische Konzeption in den Bereich der Wahrscheinlichkeit, die in den napoleonischen Feldzügen und im spanischen Erbfolgekrieg gegeben war: Die französische Offensive, wenn sie nicht in Oberitalien Erfolgsaussichten hatte, auf dem direkten Weg von Elsaß-Lothringen aus zu versuchen! Süddeutschland als Durchzugsgebiet für die französischen Truppen, die Reichswehr nach Norden abgeriegelt, irgendwo im alten Kampfgebiet um das Wiener Becken Entscheidungsschlachten! Wie auch der Ausgang sei — fürchterlich das Schicksal des Volkes der Deutschen, des deutschen Volksbodens!

Phantasterei? Nüchterne militärische Überlegung gegenüber dem abscheulichen Dunst einer Weltgläubigkeit, die aus Verkümmerung und innerer Schwäche geboren ist! Wie wenig steht es gegenüber den gezeichneten militärischen Wirklichkeiten dem heutigen Österreich an, von österreichischer Sendung und neuübernommener alter Mission für das Deutschtum im Südosten zu sprechen! Österreichs Ostmission war immer an seine starke und lebendige Stellung im Reich gebunden. Österreichs Heldenzeitalter der Türkenkriege erweist dies am klarsten. Prinz Eugen hat es am stärksten ausgesprochen. In dem fast tausendjährigen Geschichtsraum, den wir überblicken, hat Österreich eigentlich nur die zwölf Jahre von 1866—1878 militärisch gegen eine Ostmission gestanden, es war die Zeit, da es von Napoleon III. und von der dritten französischen Republik umworben wurde! Wenn aber für den Kaiserstaat Franz Josephs I. die Anlehnung an das Reich lebensnotwendig war, um so viel mehr ist es bei dem verstümmelten Deutsch-Österreich der Gegenwart der Fall. Nur als Reichsland hat sich dieses Land gleichen Umfanges in der Geschichte behaupten können, man denke doch an die Türkenkriege, wie sehr diese von 1529—1717 Reichskriege waren, man denke etwa an die Geschichte und die Funktion des Zeug-

hauses in Graz, dessen alte Waffenbestände großenteils Arbeit der Meister in Augsburg, Nürnberg usw. darstellen, oder man denke umgekehrt an die schmachvolle Zeit Kaiser Friedrich III., als mit sinkender Reichsmacht Österreich Raubplatz der Ungarn und Türken geworden war oder an die kaiserlose Zeit, als Österreich mühelos eine Beute der Pschemysliden wurde! Wieviel angriffslustiger, selbstbewußter und stärker sind die Nachfolgestaaten heute gegenüber der Zeit Corvinus' oder des Ottokar I. Und heute kommt dazu als drohendste Gefahr Italien, das Österreich auf den Rang und die Funktion Albaniens herabdrücken könnte. Gefahren, die Volkstum und Wirtschaft, Zukunft und Glück und vor allem Österreichs deutsche Seele bedrohen!

Doch genug in diesem Rahmen! Militärgeschichtliche Betrachtungen und strategische Erwägungen der Gegenwartslage führen beide zum gleichen Schluß: Österreich befindet sich militärisch in gefährlichster Lage, seine Grenzgebiete sind schutzlos dem Zugriff der Nachbarn ausgesetzt, ganz Österreich droht, zum Teil durch eigene Schuld, Schlachtfeld des nächsten Großkrieges zu werden. Die militärische Schwäche des österreichischen Raumes ist die lockende Ursache dieser Gefahren. Diese Ursache kann nur behoben werden, wenn den Schutz des österreichischen Raumes wieder ein Großstaat übernimmt, der die Kraft und Berufung dazu besitzt!

Alois Fischer von der Eger:

Erdumfassende Sicht über die Bevölkerungsentwicklung

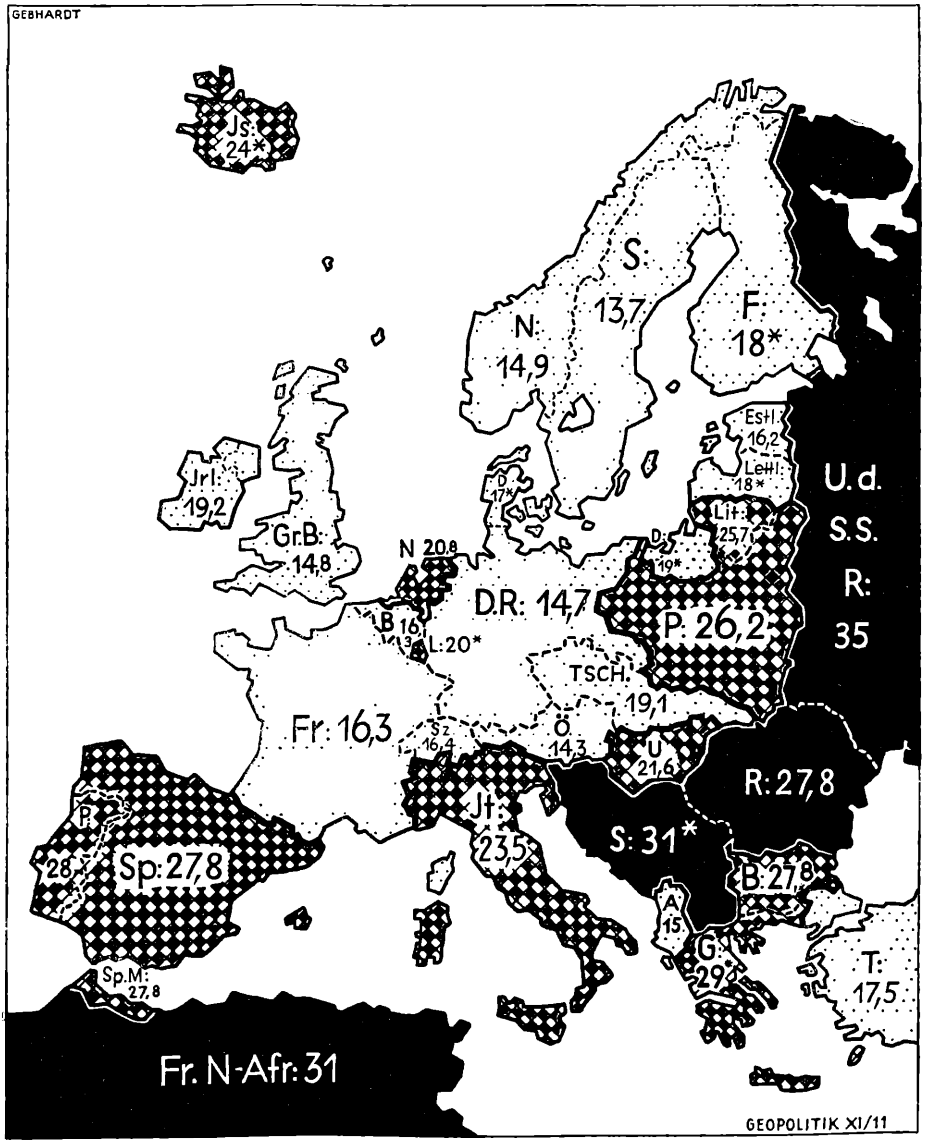
Es ändern sich nicht nur die Dinge beständig, auch unser Wissen um die Dinge ist fortwährenden Veränderungen unterworfen. Das gilt für den Bereich der Bevölkerungswissenschaft wie für die meisten Wissenszweige. Stets gibt es neben Andersgewordenem auch Anderserkanntes in nicht geringem Umfang festzuhalten. Als gutes Beispiel neuesten Datums sei die Feststellung durch die 1933 stattgefundene erste Volkszählung in Persien angeführt, daß dieses Land über 15 Millionen, nicht, wie vorher amtlich geschätzt, nur 8 bis 10 Millionen Einwohner zählt. Natürlich verlangen derartige Neufeststellungen bei raum- und zeitweiten Betrachtungen immer auch eine rückwirkende Auswertung. Es genügt nach dem heutigen Stand der Bevölkerungswissenschaft bei zahlreichen Gebieten nicht mehr, sich über deren Bevölkerungszahl in einem vergangenen Zeitpunkt einfach durch Einsichtnahme in ein gleich altes Fachwerk zu orientieren, sondern man muß sich stets mit gutem Gewissen sagen können, daß die Angaben über die Vergangenheit mit allen späteren Feststellungen in Einklang gebracht werden können. Selbst die Ergebnisse von Volkszählungen müssen sich nachträglich manchmal Korrekturen gefallen lassen. Durch den Vergleich der Ergebnisse der Zählungen des Haupt-

zählabschnittes 1930/31 mit den amtlichen Angaben über die natürliche Bevölkerungsbewegung und die Wanderungen in der Zeit vorher läßt sich beispielsweise feststellen, daß in mehreren tropischen und subtropischen Ländern durch die früheren Zählungen nicht der gesamte Bevölkerungsstand erfaßt wurde.

Die Unklarheits- und Ungenauigkeitsbestände bei der Bevölkerungserfassung sind in der letzten Zeit überhaupt wieder größer geworden. Die Politik mit ihrer Vorliebe für je nach Bedarf zu hoch oder zu niedrig geschätzte Ziffern trägt daran ein nicht geringes Stück Mitschuld. Brasilien, dessen Bevölkerung zuletzt am 1. September 1920 mit 30 636 000 (mit freien Indianern ca. 31 100 000) zensusmäßig festgestellt wurde, vermeldet gegenwärtig einen Bevölkerungsstand von über 44 Millionen, während die durchschnittliche jährliche Bevölkerungszunahme in der letzten Zeit allerhöchstens mit 600 000 angenommen werden kann. Es ist offensichtlich, daß die um 4 bis 5 Millionen zu hoch geschraubte Ziffer den Zweck verfolgt, die brasilianischen Großmachtansprüche und die Forderung eines ständigen Ratssitzes als Preis für den Wiedereintritt in den Völkerbund zu unterstreichen; denn die Möglichkeit, daß 1920 nicht der ganze Bevölkerungsstand erfaßt worden sein sollte, könnte nur durch eine neue Zählung erwiesen werden. Keinesfalls kann dies durch eine Berechnung dargetan werden. Ein Beispiel ähnlicher Art ist die kürzlich aus Ankara verbreitete Nachricht, daß der Bevölkerungsstand der Türkei, wo am 28. Oktober 1927 13 660 000 Menschen gezählt wurden, gegenwärtig 18 (!) Millionen übersteige. Woher bei einer gemeldeten Geburtenrate von $17^1/_2$ ‰ und einer verhältnismäßig unbedeutenden Einwanderung in 7 Jahren ein Bevölkerungszuwachs von über 4 Millionen kommen soll, ist völlig rätselhaft. Anscheinend will man in der Türkei nicht hinter Persien zurückstehen und lizitiert die Bevölkerungszahl einfach über das persische Zählungsergebnis hinüber. Eine weitere stark störende Angelegenheit ist die Tatsache, daß in der Sowjetunion die Ziffer der Todesopfer durch die lokalen Hungersnöte in den zwei vergangenen Jahren von Amts wegen verschleiert wird. Einer genaueren Erfassung wurde lediglich die Bevölkerung Ostasiens zugänglich. In China veröffentlichte das Innenministerium eine auf Grund von im Jahre 1930 stattgefundenen Teilzählungen durchgeführte genauere Bevölkerungsberechnung. In Mandschutikuo wurde am 31. Dezember 1932 eine Volkszählung durchgeführt, die das Ergebnis 29 605 000 erbrachte.

In der nachfolgenden erdumfassenden Übersicht 1 über die Entwicklung des Bevölkerungsstandes in den zwei Jahrzehnten vom Ausbruch des Weltkrieges bis zur Gegenwart erscheint wie in den ähnlichen Zusammenstellungen des Verfassers in „Zeitschrift für Geopolitik" 1925, H. 10, 1928, H. 4, und 1931, H. 2, der Versuch unternommen, die Fehler auf das kleinste, das ist das durch die Lücken und unsichtbaren Mängel des Berichtsmaterials gegebene Maß zu beschränken. Die Übersichten 2 bis 5 bringen in ähnlicher Manier wie bei den früheren Referaten das wichtigste Detailmaterial zum behandelten Thema.

Die Südost/Nordwest-Abdachung der Geburtenhöhe in Europa.



GEBURTLICHKEIT 1933 IN PROMILLE DER BEVÖLKERUNG
* VORLÄUFIGE ZIFFERN
über 30‰ 20 bis 30‰ unter 20‰

Übersicht 1: Entwicklung des Bevölkerungsstandes 1914—1934
(in Tausenden)

	Mitte 1914 (gegenwärtige Staatsgebiete)	Anfang 1920	Anfang 1925	Anfang 1930	Anfang 1931	Anfang 1932	Anfang 1933	Anfang 1934	Ende 1934 (Vorausschätzung)
I. Europa	**471000**	**450000**	**470000**	**497000**	**502000**	**507000**	**512000**	**517000**	**522000**
Union der Sowjetrepubliken (europäisch. Gebiet)	119000	106000	110300	122100	124400	126600	128800	130500	
Deutsches Reich (mit Saargebiet)	61500	60000	63100	65200	65500	65750	66050	66300	66650
Großbritannien u. Irland	46300	46900	48100	48950	49150	49380	49600	49760	49950
Italien	37500	38250	39300	40800	41100	41450	41825	42225	42635
Frankreich	41750	39000	40680	41600	41900	41960	41965	42015	42030
Polen	30000	27500	29000	31200	31650	32150	32630	33025	33400
Spanien (ohne Kanar. Inseln)	20000	20700	21780	23050	23340	23620	23920	24200	24470
Rumänien	16500	15900	16700	17760	18025	18250	18515	18765	19000
Tschechoslowakei	14100	13500	14120	14630	14730	14830	14930	15010	15080
Jugoslawien	13000	11800	12750	13700	13900	14100	14300	14500	14700
Ungarn	8000	7920	8265	8605	8685	8735	8780	8840	8900
Niederlande	6300	6750	7315	7830	7935	8050	8160	8260	8365
Belgien	7700	7400	7745	8030	8090	8160	8215	8265	8320
Österreich	6800	6425	6595	6715	6730	6745	6755	6760	6765
Portugal (ohne Azoren und Madeira)	5550	5590	5895	6200	6260	6330	6400	6470	
Griechenland (europäisch. Gebiet)	4700	4750	5625	6000	6090	6170	6250	6320	
Schweden	5650	5850	6035	6120	6140	6165	6190	6212	6230
Bulgarien	4650	4800	5260	5725	5815	5900	5975	6050	
Schweiz	3800	3865	3930	4070	4080	4100	4115	4135	4150
Finnland	3300	3335	3495	3635	3665	3700	3720	3735	
Dänemark (mit Fär Öer)	3050	3250	3430	3555	3580	3605	3625	3645	
Norwegen	2475	2620	2740	2800	2810	2830	2845	2860	2875
Litauen	2300	2100	2200	2340	2365	2390	2420	2445	
Lettland	2600	1550	1845	1897	1908	1916	1927	1935	
Estland	1200	1050	1112	1115	1118	1120	1123	1125	
Türkei (europäisch. Gebiet)	1700	1500	1050	1050	1050	1050	1050	1050	
Albanien	820	840	925	1000	1015	1025	1035	1045	
Übrige Länder	1030	1005	1060	1130	1140	1145	1150	1160	
II. Asien	**1001000**	**1007000**	**1043000**	**1090000**	**1101000**	**1111000**	**1120000**	**1131000**	**1140000**
China[1])	409000	406000	411000	413000	415000	416000	416000	418000	
Britischer Besitz	338000	336000	351000	367000	371000	375000	379000	383000	
Davon: *Britisch-Indien*	321000	318700	325200	348000	351000	354000	357000	360000	
Japan	53200	55700	59075	63750	64650	65550	66550	67550	68500
Niederländisch-Indien (ohne West-Neu-Guinea)	46000	48700	53700	59200	60300	61400	62500	63600	
Union der Sowjetrepubliken (asiatisches Gebiet)	28800	28000	30800	34800	35500	36100	36600	37100	

1) Derzeitiges Gebiet, also ohne Mongolei, Mandschurei + Jehol, Dsungarei und Hsintschian.

	Mitte 1914 (*gegenwärtige Staatsgebiete*)	Anfang 1920	Anfang 1925	Anfang 1930	Anfang 1931	Anfang 1932	Anfang 1933	Anfang 1934	Ende 1934 (*Voraus-schätzung*)
Mandschutikuo	19 600	22 000	24 400	27 800	28 500	29 200	29 605	30 200	
Japanische Nebenländer	19 700	21 900	23 600	26 300	26 900	27 500	28 000	28 550	
Französischer Besitz	21 000	21 500	22 600	24 000	24 300	24 600	24 900	25 900	
Persien	11 900	12 400	13 400	14 400	14 600	14 800	15 000	15 200	
Philippinen	9 000	10 700	11 700	12 850	13 100	13 300	13 500	13 700	
Türkei (asiatisches Gebiet)	14 000	13 000	12 300	12 800	12 900	13 000	13 100	13 200	
Siam	8 500	9 210	10 350	11 650	11 900	12 200	12 500	12 800	
Afghanistan[1]	8 000	8 000	8 000	8 000	8 000	8 000	8 000	8 000	
Nedschd-Hedschas mit Vasallenstaat Yemen[2]	6 000	6 000	6 000	6 000	6 000	6 000	6 000	6 000	
Irak	2 700	2 800	2 900	3 100	3 150	3 200	3 250	3 300	
Hsintschian	2 000	2 100	2 150	2 200	2 200	2 200	2 200	2 200	
Portugiesischer Besitz	1 100	1 150	1 200	1 200	1 200	1 200	1 200	1 200	
Übrige Länder	1 750	1 700	1 720	1 750	1 755	1 760	1 765	1 770	
III. Afrika	**131 000**	**135 000**	**140 000**	**147 000**	**148 000**	**149 000**	**151 000**	**152 000**	**153 000**
Britischer Besitz	47 000	48 500	52 000	55 800	56 500	57 300	58 000	58 800	
Davon: *Südafrikanische Union*	7 250	7 900	8 400	9 150	9 300	9 500	9 700	9 900	
Französischer Besitz	35 000	35 700	37 200	38 350	38 600	38 850	39 100	39 350	
Ägypten	12 300	12 880	13 700	14 900	15 200	15 450	15 700	16 000	
Belgischer Besitz[1]	14 000	14 000	14 000	14 000	14 000	14 000	14 000	14 000	
Abessinien[1]	10 000	10 000	10 000	10 000	10 000	10 000	10 000	10 000	
Portugiesischer Besitz[1]	7 500	7 500	7 500	7 500	7 500	7 500	7 500	7 500	
Italienischer Besitz	2 000	2 000	2 100	2 250	2 300	2 350	2 400	2 450	
Liberia	1 500	1 700	1 850	2 100	2 100	2 100	2 100	2 100	
Spanischer Besitz	1 600	1 620	1 645	1 690	1 700	1 710	1 720	1 730	
Tanger	70	70	74	75	76	77	79	80	
IV. Amerika	**200 000**	**212 000**	**229 000**	**246 000**	**249 000**	**252 000**	**255 000**	**258 000**	**261 000**
Vereinigte Staaten von Amerika	100 000	105 830	116 250	122 335	123 500	124 400	125 300	126 250	127 100
Brasilien	28 800	30 800	33 400	36 400	37 000	37 600	38 200	38 800	39 400
Mexiko	15 400	15 500	15 850	16 350	16 750	17 100	17 500	17 850	
Britischer Besitz	10 500	11 100	11 800	12 600	12 800	13 000	13 200	13 400	13 600
Davon: *Kanada*	8 100	8 600	9 300	10 150	10 300	10 450	10 600	10 750	10 900
Argentinien	7 890	8 500	9 830	11 190	11 425	11 660	11 850	12 100	
Kolumbien	6 550	7 100	7 600	8 100	8 250	8 400	8 550	8 700	
Peru	5 270	5 500	5 900	6 400	6 500	6 600	6 700	6 800	
Chile	3 580	3 725	3 905	4 220	4 290	4 350	4 400	4 440	
Kuba	2 470	2 900	3 370	3 610	3 650	3 700	3 750	3 800	
Bolivien	2 870	3 100	3 350	3 600	3 650	3 700	3 720	3 740	
Venezuela	2 770	2 875	3 000	3 160	3 200	3 250	3 300	3 350	
Ekuador	2 000	2 100	2 250	2 450	2 500	2 550	2 610	2 670	
Guatemala	1 820	1 925	2 165	2 430	2 480	2 540	2 605	2 665	
Haïti	1 920	2 080	2 230	2 380	2 410	2 440	2 470	2 500	
Uruguay	1 315	1 470	1 770	2 040	2 080	2 120	2 160	2 200	
Salvador	1 150	1 230	1 330	1 430	1 450	1 470	1 490	1 510	

1) Geläufigste Rohschätzung. 2) Neue amtliche Rohschätzung.

	Mitte 1914 (*gegenwärtige Staatsgebiete*)	Anfang 1920	Anfang 1925	Anfang 1930	Anfang 1931	Anfang 1932	Anfang 1933	Anfang 1934	Ende 1934 (*Voraussschätzung*)
Nebenländer der Vereinigten Staaten von Amerika	1 200	1 400	1 550	1 660	1 680	1 700	1 725	1 750	
Dominikanische Republik	900	900	975	1 090	1 115	1 140	1 160	1 180	
Paraguay.....	900	900	915	965	975	985	985	970	
Übrige Länder ..	2 645	2 880	3 115	3 385	3 440	3 495	3 540	3 585	
V. Australien und Ozeanien	**7 800**	**8 300**	**9 100**	**9 900**	**10 000**	**10 100**	**10 200**	**10 300**	**10 400**
Britischer Besitz.	7 150	7 650	8 400	9 100	9 180	9 250	9 310	9 375	9 435
Davon: *Australischer Staatenbund*	5 600	5 950	6 600	7 165	7 230	7 280	7 330	7 385	7 435
Neuseeland.....	1 200	1 320	1 420	1 535	1 555	1 570	1 580	1 590	1 600
Übrige Länder ..	620	670	750	810	825	840	855	875	
VI. Antarktis (Südgeorgien) .	**1,1**	**1,3**	**1,7**	**2,2**	**2,3**	**2,3**	**2,4**	**2,4**	
Erdbevölkerung	**1 811 000**	**1 811 000**	**1 891 000**	**1 990 000**	**2 010 000**	**2 029 000**	**2 048 000**	**2 068 000**	**2 086 000**

Übersicht 2: Bevölkerungsindizes Anfang 1920 und Anfang 1934
(Basis: Bevölkerung Mitte 1914 auf den gegenwärtigen Staatsgebieten = 100).

	Anfang 1920	*Anfang 1934*
Uruguay	112	167
Mandschutikuo	112	154
Argentinien	108	153
Japanische Nebenländer	111	145
Niederländisch-Indien	106	138
Südafrikanische Union.....	109	137
Brasilien	107	135
Griechenland.....	101	134
Kanada	106	133
Neuseeland	110	133
Australischer Staatenbund	106	132
Bulgarien.....	103	131
Niederlande	107	131
Ägypten	105	130
Union der Sowjetrepubliken, asiatisches Gebiet.....	97	129
Japan.....	105	127
Vereinigte Staaten von Amerika	106	127
Spanien	103	121
Dänemark	107	120
Portugal.....	101	117
Norwegen.....	106	116
Mexiko.....	101	115
Rumänien	96	114
Finnland	101	113
Italien	102	113
Jugoslawien.....	91	112
Britisch-Indien	99	112
Union der Sowjetrepubliken, europäisches Gebiet	89	110
Polen	90	110
Ungarn	99	110
Schweden.....	104	110
Schweiz	102	109
Deutsches Reich.....	98	108
Großbritannien und Irland....	101	108
Belgien	96	107
Litauen	91	106
Tschechoslowakei	96	106
Türkei — asiatisches Gebiet ..	93	102
Frankreich.....	93	101
Österreich	94	99
Estland	88	94
Lettland.....	60	74
Türkei, europäisches Gebiet ...	88	62
Australien und Ozeanien	**106**	**132**
Amerika	**106**	**129**
Afrika	**103**	**116**
Asien.....	**101**	**111**
Europa	**96**	**110**
Erde.....	**100**	**114**

Übersicht 3: Natürliche Bevölkerungsbewegung
in Promille der Bevölkerung

	1913			Neueste Angaben			
	Geburten	Sterbefälle	Bilanz der natürlichen Bevölkerungsbewegung	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Bilanz der natürlichen Bevölkerungsbewegung
Guatemala	38,3	19,1	+19,2	*1932*	47,2	21,5	**+25,7**
Salvador	36,9	18,2	+18,7	*1930*	45,9	21,7	+24,2
Mexiko	35	**33**	+ 2	*1930*	**49,6**	26,6	+23
Costa Rica	**43,2**	22,8	+20,4	*1931*	46,6	24,6	+22
Ägypten	41,8	25,5	+16,3	*1931*	44	26,4	+17,6
Südafrikanische Union, weiße Bevölkerung	31,7	10,3	+21,4	*1931*	25,5	9,5	+16
Argentinien	38,2	16,3	**+21,9**	*1931*	27,6	11,9	+15,7
Japan	33,2	19,4	+13,8	*1932*	32,9	17,7	+15,2
Korea	29,7	18	+11,7	*1928*	35,6	20,4	+15,2
Rumänien	42,1[1]	26,1[1]	+16[1]	*1933*	32	18,7	+13,3
Griechenland	30[1]	20[1]	+10[1]	*1931*	30,3	17,3	+13
Russisch. Reich, bzw. Union der Sowjetrepubliken[2]	42	25	+17	*1928*	41	19	+22
				1932	37	20[3]	+17
				1933	35	22[3][4]	+13
Polen				*1933*	26,2	13,6	+12,6
Jugoslawien				*1929*	33,3	21,1	+12,2
Litauen				*1933*	25,7	13,5	+12,2
Niederlande	28,3	12,4	+15,9	*1933*	20,8	8,8	+12
Portugal	33	20,6	+12,4	*1933*	28,9	17,1	+11,8
Bulgarien	23[1]	26[1][5]	− 3[1]	*1933*	27,8	16,4	+11,4
Spanien	30,4	22,1	+ 8,3	*1933*	27,8	16,4	+11,4
Uruguay	32,2	12,3	+19,9	*1931*	21,4	10,1	+11,3
Kanada	26	12	+14	*1933*	20,8	9,5	+11,3
Italien	31,7[1]	18,7[1]	+13[1]	*1933*	23,5	13,5	+10
Britisch-Indien, Provinzen	39,4	28,7	+10,7	*1930*	35,5	26	+ 9,5
Neu-Seeland	26,1	**9,5**	+16,6	*1933*	16,6	**8**	+ 8,6
Australischer Staatenbund	28,3	10,8	+17,5	*1932*	16,9	8,7	+ 8,2
Ungarn	34,5[1]	22,5[1]	+11[1]	*1933*	21,6	14,7	+ 6,9
Verein. Staaten von Amerika	27	15	+12	*1931*	17,8	11,1	+ 6,7
Chile	40,8	31,1	+ 9,7	*1933*	33,4	**26,8**	+ 6,6
Dänemark	25,6	12,5	+13,1	*1932*	18	11,4	+ 6,6
Finnland	27,1	16,1	+11,3	*1931*	19,5	13,3	+ 6,2
Lettland				*1932*	19,4	13,6	+ 5,8
Irischer Freistaat				*1933*	19,2	13,6	+ 5,6
Tschechoslowakei				*1933*	19,1	13,7	+ 5,4
Schweiz	23,2	14,3	+ 8,9	*1933*	16,4	11,4	+ 5
Norwegen	25,2	13,1	+12,1	*1933*	14,9	10,2	+ 4,7
Belgien	22,4[1]	14,6[1]	+ 8[1]	*1933*	16,3	12,5	+ 3,8
Deutsches Reich	27,5[1]	15,1[1]	+12,4[1]	*1933*	14,7	11,2	+ 3,5
Estland				*1933*	17,6	14,9	+ 2,7
Schweden	23,1	13,7	+ 9,4	*1933*	**13,7**	11,2	+ 2,5
Türkei	22	18	+ 4	*1933*	17,5	15	+ 2,5
Großbritann. u. Nord-Irland	23,9[6]	14,2[6]	+ 9,7[6]	*1933*	14,8	12,4	+ 2,4
Österreich	24,1[7]	18,4[7]	+ 5,7[7]	*1933*	14,3	13,2	+ 1,1
Frankreich	18,8[1]	17,7[1]	+ **1,1**[1]	*1933*	16,3	15,9	+ **0,4**

1) Altes Gebiet. **2)** Vorläufig nur Rohschätzungen, basierend auf den Angaben des Volkskommissars Kirow. **3)** *1932* und *1933* erhöhte Sterblichkeit durch lokale Hungersnöte (besonders: Ukraina, Krim, Nordkaukasien). **4)** Private Schätzungen rechnen für *1933* mit einer Sterblichkeit bis zu 55 ‰. **5)** Kriegsjahr (Balkankrieg). **6)** Großbritannien und Irland. **7)** Gegenwärtiges Gebiet.

Übersicht 4: Wanderbewegung

a) Absolute Zahlen.

Auswanderung			Einwanderung		
Italien (1933)	83 064		Mexiko (1933)	95 934	
davon nach Übersee	22 328		Frankreich (1933)	74 635	aus Europa
Polen (1933)	35 525		Australischer Staatenbund (1933)	47 791	
davon nach Übersee	17 167		Argentinien (1933)	37 626	von Übersee
Großbritannien und Nord-Irland (1933)	26 256	nach Übersee	Palästina (1933)	31 977	
Griechenland (1933)	16 540		Belgien (1932)	26 212	
Jugoslawien (1931)	15 368		davon von Übersee	4 063	
davon nach Übersee	4 808		Brasilien (1931)	26 183	von Übersee
Spanien (1931)	14 309	nach Übersee	Vereinigte Staaten von Amerika (1933)	23 899	
Deutsches Reich (1933)	12 786		davon von Übersee	13 815	
Portugal (1933)	8 939		Neuseeland (1933)	18 826	
Rumänien (1932)	5 565		Kanada (1933)	14 382	von Übersee
davon nach Übersee	1 389		Uruguay (1931)	12 950	
Tschechoslowakei (1933)	4 831		Kuba (1930)	5 636	
davon nach Übersee	1 654				

b) Relative Zahlen.

Auswanderer pro 100000 Einwohner				Einwanderer pro 100000 Einwohner			
	1913	*Neueste Angaben*			*1913*	*Neueste Angaben*	
Italien (insgesamt)	2 445	(1933)	198	Palästina (insgesamt)		(1933)	2 900
Portugal (nach Übersee)	1 302	(1933)	121	Neuseeland (insgesamt)	4 370	(1933)	1 289
Polen (insgesamt)		(1933)	108	Australischer Staatenbund (insgesamt)	1 315	(1933)	722
Spanien (nach Übersee)	1 016	(1931)	60	Mexiko (insgesamt)		(1933)	543
Großbritannien und Irland (nach Übersee)	843	(1933)	55	Argentinien (von Übersee)	4 789	(1933)	320
Tschechoslowakei (insgesamt)		(1933)	32	Kanada (von Übersee)	5 221	(1933)	135
Österreich (nach Übersee, Sowjetunion und Türkei)		(1933)	21	Frankreich (aus Europa)	5	(1933)	117
Deutsches Reich (nach Übersee)	38	(1933)	20	Brasilien (von Übersee)	718	(1931)	70
				Vereinigte Staaten von Amerika (insgesamt)	1 247	(1933)	19

Die Geburtlichkeit der höchstzivilisierten Völker (germanische Völker, Franzosen, Norditaliener, Tschechen, Westpolen, baltische Völker) zeigt 1933 neue, im Frieden noch nicht dagewesene Tiefstände. Eine Geburtlichkeit von mehr als 20 ‰ weisen unter den höchstzivilisierten Völkern nur noch die Niederländer, die holländischen Südafrikaner und die französischen Canadier auf. Die Kolonialbriten sind dagegen vom schärfsten Geburtenrückgang ergriffen, was bei weiterem Fortschreiten dieser Erscheinung eine unleugbare Gefahr für den Bestand des Britischen Reiches bedeutet. Die bisher vorliegenden Teilergebnisse aus dem Jahre 1934 zeigen allerdings in mehreren Staaten mit germanischer Bevölkerung, voran im Deutschen Reich, einen bemerkenswerten Umschwung auf. Im Deutschen Reich war die Zahl der Geburten im ersten Quartal 1934 um 14% und in den reichsdeutschen Großstädten in den ersten 9 Monaten 1934 sogar um 29% höher als in der gleichen Zeit des Vorjahrs. Für Großbritannien, Irland und die Niederlande kann man

Übersicht 5: Entwicklung der Bevölkerungsdichte[1]) (Menschen pro km²).

	1914	*1920*	*1934*
Belgien	253	243	272
Niederlande	184	197	242
Japan	140	146	177
Großbritannien und Irland[2])	148	150	159
Deutsches Reich[3]) mit Saargebiet	131	128	141
Italien	121	123	136
Tschechoslowakei	100	96	107
Schweiz	92	94	100
Japanische Nebenländer	66	74	97
China[4])	93	92	95
Ungarn	86	85	95
Polen	78	71	85
Dänemark	70	75	84
Österreich	81	77	81
Frankreich	76	71	76
Britisch-Indien	68	65	76
Portugal	65	65	73
Rumänien	56	54	64
Bulgarien	45	47	59
Jugoslawien	52	47	58
Griechenland	39	39	51
Spanien	41	42	48
Türkei, europäisches Gebiet	71	63	44
Litauen	41	38	44
Niederländisch-Indien[5])	24	26	34
Lettland	39	24	29
Union der Sowjetrepubliken, europäisches Gebiet	25	23	28
Estland	27	23	24
Mandschutikuo	15	17	24
Türkei, asiatisches Gebiet	19	18	18
Ägypten[6])	12	13	16
Vereinigte Staaten von Amerika	12	13	16
Schweden	13	13	14
Uruguay	7,3	8,2	12
Finnland	8,4	8,6	9,6
Mexiko	7,8	7,9	9
Norwegen	7,7	8,1	8,9
Chile	4,8	5	6,1
Neu-Seeland	4,4	4,8	5,9
Brasilien	3,4	3,6	4,6
Südafrikanische Union	2,6	2,8	3,5
Union der Sowjetrepubliken, asiatisches Gebiet	1,7	1,7	2,3
Kanada	0,9	0,9	1,2
Australischer Staatenbund	0,7	0,7	0,9
Europa	**47**	**45**	**51**
Asien	**25**	**25**	**28**
Amerika	**4,7**	**5**	**6,1**
Afrika	**4,4**	**4,5**	**5,1**
Australien und Ozeanien	**0,9**	**0,9**	**1,1**
Festland der Erde[7])	**13**	**13**	**13**

1) Gegenwärtige Gebiete. 2) England und Wales 244, 248, 267. 3) Land Sachsen 331, 312, 348. 4) Derzeitiges Gebiet, d. i. ohne Mongolei, Mandschurei und Jehol, Dsungarei und Hsintschian. 5) Java 251, 265, 341. 6) Ägypten ohne Wüste 351, 368, 452. 7) Grad der Ausnützung der Tragähigkeit des Lebensraumes der Erde (6200 Millionen): *1914* und *1920* 28%, *1934* 33%.

für 1934 sicher, für die skandinavischen Staaten wahrscheinlich und für die Schweiz und Österreich möglicherweise mit einer mäßigen Erhöhung der Geburtenziffer rechnen. Wenn auch noch auf verhältnismäßig hohem Niveau sich bewegend, ist der Geburtenrückgang bereits auch in Ost- und Südeuropa von einschneidender Bedeutung. Vor allem sind es hier die Großstädte, die inselartige Vorposten des mit der fortschreitenden westlichen Zivilisation parallelgehenden Geburtenrückganges bilden. Einiges Aufsehen dürfte die Konstatierung erregen, daß in einer Zeit, in der wieder sämtliche reichsdeutschen Großstädte mehr Geburten als Sterbefälle aufweisen, Budapest, Turin, Triest, Florenz, Bologna und Barcelona negative Bilanzen der natürlichen Bevölkerungsbewegung verzeichnen. Das größte Bilanzminus verzeichnet aber bei der natürlichen Bevölkerungsbewegung noch immer Wien, wo in den ersten vier Monaten 1934 doppelt soviel Menschen starben als geboren wurden. Seit Mai 1934 macht sich jedoch auch hier eine Besserung bemerkbar.

Verglichen mit den Veränderungen der Geburtenziffern, erscheinen die Veränderungen der Sterberaten bei der großen Mehrzahl der Länder als relativ geringfügig. Im allgemeinen hält die Tendenz zu verlangsamter Senkung der Sterbe-

ziffern trotz der fortschreitenden Überalterung der Bevölkerung der meisten Länder noch immer an.

Am meisten haben als für die Bevölkerungsentwicklung wichtiger Faktor die Wanderungen an Bedeutung eingebüßt, die seit dem Bestehen der großen Wirtschaftskrise auf ein Maß eingeschrumpft sind, das man noch vor wenigen Jahren für gänzlich unmöglich gehalten hätte. Interessant ist die völlige Umkehrung der relativen Bedeutung der wichtigen Einwandererländer, unter denen jetzt Palästina an erster Stelle rangiert, während aus den Vereinigten Staaten von Amerika seit 1931 mehr Menschen auswandern als dahin einwandern.

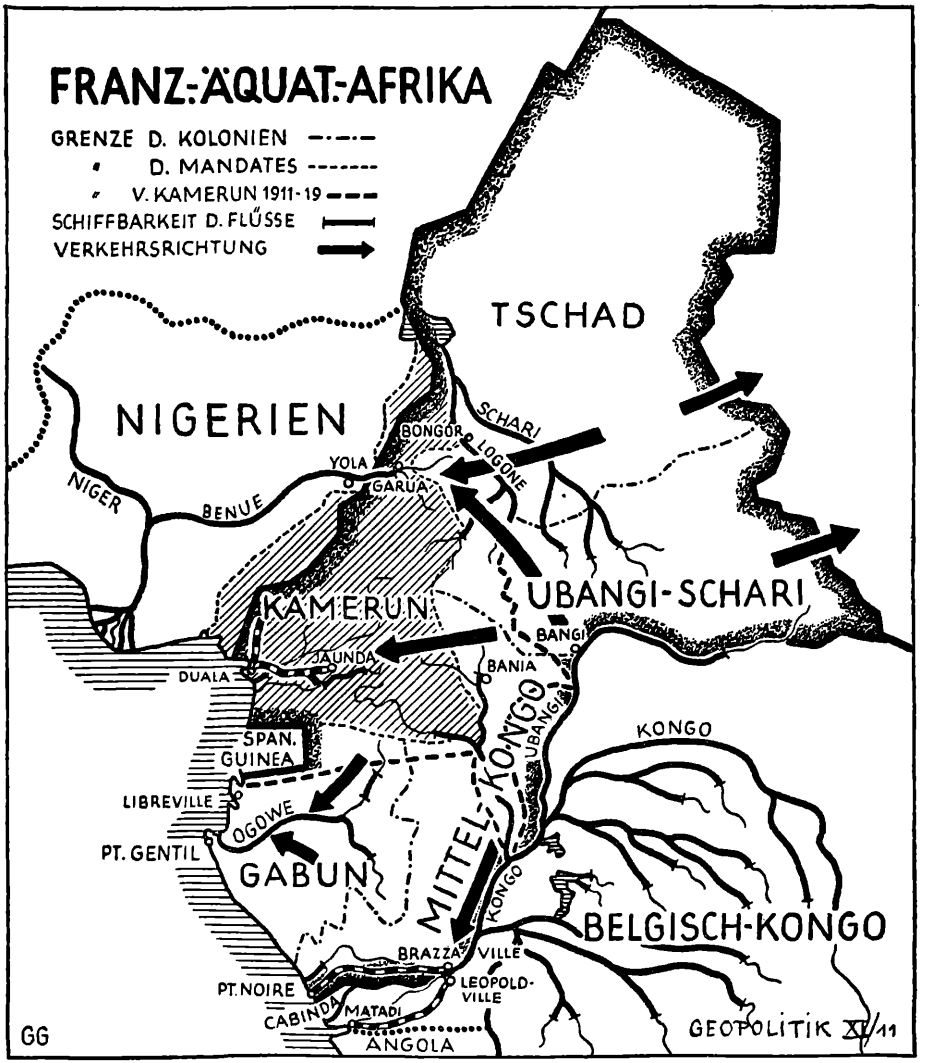
Eine Voraussicht auf die Bevölkerungsentwicklung der kommenden Jahre ist nicht leicht möglich. Sicher ist nur, daß in der künftigen Bevölkerungsentwicklung hauptsächlich das Ringen der Völker um nationale Geltung und Sicherheit auf der einen Seite und das individuelle Streben nach Erhaltung und Verbesserung des kulturellen Standards auf der anderen Seite zum Ausdruck kommen wird. Die Gefahr der Dekadenz als Massenerscheinung, vor der dem nervösen 19. Jahrhundert so bange war, ist durch artentsprechende Lebensweise, Sport und medizinisch-hygienischen Fortschritt längst weitgehend überwunden. Nun hat man in der Mehrzahl der wichtigen Kulturländer auch mit der Ausjätung der geistig-seelischen Verseuchung begonnen, wodurch das Streben nach Volksgesundung und Volksaufartung stark unterstützt wird.

W. Oetting:

Die „Kongo—Ozean"-Bahn und das Problem der Verkehrserschließung Französisch-Äquatorial-Afrikas

Am 10. Juli dieses Jahres wurde durch den Generalgouverneur von Französisch-Äquatorial-Afrika eine Eisenbahnlinie zwischen Pte. Noire an der atlantischen Küste und Brazzaville am Stanleypool feierlich eröffnet. Damit findet ein Projekt seine Verwirklichung, dessen romanhafte Vorgeschichte seit fast 50 Jahren die Gemüter des französischen Parlaments und der Öffentlichkeit immer wieder aufs neue erregt hat.

Nachdem seit dem Jahre 1886 eine Expedition nach der anderen zum Studium eines Eisenbahnweges von der Küste nach dem Inneren aufgebrochen war, ohne ein brauchbares Ergebnis zu zeitigen, wurde schließlich 1894 dem Parlament ein Plan unterbreitet, der die Umgehung der Kongoschnellen und eine Linienführung von Brazzaville über Komba, Kimbedi, Ludima zum Anfangspunkt der Schiffahrt auf dem Kuilu-Niari, 60 km oberhalb seiner Mündung, bei Mandji vorsah. Aber unter heftigen Kontroversen verschwand dieser Plan in den Schubfächern der Ministerien, während Belgien — eingedenk der Worte Stanleys: „Der Kongo ohne Eisenbahn ist nicht einen Pfennig wert" — die Notwendigkeit einer Bahn vom Stanleypool



zur Küste erkannte und daraus die Konsequenzen zog. Während Belgien die Strecke Léopoldville—Matadi baute, und sich damit die Führung in der Transportfrage nicht nur der eigenen Kolonie, sondern auch Französisch-Äquatorial-Afrikas verschaffte[1]), wurde in Frankreich über Zweck und Ziel einer Bahn vom Inneren zur Küste debattiert. Erst das Jahr 1905 stellt einen Wendepunkt dar. Man hatte nämlich durch geologische Untersuchungen festgestellt, daß am Niari (Mittelkongo) die gleiche Gesteinsserie auftrat, die in Katanga reiche Kupfererze führte, und hatte

1) Seit 1898 Schmalspur (0,765 m), seit 1932 Kapspur (1,067 m).

nun die Hoffnung, hier den gleichen Erzreichtum vorzufinden. Man suchte und fand. Vier Jahre nach der ersten Sondierung begann der Erzabbau um Minduli.

Aber nun zeigte sich besonders klar der Mangel eines geeigneten Transportweges für die Ausfuhr. Die Erze mußten von Minduli nach Brazzaville, und von dort nach Léopoldville gebracht werden. Von hier erfolgte dann der weitere Transport mit der belgischen Bahn nach Matadi und dort mußte von neuem auf Schiffe umgeladen werden. Das alles machte den Betrieb so unrentabel, daß man wiederum an die Bearbeitung eines Planes direkter Verbindung Brazzaville—Ozean ging.

Aber erst nachdem man 21 Millionen Franken an den Ausbau der Straße Loango—Brazzaville gewendet hatte, bei dem von Anfang an klar sein mußte, daß er den Anforderungen des Erztransportes nie genügen könnte, entsann man sich des Eisenbahnprojektes. Und so begannen neue Untersuchungen über eine brauchbare Linienführung. Gleichzeitig forschte man nach einem günstigen Hafenplatz und entschied sich schließlich für Pte. Noire. 1911 wird der Plan für die Streckenführung eingereicht; 1914, wenige Tage vor Kriegsausbruch, stellt die Genehmigung einer Anleihe von 93 Millionen Franken den Beginn der Arbeiten sicher. Aber der Krieg durchkreuzt alle Pläne. Kaum ist er beendet, beginnen die Streitigkeiten von neuem und kommen erst 1922 zum Abschluß, mit dem Erfolg, daß nun die Arbeit beginnt. Zwölf Jahre später ist der Bau beendet.

*

Ungeheuer waren die Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt: Anfangs führt die Strecke durch sumpfiges Urwaldgelände, dann dringt sie in das Bergland der Südguineaschwelle ein und durchbricht die 45 km breite Majumbekette. Das Klima ist äußerst ungesund, und da die Arbeiter nicht daran gewöhnt sind, zudem keine Schlafdecken erhalten und unzureichende Verpflegung, sterben sie in Massen. Mit den primitivsten Werkzeugen wird in der ersten Zeit gearbeitet, und die Ausgaben übersteigen ständig die Voranschläge. Die französische Presse nimmt sich der in die Tausende gehenden Opfer an Menschenleben an und setzt eine Untersuchung der hygienischen Verhältnisse durch. Der Bahnbau aber gerät über Mißwirtschaft in der Baugesellschaft und Geldschwierigkeiten ins Stocken.

Aber daran darf das Unternehmen, für das man so viele Jahre gekämpft hat, nicht scheitern. Man hat sich zum Bau entschlossen und ist daher bereit, ihm auch Opfer zu bringen. Antonetti, ein bewährter Kolonialmann, wird an die Spitze von Äquatorial-Afrika gerufen, und mit ihm geht es wieder vorwärts. Neue Gelder werden aufgenommen, die hygienischen Verhältnisse gebessert und für die spärliche, einheimische Bevölkerung die Lasten der Arbeiterrekrutierung gemildert. Aus Ubangi-Chari und Tschad werden Leute herangeholt. 1200 bis 1500 km zu Fuß, per Schiff oder Auto kommen sie zur Arbeitsstätte. 120 000 werden insgesamt während der Bauzeit beschäftigt. Um die eingeborenen Arbeiter zu entlasten, macht man einen Versuch mit Kanton-Chinesen, der gänzlich mißlingt und zur Auf-

wiegelung der Schwarzen führt. Man läßt sich aber nicht einschüchtern, und 1934 ist das Werk vollendet.

Einen Begriff von den Schwierigkeiten und Leistungen beim Bahnbau geben folgende Zahlen:

Beschäftigte Arbeiter	120 000
Tote von 1922—1928 (auf 200 km Strecke)	17 000
Offizielle Gesamtverlustziffer	20 000
Länge der Strecke	512 km
Spurweite	1,06 m (Kapspur)
Kunstbauten	1 200
darunter:	
Brücken und Viadukte	92
Tunnels	12 (Bambatunnel: 1,7 km Länge)
Bauzeit	12 Jahre
Gesamtkosten. .	930 000 000 Franken
Kosten pro Strecken-km .	1 821 093 Franken[1])

Bei Betrachtung dieser Zahlen taucht die Frage auf, womit sich die unverhältnismäßig hohen Opfer an Menschen und Geld rechtfertigen, zumal mit ihnen bisher nur die Eisenbahnlinie erkauft ist, und die Anlage des Hafens Pte. Noire noch einmal eine Summe von 190 Millionen Franken verschlingen soll. Ein Blick auf die Karte gibt Aufschluß und zeigt, wie man durch Hafen und Bahn zusammen eine Reihe wirtschaftlicher und politischer Fragen gleichzeitig zu lösen bemüht ist und hierfür keine Opfer scheut.

Das gewaltige französisch-äquatorial-afrikanische Kolonialreich stellt mit seinen 2 500 000 qkm oder der 4½fachen Größe des Mutterlandes vorwiegend eine Binnenkolonie dar. Bei einer Erstreckung über 28½ Breitengrade (3154 km) und fast 19 Längengrade (2077 km) grenzt es mit nur 1300 km an das offene Meer. Von dieser Strecke aber ist der größte Teil von nur sehr beschränktem Wert. Denn nirgends außer in Gabun, wo mit Libreville und Pt. Gentil zwei brauchbare Häfen, auf denen der starke Holzexport der Kolonie beruht, vorhanden sind, und im Ogowe eine weiter ins Innere reichende Wasserstraße besteht, existiert eine gute, natürliche Verbindung zwischen Hinterland und Küste. Aber auch in Gabun bleibt das Hinterland auf das Ogowebecken beschränkt und besitzt keine Verbindung mit den großen Verkehrsadern des Sanga und Ubangi, weil sich zwischen diese und das der Küste zugewandte Becken die Höhen der Südguineaschwelle schieben und damit die natürlichen Binnenstraßen vom Anschluß an den Weltverkehr abriegeln.

In Mittelkongo entwickelt sich die Südguineaschwelle kräftiger, tritt nahe an die Küste heran und beendet so die Schiffbarkeit der kurzen Küstenflüsse schon wenig

1) Eine Umrechnung dieser Summe stößt auf Schwierigkeiten, da es unbekannt ist, wie hoch während der steigenden Entwertung in der französischen Inflationsperiode die Ausgaben pro Jahr gewesen sind. Rechnet man die Gesamtsumme auf den Stabilisierungswert 1927 um (6,1 Papierfranken gleich 1 Goldmark), so ergeben sich Kosten pro Kilometer von rund 300 000 Goldmark, d. h. mehr als dem Doppelten der Kosten, die vor dem Kriege deutscherseits pro Kilometer im Urwald veranschlagt wurden (120 000—140 000 Mark).

oberhalb ihrer Mündung. Nur der Kuilu-Niari ist bis 60 km aufwärts bei Mandji befahrbar, und hierin liegt der Grund für die Wahl dieses Ortes als Ausgangspunkt für die ersten Eisenbahnprojekte.

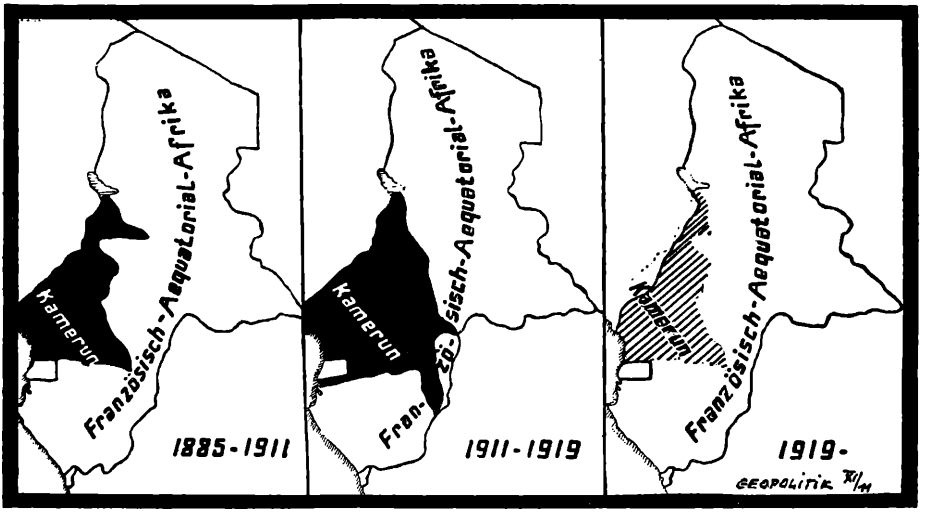
Eine brauchbare natürliche Verbindung zwischen Küste und Hinterland ist in Mittelkongo nirgends vorhanden, so daß sich der Handel selbst dieser meerbegrenzten Kolonie einen mühevollen und weiten Umweg durch belgisches Gebiet über Léopoldville—Matadi suchen mußte, wenn er nicht der Stagnation anheimfallen sollte. Denn die Anlage einer Kunststraße von Loango aus konnte nur sehr beschränkten Nutzen haben, da dieser Ort einerseits keinen guten Hafen besitzt, andererseits aber auch ein Massentransport, wie ihn die Aufschließung der Erzlager von M'Boko Songo bis Minduli notwendig macht, auf der Straße nicht in Frage kommen kann.

Weit schwerer aber als Mittelkongo trifft die Abriegelung der Südguineaschwelle den Verkehr der beiden anderen Kolonien Ubangi-Chari und Tschad. Durch das Grenzabkommen von 1885 zwischen Deutschland und Frankreich war letzterem das Vordringen nach Westen und damit der kürzeste und bequemste Anschluß an den Weltverkehr durch Kamerun versperrt. Und auch im Norden hatte das Auftreten der Deutschen Kamerunexpedition von 1894 im letzten Augenblick Frankreich von der großen Verkehrsader des Benue-Niger abgeschnitten.

Damit aber war zu dem geographischen Problem der Verkehrserschließung das politische getreten. Denn nun waren die beiden Binnenkolonien Ubangi-Chari und Tschad von jedem direkten Anschluß an den Weltverkehr geschieden: Der nördliche Weg zum Anfangspunkt der Schiffahrt auf dem Benue führte durch deutsches Gebiet, im Süden aber war man gezwungen, um das Meer zu gewinnen, den Verkehr über die Wasserstraßen des Ubangi- (bzw. Sanga-) Kongo durch belgisches Gebiet auf die Bahn Léopoldville—Matadi zu leiten, da der Zugang zur See auf eigenem Boden durch den Wall der Südguineaschwelle gesperrt war.

Zwar waren durch die Kongoakte Handelsfreiheit im vertraglichen Kongobecken, durch die Abkommen von 1908 und 1911 mit Deutschland, den Weg Chari—Logone—Benue betreffend, Handelserleichterungen für Frankreich gesichert worden. Aber diese Vereinbarungen mußten stets mehr Belgien und Deutschland, die im Kongo und Kamerun die Schlüsselstellungen für den Überseehandel des größten Teils Französisch-Äquatorial-Afrikas besaßen, zugute kommen. Denn sie zogen den unmittelbaren Nutzen direkter und indirekter Einnahmen aus der Verkehrsbelebung in ihren Gebieten, während für Frankreich die hohen Frachtspesen, das Hauptübel des Handels dieser Binnenländer, bestehen blieb.

Diese vom französischen Standpunkt schwierigen Verhältnisse erfuhren durch das Marokko-Abkommen von 1911, demzufolge Frankreich einen bedeutenden Teil seines äquatorialen Besitzes an Deutschland abtreten mußte, eine weitere Verschlimmerung. Durch Ubangi- und Sangazipfel wurde das einheitliche Gebiet in



drei zusammenhanglose Stücke aufgelöst (s. S. 685, Kärtchen II), denen außer dem Zugang zum Meer auch noch der Verkehr untereinander erschwert war.

Versprach sich die damalige deutsche Regierung auch viel von diesem Gebietszuwachs und erhoffte sich vielleicht sogar, Frankreich damit in seinem Äquatorialreich soviel Schwierigkeiten für Handel und Verkehr bereiten zu können, daß es sich eines Tages aus diesen Gebieten zurückziehen würde, so waren das alles doch einstweilen nur Träume und der praktische Nutzen von „Neu-Kamerun" nur sehr gering. Dagegen war an der Ostgrenze des Schutzgebietes die Gegnerschaft verstärkt worden, und die Folgen davon mußten mit dem Tage, an dem sich Deutschland schwach zeigte, in Erscheinung treten: 1919 annektierte Frankreich die vor acht Jahren an Deutschland abgetretenen Gebiete und übernahm das Mandat von Alt-Kamerun, soweit es damit eine Abrundung seines Äquatorialreiches zu erzielen glaubte. Nun war der deutsche Keil aus der französisch-äquatorialen Interessensphäre entfernt, und man konnte hoffen, in Zusammenarbeit mit der Mandatsverwaltung die Anschlußfrage von Ubangi-Chari und Tschad an den Weltverkehr befriedigend lösen zu können (s. S. 685, Kärtchen III). Zwei Möglichkeiten gab es hierfür und beide hat man versucht, in die Tat umzusetzen.

Die erste Möglichkeit bestand in einer Verbesserung des Weges: Chari—Logone—Benue—(Niger). Im Zuge der französischen Entdeckungsreisen in den Tschadseeländern war festgestellt worden, daß zur Regenzeit eine Wasserverbindung zwischen Logone und Benue über den Tuburisumpf—Mao Kabbi bestand. Bei näherer Untersuchung aber stellte sich heraus, daß diese Wasserstraße, von der man sich für die wirtschaftliche Aufschließung des Nordgebietes große Erwartungen gemacht hatte, nur sehr begrenzt brauchbar und wegen wiederholten Umladens unbequem, kost-

spielig und zeitraubend war[1]). Man wandte daher seine Aufmerksamkeit mehr und mehr der Landverbindung von Bongor nach Garua zu in der Erkenntnis, daß in diesem Gebiet die kürzeste Entfernung zwischen den beiden großen Stromsystemen des Chari-Logone und Benue-Niger bestand und es diese nur zu überwinden galt, um den notwendigen Anschluß an den Weltverkehr zu erhalten.

Man sicherte sich durch die bereits oben erwähnten Verträge[2]) mit Deutschland, dem bis 1911 ein Teil des in Frage kommenden Gebietes, nach 1911 das ganze Gebiet gehörte, das Recht zur Anlage von Verproviantierungsstationen und Materialdepots, von ungehindertem Truppen- und Reisendendurchzug sowie das Recht zur Anlage einer Bahnverbindung. Aber ein Eisenbahn- oder Straßenbau, der diese Abmachungen erst sinnvoll gemacht hätte, unterblieb. Nur je eine Verbindung von Bongor und Ham über Lere nach Garua — notdürftig einem Wagenverkehr in der Trockenzeit genügend — wurde geschaffen. Da man aber nach 1911 in Frankreich zu der Überzeugung kam, daß man auf diesem Wege mehr Deutschland als sich selbst nütze, außerdem aber auf dem Benue auch keine französische Transportgesellschaft existierte, die man durch Vernachlässigung dieser Handelsstraße zur Aufgabe ihres Geschäftes auf Vorpostenstellung gezwungen hätte, schwand das Interesse an dem Benue-Logone-Weg und führte zu einer starken Bremsung des Handels über Garua[3]).

Als nun aber Deutschland nach dem Kriege ausgeschaltet und der Anfangspunkt der Schiffahrt auf dem Benue in französische Hände übergegangen war, erwachte in Äquatorial-Afrika von neuem das Interesse an dieser Straße. Seit längerem schon hatte sich eine französische Transportgesellschaft[4]) in Garua etabliert, die den Handel von der Benutzung englischer Schiffe unabhängig machte. Trotzdem aber ist es erst vor kurzer Zeit der Kolonie Tschad gelungen, eine Vereinbarung über den Ausbau der Verbindung Bongor—Garua, der auch während der Regenzeit eine Benutzung gestattet, mit dem Mandat zu treffen. Die Gründe für die Verspätung einer für den nördlichen Teil Französisch-Äquatorial-Afrikas lebenswichtigen Arbeit liegen in erster Linie auf politischem Gebiet und hängen mit den durch das Mandatssystem ungeklärten Besitzverhältnissen zusammen, die hier ebenso wie bei dem zweiten, durch Kamerun im Süden führenden Weg in Erscheinung treten und nach dessen Besprechung erörtert werden sollen.

1) Von Garua bis Lere ist der Benue und Mao Kabbi in den Monaten Juli bis September für 30 Tonnen-Leichter schiffbar. Die nun folgende Strecke aber wird zwischen Lere und Ere — dem Verbindungspunkt am Logone — zweimal — durch den 70—80 m hohen Gauthiotwasserfall und eine selbst in der Regenzeit zu wenig Wasser führende Strecke zwischen Pogo und Ham — unterbrochen.

2) Abkommen vom 18. 4. 1908, Art. 2, 3, 4; Kongoabkommen vom 4. 11. 1911, Art. 7, 8, 13.

3) Der Durchfuhrhandel über Garua nach Franz.-Äquat.-Afrika erstreckte sich im Berichtsabschnitt 1911/12 auf 13741 Kolli, 1912/13 nur noch auf 5773 Kolli.

4) Die französische Schiffahrt wird auf dem Benue betrieben von: Rasson et Brouillet. Die Flotte besteht aus 1 Schlepper und 2 Leichtern.

Dieser zweite Weg, der dem äquatorial-afrikanischen Reich eine Verbindung zum Ozean schaffen könnte, läuft von Bangui am Ubangi nach Jaunde, der Endstation der Kameruner Mittellandbahn. Er stellt die schnellste und kürzeste Verbindung mit dem von Jahr zu Jahr größere Bedeutung gewinnenden Hafen von Duala dar und ist rund 400 km kürzer als der Wasser- und Eisenbahnweg von Bangui nach Matadi, der mit mehrfachem Umladen der Fracht verbunden ist und sehr viel Zeit in Anspruch nimmt.

Diese Vorzüge des Weges haben dazu geführt, daß man ihn bald nach Erwerb des Mandates von Kamerun als Allwetterstraße für 2-Tonnen-Lastwagen ausbaute, und nun auf ihm in sechs Tagen von der Küste nach Bangui gelangen kann, während der Reisende auf dem Wege Matadi—Léopoldville dorthin fast einen Monat unterwegs ist. Da er aber stärkeren Anforderungen, wie sie die steigende Ausfuhr [1]) und Einfuhr Ubangi-Charis stellen, nicht genügt, hat die äquatorial-afrikanische Verwaltung auf den Weiterbau der Kameruner Mittellandbahn über Dengdeng nach Meiganga mit einer Abzweigung in Richtung auf Carnot und Bangui gedrungen. Man steht hier auf dem Standpunkt, daß die bestehende Straße erst nach einem Ausbau für 5-Tonnen-Wagen eine Eisenbahnlinie würde ersetzen können, daß aber dieser Ausbau nicht wesentlich billiger als der Neubau einer Bahn zu stehen kommen würde, der zudem in ganz anderem Maße als eine Landstraße die Verzinsung des investierten Kapitals gewährleisten könnte.

Die Mandatsverwaltung aber verhält sich diesen Wünschen gegenüber ablehnend und begründet diese Einstellung mit der Unmöglichkeit, hierfür die nötigen Gelder aufbringen zu können. Außerdem betrachtet sie den eigenen Nutzen als in keinem Verhältnis zu den aufgewandten Kosten stehend. Es scheint daher, als werde das Eisenbahnprojekt einstweilen das gleiche Schicksal haben, das so viele Jahre hindurch der Kongo-Ozeanbahn bestimmt war: das der Debatten, Entschlüsse, Bewilligungen und Streichungen.

Bei diesem Streit zwischen Mandat und Französisch-Äquatorial-Afrika um den Ausbau der Straße zu einem den Bedürfnissen des letzteren voll genügenden Weg ist es auffallend, daß hier nicht höheren Ortes ein Machtwort gesprochen wird, das im Sinne Äquatorial-Afrikas entscheidet, da doch der Weg Bangui—Jaunde—Duala unbestreitbar alle Vorzüge gegenüber den anderen Anschlußversuchen an den Weltverkehr besitzt. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß hier die gleichen politischen Erwägungen eine wichtige Rolle spielen, wie sie bereits oben für den Logone-Benue-Weg angedeutet wurden:

Durch den Versailler Vertrag wurde zwar der deutsche Keil aus der französischen Interessensphäre entfernt. Aber dadurch, daß das Mandatssystem Kamerun nicht fest in französische Hände gab und Frankreich nur zum Verwalter bestimmte, war

1) Es handelt sich in erster Linie um: Baumwolle, Gold, Palmkerne, Wachs, Palmöl.

und ist bis heute die Wiederkehr der Vorkriegsverhältnisse nicht ausgeschlossen. Man hat daher in Kamerun sorgsam vermieden, größere Kapitalsmengen zu investieren, und scheut nun aus demselben Grunde eine Verlängerung der Mittellandbahn in dem von dem östlichen Nachbarn gewünschten Ausmaße [1]).

Solange diese Verhältnisse bestehen, hat Frankreich mit ihnen zu rechnen. Solange es aber mit ihnen rechnen muß, bleibt als sicherster Anschlußweg an den Weltverkehr nicht der Weg nach Westen durch Kamerun, sondern nach Süden durch Belgisch-Kongo oder die eigene Kolonie Mittelkongo.

Den Weg durch Belgisch-Kongo ist man bis heute gegangen, weil man keine ausreichende Straße im eigenen Gebiet besaß. Er basiert auf den schiffbaren Strömen Ubangi und Sanga (und ihren Nebenflüssen), die sich im Kongo vereinen [2]), und auf der Bahn durch belgisches Gebiet nach Matadi. Aber er machte wie kein anderer Französisch-Äquatorial-Afrika zu einem großen Teil von Belgien im Handel abhängig. Das geht nirgends klarer hervor als aus der offiziellen Statistik.

Danach betrug der Gesamtanteil Belgiens (Mutterland und Kolonie) an dem Handel Französisch-Äquatorial-Afrikas in Mittelkongo:

	Gesamtbelgischer Anteil				Handel der Kolonie Mittel-Kongo			
	Einfuhr		Ausfuhr		Einfuhr		Ausfuhr	
	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933
Wert 1000 Fr.	35 374	23 410	6 076	6 685	149 396	105 013	11 140	15 593
Menge (t)	10 230	9 483	4 510	5 406	63 268	48 811	12 872	20 804

In Prozenten ausgedrückt war demnach Belgien an Einfuhr und Ausfuhr beteiligt mit:

1) Daß diese Kombinationen nicht nur deutschen Gedankengängen entspringen, bezeugen die Worte eines Engländers in der African World 1933: Frankreich hätte in Kamerun mehr tun können und müssen. Der Grund für die starke Zurückhaltung beruht auf der im Mandatssystem verankerten Unsicherheit des Besitzes. (!!)

2) Von Bangui aus bildet der Ubangi nach Regulierung der Strecke bei Singa, wo Schnellen auftreten, eine Wasserstraße, die während des ganzen Jahres für Schiffe bis 1 m Tiefgang befahrbar ist. Das ist um so bedeutsamer, als von Bangui aus eine nur verhältnismäßig kurze Landstrecke zu überwinden ist, um in den Schiffahrtsbereich der großen nördlichen Wasserstraßen des Chari und Logone zu gelangen, und damit ein Anschluß dieser Gebiete nach Süden möglich gemacht wird. Außerdem besteht von Bangui aus nach Osten die Möglichkeit des Schiffsverkehrs — wenn auch nur für kleinere Fahrzeuge — auf dem Ubangi und Mbomu. Ebenso wie im Ubangi besitzt Französisch-Äquatorial-Afrika im Sanga eine wertvolle Wasserstraße, die im ganzen Jahr bis Wesso, bei Hochwasser bis Nola reicht. Während das Stromsystem des Ubangi nach Osten und Norden vorstößt und den Güter- und Personenverkehr dieser Gebiete an sich zieht, streckt der Sanga seine Arme nach Westen und Norden aus, indem sich ihm während der Hochwasserzeit die schiffbaren Strecken des Dscha bis zu den Choletschnellen und des Mambere bis Bania anschließen.

Mit Ubangi und Sanga, die sich im Kongo vereinen und denen sich eine Reihe kürzerer Flüsse anschließen, besitzt Französisch-Äquatorial-Afrika ein einheitlich nach Südwesten orientiertes Wasserstraßennetz von ca. 5300 km Länge.

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1932	1933	1932	1933
Wert	23,7 %	22,0 %	54,0 %	43,0 %
Menge	16,0 %	19,0 %	35,0 %	26,0 %

Der Gesamtanteil Belgiens betrug an dem Handel in Ubangi-Chari:

	Gesamtbelgischer Anteil				Handel der Kolonie Ubangi-Chari			
	Einfuhr		Ausfuhr		Einfuhr		Ausfuhr	
	1932	1933	1932	1933	1932	1933	1932	1933
Wert 1000 Fr.	7 782	7 215	9 544	12 706	23 516	22 282	22 390	28 754
Menge (t)	1 933	1 180	4 265	6 387	5 084	5 926	5 215	7 649

In Prozenten ausgedrückt war demnach Belgien an Einfuhr und Ausfuhr beteiligt mit:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1932	1933	1932	1933
Wert	33 %	32 %	43 %	44 %
Menge	37 %	20 %	82 %	83 %

Der Anteil Belgiens am Handel der beiden Kolonien Gabun und Tschad ist verschwindend, da erstere mit dem Mutterland direkt über seine Häfen Libreville und Pt. Gentil in Verbindung steht, letztere den bequemeren Weg Benue—Niger bevorzugt und hierdurch in stärkere Beziehung zu Nigerien tritt.

Setzt man aber auch nur den belgischen Anteil am Handel von Mittelkongo und Ubangi-Chari zum Gesamthandel Französisch-Äquatorial-Afrikas in Beziehung, so ergibt sich in Prozenten:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1932	1933	1932	1933
Wert	19 %	17 %	16 %	13 %
Menge	14 %	15 %	31 %	36 %

Aus diesen Zahlen erkennt man die bisherige starke Abhängigkeit Französisch-Äquatorial-Afrikas in Handel und Verkehr von Belgien und Belgisch-Kongo. Dazu kommt seine Binnenlage, die einen weiten Weg der Frachtgüter und ihre damit verbundene unverhältnismäßig starke Verteuerung[1]) bedingt. Und es wird klar, daß das französische Äquatorialreich um jeden Preis einen Weg suchen mußte, durch den es den durch Lagenungunst stark verminderten wirtschaftlichen Wert in größtmöglichem Ausmaß selbst ausnutzen konnte.

Nach Norden in die Wüste vorstoßend, im Osten und Süden an weite innerafrikanische Gebiete grenzend, im Westen zwar mit heute unter französischer Verwaltung stehendem Gebiet in Verbindung, aber unter dem Zwang, mit der Un-

1) Da diese Verteuerung die Exportprodukte unverkäuflich machen würde, bemüht sich Frankreich, die Erzeuger durch Exportprämien zu stützen. So beträgt z. B. 1934 die Prämie für 1 kg Rohbaumwolle 1,50 Fr. Sie wird damit gerechtfertigt, daß die Frachtkosten von den Erzeugungsgebieten in Ubangi-Chari und Tschad bis Le Havre 2—2,20 Fr. pro kg betragen, während die amerikanische Baumwolle auf ihrem 1500 km langen Seewege nur 0,30 Fr. Fracht für die gleiche Gewichtsmenge kostet.

sicherheit des Besitzers rechnen zu müssen, bleibt für Französisch-Äquatorial-Afrika als einzig günstiger Weg zum Anschluß an den Weltverkehr die Verbindung Brazzaville—Pte. Noire. Sie hilft dem dringendsten Bedürfnis eines eigenen Zuganges zum Ozean ab, ist geeignet, Aus- und Einfuhr auf französisches Gebiet umzuleiten und trägt so zu einer Belebung der Industrie, des Schiffsverkehrs und Transportgewerbes in der Heimat ebenso bei wie zu einer Exportbelebung und damit Hebung des Lebensstandards der Eingeborenen und Weißen in den Kolonien. Weiterhin erschließt die Bahn das Kupfer-, Zink- und Bleierzgebiet am Niari, ernährt den Hafen von Pte. Noire und damit nicht nur einen wirtschaftlichen, sondern auch wehrpolitisch wichtigen Stützpunkt.

Die „Schwarze Spitze" — ein Felsenkap an der atlantischen Küste, gekrönt von einem Leuchtturm und umgeben von undurchdringlichem Urwald, hat eine weltwirtschaftliche Mission erhalten. Am 11. Juli 1934 wurde hier in feierlichem Akt der Grundstein zu dem Hafen Pte. Noire gelegt, den Frankreich zum Tor in die Welt für Äquatorial-Afrika bestimmt hat.

Nachdem in den letzten Jahren bereits die ersten Ansätze für die künftige Großstadt Pte. Noire mit Steinhäusern, Asphaltstraßen, Elektrozentrale und Wasserwerk gebildet waren, soll nunmehr der Ausbau des Hafens in drei Etappen erfolgen. 2250 m Kailänge (Ankertiefe 10 m) sieht der Plan vor. Davon werden bis 1936 200 m Kai vollendet sein und in der zweiten Etappe weitere 550 m gebaut werden. Nach ihrer Vollendung soll die Hafenfläche 640 ha und die Hafenanlagen an Land 40 ha umfassen. Bewilligt sind zum Ausbau zunächst 190 Millionen Franken.

Diese Zahlen beweisen, daß man mit Konsequenz den einmal mit dem Bahnbau Kongo—Ozean beschrittenen Weg zu Ende zu gehen gedenkt: Da zur Bahn, soll sie die ihr gestellte Aufgabe des Anschlusses Französisch-Äquatorial-Afrikas an den Weltverkehr in vollem Ausmaße erfüllen, ein Seehafen gehört, in dem die Verladung der Frachtgüter in jeder Richtung ohne Schwierigkeiten möglich ist, ist man bereit, Pte. Noire nach den modernsten Gesichtspunkten auszubauen, würdig, Dakar an die Seite gestellt zu werden.

Da man sich aber auch bewußt ist, daß die Lage von Pte. Noire unmittelbar am Ozean weit günstiger ist als die von Matadi, das nicht nur für die Europa-Schifffahrt 150 km südlicher, sondern auch 100 km landeinwärts liegt und damit einen längeren Seeweg bedeutet, erwartet man französischerseits, daß der Hafen in Zusammenhang mit der neuen Bahnlinie den heute über Matadi gehenden Handel zu einem erheblichen Teil an sich ziehen und damit das Abhängigkeitsverhältnis Französisch-Äquatorial-Afrikas von Belgisch-Kongo umkehren wird.

Und so zeigt die Anlage des Hafens neben ihrem wirtschaftlichen auch ein für Belgien sehr hartes politisches Gesicht: Frankreich ist gewillt, die seit langem in Europa gegenüber Belgien vertretenen Tendenzen der Beherrschung auch auf seine

Kolonie auszudehnen und so sein „imperialistisches Werk einer jung gebliebenen Rasse" zu vollenden.

Zu diesen wirtschaftlichen und politischen Aufgaben Pte. Noires in Afrika tritt eine weitere, nicht weniger wichtige im Hinblick auf die Kräfteentwicklung im indopazifischen Raum. Ebenso wie England in seinen dortigen Besitzungen fühlt sich Frankreich in Indochina und Madagasgar in seiner Macht durch das stete Vordringen Japans bedroht und die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen herannahen. Da aber im Falle einer Sperrung des Suezkanals die französische Flotte ihren Weg durch den Atlantik und um Südafrika herum nehmen muß, erscheint es schon heute ratsam, einen Flottenstützpunkt auf der Westseite des afrikanischen Kontinents möglichst weit nach Süden vorzuschieben. Hierfür aber ist Pte. Noire ausersehen.

Pte. Noire und die Kongo—Ozean-Bahn gewinnen damit, so unscheinbar gegenwärtig der Hafen, so kurz die Bahnstrecke im Vergleich mit ähnlichen Anlagen in Afrika erscheinen mögen, weltpolitische Bedeutung, und so wird ihre Weiterentwicklung nicht so sehr von wirtschaftlichen Gesichtspunkten als von dem Machtwillen Frankreichs getragen werden.

Es ist hier der Versuch gemacht worden, die Bedeutung von Pte. Noire und der eben eingeweihten Eisenbahn „Kongo—Ozean" für den Anschluß Französisch-Äquatorial-Afrikas an den Weltverkehr klarzustellen. Des öfteren mußte dabei der alten deutschen Kolonie Kamerun als Durchgangsland und der Anschlußtendenzen an Französisch-Äquatorial-Afrika gedacht werden. Es wurde betont, wie die im Mandatssystem begründete Unsicherheit des Besitzes von Kamerun Frankreich bis heute an der Zweckmäßigkeit der Verwirklichung der Anschlußtendenzen zweifeln läßt. Frankreich glaubt noch immer nicht an eine definitive Abkehr Deutschlands von seinen kolonialen Ansprüchen. Sorgen wir dafür, daß dieser Zweifel erhalten bleibt! Denn sollte er einmal schwinden und die bisher aus ihm entsprungene Zurückhaltung in der Verschmelzung Kameruns mit Französisch-Äquatorial-Afrika in Handel und Verkehr aufgegeben werden, würden die bisher allein im Versailler Vertrag verankerten politischen Widerstände gegen eine Rückerwerbung eine Verstärkung durch wirtschaftliche Tatsachen finden.

Quellennachweis:

Bücher: Bruel, G.: L'Afrique Equatoriale Française, Paris 1930. — Full, A.: Kamerun Koloniale Rundschau, Berlin 1932. — Londres, A.: Schwarz und Weiß, Wien 1931. — Martens-Karstedt: Afrika, Berlin 1931. — Ritter, L.: Neukamerun, Jena 1912. — Waibel, L.: Vom Urwald zur Wüste, Breslau 1928. — Die Deutschen Schutzgebiete 1912/13, Berlin 1913. — Zeitungen und Zeitschriften: Deutsche Kolonialzeitung 1932. — Internationale Wirtschaft, Juli 1930. — A. E. F. 2. Vierteljahr, Paris 1934. — L'Afrique française, Juliheft 1934. — Dépêche coloniale 1934. — Monde colonial illustré, Juli 1934. — Togo-Cameroun, 3. Vierteljahr 1934.

HANSJULIUS SCHEPERS:
Japan und Panasien III

Das Echo der japanischen Erklärung vom 17. April bei den Großmächten ist ein außerordentlich starkes gewesen.

In Washington wies man darauf hin, daß im Neunmächtepakt, der im Februar 1922 in Washington abgeschlossen wurde, sich die Vereinigten Staaten, Japan, England, Frankreich, Italien und drei andere Mächte freiwillig verpflichtet hätten, Chinas Souveränität, seine Unabhängigkeit, seine räumliche und verwaltungsmäßige Unversehrtheit, zu achten und in China keine Sonderrechte anzustreben, die den Grundsatz der offenen Tür für die Handeltreibenden aller Nationen verletzen würden. Die Vereinigten Staaten stellten weiterhin fest, daß seit Beginn der Amtstätigkeit des Präsidenten Roosevelt die amerikanische Regierung zwar in keiner Weise mehr zu den ostasiatischen Fragen Stellung genommen habe, daß man aber in Washington größten Wert darauf lege, darin keinesfalls einen Verzicht auf den Grundsatz der offenen Tür, der nach wie vor neben der Monroedoktrin ein Grundpfeiler der amerikanischen Außenpolitik sei, zu erblicken. Die Vereinigten Staaten hätten gegenüber China gewisse Rechte und Verpflichtungen. Diese Verträge könnten gesetzlicherweise nur abgeändert oder aufgehoben werden durch Verfahren, die von den Vertragspartnern vorgeschrieben sind. Keine Nation könne daher, nach amerikanischer Ansicht, rechtmäßigerweise darnach streben, unter Verhältnissen, bei denen Rechte, Verpflichtungen und berechtigte Interessen anderer unabhängiger Staaten in Mitleidenschaft gezogen sind, ihren Willen eigenmächtig und selbstsüchtig durchzusetzen. Diese Erklärung bedeutet eindeutige Ablehnung Amerikas, dem japanischen Vorgehen völkerrechtliche Anerkennung zu gewähren. Diese Ablehnung geschieht fast mit denselben Worten, mit denen England Jahrzehnte vorher die Monroedoktrin als Handlungsrichtlinie eines großen, befreundeten Volkes achtete, sie aber nie als Völkerrechtssatz anzuerkennen bereit war! Die Vereinigten Staaten werden sich jedoch stets bemühen — stellt Washington weiter fest —, in Verbindung mit anderen Regierungen wie bisher eine gutnachbarliche Politik zu treiben. Gegebenenfalls Sanktionen gegen Japan zur Durchsetzung des Neunmächtevertrages zu ergreifen, lehnen die USA. ebenso wie England ab, wie sie grundsätzlich die Anwendung von Sanktionen zur Durchsetzung völkerrechtlicher Verträge ablehnen. Außerdem ist der Amerikaner ein viel zu guter Geschäftsmann, als daß er, wie im Weltkriege, noch einmal auf der falschen Seite fechten würde.

Ähnlich war das Echo in London. Nachdem die Londoner „Times" zunächst in warnenden und scharfen Worten zu Japans „Hände-weg-von-China"-Politik Stellung genommen hatte, verhielt sich die amtliche englische Diplomatie äußerst vorsichtig. Man möchte in England das alte, bewährte Vorkriegsverhältnis zu Japan

trotz Singapore, Indien und Australien wiederherstellen. Einerseits bedeutet die japanische Erklärung eine wirtschaftliche Benachteiligung Englands, andererseits enthält sie — was England gar nicht unangenehm ist — eine deutliche Warnung an die Mächte Rußland und USA., deren Freundschaftsvertrag vom November 1933 auf England einen starken politischen Druck ausübt. Sir John Simon faßte daher in vorsichtigen Worten im englischen Unterhaus den englischen Standpunkt folgendermaßen zusammen: England müsse auch in Zukunft die durch den Washingtoner Vertrag von 1922 anerkannten Rechte der gleichen Chance in China haben. Man könne Japan nicht ohne weiteres das alleinige Recht zugestehen, zu entscheiden, ob die Gewährung technischer und finanzieller Unterstützungen an China im Einzelfall eine Bedrohung des fernöstlichen Friedens darstelle. Es nehme an, daß Japan nur von dem ihm in Artikel 1 und 7 des Neunmächtevertrages zugestandenen Recht Gebrauch machen wolle, die Aufmerksamkeit der anderen Unterzeichnerstaaten auf jede Handlung in China hinzuweisen, die eine Bedrohung der Sicherheit darstelle. Da Japan erklärt habe, die uneingeschränkte, gleiche Wettbewerbsmöglichkeit in China, d. h. den Grundsatz der offenen Tür, nicht anzutasten, könne die britische Regierung sich damit begnügen, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Besonders scharf war die Reaktion auf die japanische Erklärung in Moskau. Bei der ohnehin ständig gespannten Lage zwischen den beiden Ländern ist das nicht verwunderlich. Da Rußland nicht Unterzeichner des Neunmächtevertrages ist und auch den Kampf um die Politik der offenen Tür nicht unbedingt auf Seiten Englands und Amerikas führt, ist sein Echo andersgeartet. Man bemüht sich im Kreml, nicht die Meinung aufkommen zu lassen, Japans Vorgehen könne eine Antwort auf das Säbelgerassel des Generals Blücher oder Stalins sein. Man weiß in Moskau, daß Japans Vorstoß in die innere Mongolei die Verbindung Chinas mit Sowjetrußland aufheben und das mandschurische Glacis kontinental sichern soll. Im Zusammenhang damit benutzt man gerne die Gelegenheit, die unbedingte Friedensliebe der Sowjetunion zu betonen und die japanische Erklärung vom 17. April als Auswuchs hemmungslosen japanischen Imperialismus zu geißeln. Daß Moskau selbst sehr weitgehende Absichten in der Mongolei, in Turkestan und Tibet hat, die sehr stark nach Imperialismus aussehen, wird dabei verschwiegen.

Paris war in seiner Stellungnahme sehr vorsichtig. Zunächst ließ man Amerika und England vorfühlen und zog dann erst selbst Erkundigungen in Tokio über die Bedeutung jener japanischen Erklärung ein. Die Antwort Tokios, daß die japanische Regierung keinesfalls daran denke, die Garantiepunkte des Washingtoner Abkommens von 1922 zu verletzen, wurde „mit Genugtuung" zur Kenntnis genommen und festgestellt, daß nach französischer Auffassung die Politik Japans nicht in Widerspruch stehe zum Neunmächtevertrag. Frankreichs Stellung ist bislang durchaus wohlwollend; solange der Indochinabesitz nicht unmittelbar gefährdet ist, besteht sogar die Möglichkeit einer weitergehenden Unterstützung Japans durch

Frankreich. Das könnte unter Umständen England zwingen, in Europa Zugeständnisse zu machen, um die asiatische Front nicht noch durch eine europäische Macht sich verstärken zu lassen.

Die Haltung des (neben Japan) Hauptbeteiligten, China, ist entsprechend seiner inneren Schwäche eigentümlich schwankend. Einerseits schärfste Ablehnung des japanischen Vorgehens, andererseits trotz allem ein gewisser Verständigungswille mit Japan. Zunächst legten Chinas diplomatische Vertreter bei den Unterzeichnern des Neunmächtevertrages Verwahrung gegen die Überwachung der chinesischen Auslandsanleihenpolitik ein. China verwahrt sich heftig, aber ohne nennenswerten praktischen Erfolg, dagegen, daß es die ihm vom Ausland angebotenen Weizen- und Baumwollanleihen zu einem Fond für einen antijapanischen Feldzug verwenden wolle. China betont, daß kein Staat berechtigt sei, das ausschließliche Recht der Verantwortlichkeit für den Frieden zu beanspruchen, gleichgültig, um welchen Erdraum es sich handle. Geschickt erinnert China dabei an seine Mitgliedschaft beim Völkerbund, um die anderen Mitglieder moralisch zur Hilfeleistung zu verpflichten.

Sehr heftig wird in der chinesischen Öffentlichkeit die Ähnlichkeit des jetzigen japanischen Vorgehens mit den sogenannten 21 Punkten des Jahres 1915 erörtert. Damals hatte Japan klug die Zeit, wo die ganze Welt mit Deutschland beschäftigt war, benutzt, um das drohende Erlöschen seiner Pacht- und sonstigen Verträge in der Mandschurei zu verhindern. China war damals von Bürgerkriegen zerrissen, so daß Japan es wagen konnte, 21 sehr weitgehende Forderungen an China zu stellen.

Ihre eingehendere Betrachtung lohnt sich, weil diese Forderungen erheblich weiter gehen als die Erklärung vom 17. April und dennoch völkerrechtlich abzulehnen sind.

Diese 21 Forderungen waren in 5 Gruppen eingeteilt, die erste bezog sich auf das deutsche Pachtgebiet in der Provinz Schantung, das die Japaner eben eingenommen hatten. Die zweite Gruppe bezog sich auf die Interessen in der südlichen Mandschurei und Teile der Mongolei, die dritte auf japanische Unternehmen. Die vierte Gruppe verlangte von China die Zusage, an keine fremde Macht einen Hafen, eine Bucht oder Insel seiner Küste abzutreten, und die fünfte Gruppe forderte von China die Anstellung finanzieller, politischer und militärischer „Berater" (nach dem Muster Koreas). Nach einem japanischen Ultimatum vom 7. Mai 1915 und vorläufigem Fallenlassen der Gruppe 5, die ein japanisches Protektorat über ganz China bedeutet hätte, nahm China diese Forderungen an.

Die Schantungfrage kann hier ausscheiden, sie fand ihre endgültige Regelung in einem chinesisch-japanischen Abkommen auf der Washingtoner Konferenz 1922. Nur die allerbedeutsamsten Bestimmungen seien hier genannt: Verlängerung der Pacht von Kwantung bis 1997, der mandschurischen Bahnkonzession bis 2002,

der Antung—Mukden-Bahnkonzession bis 2007, Recht der Freizügigkeit, Niederlassung, des Landerwerbs und der Beteiligung der Japaner in der Mandschurei, Einflußnahme im Gerichtswesen, Öffnung neuer Handelsplätze nach Befragung des japanischen Gesandten usw.

Das chinesische Volk hat diese „21 Forderungen" nie anerkannt und stets als rechtsungültig bekämpft. Die Chinesen führten zur Begründung ihrer Ablehnung vor allem an: Die Verträge seien unwirksam, da sie mitten im Frieden durch Gewaltandrohung aufgezwungen und niemals von einem chinesischen Parlament ratifiziert seien, sie enthielten nur Vorteile für Japan ohne jede Gegenleistung an China und stünden in Widerspruch sowohl mit Verträgen zwischen China und anderen Mächten als auch mit den von der Washingtoner Konferenz aufgestellten Grundsätzen.. Eine völkerrechtliche Würdigung dieser Argumente führt zu ihrer Ablehnung, aber sie wird vielleicht dem chinesischen Standpunkt nicht ganz gerecht, man müßte der rein völkerrechtlichen vielleicht eine geschichtlich-politische Betrachtungsweise als Ausgleich zur Seite stellen. Völkerrechtlich betrachtet, sieht der chinesische Einwand so aus: Die mangelnde Ratifikation ist unerheblich für den Notenwechsel, eine Notenwechselvereinbarung ist nicht ratifikationsbedürftig. Der Vertrag selbst sollte ratifiziert werden (Art. 9 des Vertrages), aber der Vertrag trat schon mit der Unterzeichnung in Kraft, das schließt eine Ratifikation aus. Der chinesische Präsident Yüanschikai hatte unterzeichnet und die Ratifikationsurkunden ausgetauscht. Wohl sah die chinesische Verfassung eine Zustimmung des Parlaments als erforderlich an, aber 1915 war Yüanschikai bereits Diktator, das Rumpfparlament besaß keinerlei Bedeutung mehr. Mit der Bedeutung des Zwangs beim Abschluß völkerrechtlicher Verträge hat sich der Völkerbund eingehend befaßt. Irrtum und Betrug sind stets rechtserheblich, Zwang — aus dem Lebensbedürfnis der Staaten und politischer Zweckmäßigkeit heraus — bei Friedensverträgen nach der herrschenden Meinung nicht. Grundsätzlich sind aber die Verträge von 1915 ebenfalls wie Friedensverträge zu behandeln. Der Zwang Japans war ferner nicht rechtswidrig, er verstieß nicht gegen allgemeine oder partikuläre Völkerrechtsnormen; er war wohl eine Vergewaltigung Chinas, nicht aber ein völkerrechtliches Delikt. China kann auch nicht einwenden, die Verträge von 1915 verletzen die Vertragsrechte anderer Staaten. Denn z. B. der Grundsatz der „Politik der offenen Tür" wurde erst bei Abschluß des Neunmächtevertrages am 6. Februar 1922 bindende Vertragsnorm, und der betreffende Artikel des Vertrages bezieht sich auf die Zukunft, nicht auf die Vergangenheit. Die vorher geltenden Grundsätze des Staatssekretärs Hay vom 6. September 1899 bzw. 3. Juli 1900 über „gleiches und unparteiisches Handeln der Mächte in allen Teilen des chinesischen Reiches" waren lediglich politischer, nicht rechtlicher Natur. Auch der Einwand des Verbotenseins des Vertragsinhalts, der Unsittlichkeit oder der Unmöglichkeit der Erfüllung steht den Chinesen nicht zur Seite und bietet aus der Staatenpraxis keine Einspruchsmöglichkeit. Mit

dem ethischen Gebot von Treu und Glauben im positiven Völkerrecht ist nicht das Verbot identisch, „stets das Sittliche zu wollen und zu tun".

Bis zu den Konventionen der Nachkriegszeit konnten die Staaten unter Beobachtung der Sätze von Treu und Glauben im Völkerrecht fast unbeschränkt ihre Rechte und Lebensinteressen verfolgen, selbst durch kriegerische Gewalt und selbst bis zur Debellation des Gegners. Nur das Recht der uneingeschränkten Staatsgewalt gibt einem Staat das Recht, seine Angelegenheiten unabhängig und allein zu ordnen. Nankings uneingeschränkte Staatsgewalt steht aber noch auf schwachen Füßen.

Japans politische Leiter haben von 1915 bis 1934 wesentlich gelernt. Japan weiß, daß es China nie zerschlagen darf, um es zu beherrschen, das würde über die Kraft des Inselvolkes gehen. Es wird daher keine ultimativen Forderungen stellen, die China unter ein japanisches Protektorat im strengen Sinne des Wortes bringen würde.

Die ganze Art der japanischen Erklärung und die Tatsache, daß sie nur mündlich erfolgte, läßt eher den Schluß zu, daß sie lediglich eine Warnung für die Fremdmächte sein sollte, um so mehr, als Japan wohl weiß, daß z. B. an dem letzten großen chinesischen Boykott gegen Japan englisches Geld keineswegs so ganz unbeteiligt war.

Das außerordentliche Echo, das das japanische Vorgehen vom 17. April überall gefunden hat, veranlaßte das japanische Außenministerium, auf einer zu diesem Zwecke berufenen Zusammenkunft der Provinzgouverneure mit einer beruhigenden Erklärung dazu Stellung zu nehmen. Zunächst wurde erklärt, die mündliche Erklärung des Sprechers des Auswärtigen Amtes in Tokio existiere offiziell nicht. Ihre Formulierung sei außerdem wohl etwas zu scharf gewesen. Rein sachlich wurde betont, daß Japan den ernsten Wunsch habe, für Chinas territoriale Unverletzlichkeit und Einigung einzutreten. Chinas Selbsterwachen und innere Festigung werde aber durch von außen kommende Hilfe fremder Mächte, die von selbstsüchtigen Beweggründen sich leiten lassen, nicht erreicht werden. Japan wünsche, daß nach dem Prinzip der offenen Tür allen Mächten in China gleiche wirtschaftliche Möglichkeiten geboten werden. Japan habe daher gegen eine Hilfe ohne politische Hintergründe nichts einzuwenden. Ebenso begrüße Japan jede kulturelle Hilfeleistung fremder Mächte an China. Aus seinem Selbsterhaltungstrieb heraus müsse Japan sich aber gegen Anleihen und Lieferungen, deren politischer Charakter klar sei, energisch verwahren; politische Abenteuereien, die darauf ausgehen, China gegen Manchoukuo und Japan auszuspielen, würden nicht geduldet. Die japanische Regierung habe den Wunsch, daß die Mächte diese Stellungnahme begreifen. Japan sei bereit, mit den Mächten einzeln über chinesische Fragen, die Japan berühren, zu verhandeln, aber es sei nicht gewillt, die in Genf gemachten Erfahrungen zu wiederholen. China gegenüber erklärte Japan noch besonders, daß es zu größtmöglicher finanzieller Hilfe und zu Verhandlungen in der Frage der Schuldentilgung, der Tarifrevision, der antijapanischen Umtriebe, des Post- und Eisenbahndurch-

gangsverkehrs zwischen Nordchina und Manchoukuo usw. bereit sei, wenn China seine Politik, eine fremde Macht gegen die andere auszuspielen, ehrlich aufgebe.

Chinas Haltung ist trotz allem versöhnlich. Japans Wunsch, mit China unmittelbar zu verhandeln, stößt in gewisser Weise auf Gegenliebe. Vor allem der große Reorganisator der chinesischen Armee und gegenwärtig mächtigste Mann in China, Tschang Kai Schek, ist grundsätzlich ein Anhänger der politischen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit der beiden Länder China und Japan. Kürzlich setzte sich auch der japanische Kriegsminister stark für direkte und versöhnliche Verhandlungen mit China ein. Japan hat heute auch kaum mehr nötig, sich den Fremdmächten noch mehr zu verfeinden dadurch, daß es Sturm läuft gegen die Politik der offenen Tür, denn Japan bietet seine Waren auf dem chinesischen Markt teilweise bis zu 50 v. H. billiger an als z. B. England und Amerika.

Das Antlitz des Asiaten wird letztlich für uns immer ein Rätsel bleiben, es ist deshalb auch schwer, diese trotz allem „versöhnliche", man könnte fast sagen tatschwache Haltung Chinas zu verstehen. China hat in seiner viertausendjährigen Geschichte oft erleben müssen, daß fremde Heere das Land besetzten und fremde Herren den Thron des Himmels bestiegen. Immer wieder wurden die Eindringlinge ausgetilgt oder eingeschmolzen, dauernd war nur China. Für den Chinesen gibt es nichts Endgültiges in der Welt. Endgültig ist nur die Erkenntnis (Laotses z. B.), die sagt, daß nicht die Waffe des Starken auf die Dauer siegt, sondern daß sie stumpf wird am Geist der Schwachen, und daß auf die Dauer das Harte dem Weichen unterliegen muß. So glaubt tief im Innern auch heute der Chinese, „daß der Sturmatem der Ewigkeit mit einem Hauch die kurzlebigen Insekten, die als Söldnerheere die sinnlose Straße des Kampfes und der Machtgier ziehen, in den Abgrund des Vergessens werfen wird". (Vgl. Strunk-Rikli: Asien marschiert! Berlin 1934!) Ist zu dieser Einstellung ein stärkerer Gegensatz denkbar als der des Japaners? Japan hat vom westlichen „Modernismus" so viel übernommen, als nötig war, um das Abendland mit seinen eigenen Waffen schlagen zu können. Nie ging dabei der Kern des japanischen Wesens, verkörpert im Ehrengesetz der Samurai, das Eigentum des ganzen Volkes wurde, verloren. Der Dienst an Volk und Vaterland ist dem japanischen Soldaten Gottesdienst. Die todesbereite Liebe zum Mikado und zur Heimat gibt dem Japaner die Kraft, nur zwei Möglichkeiten zu kennen, Sieg oder ehrenvollen Untergang. Japan ist bereit, kraftvoll seinen Weg zu gehen, in dem unerschütterlichen Glauben, daß ein Volk nicht fallen kann, das jede Handlung, sein ganzes staatliches, politisches und privates Leben unter die Gesetze seiner Ehre stellt.

Für seine panasiatischen Pläne wäre ein China im heutigen Zustand eine viel zu starke Belastung und Hemmung für Japan. Japan will Chinas Aufschwung, aber unter japanischer Führung. Vom japanischen Standpunkt ist das verständlich. Wenn die Souveränität Chinas, das sich auf seine jahrtausendalte Kultur und auf seine unerschöpfliche Volkskraft verlassen kann, dabei unangetastet bleibt, besteht grund-

sätzlich kein Hindernisgrund für eine Verständigung. So betrachtet, ist die japanische Erklärung vom 17. April vielleicht wirklich nur eine Warnung an die Fremdmächte. Diese Erklärung hat vielleicht deshalb soviel Staub aufgewirbelt, weil Japan den Zeitpunkt ihrer Bekanntgabe (ähnlich wie 1915) außerordentlich geschickt wählte. Es trat gerade da mit seinem Anspruch hervor, als Amerika und den Westmächten durch Wirtschaftsnöte und Abrüstungsverhandlungen besonders stark die Hände gebunden waren.

Eine friedliche Auseinandersetzung Japan—China kann für China nur günstig sein. Gefährlicher als Japan, ist doch für China der innere Aufruhr, an dem vielleicht die kapitalistischen Westmächte nicht unbeteiligt sind. Die einzige Großmacht, die ein geordnetes, starkes China wünschen muß, ist Japan.

Es darf nicht vergessen werden, daß das heutige Rumpfchina nach Verlust der großen, aber dünn besiedelten Außenländer (Tibet, Turkestan, Tannu Tuwa, Mongolei) immer noch stärker ist als der Mingstaat zur Zeit als die mandschurischen Eroberer ihn überrannten. Vielleicht muß China erst auf sein altes Stammgebiet zurückgeschnitten werden, um sich selbst wiederzufinden, zu erstarken und damit der mächtige Bundesgenosse zu werden, den Japan braucht. China hat gesehen, wie alle — mit ungeheuren Werbekosten erreichten — Freundschaftsversicherungen der Mächte vor den japanischen Bajonetten in Nichts zerflatterten, weil nichts als wirtschaftliche Selbstsucht und Beutegier hinter ihnen stand. Niemand wollte sich für China schlagen. Man besinnt sich deshalb in China auf die rassische und Wesensverwandtschaft mit Japan und erkennt damit noch klarer die Kluft zwischen sich und dem im Grunde verhaßten weißen Fremdling. In dem Friedensschluß von Tangku, mit der Geste des Verzichtes auf eine andauernde Besetzung Peipings, mit der Rückgabe Shanhaikwans und ihren Verbrüderungsszenen zwischen japanischen und chinesischen Offizieren hat Japan klug den beginnenden Umschwung in der chinesischen Volksmeinung ausgenutzt und begonnen, die chinesische Volks- und Arbeitskraft für die panasiatische Idee einzuspannen. So beginnt sich diese ursprüngliche Spitzenbewegung immer fester im Volke zu verankern und damit zu einer wirklich schicksalgestaltenden Bewegung zu werden. Die wertvollste Unterstützung kommt der japanischen Politik dabei von den neobuddhistischen Sekten in Japan, vor allem der Omotokio, die enge Verbindung zu chinesischen Glaubensbewegungen und solchen in anderen oder ehemals buddhistischen Ländern pflegt und auf dem Wege zu einer Weltreligion zu sein scheint.

Inzwischen hat Japan die Diskussion über China geschlossen. Es hat die Erklärungen der Mächte zur Kenntnis genommen und dabei festgestellt, daß seit 1914 die Solidarität der weißen Mächte nicht mehr ist. Die Überschriften der Auslandspresse, in denen Worte wie Erstaunen, Befremden, Erregung, Entsetzen eine Rolle spielen, machten keinen Eindruck in Tokio. Japan weiß, daß es eine Koalition China, Rußland, England, USA., Frankreich, Holland, Italien nicht zu fürchten

braucht! Diese Feststellung ist geeignet, Japan seinen Weg zur Erreichung seines panasiatischen Zieles unbeirrt fortsetzen zu lassen. „Der Weltkrieg, der Soldaten aller Rassen auf europäischen und exotischen Schlachtfeldern im Dienste der Sieger kämpfen sah, hat den Nimbus der weißen Rasse zerstört und ihr Privileg auf die Beherrschung der Welt vernichtet." (Stegemann.)

Seit Jahrzehnten hat kein Schlagwort über alle trennenden Zwistigkeiten hinweg eine solche Tiefenwirkung und verbindende Kraft gehabt wie die panasiatische Idee. Nebensächliche, oder doch in Europa unbeachtet gebliebene Dinge haben dabei das Selbstbewußtsein der gelben Rasse ganz außerordentlich gestärkt. Wann wäre es möglich gewesen, daß der bestellte Leiter der großen englischen Admiralskonferenz in Singapore diese für den Bestand des Imperiums vielleicht lebenswichtige Besprechung nicht leiten konnte, weil die Reise dieses mächtigen Repräsentanten der englischen Weltmacht eine einzige Flucht vor japanischen Nachrichtendiensten war?

Panasien ist Japans Schicksal, denn der Weg des englischen Empire: der Weg der weltweiten Kolonialpolitik, war Japan versperrt, als es — beinahe zu spät — in den Kreis der Weltmächte eintrat. So wurde dem Ausdehnungsdrang des Inselreiches zwangsläufig der Weg zum asiatischen Festland gewiesen. Der Kampf um Panasien ist der Kampf um die Macht der Welt. Das mythische Dach der Welt könnte zum wirklichen Dach nicht nur des eurasiatischen Kontinents, sondern des Erdballs werden. Noch verschwindet der Haß der Gelben gegen abendländischen Dünkel und Machtgier hinter der undurchdringlichen Maske des Asiaten. Kaltlächelnd gewährt man den in viele Lager gespaltenen Fremdmächten sogar hier und da noch kurzlebige Vorteile, aber nur um desto sicherer das unverrückbare Ziel der Befreiung zu erreichen. Die Politik des divide et impera in Asien ist wohl vorbei. Der Asiate hat die Gabe, warten zu können, aber er rüstet jetzt zum Zuschlagen, und wenn er zuschlägt, ist er seines Erfolges sicher. Die japanische Politik muß ihrer geopolitischen Lage nach einen Vielfrontenkrieg führen. Japan, dessen Macht heute so groß ist wie noch nie, ringt mit der Zukunft inmitten eines Kraftfeldes der verschiedensten Strömungen, ausgehend von den Vereinigten Staaten, vom englischen Kolonialreich und von Rußland. Trotz der ungeheuren Wucht, die in der Einheit von Staat und fanatischem Glauben an Japans Weltsendung hinter allen Plänen und Taten steht, ist die Gefahr der Überspannung der Kräfte für Japan nicht zu unterschätzen. Mit großer Umsicht hat deshalb Japan seine Bastionen vorgeschoben, um die Gefahr des Überrumpeltwerdens zu bannen. In dem Ausbau der Karolinen, der Marschall- und der Bonin-Inseln hat Japan sich eine unangreifbare Sperrkette zur See geschaffen. In den Malaienstaaten mehrt sich der Einfluß japanischer Kaufleute ebenso wie in Siam und Niederländisch-Indien. Auch für die Verhältnisse an der jenseitigen Grenze seines Gegenspielers Rußland hat Japan Interesse, wie die ausgedehnten Studienreisen japanischer Generalstäbler in den baltischen Randstaaten und Finnland beweisen. Südamerika öffnet seine Tore japanischer Ein-

wanderung und japanischem Einfluß. In Abessinien und der Türkei entstehen japanische Baumwollpflanzungen. Eine japanische Militärmission reorganisiert Abessiniens Armee, und auf japanischen Werften werden neue Kriegsschiffe für die Türkei gebaut. All das bereitet schon die zweite Etappe des Kampfes um Großasien vor.

Das erste Ziel Japans liegt aber in einem Ausgleich auf dem asiatischen Kontinent. Erst dann wird Japan den Weg beschreiten, den seine Natur ihn zwingend weist, es wird nach Süden, in die Südsee vorstoßen und vielleicht über den Pazifischen Ozean hinübergreifen. Im Süden locken die Rohstoffe Niederländisch-Indiens und der brachliegende Lebensraum des australischen Kontinents, und Kalifornien, Mexiko und Südamerika haben Überfluß an Siedlungsland, dessen natürliche Bedingungen der japanischen Rasse zusagen.

Nachdem die erste große Aufgabe damit in Angriff genommen ist, daß durch den Vorstoß nach Ostturkestan China von Rußland gelöst wird, muß die nächste Etappe die friedliche Einigung sein. Nur dann werden die seit einiger Zeit von Japan aufgezogenen Panasiatischen Konferenzen wirkliche Arbeit im Sinne der Verwirklichung Panasiens leisten können.

Nachdem im November 1933 in Dairen eine große Panasienkonferenz getagt hatte, trat Ende Mai 1934 die Jungasiatische Bewegung schon wieder zu einem bedeutungsvollen Kongreß zusammen, auf dem als Vertreter Sibiriens auch zwei „Weißrussen" teilnahmen. Es wurde u. a. beschlossen, in Tokio in einem zu bauenden „Haus Asiens" einen Sammelpunkt der panasiatischen Bewegung zu schaffen.

Die panasiatischen Konferenzen bezwecken zunächst Austilgung der zwischen den Völkern der gelben Rasse bestehenden Streitigkeiten. Weiter Schaffung eines Wirtschaftsblockes, der die Unabhängigkeit von den kapitalistischen Westmächten und Amerika bringen soll. Endlich sollen sie die Schaffung eines asiatischen Völkerbundes vorbereiten.

Dieser neue Völkerbund soll die Genfer Erfahrungen verwerten und die Genfer Fehler vermeiden. Seine Verwirklichung scheint vorläufig noch Zukunftsmusik zu sein. Eine Blockbildung — sei sie wirtschaftlich oder politisch — ist noch kein Völkerbund. Die Möglichkeit eines asiatischen Wirtschaftsblockes ist in absehbarer Zeit durchaus gegeben. Aber daß Japan sich mit den kleinen asiatischen Staaten als gleichberechtigten Mitgliedern an einen Völkerbundstisch setzt, erscheint noch unwahrscheinlich. Die Werbekraft, die der Genfer Völkerbundsidee einst eigen war, besitzt der japanische Plan eines asiatischen Völkerbundes noch nicht, wenn auch fast alle Staaten Asiens auf dem letzten Panasienkongreß vertreten waren. Aber das Bewußtsein, im eigenen Hause zu sein, gibt der Idee eine nicht zu unterschätzende Kraft und läßt ihre Verwirklichung möglich erscheinen.

Der Weg zum asiatischen Völkerbund könnte etwa so aussehen: Japan trachtet zunächst danach, den Betätigungsdrang der revolutionären Jungasiaten auf wirt-

schaftliches Gebiet abzulenken und die Schaffung eines asiatischen Wirtschaftsblockes zu erreichen. Damit würde den Fremdmächten der Todesstreich versetzt und die Rückgewinnung der entrissenen Randgebiete des Kontinents eingeleitet. Eine Verständigung Japans mit China würde das Reich der Mitte seiner naturgegebenen Bestimmung zuführen: China, „das Zentrum der Beharrung", würde zum ruhenden Pol in der panasiatischen Bewegung und das uralte Kulturland um den Jangtse-Fluß wiederum zu einem Weltmittelpunkt. Japan, „das Element der Bewegung" und der Tatkraft im asiatischen Raum würde in der Form von Schutz- oder Finanzfreundschaften die kleineren Staaten Asiens um sich scharen. Wenn diese Staaten durch solchen Rückhalt sich innerlich gefestigt und gegen Fremdeinflüsse stark gemacht hätten, würde dieses System von Schutzfreundschaften allmählich in ein völkerbundähnliches Gebilde umgewandelt werden. Wie dieser Völkerbund im einzelnen aussehen würde, ob Japan sich seine Vormachtstellung durch ein nach dem politischen Gewicht abgestuftes Stimmrecht garantieren lassen würde, oder ob man das Genfer System der verschiedenartigen Ratssitze in Verbindung mit einer besonderen Bündnispolitik wählen würde, läßt sich heute noch nicht sagen.

Der schlagwortähnliche Gebrauch des Wortes Panasien in ständiger Verbindung mit Japan hat eine Verengerung des Begriffs und eine Beschränkung auf Ost- und Mittelasien mit sich gebracht. Der eben angedeutete Völkerbund müßte ein „allasiatischer" sein und nicht nur die kleinen „Panideen" jenseits des Himalaja, sondern auch das „Turanische Ideal" Kemal Paschas einschließen. Die Tatsache, daß Japan die türkische Flotte neu baut und China die seit dem Jahre 641 n. Chr. unterbrochenen diplomatischen Beziehungen zu Persien wieder aufgenommen hat, zeigt, daß Ansätze und Anfänge zu „Allasien" sich schon anzubahnen beginnen.

Eine wesentliche Frage ist, soll und kann Sowjetrußland in den asiatischen Völkerbund kommen? Antwort: Rußland nicht, Sowjetrußland schon gar nicht. Rußland ist nicht Asien. Mit Recht verlegt Stegemann die Grenze Europas vom Ural an die Westgrenze der Sowjetunion, aber mit demselben Recht ziehen wir die Grenze Asiens dort, wo das Gebiet der Mongolen endet.

Russisch-Turkestan, der äußeren Mongolei und Teilen Sibiriens steht der Weg in den asiatischen Völkerbund offen, Sowjetrußland nicht.

Ganz kurz sei zum Schluß noch Deutschlands Stellung zum Panasiatischen Problem erwähnt. Die Zeit des „Germans to the front" ist vorüber. Wir schlagen keine Schlachten mehr für England und andere. Wir haben keinen Anlaß, uns aus ebenso falscher wie selbstmörderischer Gefühlspolitik in die Reihen der weißen Kolonialmächte zu stellen! Wir wollen uns den großen Vorzug wahren, daß unsere Beziehungen zu China und Japan keinerlei imperialistischen Beigeschmack haben. Auch zur Zeit, als wir noch Tsingtau besaßen, gehörten wir nicht zu jenen Großräubern, die sich hinter dem Schlagwort von der „Offenen Tür" verbargen. Die Großmächte Europas (und Amerika) sind im Fernen Osten und damit auf dem

Erdball nicht mehr die Herren der Entscheidungen, im Gegenteil, sie wollen von ihrem einstigen Schüler Japan lernen, um den Lebenskampf für ihre Völker zu bestehen. Aber nicht geeint, sondern in kaufmännischer Selbstsucht jeder für sich. Deutschlands Beziehungen zu China wie zu Japan sind in jeder Weise gute. Wir haben in unserer Fernostpolitik schmerzliche Erfahrungen hinter uns, um so mehr Anlaß haben wir, in Zukunft den Weg aufrichtiger Freundschaft zu China und Japan zu verfolgen, und um so weniger Anlaß haben wir, uns vor den Wagen der „Sieger von Versailles" spannen zu lassen.

In unserer Stellungnahme zu Japan und China darf aber auch Rußland nicht unberücksichtigt bleiben. Es ist Zeit, zur Politik Brockdorff-Rantzaus zurückzukehren, ehe ein enges Bündnis Rußland—Frankreich unsere Ostpolitik wieder zurückwirft, denn da Polens Ausdehnungsdrang nach Osten besonders stark ist, könnte ein französisch-russisches Bündnis die Polen wieder mehr an die Seite Frankreichs zwingen.

Heute schon ist jeder vierte Mensch, in wenigen Jahrzehnten wird jeder dritte Erdbewohner Angehöriger der gelben Rasse sein. Wenn dann diese Rasse unter der starken Führung Japans steht, mögen die Mächte, die glaubten, in Versailles ein neues Weltbild schaffen zu können, sich hüten, daß ihre Welt nicht zum unbeachtlichen Nebenschauplatz herabgesunken ist, wenn im Fernen Osten die Entscheidung um die Herrschaft des Erdballs fällt.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Vor einunddreißig Jahren klangen Schüsse durch Belgrad. Junge serbische Offiziere beseitigten Alexander Obrenowitsch, den „Platzhalter Österreichs" auf dem serbischen Thron. Alexander Karageorgewitsch wurde zum Erben eines Thrones. Elf Jahre später fielen die Schüsse von Sarajevo, gefeuert von der gleichen „Schwarzen Hand", die den Dynastiewechsel herbeigeführt hatte, 1914 aber im Gegensatz zu dem Kronprinzen und Regenten Alexander stand. Die Schüsse von Sarajevo bedeuten den Anfang vom Ende einer europäischen Ordnung; aber Serbien ist durch sie groß geworden. Nun ist der Träger der südslawischen Einigung das Opfer eines politischen Attentats geworden — eines Attentates, das so reich an Hintergründen ist, wie nur je ein Königsmord. Daß die französische Sûreté die Marseiller Cannebière für einen geeigneten Ort hielt, um einen König zu empfangen, dessen Leben dauernd von Attentaten bedroht war — ist es wirklich nur ein Zeichen der inneren Zersetzung, in der sich Polizei und Justiz der französischen Republik seit langem befinden? Werden die Folgen dieses Versagens damit erledigt sein, daß Chéron und Sarraut zurückgetreten sind? Daß die Waffe der mazedonischen Organisation gegen den Vertreter der südslawischen Gesamtidee erhoben wurde,

der den Versuch eines Ausgleichs mit Bulgarien zu einem gewissen Abschluß gebracht hatte, konnte fast erwartet werden. Aber wer sind die letzten Träger der kroatischen Emigration, die den Mazedonier ausgerüstet hat? Woher stammen die Waffen, woher stammen die Geldmittel? Fragen ohne Antwort, gefährliche Fragen... Immerhin — wir könnten uns denken, daß in diesen Tagen wieder einmal jenes ewige Gespräch geführt wird, das Schiller am Ende seines Wallensteins zwischen Butler und Octavio Piccolomini geschehen läßt. Es ist italienische Staatsmaxime der Renaissance, die von Octavio Piccolomini vertreten wird...

Die letzten Hintergründe werden im Dunkel bleiben; je mehr das geschieht, desto weniger ist es heute schon möglich, die Folgen des Marseiller Attentates abzusehen. Wo es um die Frage des persönlichen Gewichtes eines ersetzbaren oder unersetzlichen Menschen geht, hat die Prognose zu schweigen. Aber gerade ein solcher Augenblick kann Veranlassung geben, die Mächte der Dauer zu prüfen, die jenseits des persönlichen Schicksals wirksam sind. Wir werden diese seltsame Verknüpfung und diesen seltsamen Gegensatz zwischen Persönlichkeitswert und unsichtbaren Dauerkräften nicht nur am Fall des Königs Alexander und an dem seines Gastgebers Barthou zu beobachten haben, sondern auch an dem weniger tragischen des Generals Batet, der als Katalane das Schicksal Kataloniens gegen Katalonien entschieden hat. Der spanische Revolutionsversuch steht an geschichtlicher Bedeutung neben, nicht hinter dem Marseiller Attentat...

Alexander von Südslawien hatte eine schwere und eine reiche Erbschaft zu verwalten. Hinter sich ein Mindestmaß an gefestigter Tradition; eine Dynastie, die sich das Ansehen einer Dynastie nach innen wie nach außen erst erkämpfen mußte; ein Reich, das alles andere war als eine Einheit; ein Volk, das erst aus Stämmen bestand. Vor sich die Aufgabe, nicht nur einen modernen Staat zu schaffen, sondern ein Volkstum zusammenwachsen zu lassen; außenpolitisch: einen Ring von möglichen Feinden auseinanderzuhalten. Alexander von Südslawien hat in fünfzehn Jahren seiner Nachkriegsherrschaft, vor allem in den letzten fünf Jahren einer fast absoluten Königsgewalt bewiesen, daß er ein König war, der zu herrschen wußte. Es ist seine Leistung und seine Tragik gewesen, daß er vielleicht der erste Serbe war, der wirklich zum Südslawen geworden war. Es ist nicht das Ziel seiner Diktatur gewesen, durch Unterdrückung der anderen Stämme die großserbische Herrschaft zu verewigen. Aber er war der erste Außenpolitiker seines Staates, und wußte besser als die meisten, daß unter den außenpolitischen Verhältnissen, wie sie zwischen Italien, Ungarn und Bulgarien gegeben waren, der Weg zur Föderation ohne straffe Zentralgewalt sehr leicht der Weg zur völligen Auflösung des Staates hätte werden können. Außerordentlich waren die Gegensätze, die er zu binden hatte. Gewiß — Serben und Mazedonier auf der einen, Bosniaken, Kroaten, Dalmatiner und Slowenen auf der anderen Seite entstammen einer vielleicht gemeinsamen, vielleicht nahe verwandten Grundmasse: überwiegend dinarisch-illyrischer Abkunft, romani-

siert, dann slawisiert, mit mancherlei Beimischung versehen, aber doch im ganzen ähnlichen Stammes und ähnlicher Sprache. Doch das historische Bewußtsein, das religiöse und kulturelle Erlebnis geht weit auseinander. Der Nordwesten des Reiches hat seine Geschichte der letzten Jahrhunderte gemeinsam mit Deutschen, Ungarn und Italienern erlebt; verbunden mit dem katholisch-mitteleuropäischen Kreis. In Serbien herrscht kyrillische Schrift und byzantinischer Glaube — jahrhundertelang durch türkische Herrschaft verdeckt. Mitten durch das heutige Südslawien hindurch geht die alte Grenze zwischen Osten und Westen, als Grenze der Schrift und des Glaubens, der Wirtschaft und der Kultur, nur nicht des Stammes und der Sprache. Eine gewaltige Aufgabe, diese Schranken zu überwinden! Gewiß eine Aufgabe, die nicht auf einen einzigen Anlauf gelöst werden kann. Hier aber liegt die Frage an die Zukunft: Wird der Regentschaftsrat, der Alexanders Erbe anzutreten hat, den klaren und eindeutigen Kurs mit der gleichen Kraft zu steuern imstande sein, die den Ermordeten ausgezeichnet hat? Alexander war im Begriff gewesen, in konstruktiver politischer Arbeit hinauszugreifen über den Rahmen seines Staates: der Balkanpakt, der begonnene Ausgleich mit Bulgarien zeigen, in welcher Richtung. Werden die Erben dazu die Kraft haben? Oder werden sie gezwungen sein, an zentrifugale Kräfte im Inneren Konzessionen zu machen — Konzessionen, die unfreundlichen Nachbarn die Gelegenheit geben könnten, ihre schon halb begrabenen Hoffnungen wieder aufleben zu lassen. Ist Belgrad aus einem Stützpunkt sicherer Ordnung wieder zu einem Gefahrenpunkt geworden? Niemand kann heute schon eine Antwort geben: aber diese Unmöglichkeit bringt ein neues Element der Unsicherheit, des Hin- und Hergleitens in die Gesamtlage der europäischen Politik. Der Versuch Louis Barthous, mit den Mitteln einer Bündnispolitik von vor dem Kriege die „Sicherheit" zu stabilisieren, ist im Augenblick seines eigenen Todes gescheitert — wenn er nicht schon vorher zum Scheitern verurteilt war. Doumergue und Laval werden andere Pläne durchführen müssen, selbst wenn sie glauben, das Erbe Barthous zu verteidigen. Es ist vielleicht ein Symbol, daß in den gleichen Tagen auch Poincaré gestorben ist...

Die Ereignisse von Marseille haben im Bewußtsein der europäischen Völker einen so wichtigen Platz, daß darüber Ereignisse von gleicher Bedeutung ungebührlich in den Hintergrund getreten sind. Nur wenige sind sich darüber klar, daß die Entschlossenheit des Kommandierenden Generals in Barcelona nicht nur Spanien, sondern auch Europa vor Gefahren bewahrt hat, deren Bedeutung gar nicht abzusehen war. Hätte sich General Batet auf die Seite der katalanischen Revolution geschlagen, hätte die spanische Regierung in Madrid vor der Notwendigkeit gestanden, kastilische Truppen oder die Fremdenlegion aus Marokko in Barcelona einzusetzen, dann konnte daraus Finis Hispaniae werden. Die europäische Gefahr aber lag darin, daß sich bei der nunmehr niedergeschlagenen spanischen Revolution zwei völlig verschiedene Bewegungen verbunden hatten: auf der einen Seite die allgemein revolu-

tionäre, sozial-radikale, mit stark anarchistischen Tendenzen, auf der anderen Seite die regionalistische, die wiederum in sich keine Einheit ist, sondern sich aus recht verschiedenen Einzelbewegungen zusammensetzt. Die Unabhängigkeitsbewegung Kataloniens ist in ihrer Zielrichtung, ihrer völkischen und sozialen Struktur etwas sehr Verschiedenes von der Bewegung der Baskischen Provinzen; beide wollten nur die Mittel, keineswegs die Ziele gemeinsam haben mit der unter starken Einflüssen des neuen Völkerbundsmitgliedes Rußland geleiteten linksradikalen Revolution, die für Fragen der föderativen Gliederung an sich natürlich nicht das geringste Interesse hat. Die Gefahr bestand, daß die beiden, einander fremden Bewegungen sich in dem gemeinsamen Ziele gefunden hätten, die gemäßigt konservative Regierung Lerroux zu stürzen; hätten sie es erreicht, so wäre Spanien einem Bürgerkrieg verfallen, aus dem sich alles, aber auch alles hätte ergeben können. Vor dieser Möglichkeit sind Spanien und Europa durch das energische Eingreifen des Generals Batet in Barcelona bewahrt geblieben. Die katalanische Revolution wurde nach wenigen Stunden unterdrückt; die Madrider Regierung konnte darauf ihre ganze Aufmerksamkeit gegen die radikale Linke wenden; die vor allem mit Hilfe der armen Bergarbeiter Asturiens ein erbittertes Rückzugsgefecht geliefert hat; die baskischen Gebiete sind so gut wie ruhig geblieben. Die Härte und Grausamkeit der asturischen Kämpfe um Oviedo bleibt ein Zeugnis für das, was in ganz Spanien hätte geschehen können. Das Ergebnis des Revolutionsversuches ist nun ein Doppeltes: Die Aussichten eines bolschewistischen Umsturzes in der südwestlichen Ecke Europas haben sich entscheidend vermindert; der Regionalismus ist geschlagen worden; Barcelona wird vielleicht wieder auf Jahrzehnte Gelegenheit haben, darüber nachzudenken, warum man durch einen leichtfertigen separatistischen Versuch die mühsam gewonnene Autonomie gefährdet, wo nicht zerschlagen hat. Wie weit die Madrider Regierung das katalanische Statut beachten oder nicht beachten wird, läßt sich noch nicht übersehen. Gewiß wird eine erhebliche Minderung der katalanischen Sonderrechte das Ergebnis dieses kurzlebigen Aufstandes sein.

Neben den beiden großen mediterranen Sturmzentren der letzten Wochen verzeichnen wir ein Gebiet kleinerer Störungen an der Schwelle zwischen Ost- und Westmittelmeer. Die englische Regierung geht in der Behandlung der maltesischen Sprachenfrage folgerichtig ihren Weg — indem sie das Italienische der maltesischen Oberschicht planmäßig durch die maltesische Volkssprache verdrängen läßt. Das Verfahren läßt sich aus den besonderen Verhältnissen der Inselgruppe durchaus rechtfertigen; daß mit der Verselbständigung des maltesischen Volkstums gegenüber Italien zugleich eine Sicherung gegen alle Versuche der Irredentabildung geschaffen wird — das wird in England nicht ausgesprochen. Die italienische Presse protestiert gegen das britische Vorgehen mit einer Heftigkeit der Sprache, die sonst gegen England nicht angewandt wird. In England ist man sehr viel höflicher, und erinnert Italien daran, wie man die Slowenen und die Deutschen der Alpenländer

behandle; dabei seien das geschlossene und bodenfeste Volksgruppen, während es sich in Malta um eine herrschsüchtige italienische Oberschicht handle, die den Wunsch habe, das maltesische Volkstum zu vernichten... Ein reizvoller Zwist — der seinen Hintergrund in der seestrategischen Lage um Malta sowohl vor Sizilien, wie vor Tunis, und außerdem in den schwebenden nordafrikanischen Kolonialverhandlungen hat. Kleine Störungen im antirevisionistischen Orchester — vernehmbar genug für das geübte Ohr!

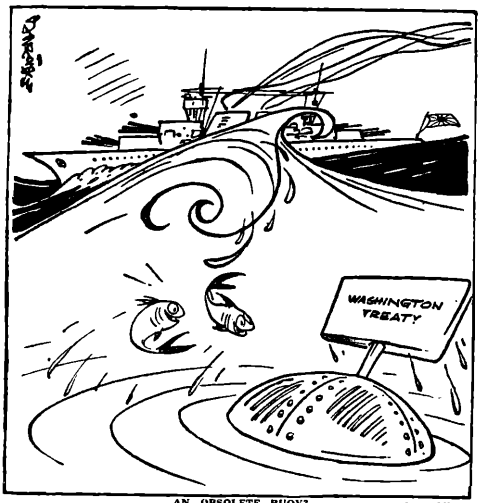
Einen sehr vernehmlichen Mißklang aber leistet sich Belgien. Dort hat der Generalstabschef Nuyten den Versuch gemacht, auf dem Weg über ein der belgischen Lage gemässes Verteidigungsprogramm zur belgischen Neutralität zurückzufinden. Er hat diesen Versuch mit seinem Rücktritt bezahlt. Der Kriegsminister Dévèze, ein starrer Anhänger des französischen Militärbundes, hat noch einmal den Sieg davongetragen. Von Abrüstung ist nirgends mehr die Rede. Als letzte der großen Mächte tritt nun auch England in die Reihe derer, die aufrüsten — auf dem letzten konservativen Parteitag in Bristol, dessen wichtigste Abstimmung freilich über die indische Reform ging, eine verschärfte Diehard-Haltung verkündigend, hat sich der Schatzkanzler Chamberlain das einstimmige Versprechen geben lassen, daß niemand über erhöhte oder nicht gesenkte Steuern klagen dürfe, wenn Millionen für die Rüstung verwandt werden müssen. England hat nicht die Absicht, abzudanken: Das beweist auf anderem Gebiet auch der Stapellauf der „Queen Mary", des neuen atlantischen Riesendampfers, der demnächst ein Schwesterschiff erhalten soll. Auch die Diplomatie wird im nächsten Jahre im Zeichen der Flotte stehen: die Vorverhandlungen der großen Konferenz werden allenthalben spürbar. Man wird die Rückwirkungen sehr aufmerksam verfolgen müssen! Empire-Wirtschaftspolitik ist ein anderes wichtiges Gebiet, auf dem neue Entscheidungen heranreifen. Textilverhandlungen mit Australien, Elliots Agrarpolitik, aber auch Edens skandinavische Reise gehören hier vermerkt.

In den Vereinigten Staaten ist eine Periode großer Arbeitskonflikte mit Mühe und nicht ohne verbleibendes Unbehagen beendet worden. Die Binnenstruktur der großen Kontinentalmacht ist gefährdet und unsicher; „recovery" etwas im höchsten Maße Ungewisses. Ein Vorgang aber verdient, besonders festgehalten zu werden: Die unvorsichtige Untersuchung der Rüstungsindustrie, die von einigen kühnen und gottesfürchtigen Senatoren unternommen worden ist. Was bei dieser Gelegenheit an Tatsachen offenbart worden ist, war dem Wissenden kaum mehr als eine Bestätigung — dem Ahnungslosen muß es als tiefer Schrecken in die Glieder gefahren sein. Ob man den Mut haben wird, die nunmehr vertagte Untersuchung fortzuführen, erscheint uns zweifelhaft: die internationale Korruptionsgemeinschaft der amerikanisch-englisch-französisch-tschechischen Rüstungsindustrie wird alles daran setzen, weitere Aufklärung zu verhindern. Ein wunderbares Geschäft: an der Vernichtung fremden Lebens eine fette Dividende zu verdienen! Ohne Rücksicht

auf alles, was den Völkern heilig ist, werden Kriege vorbereitet und verlängert, Revolutionen angezettelt, Bürgerkriege gefördert. Man teilt die Welt in Lieferungen auf, ist auf beste Weise kartelliert, und meldet, „daß das Geschäft sich belebt", wenn man Bolivien und Paraguay, Kolumbien und Peru gegeneinander gestachelt hat, wenn man einen kleinen arabischen Krieg „erzielt", oder durch geschickt verteilte Waffenlieferung die Befriedung des mittleren China verhindert. Was für ein herrliches Geschäft erst ein neuer Weltkrieg wäre — man schmunzelt noch in Gedanken an den letzten —, das verschweigt man lieber; aber man schmunzelt sich zu; und die Aktien ziehen an. Wir bitten unsere Leser, sich diese amerikanischen Berichte so gründlich wie möglich anzusehen: in ihnen steckt das nüchternste und furchtbarste Urteil über die gesamte Politik der Westmächte — greifbar für jeden, der nüchterne Zahlen und zynische Reden zu deuten versteht. Abrüstung...

Im Lichte dieser Tatsachen wollen die inneren und äußeren Vorgänge der kleineren latein-amerikanischen Staaten gesehen sein (von manchen Teilen Europas und Asiens ganz zu schweigen) — ob es nun um den Chaco oder um den oberen Amazonas gehen möge. Daher aber versteht man auch die Haltung anderer selbstbewußterer Mächte, wie Brasilien und Mexiko, die wenigstens den Versuch machen, durch eine straffe, fremdenfeindliche Gesetzgebung einen Teil des bedrohlichen Einflusses auszuschalten. Ein Versuch, der freilich hier wie dort nur sehr unvollkommen gelingt, und im übrigen häufig genug die Unschuldigen trifft. Was hilft gegenüber der Macht des Rüstungsdollars das wohlmeinende Zurückweichen der offiziellen USA.-Politik etwa aus dem karibischen Raum, zu dem neuerdings der Gegenseitigkeitsvertrag mit Kuba und der Verzicht auf die Bahia-Honda-Rechte gehört (Guantanamo freilich wird behalten). Wie neugewonnene Scheinfreiheit von Kleinmächten benutzt wird, dafür gibt der Streit zwischen Kuba und Haiti um die Auslieferung Machados ein ergötzliches Beispiel. Verschiedenheit der Maßstäbe — die immer wieder zu der Frage führt: Was ist Souveränität? Einmal im Geist von Wilhelm Busch gedacht: Gehört der Hund dem Herrn, oder der Herr dem Hund? Zum Ernst zurückgekehrt: Souverän ist, wer tun kann, was er will. Welche der großen Mächte ist in diesem Sinne souverän? Etwa das Britische Reich? — Unsere Leser erinnern sich wohl jener Spottzeichnung aus Fern-Ost (XI, 1934, Heft 9, S. 567), darin der Löwenschweif um die ganze Welt verwickelt ist. Etwa die Sowjetunion, die sich nun in Genf als Mitglied des Roten Kreuzes aufnehmen läßt — zu gleicher Zeit bemüht, zu verheimlichen, daß im Vorjahr Millionen von Menschen ihres Bereiches verhungert sind — und daß in diesem Jahre wieder Millionen verhungern werden? Isolierbar ist heute nichts mehr auf der Erde; aber man muß sich darüber klar sein, daß der gleiche Vorgang, der in großer weltpolitischer Rechnung ein kleines Ausgleichsgewicht bedeutet, an Ort und Stelle Tod oder Leben bedeuten kann. Der gleiche Litwinow, der vor der Genfer Schwelle warten mußte wird Präsident des Völkerbundrates sein, wenn über die Saar entschieden wird.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum



Ist die Warnungsboje wirklich wertlos?

„Die Flottenkonferenz von 1935 wirft ihren Schatten voraus" — so beginnt „Het Vaderland" (Sonntag, 7. 10. 1934) eine recht vernünftige Auslandübersicht, die sich hauptsächlich mit indopazifischen Angelegenheiten beschäftigt. In welcher Hauptrichtung der Schatten fällt, zeigt die Spottzeichnung der Kopfleiste. Aber die ganze Schlagzeilensammlung über diesem Aufsatz ist zugleich eine Sammlung vorausgeworfener Schatten für 1935. Ein besonders dicker fehlt sogar: das neue indische Verfassungsgesetz — mit seiner kritischen Novemberaufnahme in Indien und England —, das für die nächsten drei Monate dem großen Nachbarn der Niederlande zwischen Rhein und Dovercliff — wie Baldwin sagte —, seiner Nahgrenzkampfzone, genug zu denken geben wird.

Sehen wir doch die Überschriften von „Het Vaderland" genauer an: „Japan und die bevorstehenden Flottenbesprechungen" — (des Oktober). — „Der Streit in Tokyo zwischen der traditionellen Außenpolitik und den Soldaten." — „Elementarbewegung gegen Kapitalismus und Verwestlichung." — „Einfluß des Kommunismus und der europäischen Revolutionäre." — „Die veränderte Weltlage." — „Japans schwache Stelle: die Luftfahrt!" — „Das Ergebnis des amerikanisch-russischen Zusammenwirkens" (von den Niederlanden mit einem trockenen, einem nassen Auge gesehen!) — „Für den Augenblick hat die Friedenspolitik in Tokyo die Leitung übernommen" (die Oberhand!?).

Das ist in der Tat der Kern der Vorgänge; die Niederländer haben recht, wenn sie in den jähen Machtumschwüngen in Japan zwischen Außenamt, Kriegsamt und Marine Symptome der ungeheuren inneren Spannungen sehen, unter denen Japan zittert. „Es geht um den ganzen Volksbestand — nicht um eine Einzelkrise oder gar eine vereinzelte Richtungsänderung." — Richtig! — Auch bei uns!

Als Friedenszeichen wertet die scharfäugige niederländische Beobachtung vor allem den Erfolg der Verkaufsverhandlungen der ostchinesischen Bahn und die britische Handels- und Industriemission unter Lord Barnby mit seinem Stab, endlich die gemeinsame Furcht von London und Paris vor einem fernöstlichen Zu-

sammenstoß. Die Niederlande brauchen ja bloß die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung von 1930 in Java und Madura und den „Buitengewesten" (Außen-Besitzungen) sinnend zu betrachten, um zu wissen, warum sie an dieser Furcht teilhaben.

Wir rufen den Lesern nur einige verfängliche Zahlen daraus ins Gedächtnis: auf Java und Madura allein fast 41 Millionen, in zehn Jahren um mehr als 6 vermehrt. Darüber ganze 102 000 weiße Männer, rund 194 000 Weiße überhaupt, aber 584 000 Chinesen und über 52 000 sonstige Ostasiaten; in der Umgebung von Batavia aber fast 12% Chinesen.

Die Volksdichte der Niederlande war rund 226 auf dem Quadratkilometer, Javas aber 315, des ganzen Kolonialreichs nur rund 20! Wie wirkt da allein ein Blick auf die Volksverteilungskarte des 2. Teils, der Außenlande mit ihrer unzulänglichen Erschließung, mit ihren rund 19 Millionen, nur von wenig mehr als 48 000 Europäern zusammengehalten, von 650 000 Chinesen und 36 000 anderen Ostasiaten durchsetzt. Dabei sagt der Durchschnittsvolksdruck — von 1920 bis 1930 von 26 auf 32 gestiegen — wegen der höchst ungleichmäßigen Verteilung so gut wie nichts aus, wenn man nicht die Volksdruckkarte daneben hält; ein typisches Beispiel für die Wertlosigkeit rein statistischer, zahlenmäßiger Darstellung, wo nicht das Gefühl für die lebendige Wuchtverteilung dazukommt.

Daher die Hellhörigkeit gerade der Niederlande für das An- und Abschwellen pazifischer Spannungen, deren Opfer bei Ausbrüchen ihr wertvoller Kolonialbesitz in erster Linie werden könnte.

Bedienen wir uns also mit vollem Recht guter niederländischer Brillen zum Betrachten der fernöstlichen Gesamtlage, so können wir es den Chinesen nicht verargen, wenn sie japanische Brillen für britische Augen rechtzeitig bekanntgeben, wie das etwa in „The People's Tribune" (Bd. 7, Nr. 5 vom 1. 9. 1934, S. 185 bis 189) geschieht.

Das weiß jeder Kundige, daß im Fernen Osten im allgemeinen der fremde Beschauer — auch wenn er recht landeskundig ist — nur sieht, was man ihn sehen lassen will, und daß er das übrige zwischen den Zeilen lesen muß. Das gilt, ob die Brillen von Japanern, Chinesen, Sowjetrussen oder anderen Kolonialmächten vorgehalten werden — wenn es auch hart ist, daß Tang Leang Li und Quo Tai chi die Sendung Lord Barnbys und seiner Mannen gleich als das „jüngste Globetrotterpiknik" bezeichnet. Wo blieb ein gleich hartes Urteil etwa für die Völkerbundskommission in der Mandschurei? — so lange man glaubte, daß sie für China günstiger aussagen werde?

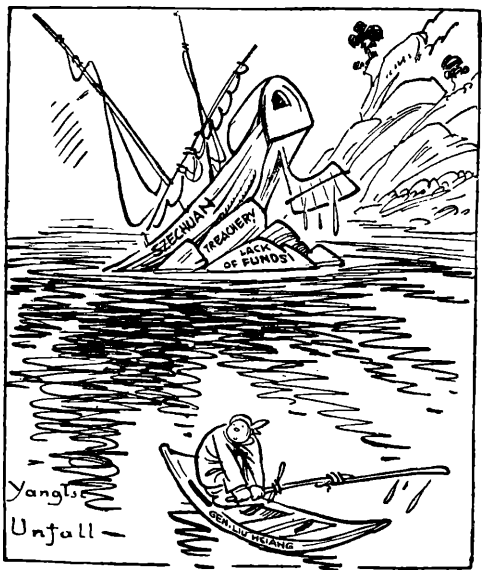
Ist man in Shanghai mit Recht betrübt darüber, daß Lord Barnby einem japanischen Journalisten sagt: „In unserm gemeinsamen Interesse sollten wir die Mandschurei durch japanische Augen sehen, denn sie verstehen am meisten davon; und wo immer wir Kooperationsmöglichkeiten örtlicher Art bei der Entwicklung von Manchukuo-Industrien finden, würden wir es gern mit voller Kenntnis und Würdi-

gung Japans tun." Oder: „Wir wissen sehr wenig über Japan und Manchukuo; aber wir sind scharf darauf aus, die Bedingungen dort unter Führung und freundlicher Hilfe der japanischen Regierung und ihrer Industriellen kennenzulernen."? Hat nicht China auch schon Vielen Brillen vorgehalten?

Niemand, der etwa die Genfer Phraseologie kennt, wird solche freundliche Wendungen allzu buchstäblich nehmen. Aber weiß sich China ganz frei von ähnlicher Schuld?

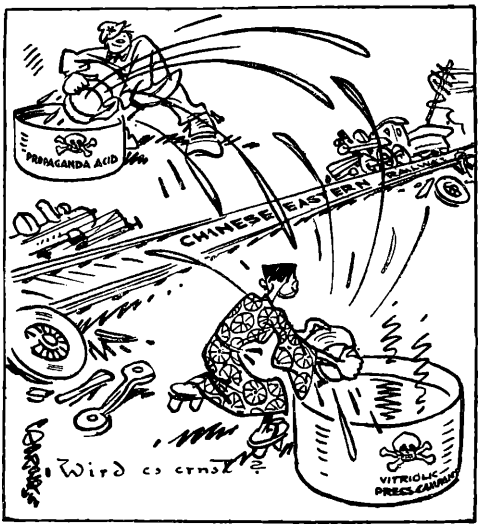
Die Aufschrift: „Starke Waffen und schwache Knie" beleuchtet die Gründe, warum der alte Respekt vor den Fremdmächten fort ist; ein dritter Aufsatz wirft Schlaglichter auf das blühende „Schmuggelwesen", gibt aber zu, daß innerhalb und außerhalb der Mauern gesündigt wird, und daß man namentlich keine Waffen nach China hineinbrächte, wenn nicht die Chinesen dabei helfen, sie brauchen und sogar bezahlen würden. Dabei ist es natürlich Pech, wenn zwei japanische Schlepper gleich mit Werten von einer halben Million Schmuggelgut an Bord aufgegriffen werden oder 22 Zollkutter acht Boote mit japanischer Ware für rund eine halbe Million Goldmark außerhalb von Chingwang-tao aufbringen.

Aber schließlich sind die Japaner die Nächsten am Geschäft; und Fischerflotten verwandeln sich leicht in Träger von höher bezahlten Gütern als die Meeresnahrung. Als Vergeltung hat der revidierte Konstitutionsentwurf der Republik China unter deren Territorialbestand „Chinghai, Liaoning, Kirin, Heilung kiang, Jehol, Charhar, Suiyüan, Ninghsia, Sinkiang, Mongolia, Tibet und andere, ursprünglich von China besessene Flächen" aufgenommen. So besitzt man sie wenigstens auf dem Papier und kann sich daran erfreuen — auch wenn die Länder nicht „gehorsamen". Auch die persönliche Freiheit und Sicherheit ist auf dem Papier ausgezeichnet gewahrt. Wie es in Wirklichkeit damit aussieht, zeigt für den oberen Yangtse Spottbild 2.



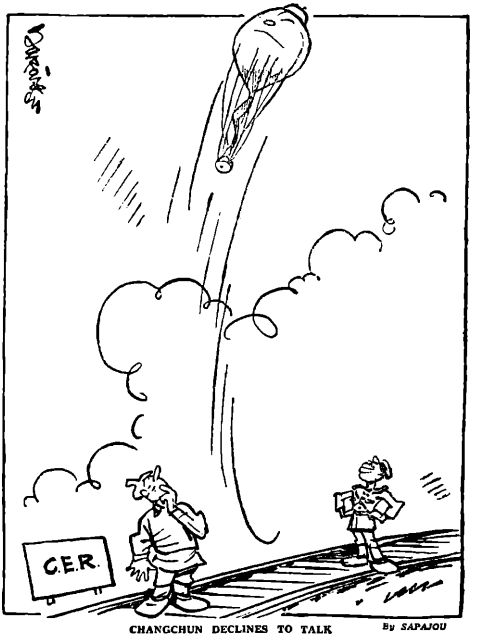
Dabei wäre das große Binnenland Szechuan (Vierstromland) — seit 111 v. Chr. chinesisch durchsiedelt, dann durchdrungen, seit etwa 1280 Westmark des Reichs am tibetanischen Ostabsturz, dann auf ihn hinaufgeschoben — an Selbstgenügen gewöhnt, mindestens von der Größe Deutschlands (566 000 Quadratkilometer) mit vier Fünftel seiner Einwohnerzahl (rund 50 Millionen bei 88 Volksdurchschnitt) nach seiner Natur eines

der standfestesten unter Chinas Ländern. Freilich ist es auch eine Art von Rückzugsgebiet für anderwärts zusammengebrochene politische Größen. Weiter im Norden werden wir uns durch die Folgen der gegenseitigen Anschwärzungsfeldzüge der Japaner und Russen nicht darüber täuschen lassen, daß der Handel um die ostchinesische Bahn dem Abschluß nahe ist (Bild 3), und die dazwischen unter etwas überhöhte Stellung des mandschurischen Kaisertums (Bild 4) durch harte Wirklichkeiten zurückgeführt werden wird. (Siehe Lit.-Bericht ab Nr. 1.)



Aber es ist kein Zweifel, daß der böse Handel um einen geopolitisch zuletzt unhaltbar gewordenen Verlustbetrieb, der einst — 1898 — als großes werbendes imperialistisches Unternehmen zwischen Zarenrußland und China aufgezogen worden war, völkerpsychologisch mehr geschadet hat, als er dem Verlierer, wie dem Erwerber jemals nützen kann.

Es wäre sehr beklagenswert für die ganze Zukunft der weißen Rasse, wenn die unvermeidlich spätestens im November einsetzenden zukunftschweren Verhandlungen zwischen dem britischen Mutterland und Indien in eine ebenso hemmungsvolle Atmosphäre gerieten, wie das Endschicksal der nordmandschurischen Bahn. Welchen Schaden namentlich Verzerrungen durch britische Wahlängste der Konservativen (Bristol; Bericht des „Joint Select Committee") und das indische Kongreß-Wahlgeräufe (um einen etwaigen Führungsverzicht Gandhis, den Hindu-Moslem-Gegensatz, Neuwahlen für die gesetzgebenden Körper) anrichten könnten, davon gibt ein Spottbild Lows über die schwebende Churchill-Meuterei-Film-Aufnahme eine ungefähre Vorstellung. (Bild 5.)



Der „Manchester Guardian" umreißt diese Gefahren in einem geopolitisch groß gesehenen Aufsatz (Manch. Guard. 12. 10. 1934): „The Indian Scene". Wie schwer die streitenden Parteien sich aus rein geopolitischen Gegensätzen verstehen, hilft uns ein zur rechten Zeit erschienenes Buch begreifen (Lit. Ber. Nr. 9). Es ist Professor Bhupal Singh (d. Dyal Singh College, Lahore): „A survey of Anglo-Indian Fiction" (Eine Überschau über die anglo-indische Erzählungsliteratur). Aus diesem Buch geht hervor, wie schwer es selbst Erzähler von solchem Rang, wie Oberst Meadows Taylor („Confessions of a Thug" u. a.) oder Rudyard Kipling haben, mit

ihrer Auffassung indischen Lebens von Menschen ihres Blutes verstanden zu werden, und wie sie andererseits den Indern dennoch „beschränkt auf das, was an der Oberfläche wahrgenommen wird", erscheinen, und zwar gerade da, wo sie das eigentliche indische Leben, nicht nur das ihrer Landsleute in Indien, „streifen", „in ihren Außenbezirken berühren" So Wortlaute von Bhupal Singh, der sich im übrigen für einen Bewunderer Kiplings hält.

Wie viele normale M. P. (member of parliament, Parlamentarier) aber verstehen auch nur die europäische Außenseite Kiplings, geschweige denn seine indische!

Vorläufig streiten sich die indischen Politiker fast, wie die europäischen, über alles und jedes, nicht zuletzt über Gandhis Forderung, daß jedes Kongreßmitglied monatlich 8000 Fuß selbstgesponnenes Garn in ein Depot liefern müsse, wenn er nicht resignieren solle. Würden sie nicht alle einig durch das gemeinsame Ziel des Kampfes gegen einen Diehard-Verfassungsentwurf für Indien? Wie ernst der

Hintergrund der wirtschaftsgeographischen Spannung wegen der Webwareneinfuhr und -ausfuhr ist, läßt das Memorandum der „Cotton Trade League" erkennen, das — bei schwärzester Schilderung der Lage in Lancashire und übersteigerter Verpflichtungen Indiens — als Grundforderungen aufstellt: Fortdauer der Tarifvorteile seit Ottawa und sonst zwischen Großbritannien und Indien; Herabsetzung der indischen Zölle auf britische Webwaren auf 11% Wertzoll (heute 25%, teilweise 30 bis 60%!) und — als Ideal — gegenseitigen Freihandel zwischen Großbritannien und Indien, soweit es die Einnahmeverhältnisse zulassen.

In diese stark örtlich begründeten Anschauungskreise fuhr als störender Blitz der Reisebericht von Wedgwood Benn über seine Eindrücke in Amerika, Japan, China und Sowjetrußland, die ihm anscheinend — trotz strammem, orthodoxem Sozialismus — doch die Augen über manche Folgen der Weltindustrialisierung öffneten.

„Sozialismus sei nicht eine Art von Gefühlsduselei (sentimentalism), sondern müsse sich an die Tatsachen halten."

Eine solche Tatsache schien ihm in Japan, „daß man sich für das Britannien des Ostens halte, dem die Nation zweifellos in der gänzlichen Skrupellosigkeit (ruthlesness) seiner imperialistischen Ausdehnungspolitik gleiche". Böse Beispiele verderben eben gute Sitten!

Besonders betroffen wurde W. B. durch „die Macht, die der Shintokult der japanischen Regierung zur Mobilisierung des Volksdrucks hinter ihr gab". — „Das ist eine Macht, die keine westliche Regierung besaß." W. B. glaubte „nicht viel Anhaltspunkte für einen Haß Amerikas gegen Japan zu finden; die Chinesen waren geduckt, belämmert (cowed); Rußland hätte aus vielen Gründen keinen Wunsch, den Frieden zu brechen. Unter allen Völkern, die sich außerhalb von Wirren halten wollten, seien die Russen in erster Linie". Hört, hört, rief Henderson dazwischen! Aber warum reden dann alle russischen Führer so ganz anders? — „Die Russen gehen in einer Weise darauf aus, ihr Land zu industrialisieren, die England verblüffen würde. Sie haßen den Gedanken, daß so viel Kraft in Kriegsvorbereitungen gesteckt wird." W. B. scheint das zu glauben, was ihm gesagt wurde.

„Es ist nur gerecht (fair), zu sagen, daß sie nicht an Krieg glauben. Aber ich denke doch, es würde ein großer Irrtum sein, zu sehr auf die wirkliche Kraft der pazifistischen Bewegung in der Sowjetunion zu vertrauen." — „Sie sind im Begriff, Sibirien zu industrialisieren. Wo aber Industrie ist, wird Munition gemacht, wenn Gefahr im Verzug ist." Die Herstellung großer Bombenflugzeuge machte ihn doch stutzig, ob alle diese Vorbereitungen nur der Abwehr eines Angriffs gelten. Schließlich wirft man ja auch nicht Bomben auf die Tundra oder eigene Kolonialstädte.

In den Vereinigten Staaten fand er „einen Versuch großen Stils, Erzeugungs- und Verbrauchskraft in Einklang zu bringen. Noch sei es zu früh, Aussagen über

den Ausgang zu machen; aber sicher seien die auf Kampf drängenden Kräfte jetzt viel stärker als bei Roosevelts Beginn; und viele Leute schauten auf die neue Politik als auf einen Schritt zu industriellem Faschismus".

Im Gegensatz dazu seien die japanischen Industriellen von den alten Ideen des Laissez faire laissez aller geleitet und sagten den Westlern: „Wir folgen nur eurem Beispiel und den Lehren eurer Bücher! Warum werft Ihr uns das vor?"

„China könne man noch nicht als industrialisiert bezeichnen; aber es sei viel industrieller Aufbau im Gange, und wenn er für die 400 bis 500 Millionen mit ihrer niederen Lebenshaltung gelänge, was würde der Westen, was würde Japan tun?" —

W. B. müßte doch eigentlich ein Rezept dafür haben!

„In Sowjetrußland sei großer industrieller Aufbau im Gange, und während in Amerika und Japan die Leute unausgesetzt von Erzeugungskontrolle sprachen, um Überangebot hintanzuhalten, war in Rußland jedermann nur auf Produktionsvermehrung aus." W. B.s Eindruck beim Durchreisen war der intensivster Tätigkeit und Anspannung. Immer noch schien ihm der Lebensstand erschreckend tief; „aber das Moskau von heute war doch sehr vorteilhaft verschieden von dem Moskau vor acht Jahren. Wohl verdroß die Reglementierung der öffentlichen Meinung jeden, der großen Wert auf ihre Freiheit legte, aber die Russen schienen ihm eine Art und Weise entdeckt zu haben, in der die menschliche Energie und Anstrengung dem öffentlichen Willen vorgespannt werden können".

Haben wir im letzten Heft den Lesern das frisch erneuerte Weltbild eines großen deutschen Wirtschaftsführers vorgeführt, so glaubten wir ihnen diesmal auch das Wesentliche aus den frischen Weltreiseeindrücken des englischen Arbeiterführers nicht vorenthalten zu dürfen, zumal es sich in manchen Zügen seltsam mit der so ganz anders gewonnenen deutschen Einsicht deckte.

Frei von sonstigen Wehrdoktrinen des Britenreichs ist sicher der junge, tatfrohe südafrikanische Wehrminister Pirow, der die wertlosen Seestreitkräfte Südafrikas bewußt einer energischen Förderung der Luftwehr opferte und diese verdoppelte. Ebenso ersetzte er die teure Spielerei der berittenen Schützenkommandos durch motorisierte Truppenteile im Lande der Kraftwagen. Gilt der Wandel mehr Feinden des Reichs oder der erfolgversprechenden Art und Weise des Niederwerfens farbiger Aufstände, dem Schaffen einer allgemeinen Wehrleistung der Weißen? Jedenfalls steckt Kraft und Selbstbehauptungswille dahinter. —

Was eine scheinbar rein wehrpolitische Einzelmaßregel aber in den Bereich geopolitischer Berichtwürdigkeit erhebt, ist die Abkehr vom ozeanischen Stützpunktdenken, aus dem heraus die Kapkolonie und Natal ursprünglich „weiß" geworden sind. Ozeanopolitik weicht hier dem kontinentalen Wehrgedanken: „Afrika den Afrikaandern", der die Seestreitkräfte vernachlässigt, um die Luftmacht mit ihrer Beherrschungsmöglichkeit weiter Festlandflächen — auch der des einst deut-

schen Südwest! — zu stärken; aber damit führt er auch weg vom Weltreichsgedanken, strebt hin zu einem künftigen eigenstaatlichen Südafrika, dem nur die Zahlenwucht der Schwarzen Pein macht (s. unten).

Auf dieser Linie öffnet freilich auch der „Jahresbericht über wehrwichtige Dienstsachen in Indien, 1933—1934", Simla wertvolle Einblicke, zunächst in die beruhigenden Grenzverteidigungsleistungen der Flugstreitkräfte im Nordwesten. Einen Tropfen im Freudenbecher für Diehards aber bilden die Nachrichten über die Indisierung einer Volldivision von 21 Einheiten und zweier Feldartilleriebrigaden, deren erste nun in Bangalore gebildet ist, in einem Reich, das einst „keinen Farbigen auf der Lokomotive und hinter der Kanone" haben wollte. Nun kommt schon der leichte Tank dazu; und 1934 treten 143 in England ausgebildete indische Offiziere mit „Kings Commission" vollberechtigt in die Reihen. Dazu kommen die Zöglinge der Militärschule von Dehra Dun. Dort drückt sich nur beim Zugang scharf der oft betonte große Unterschied zwischen kriegerischen und unkriegerischen Rassen Indiens aus, z. B. X/33 unter 200 Anwärtern 86 Punjabis, 30 aus den Vereinigten Provinzen, nur 5 aus dem volkreichen Bengalen, 7 aus Madras; im März 1934 unter 91 allein 44 Punjabis; kastenmäßig verteilten sich die Zugänge mit 19 auf die Kshatria (alte Kriegerkaste der Hindu), 18 Muhamedaner, 16 Sikhs und 12 Brahmanen. Keine andere Kaste stellte mehr als 5! Wichtige rassenpolitische Einblicke, wie diese Heeresstatistik, gibt auch: J. Schapera: „Western Civilisation and the Natives of South Africa". London 1934; Routledge & S.: ein Beweis, daß die indische Entwicklung der südafrikanischen zwar im Tempo voraus ist, daß die Frage der wehrpolitischen Einordnung der im wesentlichen farbigen Arbeitsträger des Indiameerreiches in sein Gesamtgefüge aber nirgends in seinem ganzen Umzug leicht genommen werden darf.

Alle Störungen, die im japanischen wehr- und wirtschaftspolitischen Wettbewerb mit den weißen Mächten unliebsam empfunden werden, sind nur ein Vorgeschmack dessen, was von den gelben und braunen Festländern noch kommen kann, wie Wedgwood Benn sehr richtig durchfühlte.

Dieses Vorgefühl füllt die britische Heimat- und Kolonialpresse mit Schlagzeilen wie „The Japanese Worker. Wages and Output" — worunter ein maßvoller Wirtschaftswissenschaftler aus Cambridge, Colin Clark, unter sorgfältiger Ausscheidung aller Valutagaukelspiele und statistischer Störungen, die wirkliche Leistung des britischen und japanischen Arbeiters, namentlich der Webindustrie vergleicht. Er findet, daß der japanische Arbeiter für 66% der Leistung des britischen nur 28% von dessen Lohn, für 90% von dessen Leistung nur 38% von dessen Lohn empfängt und doch dabei bestehen kann, während seine Industrie große Gewinne macht und viel davon wieder in sozialen Einrichtungen investiert.

Von Japan aus gesehen behandelt das Problem Masami Shimoda, Handelsexpert des „Osaka Mainichi", der vier Monate Südsee, Indien, Vorderasien und

Europa vergleichend durchzog und als Ergebnis feststellte: „Britannien sei die Nation, die offensichtlich Japans Erzeugung bekämpfe", während künftiger Fortschritt nur auf die Uneinigkeit und womöglich eine kriegerische Verwicklung Europas zu gründen sei. In Ländern wie Türkei, Syrien, Irak, Palästina könne man nur verkaufen, wenn man auch dort kaufe — immerhin ein Vorteil autarkischen Selbstschutzes! — Der Kampf um Indien spielt eine große Rolle; er liegt auch der zähflüssigen Handelskonferenz zwischen Japan und Niederländisch-Indien bzw. Holland zugrunde, über den die „Deutsche Wacht", Batavia, S. 46/34 ff., eingehend berichtet: „Mit eiserner Konsequenz haben die Japaner den Wirtschaftskrieg in Niederländisch-Indien durchgeführt...", wohin Japan fünfmal mehr ausführte als es abnahm! Halten wir noch Sir John Russels, des berühmten Leiters der landwirtschaftlichen Versuchsstation Rothamsted, Eindrücke über seinen zweimaligen Besuch in Rußland (1930 und 1934) mit einem Aufsatz des „Manchester Guardian", „Japan and the Sowjet" (3. 9. 1934), zusammen, in dem der ganze Groll über die „Kulisse" Manschukuo sich ausdrückt (bankrott, schwach, von Räubern heimgesucht und dennoch Eisenbahnkäufer!), so kommt auch die Fern-Ost-Sorge der Sowjets zum Recht.

Eine aus dem Land herausgeschnittene Eisenbahnzone in Fremdgewalt ist eben ein geopolitischer Unfug und ebenso eine von dem Hinterland abgerissene Küstenprovinz ohne eigene Lebensmöglichkeit. Beides gipfelt in der Lage von Wladiwostok, das natürlich von Japan aus als Ausgangspunkt aller Bedrohung der Lebenszentren des Reichs durch Luftangriffe angesehen wird und dem man deshalb die Lebensnerven, auch der der ostchinesischen Bahn, abzuschneiden sucht. Solche Entwicklungen bahnt man an, wenn man sich mit Wachstumspitzen an fremde Kulturländer heranpirscht, wie Zarenrußland durch das Abreißen der mandschurischen Küste von der Mandschurei, mit dem Handlegen auf Sachalin und Kurilen, den Anschlägen auf Hakodate, Tsushima, Port Lazarew in Korea, Nagasaki, was es in Korea und Liautung fortsetzte und mit der Durchdringung der Mandschurei zu krönen suchte. Wie die Sowjets die Raumerben des Zarentums sind und sich als solche sehr wohl fühlen, wo es ihnen Nutzen bringt, so müssen sie eben auch die zugehörigen Gefahren auf sich nehmen oder allzu heikle Erbschaften liquidieren. „Die Sowjetunion ist weder stark genug noch schwach genug, Japan seinen Weg freizugeben." In diesem Satz des „Manchester Guardian" liegt die herbe geopolitische Wahrheit. „Was immer mit der ostchinesischen Bahn geschehen möge, man wird erwarten dürfen, daß die Sowjetunion das Territorium Rußlands verteidigen wird." Ganz gewiß! Aber was ist wahrhaft „russisches Land"? War es die Mandschurei? War es Sachalin? Waren es die dagegen vertauschten Kurilen? War es das für ein Bettelgeld — kaum ein Zwanzigstel des Preises der ostchinesischen Bahn — verkaufte Aljaska?

Hier also handelt es sich vielleicht eben doch um mögliche Grund- und Boden-

geschäfte, wie sie die Vereinigten Staaten und England so viele gemacht haben, mit einem gewissen politischen Druck dahinter. Aber gerade die Seelenstimmung der Sowjetjugend, wie sie Sir John Russell schildert, „enthusiastisch" und doch mechanisiert, wird vielleicht für große Tauschgeschäfte Verständnis haben, wo sie Kaufgeschäfte als ehrwidrig ablehnt, zumal „eine weitverbreitete Anerkennung der Notwendigkeit des Friedens für die russische Entwicklung" feststellbar war. Ist zwischen England und Rußland aus wilden Gegensätzen, aus Weltrevolutionsfurcht und -freude nüchterne Kooperation geworden — weshalb sollte sie zwischen Sowjets und Japan, zwischen Asiaten unter sich, unmöglich sein?

KARL HAUSHOFER:
Literaturbericht über den indopazifischen Raum

Die Bestinformierten über den indopazifischen Raum sind nicht etwa die Chinesen selbst, Mandschuren, Amerikaner oder Briten, sondern Japaner und Sowjetrussen. Wo Ecksteine ihrer geopolitischen Weistümer zutage treten, da muß man sie in allen Fugen prüfen; und die Bücher, die auf ihnen gründen, sollten auf und auch zwischen den Zeilen gelesen werden. Das verdienen für dieses Jahr:

1. **The South Manchuria Railway:** „Fourth Report on Progress in Manchuria to 1934". Dairen, June 1934. 294 S. Karte der Mandschurei, Straßenkarte, Pläne der Häfen Rashin und Dairen; 24 — allerdings höchst ungleichwertige — Bildtafeln zu je drei Bildern (die aber als Ganzes anthropogeographische Einblicke gewähren, die sonst schwer erreichbar sind).

2. Das **„Manchuria Year Book"** des „East-Asiatic-Economic Investigation Bureau". Tokio, Dez. 1932 ff., mit einer Übersichtskarte, einer hübschen Eisenbahnkarte und wesentlich besserer Bild- und Diagramm-Ausstattung. 530 S. Höchst brauchbare Chronologie des mandschurischen Vorgehens, wenn auch natürlich in japanfreundlicher Färbung.

3. **„Materialien für nationale Kolonial-Probleme"**, Moskau 1934 (Russ.), deren Nr. 1—2 beispielsweise auf schlichtem Papier in einfachem Druck Fundgruben kolonialpolitischen Rohstoffs über China, Persien, die Türkei, Ägypten, Indien, mit einer Bibliographie über den japanischen Imperialismus und Faschismus, enthält, die weithin ihresgleichen sucht. Überhaupt sind die großen weltpolitischen Erfolge der Sowjetbünde gewiß keine glücklichen Zufälle, sondern — neben der Raumwucht ihres Gebietes — aus einer höchst lebendigen Dynamik und einem tiefgründigen und ausgebreiteten geopolitischen Wissen hervorgehend. Auf der Linie der praktischen Auswertung dieses Wissens bewegt sich auch:

4. **„Der revolutionäre Osten"** (Russ.), die „Revue der wissenschaftlichen Vereinigung für die Studien und Probleme nationaler und kolonialer Art", Moskau 1934, von der uns einige höchst interessante und gehaltreiche Hefte vorliegen. So im Heft 1 ein Aufsatz: „Lenin und die Probleme der nat. Kolonialrevolution", oder ein anderer über den „Japanischen Sozialfaschismus und Imperialismus". Oder im Heft 2: „Imperialismus und Kolonien" und vieles andere, das beweist, um wieviel besser die Sowjetstaatsmänner ihre Genfer Gegenspieler und deren schwache Seiten kennen, als diese Gegenspieler ihre neuen Freunde in Genf.

Sprudeln in Japan und Sowjetrußland die Quellen aus erster Hand, so gewiß in einer Reihe europäischer und amerikanischer Zusammenstellungen oder für Auslandgebrauch zurechtgemachter japanischer wertvoller, schon gesiebter Stoff aus zweiter Hand. Unter ihnen steht etwa voran:

5. **„Contemporary Japan"**, A Review of Japanese Affairs. Veröffentlicht von der Jap. Ges. für Außenpolitik (Foreign Affairs), Tokio, mit dem Septemberheft als Heft Nr. 2 des III. Bandes. Ein guter Aufsatz von S. Arima über „Japan und die Flottenkonfe-

renz", andere über die Aufgaben des Okada-Kabinetts, über Osaka, ein Nachruf auf Togo, Auszüge aus Japans Zeitschriften treten darin hervor.

6. **Dr. Komao Murakami:** „Das japanische Erziehungswesen". Herausgegeben vom Jap. Deutschen Kulturinstitut, Tokio 1934; 286 S., wertvolle Anlagen und Tabellen, faßt seit dem englischen Buch von Kikuchi und dem japanischen von Sawayanagi (Waga kuni no kyoiku) in deutscher Sprache wieder einmal den wichtigen Gegenstand mit allen wesentlichen Belegen, Persönlichkeiten berühmter Erzieher, ihren geschichtlichen Vorläufern, Grundlagen und Zielen, namentlich in der Staatskultur zusammen.

7. **Antoine Zischka:** „Le Japon dans le Monde". L'Expansion Nippone 1854 bis 1934. 306 S., 24 Abb; 8 Karten, 25 Fr. Payot; Paris 1934; an erster Stelle unter den außenbürtigen Fernost-Büchern zu nennen, ist eine Kostprobe jener geschickten französischen Kulturpolitik, die es verstand, eine weltüberraschende Extratour mit ihren ehemaligen, von weiß auf rot umgefärbten Moskauer Freunden zu tanzen und es dennoch weder damals noch heute ganz mit Japan zu verderben. Dazu gehörte gewiß ein allseitiges Bild von beiden großen Fernost-Mächten und der eigenen, heiklen Stellung dazu zwar nicht ganz zwischen ihnen, aber doch im Randbereich ihrer starken Strahlungen.

Zwingt A. Zischka Dynamik und Geopolitik, Reichskörperlichkeit und Volksseele gleichmäßig in den Bann seines bedeutenden Bandes, so stellt sich

8. **Dr. W. Gundert:** „Der japanische Nationalcharakter" (im Anschluß an das Buch von Prof. Y. Haga: Kokuminsei Jûron), Tokio 1934; Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens; Kommission Otto Harrassowitz, Leipzig, auf nur 21 S. für die wichtigste Triebfeder kein geringeres Ziel.

A. Zischka steuert mit seiner ganzen Persönlichkeit in scharf zugespitzten, zum Teil außerordentlich geistreichen und zugleich formsicheren Sätzen — vielfach Aphorismen — seinem Ziel zu: dem praktischen Staatsmann und Wirtschaftsführer ein Augenblicksbild der fernöstlichen Großmacht in ihrem Weltmachtsaufstieg zu geben, an dessen Hand er sicher zu gehen vermag, wobei er weder die Torheiten seiner eigenen Rasse, noch den erbitterten inneren Kampf zwischen Großwirtschaft und Samuraigeist in Japan schont. Gundert dagegen, darauf angewiesen, noch lange in Gutem mit einem in statu nascendi hochempfindlichen Volk auszukommen, verbirgt sich klüglich hinter seinem japanischen Gewährsmann Haga, wenn es hart auf hart zu gehen beginnt. Er läßt gerade das Entscheidende in der Schwebe und vermeidet, „letzte Formeln für japanisches Wesen auszusprechen" — was Zischka mit der größeren Formgewandtheit der französischen Sprache leichter wird. „Das ungebrochene Fortwirken primitiver Motive neben der rücksichtslosen Bereitschaft, Neuestes zu übernehmen; das Vorwalten geschlossener, fertig geprägter Formen, die kein Übermaß an Leidenschaft und Tiefe gefährdet" wie bei uns, meint Gundert wohl?

Der Schluß ist schön. Er glaubt, im Bestehenwollen vor den Ahnen auch den Schlüssel zum Gewachsensein vor den Aufgaben der Gegenwart weisen zu können. Aber er ist von Professor Haga.

Die Geopolitik, der Staatsmann, der mit Japan und seiner Umwelt rechnen muß, der Wirtschaftsführer, der zusieht, was er gegenüber dem scharfen Wettbewerb im Fernen Osten zu retten weiß, wie etwa Dr. Firle (Geopolitik 34, H. 10!) — sie alle werden unter den Neuerscheinungen mit dem Buch von A. Zischka am meisten anfangen können, denn es gibt ihnen, was sie brauchen.

Im Zusammenhang damit sei allerhand nützliches und wertvolles Hilfsgerät zur Beurteilung der Fernost-Fragen in Erinnerung gebracht, das zum Teil neu, zum Teil schon in diesen Blättern berührt worden ist. Dazu gehört in

9. **„Ostasien in der Krise";** Bd. 6 d. Auslandkundliche Vorträge der T. H. Stuttgart; ebenda 1933, die ausgezeichnete geographische Einführung: „Ostasien" von Georg Wegener, die wirtschaftliche Betrachtung von Linde, die politische von Wertheimer und die Überschau über das höchst dankenswerte bibliographische Schaffen von Hans Praesent, laufend in der „Ostasiatischen Rundschau" — an dem niemand vorüber kann, der in Ostasien tiefer schürfen und ernste Arbeit leisten will. Namentlich auf Praesents Arbeit über „China im deutschen Buch" u. a. sei aus-

drücklich hingewiesen. Zu den in Deutschland bekannten Selbstverständlichkeiten sollte endlich auch die Würdigung der Tung-Chi-Universität als Mittler gehören:

10. Die **„Festschrift anläßlich d. 25jähr. Bestehens der staatlichen Tung-Chi-Universität Woosung,** China, 1932, nimmt jedem den Vorwand, daß eine Übersicht über die ungeheure kulturpolitische Leistung dieser Hochschule nicht bequem erreichbar sei! Unter den 21 Beiträgen haben dem Hrsg. der des unvergeßlichen Chinakenners von Schab, der von Othmer („Welchen Nutzen können die Chinesen von der europäischen Kultur ziehen?"), der rassenpolitisch so bedeutsame von Stübel, die geniale, auch politisch-geographisch lehrreiche Hochbaukritik Schanghais von Richard Stumpf den stärksten Eindruck gemacht. Aber der ganze Band ist ein Meisterwerk zusammenbauender Völkerpsychologie, verrät vielleicht auch, warum gerade seine Grundlage bei den Schanghaiwirren so wild beschossen wurde, und warum seine Wiederherstellung so sehr chinesische und deutsche Ehrensache war. In welchem Stil man in andern Sprachbereichen — abgesehen von Kanonenschüssen auf fremde Kulturwerbung — arbeitet, verrät

11. **„A Research Programme in the Pacific Area"** (über die Tagungsziele von Banff, 1933) des Institute of Pacific Relations, mit Plänen und Stoffüberschau. Sowjetbünde und Institute of Pacific Relations von USA. aus sind wohl noch geraume Zeit führend in der wissenschaftlichen Propaganda für Eurasien und Pazifik. Aber Japan vollzieht seinen Aufmarsch in diese Front mit bemerkenswertem Geschick — China folgt ihm; und auch Manchukuo macht sich durchaus bemerklich,

12. so etwa mit **„Manchukuo-Handbook of Information".** Hsinking 1933 ff.

Noch arbeitet der Farben- und Diagrammapparat, noch mehr die Bilderpracht unvollkommen, vermag aber doch eine geopolitische Rohskizze zu geben. Die Köpfe des Premierministers und seines Staatsrats haben selbst auf den mangelhaften Aufnahmen Format und lassen ahnen, daß allerhand hinter diesen Stirnen arbeitet, das sie dem Durchreisenden nicht offenbaren. Erinnert sei ferner an

13. **Hsü Dau-lin** und **Chu Chi:** „Chronik der chinesisch-japanischen Beziehungen" der Liga für Vaterlandsverteidigung der Chinesen in Deutschland, ein Gegenstück zu den gleichzeitigen Mitteilungen des Verbandes der Japaner in Deutschland, an

14. **James Woo Kaiseng:** „La Politique étrangère du Gouvernement National de Chine et la Révision des Traités inégaux", Paris 1931; Marcel Girard — das immer wieder hervorgezogen werden sollte, an

15. **Dr. Franz Michael:** „Der Streit um die Mandschurei", Leipzig 1933; Robert Noske — mit seiner gediegenen Darstellung der Rechtslage vor Ausbruch der Mandschureiwirren im September 1931 — sosehr der frühere Stand unwiederbringlich zerstört ist, an

16. **Dr. Karl Hahn:** „Die Industrialisierung Japans", Gießen 1932 — eine schlüssige sorgfältige deutsche Darstellung, die unsern Lesern im Zusammenhalt mit den Meinungen von Dr. Firle (Heft X, Geopolitik), von Wedgwood Benn (Geopol. Ber. S. 713) und A. Zischka (Lit. Ber. XI 1934 Nr. 7) besonders wertvoll sein wird. Zusammengehalten mit

17. **Dr. Hans Schmidt:** „Die Wirtschaftskrisis in Australien", Frankfurt a. M. 1932; Brönner; wird eine Spannungsweite enthüllt, die längst aus dem rein wirtschaftspolitischen Kraftfeld heraus ins weltpolitische getreten ist, weil sie eben tief geopolitisch begründet war. Nur macht es den jungen deutschen Wissenschaftlern Ehre, daß sie diese Spannungserweiterung rechtzeitig erkannt haben, die jetzt in australischen und sogar neuseeländischen Extratouren mit Japan — trotz Ottawa — deutlich zum Ausdruck kommt.

Kulturpolitische Spannungen, die in Indien an Bedeutung selbst die gewiß ernst genug zu nehmenden wirtschaftlichen (Baumwollkrieg mit England) und sozialen (siehe Geopol. Ber. XI) überragen, überschaut mit weitem Blick und schildert in großer Linie

18. **Graham Seton Huchison:** „Arya" The call of the Future; London 1933; Hutchinson. Graham Seton Huchison ist einer der am weitesten vorausblickenden geopolitischen und völkerpsychologischen Denker und Führer der Haupt-Mannes-Leistung der britischen Kriegsgeneration; wie er als einer der ersten von dorther wagte, den wirklichen Pulsschlag des erneuerten Deutschland zu füh-

len, „to face facts", so zog er auch nach früheren Erfahrungen dort 1932 noch einmal nach Indien „upon a discovery in troubled waters" und kehrte mit klaren Vorstellungen (jedenfalls für seine Person) über den nach seinen Eindrücken gerade rassenpolitisch einzig möglichen zu steuernden Kurs zurück. Ob es ihm gelingt, die „heroischen Maßregeln" (S. 227), die seine Gedankenfolgen fordern, dem britischen Mehrheitswähler nahezubringen, ob er nicht aus der eigenen Wikinger-Souveränität heraus die indische Fähigkeit überschätzt, sich die Folgen selbst eines gelungenen jähen Bruchs mit dem „Empire"-Zusammenhang für Indien klarzumachen (vgl. Taraknath Das: Indien in der Weltpolitik!), darüber kann der Leser nur nach genauem Durchpflügen des Buchs in seinen einzelnen Furchen entscheiden. Jedenfalls läßt V. es nicht an einem durchaus positiven Verfassungsvorschlag mit einigen blendenden neuen Gedanken, auf den Ariergrundsatz gebaut, fehlen (S. 241—248). Jedenfalls spricht hier ein britischer Nationalist von größtem Schnitt, mit seinen Vorschlägen zugleich tiefe Einblicke in das zwischen Großbritannien und Indien Mögliche und Unmögliche eröffnend. Wie groß die Spalten dazwischen sind, erzählt:

19. **Bhupal Singh:** „A Survey of Anglo-Indian Fiction", Lahore 1934 — beginnend mit der Zeit von Warren Hastings und endend mit Edward Thompson, mit Höhepunkten etwa in der Schilderung von Colonel Meadows Taylor („The Confessions of a Thug" u. a.) und dem Werk von Rudyard Kipling. Wenn irgendwo Völkerspalten überwunden werden können, so sollte es in der Kunst des Erzählers namentlich von Schriftstellern sein, die lange zwischen beiden Ländern und Völkern lebten. Vielen im Westen hat R. Kipling ihr Bild von Indien formen helfen. Wie weit es nach der Meinung indischer Schrifttumskenner vom wirklichen Leben ist, das beschreibt Professor Bhupal Singh, Englischlehrer des Dyal Singh College in Lahore, mit vielen Einzelheiten, die uns zwangen, sie in den Geopol. Ber. aufzunehmen, wo die Leser sie finden!

Zwischen Wirklichkeitsnähe und geopolitischer Wesensfremdheit fast „Trance" pendelt:

20. **Alexandra David-Neel:** Mönche und Strauchritter. Eine Tibetfahrt auf Schleichwegen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1934.

Die Schilderung eines zunächst vergeblichen Versuches, vom Kloster Kumbum aus auf großen Umwegen durch die westlichen Provinzen Chinas Kansu und Szetschuan die damals noch unzugängliche Residenz des Dalailama Lhassa zu erreichen, bewegt und abenteuerlich genug, um den Leser in Spannung zu erhalten. Wie die beiden früher hier gewürdigten Bücher der Verf.in bietet auch dieses trotz dem interessanten Reiseweg geopolitisch wenig; wie ja auch Verf.in betont, „daß ihre Reisen nicht der Erdkunde dienen". Leider! Trotzdem hätte die beigegebene Karte nicht gar so dürftig zu sein brauchen. Der Anthropogeograph findet auch diesmal wieder feine Beobachtungen, der Völkerpsychologe aufschlußreiche Einblicke in das Seelenleben der tibetan-chinesischen Grenzbevölkerung, besonders der buddhistischen unter ihnen, denen Verf.in infolge ihres langen und tiefschürfenden Studiums des Lamaismus großes Verständnis entgegenbringt. Sie beherrscht die von ihr für jeden Reisenden geforderte Kunst, „beim Plaudern mit den Bauern die Spreu vom Weizen zu sondern und aus dem Alltagsgeschwätz wesentliche Kenntnisse über Sitten und Denken der Eingeborenen zu schöpfen". Geopolitisch wertvoll sind Beobachtungen, wie die über den Unterschied zwischen Binnen- und Grenzchinesen auf S. 18, wie er sich z. B. in Kansu zeigt; über das Verhältnis zwischen Gouverneuren und Generalen, sog. „War lords", auf S. 30. Ein solches Streiflicht ist z. B.: „Amdo gehört zwar nicht zum tibetanischen Staatsgebiet, gilt jedoch als tibetanische Provinz und untersteht der Regierung des Dalailama. Eine Oberaufsicht seitens der chinesischen Behörden ist unbestritten; sie erheben auch verschiedene Steuern; in die Angelegenheiten des Volkes mischen sie sich jedoch nur in Ausnahmefällen. Die eigentlichen Herren sind für gewöhnlich die örtlichen Anführer, die untereinander keine Verbindung haben." Im Gegensatz zu den durch den Umgang mit Weißen verdorbenen Chinesen rühmt Verf.in die natürliche Hilfsbereitschaft der Bevölkerung überall da, wo noch die alten Sitten erhalten geblieben sind.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. III. Vj. 3800

KARL HAUSHOFER:
Fern-Ost und Naher Westen

Warum ist es soviel dankbarer, warum soviel leichter für den Nahen Westen, in großem Stil, in Freskomalerei über den Fernen Osten, über Eurasien und Pazifischen Ozean zu schreiben, als über den Nahen Westen und selbst den Nahen Osten, den doch fast jeder kennt, wie alles das, was er vor der eigenen Haustür wegzukehren hat? Das werde ich oft gefragt; öfter noch fragen wir Leute vom Bau der Geopolitik uns selbst danach!

Denn schließlich ist doch in den Fragen der Nachbarschaft fast jedes politische Gesicht vertraut, fast jeder Name, auch die neuen deutbar; dort drüben bedarf oft das scheinbar Einfachste, Selbstverständliche langer Erklärung. Und trotzdem scheint sich das indo-pazifische Kraftfeld nach großen Grundzügen und Leitlinien fast von selbst zu entwirren, auf großzügige, langfristige Vereinfachung der Linienführung zu drängen; im Nahen Westen und Nahen Osten hingegen verwirren sich die Fäden, selbst wenn man sie eben gerade noch klargelegt und frisch abgehaspelt glaubt.

Auch die Anwendung des Goethewortes an Lavater rettet uns nicht: „In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne; und wenn's um und an kömmt, so hat man alle Hände voll, um ihren Mist beiseite zu schaffen." — Denn das Quantum des beiseite zu Schaffenden [ehe man das Herausgeholte in Berichtform reinlich weitergibt] ist — entsprechend den größeren Räumen und Menschenzahlen rings um Indischen und Pazifischen Ozean — dort erheblich größer! Aber es ist eben doch die Nachwirkung riesiger Flurbereinigungen, das mehr großräumige Weltbild im Ganzen, das die Vereinfachungen ermöglicht. Vergleiche man doch nur Raumwerte und Volksdruckzahlen der Saarfrage oder des Widerhallbereichs der Schüsse von Marseille nach ihren Begleitgeräuschen objektiv mit dem viel geringeren Lärm, den die praktische Übereignung der Mandschurei, Geschwaderflüge von Kalifornien über Hawaii, Guam nach Manila, das gegenseitige Bewerfen mit einem Vielfachen der Panzerschifftonnage der „Deutschland" über den Pazifik weg hervorrief! Es ist also doch wohl der absolute Widerhallunterschied im weit- und engräumigen Bereich, der die Schallstärken so beeinflußt.

Das einzige großräumige Ereignis im Nahen Westen seit langer Zeit: die deutsch-polnische Arbeitsgemeinschaft, vollzog sich so gut wie ohne Preßgeräusche im guten fernöstlichen Stil und erweckte doch weltüber größte Aufmerksamkeit. Der einzige Fernosthandel, der sich im Genfer Stil entwickelt: der Schacher um die

ostchinesische Bahn, fällt geradezu als Groteske aus dem pazifischen Kräftespiel heraus. Es fehlte nur noch, daß eine der frivolsten Gewalthandlungen der Erde, das Ergebnis eines Paktes zwischen zwei zynischen skytho-sarmatischen Großsatrapen, Li Hung Tschang und Lobanow, — der 1897 eine geopolitische Anomalie ins Leben rief: den völkerrechtlichen Widersinn einer Transkontinentalbahn auf fremdem Boden mit Wehrzonen zum Angriff auf eine dritte Macht, die sie nachher in ihren Besitz brachte, — als sakrales Bodenheiligtum auf der Genfer oder Haager Bundeslade niedergelegt worden wäre.

In welchem Stil man aber im Bereich des Pazifik sonst solche flächenweite Probleme behandelt, das verraten etwa Aufsätze, wie der von Professor Edwin M. Borchard: „Amerikas Friedensziele könnten Krieg herbeiführen" (Far Eastern Review; Bd. XXX, Heft 9, S. 385—388), ein glänzendes Umrißbild aller Schwankungen der U.S.-amerikanischen Fern-Ost-Politik und „status quo"-Erhaltung seit 1919, oder ebendort des Philippiner Juristen Pio Durans Anschauung: „Japan als Schützer der Philippinensicherheit", der die Neutralisierung der Philippinen als todsichere Kriegsursache hinstellt und in einem Bündnis mit Japan die Rettung sieht.

Beide Arbeiten sind eine Fundgrube der Erkenntnis bevölkerungspolitischer Verlagerungen, Wuchtumschichtungen, kurz einer Dynamik, die früher oder später über alle juristischen Fiktionen statischer Herkunft hinwegschreiten muß, genau so, wie man auf die Dauer Wasser nicht zum Bergaufließen bringen und Asiaten nicht von Asiaten fernhalten und in Yankees verwandeln kann.

Nur in USAmerika und Frankreich, vielleicht auch den Couloirs von Genf scheint es noch Menschen zu geben, die das glauben; aber selbst in Amerika werden sie nach Colin Ross immer seltener. Im Fernen Osten stehen sie auf dem Aussterbestande; in Genf reden sie noch, meinen aber nicht, was sie sagen.

Versuche ich vergleichende Beobachtungen zu ziehen, wie etwa die Saarfrage im Fernen Osten, die mandschurische und innermongolische im Nahen Westen beurteilt wird, so schließt man sich im Fernen Osten wohl wesentlich den Urteilen eines Buches, wie etwa „The Saar and the Franco-German Problem" von B. T. Reynolds an (London 1934, Edward Arnold, 7½ sh) und findet, daß „die Saar, die ein Bindeglied zur Förderung deutsch-französischen Verstehens hätte werden können, dazu beigetragen habe, es zu vergiften" — und zwar mehr, als das japanisch-chinesische Verhältnis durch den im Vergleich dazu riesigen Umfang der mandschurisch-innermongolischen Frage tatsächlich vergiftet worden sei.

Nach den Schüssen von Marseille beklagte man ähnlich, wie in Deutschland, das Wegfallen der großen Erscheinung des südslavischen Frontkämpferkönigs, der sich eben gerade zu ganz weitblickenden Perspektiven durchgerungen hatte. (Z. B. Transpacific, Bd. XXII, Nr. 42, 18. 10. 1934: „The Marseilles Tragedy".) Man sah aber aus dem weiteren Abstandgefühl voraus, daß es zwar zu Weiterungen, aber zu keinem Konflikt kommen werde, und legte fast mehr Gewicht auf den Wegfall

von Barthou, der Japan als einer der beflissensten weltpolitischen Reisebeamten seines Landes und seiner Zeit vorgestellt wurde, seit dessen Hauptreise nach Südosten im Frühjahr 1934 aber die Lage in Europa sich gründlich geändert habe.

Politische Attentate an sich nimmt man in China und Japan nicht so schwer; ebensowenig klingende Begrüßungsworte, wie seinerzeit die von Uzunowitsch und Barthou: „Ergebnis historischer Gerechtigkeit"; „Göttliches Recht, das niemals verlassen werden dürfte" — von beiden auf das Verhältnis zwischen Frankreich und Südslavenstaat und dessen ethische Begründung angewendet. Sie wird im gleichen Umfang als historische Gerechtigkeit und göttliches Recht offenbar nicht von allen Bestandteilen empfunden, was nach japanischer Meinung einige kroatische Deputierte und Senatoren durch ihre Abwesenheit bei der Festsitzung zu Ehren Barthous bewiesen hätten, ebenso, wie man auch im Fernen Osten die 20 südslavischen Regierungswechsel innerhalb von sieben Jahren bemerkt hatte. Auch als Hindernis für eine Flottenverständigung wurde Barthous Tod, Italiens Hartnäckigkeit gewertet: den Balken im eigenen Auge der japanischen Admiralserklärung übersah man.

Aber man sieht daraus, daß nicht nur in großen, sondern auch in kleinen Dingen ein Wechselstromspiel zwischen Fernem Osten und Nahem Westen beständig hin und her geht; selbstverständlich kreuzen sich die Ströme am unverkennbarsten in Moskau. Es ist nicht zuletzt die Überschau über beide Schachbretter, die den Russen eine so überlegene Spielfähigkeit dort und hier gibt und zwangsläufig dazu führen muß, daß sich diese Überlegenheit in Genf seit ihrem Einpassieren dort (vgl. Bild I, Heft XII) in geometrischem Fortschreiten steigern und zur Geltung bringen muß. Diese Wirkung wird noch verstärkt, wenn, wie eben erst in der südslavischen Frage gegen Ungarn-Italien, der türkische Vertreter mit der ganzen Gefechtsschwere des Balkanverbandes hinter sich arbeitet: das bedeutet eine Front, die vom Polarkreis bis zur Adria auf allerlei Völkerbundsmitglieder drückt und dadurch auch im Westen großräumige Wirkungen äußert.

Hält man hinzu (Einzelheiten Ber. XII), daß von Moskau aus in die indische Presse Aufsätze fließen, die ein Bundesdreieck Deutschland-England-Japan als mutmaßlichen Angreifer der so friedeseligen Sowjetbünde vorsorglich verdächtigen, während die Hoffnungen des Weltkapitalismus auf die französische Gruppe zerflatterten und dünner und dünner würden, dann sieht man, wie wenigstens an dieser Stelle Ferner, Mittlerer und Naher Osten mit nahwestlichen Druckvorgängen planmäßig verbunden werden. Die Alte Welt mindestens sieht und bespielt man von Moskau aus als einheitliches Schachbrett; in der Neuen Welt sehen sich die Vereinigten Staaten von London und Moskau aus gleichmäßig umworben und doch gelegentlich betrogen.

Denn schließlich reist immer noch eine britische Kooperationskommission in der Mandschurei herum, und zwischen Fernem und Nahem Osten gehen großzügige Austausch- und Abgleichungsangebote hin und her, für die man sich den Markt

nicht ganz verderben lassen will — schon um die Angebotfreudigkeit der U.S.-amerikanischen Erschließungsindustrie für Nordasien anzureizen.

So werden wir, diese Vorbetrachtung zur Jahreswende zusammenfassend, zugestehen, daß wir die Weltpolitik schon lange nicht mehr so umformungsbereit gefunden haben, so gestaltungsfähig für den Eindruck von Neubildungen.

Das ist gewiß für Mächte der Erneuerung erfreulicher als für Mächte des Beharrens, des Stillstandes, der Sicherheit um jeden Preis: darum haben wir auch in einer kürzlich erschienenen „Weltpolitik von heute" gerade diesen Gegensatz und dazu die zweifelsvolle Lage der zwischen den Gezeiten treibenden Mächte zum Ausgangspunkt der Darstellung just für eine geopolitisch vorbetonte Beurteilung gewählt, die uns dafür als einzig mögliche erschien.

Denn eben das deutsche Volk hatte ja doch staats- und volkspolitisch zwischen der starren, übersteigerten Formenhaftigkeit der französischen Kulturpolitik und zwischen der gefährlichen Formlosigkeit und Unstete der eigenen Vergangenheit neue Wege zu suchen; dabei konnte ihm die im Fernen Osten bereits auswählerisch zwischen beiden Extremen vollzogene Ausgleichung in ihrer Nutzanwendung auf den Nahen Westen unmittelbar und mittelbar nur wertvolle Anhaltspunkte geben, wo man dort bewußt und instinktiv das eine oder das andere vorwalten ließ und damit gut zu fahren wußte.

Daß wir im Nahen Westen — stellenweise bis zum Verbluten — unter zuviel Zergliederung, Großformauflösung (Analyse) leiden, ist wohl fast jedem Deutschen klar; langsam, aber zwingend drängt es sich auch allen unsern Nachbarn und Schicksgefährten, Ungarn, Südslaven, Polen, Tschechoslowaken u. a., auf; nur Österreich gefällt sich noch in weiterer Entgliederung. Italien schaukelt anmutig zwischen allen herumstehenden Stühlen hin und her.

Im Gegensatz dazu strebt der Ferne Osten entschlossen auf Zusammenbau (Synthese) zu, sich zu ihnen einzustellen, einigen deutlichen und starken Kraftlinien dabei folgend, seine Kraftfelder rücksichtslos nach der Fähigkeit der einzelnen Mächte ordnend. Dabei vollziehen sich schwerflüssig, aber unaufhaltsam Neuordnungen von Völkergeschicken im großen Maßstab; und es bleibt eigentlich dem Berichterstatter nur die leichte Pflicht, die Druckstände abzulesen, neue Rucke zu verzeichnen, kommenden Anprall abzuschätzen. Darum ist es dem Nahen Westen zuweilen nützlich, sich selbst durch die Fern-Ost-Brille anzuschauen.

HANS-SIEGFRIED WEBER:

Frankreichs Saarkohlen-Politik
(„Une rectification de la frontière")

In den nachfolgenden Ausführungen wird der entscheidende Punkt der Saar-Abstimmung rein von der wirtschaftlichen Seite behandelt: das Warndt-Gebiet.

Wer jemals das Land an der Saar bereist ist, wird wissen, daß hier, wie heute fast stets, die wirtschaftlichen Fragen nur den Mantel bilden, der das politisch-strategische Wollen verdeckt.

Wer die Höhen westlich der Saar — eben den Warndt — beherrscht, ist Gebieter des Saarlandes.

Wir haben auf diese Tatsache im Juniheft (XI/6) mit dem Aufsatz von Zeck und mit einer Reihe von Karten hingewiesen und bitten unsere Leser, sie und den Aufsatz Mayr dieses Heftes im Zusammenhang zu werten.

Die Schriftleitung.

Hinter den „historisch-moralischen" Ansprüchen Frankreichs auf das Saargebiet, die Tardieu im Jahre 1919 auf der Pariser Friedenskonferenz verkündete, verbarg sich von vornherein die moderne französische Kombination von Wirtschafts- und Machtpolitik. Mit der Annexion Elsaß-Lothringens wurden zugunsten von Frankreichs Schwerindustrie Deutschlands technisch hochwertigste Hochöfenanlagen liquidiert. Dazu boten die lothringischen Minetteerzlager der französischen Industrie die Möglichkeit, der größte Eisenerzeuger Europas zu werden. Freilich blieben Frankreichs Hütten von dem Bezuge ausländischer Kohle, insbesondere von Ruhrkohle, abhängig. Deshalb soll das Saargebiet der französischen Schwerindustrie die Kohlenautarkie geben. Tardieu führt in einer Denkschrift, die er in seinem Buche „La Paix" veröffentlicht, in dem Abschnitte „Frankreich und die Nachkriegszeit" aus:

„Wenn Frankreich beim Friedensschluß nicht in den Besitz des Saarbeckens gelangen sollte, würde seine wirtschaftliche Lage verhängnisvoll sein. Frankreich braucht dieses Becken, nicht nur für Elsaß-Lothringen, das 7 Millionen Tonnen Kohlen mehr verbraucht, als es erzeugt, sondern auch für sich selbst. Vor dem Kriege führte Frankreich 23 Mill. Tonnen jährlich ein. Vergrößert durch Elsaß-Lothringen, müßte es also ohne die Saarkohle selbst nach Wiederherstellung seiner Gruben in Nordfrankreich 30 Mill. Tonnen und bis zur Wiederherstellung 50 Mill. Tonnen bei einem Gesamtverbrauch von 75 Mill. Tonnen einführen. Frankreich wäre wirtschaftlich von Deutschland abhängig, das vermittels seiner Kohle die Preise unserer ganzen Hüttenindustrie im Osten kontrollieren und so unsere ganze Politik beherrschen würde. Man würde also Deutschland das wirtschaftliche Übergewicht belassen, wenn man Frankreich die Kohle vorenthalten würde. Man würde Frankreich nach dem Siege im Kriege die Niederlage im Frieden auferlegen."

Durch das Friedensdiktat von Versailles wurde dem französischen Staate das volle und unbeschränkte, völlig schulden- und kostenfreie Eigentum an den saarländischen Bergwerken als Ersatz für die zerstörten Gruben in Nordfrankerich[1]) und als

1) Die angeblich zerstörten nordfranzösischen Bergwerke haben bereits seit dem Jahre 1927 ihre Vorkriegsförderung um 30 v. H. überschritten. Der französische Staat hat, wenn der Förderungsausfall in Nordfrankreich voll und ganz mit 68,6 Mill. Tonnen berücksichtigt wird, aus den Saargruben bis 1932 einen Förderzuwachs von 87 Mill. Tonnen erhalten.

Anzahlung auf den Betrag der von Deutschland geschuldeten Wiedergutmachung übertragen. Das Saargebiet blieb zwar beim Reiche, aber es wurde seiner Verwaltungshoheit entzogen und auf fünfzehn Jahre dem Völkerbunde unterstellt, der es durch eine aus vier Ausländern und einem Saarländer bestehende Regierungskommission verwalten läßt. Durch diese Kompromißlösung ist zwar formal der Völkerbund der Regent des künstlich aus Teilen der preußischen Rheinprovinz und der bayerischen Rheinpfalz geschaffenen Saargebiets, dessen Grenzen nach strategischen Gesichtspunkten und gemäß dem Kohlenvorkommen gezogen sind. In Wahrheit aber fristet die völkerbündlerische Herrschaft ein Scheindasein. Frankreich ist der eigentliche Beherrscher des Saargebiets.

Als Besitzer der Bergwerke ist der französische Staat der größte Arbeitgeber im Saargebiet ($^1/_3$ der werktätigen Bevölkerung gehört zur Belegschaft der Gruben) und hält zugleich auch die Hand an der Gurgel des Saarwirtschaftslebens. Die gesamte saarländische Industrie ist auf den Bezug von Saarkohlen angewiesen und übernimmt allein etwa 40% der Förderung, dazu die nicht transportierbaren Kohlensorten. Die Bedeutung der saarländischen Hütten geht schon aus der Tatsache hervor, daß sie etwa 25 v. H. der reichsdeutschen Roheisen- und 20 v. H. der reichsdeutschen Stahlerzeugung herstellen. 20% der deutschen Fensterglasproduktion wird außerdem im Saargebiete fabriziert. Trotzdem diese saarländischen Industriezweige für den Absatz ihrer Erzeugnisse vornehmlich auf das Reich als Abnehmer angewiesen sind und nach Frankreich nur insgesamt 20% der Produktion der saarländischen Schlüsselindustrien gehen, wurde das Saargebiet am 10. Januar 1920 dem französischen Zollgebiete einverleibt.

Die Grundlage des Saar-Industrie-Reviers, der Steinkohlenbesitz, ist also in den Händen des französischen Staates. Über die Regierungskommission ist der französische Staat als Eigentümer des größten Betriebes, der Saargruben, gesetzt. Da auch das Saargebiet französisches Zollgebiet ist und Frankreichs Zollsätze hier automatisch Geltung haben, ist Frankreich der Träger der Wirtschaftspolitik. Dazu ist seit dem Bestehen der Regierungskommission dem französischen Mitglied das Ressort der wirtschaftlichen Angelegenheiten übertragen worden. Es sind die Vorrechte Frankreichs im Saargebiete derart festgelegt, daß der französische Wirtschaftsimperialismus auf dem Wege der „pénétration pacifique" sich das deutsche Land an der Saar als Einflußsphäre sichern soll. Tardieu spricht das in seiner angeführten Denkschrift, in der er entsprechend seiner guten Beziehungen zum Comité des Forges die Interessen der französischen Schwerindustrie vertritt, auch unverhohlen aus. Von dieser Auffassung sind aber auch alle Staatsmänner Frankreichs durchdrungen und verlangen in irgendeiner Form die Beibehaltung des gegenwärtigen französischen Regimes oder die Kontrolle über den saarländischen Kohlenbesitz, trotzdem Deutschland bei einer günstigen Volksabstimmung nach dem Friedensvertrage das uneingeschränkte Recht hat, alle Gruben und das gesamte Kohlenvorkommen im Saargebiet vom französischen Staate zurückzukaufen zu einem Preise, der bei Nichteinigung von einem Schiedsgericht festgesetzt wird.

Auch Briand hat vor Beginn der deutsch-französischen Saarverhandlungen (21. November 1929) am 8. November 1929 in der Kammer erklärt: „Wir haben

ein wertvolles Pfand in der Hand. Wollen wir nicht suchen, daraus Vorteile zu ziehen? — Wenn wir in fünf Jahren die Fühlung aufnehmen müssen, ist es dann nicht in unserm Interesse, im Interesse der elsaß-lothringischen Solidarität mit dem Saargebiet, im Interesse der Beziehungen des Saargebiets zu Frankreich, diese Probleme nach einer gründlichen Prüfung zu regeln und zu versuchen, eine die vorgesehene Frist überdauernde Organisation kohlenindustrieller, metallurgischer und zollpolitischer Beziehungen zu schaffen?" Einen Bruch des Versailler Vertrages zuungunsten des Deutschen Reiches machte Briand zum Ausgangspunkt der Pariser Saarkonferenz. Das hätte von der damaligen deutschen Reichsregierung sofort festgelegt werden müssen, statt von vornherein hoffnungslose Verhandlungen unter dem früheren Staatssekretär Dr. Simson überhaupt zu beginnen.

Gerade die deutsch-französische Saarkonferenz zu Paris in den Jahren 1929/30 hat gezeigt, daß Frankreich darauf ausgeht, den saarländischen Bergwerksbesitz in seiner Hand zu behalten. Die französische Saarkohlenpolitik ist in diesem Sinne zielbewußt betrieben worden. Der französische Staat als Besitzer der Saargruben hat durch seine „Administration des Mines Domaniales Françaises de la Sarre" sofort nach Übernahme der Bergwerke eine gewaltsame Unterbindung des Absatzes der Saarkohle nach Deutschland vorgenommen. Es gab Zeiten, wo Deutschland aus dem Saargebiet überhaupt keine Kohle bekam. Unter dieser französischen Gewaltpolitik litt besonders der süddeutsche Kohlenmarkt, der rund 35 v. H. der Förderung der Saargruben in den Friedensjahren aufgenommen hatte. Das Deutsche Reich, das vor dem Kriege 4—5 Millionen Tonnen Saarkohle (45 v. H. der Förderung) aus dem Saargebiete bezog, hat in allen Jahren des französischen Saargruben-Regimes bei etwa 13 Mill. Tonnen Förderung überhaupt nur mehr jährlich 800 000—900 000 Tonnen erhalten. Umgekehrt empfing Frankreich, das mit Elsaß-Lothringen in den letzten Friedensjahren etwa 2,4 Mill. Tonnen Saarkohlen einführte, in den letzten Jahren 4—5 Mill. Tonnen, etwa 40—50% der Förderung.

Bisher hat zwar die Saarkohle nicht zur Verhüttung des lothringischen Eisenerzes in beträchtlichem Umfange Verwendung gefunden. Die Saarkohle liefert an sich infolge ihrer besonderen Zusammensetzung an flüchtigen Bestandteilen nur einen spröden Koks von geringer Festigkeit und großem Wassergehalt, der im Hochofen wieder verdampft werden muß. Die Ruhrkohle ist im Gegensatz dazu außerordentlich hart und wasserarm[1]). Es gehen aber die französischen Versuche unablässig weiter, den Saarkoks zu verbessern, um von dem Bezuge ausländischer Kohle (insbesondere von der Ruhr) unabhängig zu werden. Bei einem neuerdings angewandten Verfahren zur Herstellung von Saarkoks findet ein aus saarländischer oder lothringischer Flammkohle gewonnener Halbkoks als Magerungsmittel Verwendung. Es steht gewiß noch keineswegs fest, ob das gelingt, aber in Frankreich

1) An der Saar bestehen auch nur kleine Hochöfen mit einer Tageserzeugung von 200 bis 300 Tonnen, während in Lothringen Tagesleistungen von 450 Tonnen zu verzeichnen sind.

glaubt man doch auch heute noch an die Worte, die einmal der Abgeordnete Fernand Engerand in der Kammer sprach:

„Das Saarkohlenbecken vervollständigt das lothringische Eisenerzbecken; es erscheint vor allem berufen, der lothringischen Hüttenindustrie ihren Hüttenkoks zu liefern. Es ist von den Behauptungen über die angeblich mangelnde Eignung der Saarkohle zur Herstellung von Hüttenkoks gesprochen worden. Diesen Behauptungen sind die bewundernswerten Versuche von Herrn Chappy gegenübergestellt worden, durch die Hüttenkoks von jeder Kohle erzielt worden ist. Diese Versuche müssen vor allem im Saarbecken fortgeführt und industriell verwertet werden ... Das Saargebiet soll zum Schauplatz des Fortschreitens der Kohlenwissenschaft werden, um der Bevölkerung zu zeigen, wessen das französische Genie fähig ist. Das Saargebiet ist einer der größten Vorteile, die wir durch den Friedensvertrag erhalten haben. Es ist ein köstlicher Bissen, der wirtschaftlich Frankreich ergänzt und in einem Zeitraum, den zu verkürzen in unserer Hand liegt, unsere Abhängigkeit von England in bezug auf die Kohle beträchtlich zu vermindern und sogar beseitigen kann."

Die französische Schwerindustrie will daher im Saargebiet eine Kohlenbasis gewinnen. Lothringen hat zwar auch einen Kohlenbergbau, der sogar in der Nachkriegszeit im Gegensatz zum Saargebiete, dessen Produktion über den Friedensstand von 13 Mill. Tonnen nicht hinauskam, eine Steigerung seiner Förderung um 60 v. H. (von 3,8 auf 6,1 Mill. Tonnen) zu verzeichnen hat. Aber die lothringischen Lager bergen keine zur Verkokung geeignete Fettkohle, sondern nur Flammkohle. Der private Bergbau in Lothringen konzentrierte sich daher in unmittelbare Nähe der französisch-saarländischen Grenze und baute die Fettkohlenflöze ab, die von dem im Saargebiete gelegenen Warndt nach Lothringen hinüberstreichen. Am 10. Mai 1924 hat bereits der französische Staat in seiner Eigenschaft als privater Bergwerkseigentümer, der sämtliche Kohlenfelder zur freien Ausbeutung oder zur Verpachtung „innerhalb des Saarbeckens" erhalten hat, der französisch-lothringischen „Société des mines de Sarre et Moselle" auf 99 Jahre ein 620 ha großes, im Saargebiete, im Warndt, gelegenes Kohlenfeld als sogenannte Grube Karlsbrunn durch Vertrag gepachtet. Diese lothringische Bergwerksgesellschaft nimmt seit diesem Zeitpunkt einen Abbau von Kohlen von Frankreich, also vom Auslande, her im Saargebiete vor. Sie hat dicht an der saarländisch-französischen Grenze auf lothringischem Boden zwei Schächte (Peyerimhoff und Elias Reumeaux) errichtet, welche den Warndtflözen bereits etwa 10 Mill. Tonnen Kohlen entzogen haben. Von der Gesamtförderung der Saar- und Moselbergwerksgesellschaft im Jahre 1930 mit 3 000 108 Tonnen sind 1 646 655 Tonnen (54,7 v. H.) aus dem Pachtfeld, der „Grube" Karlsbrunn, gewonnen worden. In ähnlicher Weise baut die Firma de Wendel in Kleinrosseln, die das Feld Emmersweiler im Warndt von der französischen Bergwerksdirektion pachtweise erhielt, Saarkohle ab.

Die lothringisch-französischen Hüttengesellschaften sind damit in den Warndt, in die wichtigste Kohlenreserve des preußischen Staatsbergbaus an der Saar, die bisher absichtlich geschont wurde, eingebrochen.

Der Warndt ist ein links von der Saar, südlich von Völklingen gelegenes ausgesprochenes Sandsteingebiet, das für den Ackerbau nicht günstig, einen guten Waldboden liefert und

daher auf seiner Oberfläche mit einem ausgedehnten Forst prächtiger Laub- und Nadelbäume geschmückt ist. Die Besiedlung des Warndt ist spärlich. Der älteste Ort dürfte das Bauerndorf Groß-Rosseln sein. St. Nikolas ist eine Klostergründung der Benediktiner. Karlsbrunn und Lauterbach verdanken Glasmachern ihre Entstehung. Das Holz des Waldes lieferte der Glasindustrie den Brennstoff, der zugleich auch zur Gewinnung der Pottasche diente. Nachdem die Glashütten sich auf den Verbrauch von Steinkohlen einstellten, gingen die Werke in Karlsbrunn und Lauterbach ein. Die Warndtorte Nußweiler und Ludweiler sind von Hugenotten gegründet worden, denen freie Religionsübung verbürgt wurde. In seinem Inneren birgt der Warndt reiche Kohlenschätze. Er ist das Zukunftsreservoir des saarländischen Bergbaus, besonders weil seine Flöze reich an Fettkohlen sind. Der preußische Staat hatte keine Grubenanlage dort errichtet.

Der französische Staat ist aber lediglich privater Eigentümer der Saargruben „in den Grenzen des Saarbeckens" und hat von sich aus kein Recht, die Landesgrenze zu durchörtern, d. h. unterirdisch die Grenze mittels bergbaulicher Anlagen überschreiten zu lassen. Rechtmäßig könnte das gemäß Völkerrecht nur auf Grund eines Staatsvertrages zwischen den Staaten, deren Grenze durchörtert wird, erfolgen. Auch der Vertrag, den am 20. Dezember 1924 die Regierungskommission des Saargebiets mit dem französischen Staat abschloß und der den Pachtvertrag über die Grube Karlsbrunn als zu Recht bestehend zur Voraussetzung hat, kann nicht einen Staatsvertrag ersetzen. Der Souverän, der allein die Genehmigung zur Durchörterung der Grenze erteilen muß, ist nach dem klaren Wortlaut des Versailler Vertrages (Artikel 49 und § 35 des Saarstatuts) das Deutsche Reich.

Die Souveränität über das Saargebiet ist auch bis zur Entscheidung des Völkerbundes nach der Volksabstimmung im Jahre 1935 bei dem Deutschen Reiche geblieben. Die Regierungskommission des Saargebiets hat sich auch selbst stets nur als Treuhänder des Saargebietes betrachtet und sich z. B. zur Veräußerung von deutschem Reichs- oder preußischem Staatseigentum für nicht befugt gehalten. Jedesmal, wenn sich dazu eine Notwendigkeit ergab, wurde seitens der Saarregierungskommission die Reichsregierung nicht nur um ihre Zustimmung ersucht, sondern um entsprechende Erklärungen eines deutschen Bevollmächtigten vor dem Grundbuchamt. Bei der Festsetzung der saarländisch-französischen Grenze ist ebenfalls nicht nur ein deutscher Bevollmächtigter beteiligt gewesen, sondern es wurde auch ausdrücklich festgestellt, daß zu gewissen Grenzberichtigungen an der alten lothringisch-preußischen Grenze ein Staatsvertrag zwischen Frankreich und Deutschland notwendig sein würde. Das Weiterbestehen der deutschen Souveränität über das Saargebiet ist also praktisch wiederholt einwandfrei festgestellt worden.

Die Regierungskommission des Saargebiets hat durch die Genehmigung zur Durchörterung der saarländisch-französischen Grenze ihre Treuhänderpflicht verletzt und auf rechtswidrige Weise in eine Schmälerung der ihr anvertrauten wirtschaftlichen Substanz eingewilligt. Es handelt sich nicht nur um eine schwere Schädigung der Warndtgemeinden, denen durch die unter Tage in das französische Ausland entführten Kohlenschätze Steueransprüche an den Bergbaubesitzer entfallen, sondern vor allem um eine sehr große Substanzschädigung, wenn das Deutsche Reich das Saargebiet und mit ihm das saarländische Kohlenbecken wieder zurückerhält. Deutschland hat ja gemäß § 36 des Saarstatuts das klar und unmißverständlich umschriebene Recht, das Eigentum Frankreichs am Saarbergbau „im Ganzen" zurückzukaufen. Unter das Rückkaufsrecht Deutschlands fallen auch die

früher unerschlossenen Kohlenfelder, frei von allen Pachtverträgen. Unseres Wissens ist an sich auch in den Pachtverträgen, die der französische Staat erst mit der „Société des mines de Sarre et Moselle" und dann mit der Firma de Wendel abschloß, ein entsprechender Passus enthalten, denn bei einer Rückübereignung der Pachtfelder kommen selbstverständlich die Ausbeutungsrechte im Augenblick des Rückkaufs zum Erlöschen. Aber die schwere Substanzschädigung, die bei der Festsetzung des Rückkaufspreises zu berücksichtigen ist, liegt darin, daß es für Deutschland schwer ist, in dem Warndtgebiet, das von jenseits der Grenze ausgebeutet ist, alsdann diesseits der Grenze noch einen rentablen Betrieb einzurichten.

Hinter der Verpachtung der Kohlenfelder im Warndt an lothringische Bergwerksgesellschaften steht unzweifelhaft auch das Streben der französischen Schwerindustrie, in irgendeiner Form sich in der saarländischen Wirtschaft festzusetzen. Die Privatisierung der Saargruben wurde besonders französischerseits während der Saarverhandlungen 1929/30 gefordert, um damit die Rückgabe der saarländischen Bergwerke an die früheren Eigentümer, den preußischen und bayrischen Staat, zu inhibieren. So hatte der Abgeordnete Charlot als Vorsitzender des Grubenausschusses der Kammer vorgeschlagen, daß alle Länder und Industrien, die Abnehmer von Saarkohle sind, prozentual an den saarländischen Gruben Besitzrechte erwerben sollten. Danach würde Frankreich als jetziger Hauptabnehmer der Saarkohle schon die Hälfte der Aktienstimmen und die unbedingt überwiegende Majorität erhalten, wenn auch eine Beteiligung der durch französisches Kapital überfremdeten Saarindustrie stattfindet. Die gesamte deutsche Saarindustrie, insbesondere die Handelskammer Saarbrücken, hat sich aber stets gegen einen derartigen Vorschlag ausgesprochen. Auch der bekannte Hüttenbesitzer Dr. Hermann Röchling, der ja früher selbst durch den Besitz der Grube Hostenbach als einziger saarländischer Industrieller an dem Saarbergbau beteiligt war, lehnt jede Privatisierung des Saarbergbaus ab. Maßgebend für diese Stellungnahme war schon, abgesehen von dem nationalen Moment, die Tatsache: der saarländische Bergbau in preußischer und bayrischer Staatshand betrieb die Gruben nach Maßgabe volkswirtschaftlicher Zusammenhänge und insbesondere der Notwendigkeit, im wechselseitigen Interesse den größten Abnehmer, die Saarindustrie, pfleglich zu behandeln.

Die engen wirtschaftlichen Zusammenhänge des Warndt mit Frankreich beruhen also auf illegitimer Basis und sind durch einen offenen Rechtsbruch geschaffen. Der Generaldirektor der französischen Saargruben, André Defline, der sich als hervorragender Geologe einen Weltruf erworben hat, nannte schon einmal in seiner Denkschrift den Abbau im Warndt „une rectification de la frontière".

Die französische Schwerindustrie will eine Kohlenbasis im Saargebiet gewinnen. So wurde auch bereits eine Verkaufsorganisation für lothringische Kohle in Metz gegründet (abgekürzte Bezeichnung: Charlor), in deren Aufsichtsrat auch nordfranzösische Bergwerksbesitzer sitzen. Es ist dadurch die harmonische Verbindung mit den Betrieben in Nordfrankreich aufrechterhalten. Außer dieser Neugründung wurde eine lothringische Kohlenindustrie-Holding-Gesell-

schaft bereits 1929 ins Leben gerufen unter der Firma „Société Moselle industrielle et financière". Als Zweck dieser neuen lothringischen Kohlenbank wird Gründung neuer Gesellschaften und Erwerb und Ausbeutung neuer Grubenkonzessionen angegeben. Auch zwischen dieser Neugründung für den lothringischen Bergbau und den Gruben in Nordfrankreich besteht eine enge personelle und sachliche Verbindung. Die Grundzüge der französischen Kohlenbank in Paris, die „Union des Mines", sind auf Lothringen angewandt worden.

Frankreichs Saarpolitik hat sich entsprechend der Direktive, welche die französische Schwerindustrie aus den dargelegten, klar ersichtlichen Gründen erteilt, für den Endkampf um die Saar die Eroberung des Warndt als Ziel gesteckt.

*

Frankreich läßt nichts unversucht, um aus dem Saargebiete ein zweites Oberschlesien zu machen. Die künstlich geschaffenen wirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen dem Saargebiete und Lothringen in der saarländischen Südwestecke nach dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages sollen dazu dienen, die rechtswidrigen wirtschaftlichen Veränderungen in die Wagschale zu werfen. Und wenn es dann nur gelingt, im Warndt ein paar Stimmen für Frankreich oder für Beibehaltung der gegenwärtigen Rechtsordnung zu gewinnen, so sollen diese „berücksichtigt" werden. Eine solche Aufgabe wird von französischen Politikern dem Völkerbunde gestellt, der ja letzten Endes die Entscheidung über die Zukunft des Saargebiets gemäß dem Ausfall der Volksabstimmung zu fällen und auch die Vereinigung des ganzen Saarbeckengebiets oder eines Teils mit Deutschland zu beschließen hat (§ 36 des Saarstatuts).

Aber die französischen Versuche, die Abstimmung zu beeinflussen, beruhen auf einer völligen Verkennung der Psyche des durch und durch deutschen Saarländers, der sich auch im Warndt nicht davon abhalten lassen wird, seine Stimme für Deutschland abzugeben. Nur aus dem Zwang, jetzt unter dem fremdländischen Saarregime keine andere Arbeit im Saargebiete, insbesondere im Warndt selbst, zu finden, geht der erwerbstätige Teil der Warndtbevölkerung notgedrungen über die Grenze und arbeitet auf den lothringischen Gruben. Die Bevölkerung des Warndt ist durch und durch deutsch nach Herkunft, Sprache und Volkstum. Ihr Land kann, ebenso wie das übrige Saargebiet, auf eine tausendjährige gemeinsame Vergangenheit mit dem deutschen Reiche zurückblicken. Gerade die Bergknappen, die auf den lothringischen Gruben tätig sind und jetzt gezwungen werden, auf den lothringischen Gruben ihr tägliches Brot zu verdienen, sind mit dem saarländischen Boden, mit ihrer Heimat im Warndt, fest verbunden. Sie besitzen zum größten Teile eigene Häuser und einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb, der übrigens bei einer sozialen Wirtschaftspolitik allein schon durch Rodung des Waldes vergrößert werden kann. Nur ein hartes Muß treibt sie dazu, auf den lothringischen Bergwerken zusammen mit Ausländern zu arbeiten, deren Lebensstandard weit unter dem ihrigen liegt.

Die französischen Zechenbesitzer beschäftigen nämlich auf ihren Betrieben in

Lothringen mindestens 14 000 Ausländer (hauptsächlich Polen und Serben), die in wenig schönen Arbeiterkolonien hart an der saarländischen Grenze untergebracht sind. Es handelt sich hier um einen eminent wichtigen Strukturunterschied gegenüber der Saarbevölkerung, den selbst ein französischer Historiker wie Ernest Babelon in seinem tendenziösen Buche „Au pays de la Sarre" kennzeichnet, wenn er von „einem internationalen Volk" und „Nomaden der modernen Zivilisation" spricht. Die Saarbevölkerung ist im Gegensatze dazu seßhaft und bodenständig. Diese Saarbergmänner zeichnet ein bäuerlich zäher Erwerbssinn und ein bürgerlich stolzes Geltungsstreben aus. Sogar in der französischen Denkschrift, die bei den Pariser Friedensverhandlungen den Delegierten mit der Forderung einer sofortigen Annexion des Saargebiets durch Frankreich überreicht wurde, stehen die Worte: „Fast alle Bewohner stammen aus dem Lande selbst." Ferner haben auch Erhebungen, welche die französische Militärbehörde 1919 im Saargebiete machen ließ, gezeigt, daß es, wie der französische Geograph Vidal de la Blache in seinem Buche „Le bassin de la Sarre" sagt, „wenig Industriegegenden gibt, wo die Bevölkerung so seßhaft, so bodenständig verwachsen ist" („aussi stabile, aussi solidement inplantée").

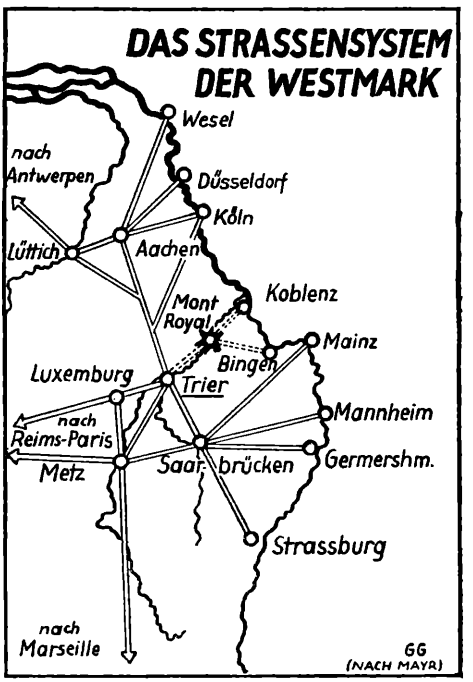
Die so vom tiefsten deutschen Heimaterleben erfüllten Bewohner des Saarlandes stellen sich niemals auf eine Stufe mit einem Völkergemisch, mit „dem internationalen Volk", das in den lothringischen Bergmannsdörfern an der saarländischen Grenze von französischen Zechenherren angesiedelt wurde und ja auch im Gegensatze zur deutschen Arbeiterschaft die sehr geringwertigen Rechte der französischen Sozialgesetzgebung genießt. Die durch Eigentum, Rechte und Tradition gebundenen deutschen Menschen im Warndt haben nichts gemein mit nomadenhaft wandernden internationalen Arbeiterstämmen. Sie teilen in Glück und Unglück das Schicksal des Bodens, mit dem sie durch Generationen verbunden sind. An diesem Willen und der inneren Verbundenheit mit dem Stück Heimaterde, das ein fester Teil Deutschlands ist, zerschellt die Spekulation der Franzosen, die heute noch glauben, „die Angehörigen Deutschlands als Gegenwert für eine Summe Goldes unter fremde Herrschaft zu bringen" (Graf Brockdorff-Rantzau am 13. Mai 1919) und zugleich den Warndt mit den entscheidenden Kohlenreserven wegzunehmen.

Die Warndtangelegenheit ist für Deutschland keine Bagatelle. Die deutsche Volkswirtschaft kann unmöglich die Wegnahme dieses wertvollen, an Kohlenschätzen reichen Landes ertragen, denn mit seiner endgültigen Einbeziehung in den lothringischen Grubenbereich würde der Saarbergbau seiner wichtigsten Reserven beraubt und, auf die alten Gruben beschränkt, ruiniert werden.

OTTO MAYR:

Die Stellung der Stadt Trier in der deutschen Westmark

Die raumpolitische Betrachtung hat uns Deutschen erst die Augen darüber geöffnet, daß hinter dem Kampf um die Saar in Wirklichkeit ein Kampf um den Rhein sich verbirgt; denn von Saarbrücken aus öffnen sich strahlenförmig die Einfallwege zu den wichtigsten Brückenköpfen des sog. Pfälzer Rheins, Mainz, Mannheim und Germersheim. Da die Saarlinie verkehrspolitisch und strategisch so außerordentlich wichtig ist, wird sie von Westen her dauernd gefährdet sein, und auch nach dem Abstimmungssiege wird diese Ecke des Reiches einer besonderen Pflege und Stärkung bedürfen.



Doch darf die uns alle so tief bewegende Saarfrage nicht dazu verleiten, im Saarland die einzige gefährdete Stelle der deutschen Westmark zu sehen. Es gibt noch ähnlich bedeutungsvolle Ecken und Brückenorte hin zum Rhein. Ein kurzer Blick auf die Karte lenkt uns auf zwei Städte hin, die in einer Linie mit Saarbrücken liegen, Aachen und Trier. Aachen scheint im niederdeutsch-flandrischen Tor eine ähnliche Funktion auszuüben wie Saarbrücken im lothringisch-pfälzischen Tor. Es öffnet von der unteren Maas her die Straßen zum Niederrhein von Köln bis Wesel. Diese Straßen verlaufen wie die von Saarbrücken ausgehenden in östlicher bis nordöstlicher Richtung. Und wie Saarbrücken heute von der Festung Metz her gefährdet wird, so Aachen von Lüttich aus. Freilich, ein Unterschied in der heutigen strategischen Situation darf nicht vergessen werden: Während die beherrschende Gauhöhe links der Saar in deutscher Hand sich befindet, ist mit Eupen die Höhe des Hohen Venn, die das Kölner Tiefland beherrscht, uns verloren gegangen.

Und nun zu Trier an der Mosel. Man hat sich daran gewöhnt, von einer Moselpforte, einer Moselstraße zu sprechen, die ebenfalls vom Westen in nordöstlicher Richtung zum Rhein führen. Aber ein Blick auf die Eigenart des Moseltales läßt jeden Vergleich mit den eben bezeichneten breiten Einfalltoren ausscheiden. Das Moseltal ist bekanntlich sehr eng und vielgewunden — die Luftlinie von Trier bis

Koblenz beträgt rund 90 km, die Flußlänge dagegen 200 km —; es bildet daher für einen Vormarsch zum Rhein ein nicht geringeres Hemmnis als die Eifel- und Hunsrückhöhen, zwischen denen es liegt. Daher ist die Moselstrecke niemals eine Heeresstraße noch auch eine bedeutende Handelsstraße gewesen. — Trier erlebte wohl im Mittelalter eine hohe Handelsblüte und kam mit 10000 Einwohnern Städten wie Köln und Nürnberg gleich; das verdankte es aber nicht etwa seiner Lage an der Mosel, sondern der Tatsache, daß es, als Rhone und Maas noch zum Reiche gehörten, an der großen Nord-Südstraße: Marseille—Antwerpen lag. Von Trier aus führte außerdem die alte Römerstraße über die Eifel nach Köln und die Saarstraße nach Straßburg. Trier stellte damit die natürliche Verbindung her zu den wichtigsten Handelszentren der Rheinstraße, dieser zweiten großen Nord-Südstraße des Reiches. Seit dem Verluste Burgunds und der Maaslinie um 1550 mußte die Handelsblüte Triers notwendig absterben. Als im Napoleonischen Reiche dieses alte Straßensystem neu aufleben konnte, nahm Trier wieder dieselbe Stellung ein; die Hauptstraßen, die Napoleon von Trier aus anlegen ließ, führten nach Lüttich, Köln und zur Saar, nicht nach Koblenz. Und bezeichnenderweise erhielt Trier zuerst Eisenbahnverbindung mit Saarbrücken und Köln; erst zuletzt (1879) wurde die Moselstrecke ausgebaut. Das alles bestätigt die Tatsache, daß die Gegebenheiten des Raumes Trier zu einem Brückenorte werden ließen, der nicht wie Saarbrücken oder Aachen nach Westen und Osten weist, sondern nach Norden und Süden.

Dasselbe muß aber auch grundsätzlich für die Bedeutung gelten, die Trier im Kriegsfalle inne hat. Dies wird durch nichts besser belegt als durch die Rolle, die es im 1. Koalitionskrieg zu spielen hatte. — Nach der unrühmlichen deutschen „Campagne in Frankreich" drängten die französischen Revolutionsheere gleichzeitig gegen das flandrische wie pfälzische Tor. Dumouriez stand bereits in Aachen, Custine rückte in Mainz ein. Die notwendige Verbindung und das Zusammenwirken beider Armeen war jedoch nur möglich, wenn auch die Moselecke in ihren Händen war. Daher machte die preußisch-österreichische Koalitionsarmee die äußersten Anstrengungen, Trier, das von der Saar her bedroht war, zu halten. Alle Talzugänge wurden abgeriegelt, und tatsächlich mußten die Franzosen nach erfolglosen Angriffen sich wieder nach Saarlouis zurückziehen. Und als Custine das von deutschen Truppen belagerte Mainz durch einen Sturm auf Trier entsetzen wollte, aber blutig abgewiesen wurde, da blieb dem Franzosen nichts anderes übrig, als sowohl die Niederlande wie Mainz zu räumen. Erst als Moreau 15000 Franzosen von Saarlouis heranführte und Trier 1794 erstürmte, wurde die Zurückeroberung der beiden anderen Rheinstellungen möglich.

Trier war also der Punkt, von dem eine Zurücknahme der flandrischen und pfälzischen Front erzwungen werden konnte, zwischen die es sich wie ein Keil schiebt. Daher gewinnt Trier eine strategische Bedeutung vor allem dann, wenn der französische Angriff auf den Rhein durch diese beiden Einfalltore gleichzeitig erfolgt.

Diese Keilstellung Triers wurde übrigens schon im spanischen Erbfolgekrieg bedeutungsvoll. Als Marlborough nach der Schlacht bei Höchstädt dem Kriegsschauplatz von der Donau ins linksrheinische Gebiet verlegte, sah er seine erste Aufgabe darin, Trier dem Franzosen zu entreißen; denn erst im Besitz dieses Brückenortes konnte er an der lothringischen und flandrischen Front einheitlich operieren. Trier war „le pilier de l'Allemagne".

Dieser Pfeiler zwischen den Fronten ist aber bis heute unbewehrt geblieben; wie Saarbrücken und Aachen ist Trier immer eine offene Stadt gewesen. Das Reich unternahm es ebensowenig, Trier zu befestigen, wie die Franzosen. An der Saar wie an der Mosel wählten sich diese dafür einen besser geeigneten Punkt: dort Saarlouis, hier den Mont-Royal bei Traben Trarbach[1]).

Trier selbst aber lag stets im Schatten zweier natürlicher Festungen, nämlich von Metz und Luxemburg. Solange Metz zum Reiche gehörte, solange überhaupt das Rheinland nicht Grenzmark, sondern Kernstück des Reiches war, blieb Trier vor jeder Bedrohung von Westen her sicher. Seit 1552 nun war Metz die Operationsbasis aller französischen Unternehmungen gegen den Rhein. Da kam es aber gerade Trier mehrmals zugute, daß in der deutschen Reichsfestung Luxemburg ein Gegengewicht zu Metz vorhanden war. Trotzdem bildete Metz in französischer Hand eine dauernde Gefahr für die offen liegenden Städte an Saar und Mosel. Wie klar die Bürgerschaft Triers sich über diese Bedrohung war, geht aus einer Adresse hervor, die sie im Oktober 1870 an Bismarck richtete, worin sie im Gegensatz zu einigen rheinischen Stimmen dringend die Annexion von Metz forderte; das Nationalitätsprinzip müsse zurücktreten hinter der Verteidigung des eigenen Landes. — Doch muß man gerade heute daran erinnern: Hatten die französischen Heere bereits die Saarstellung gewonnen, dann vollzog sich ihr Vormarsch nach Trier nicht mehr von Metz aus, sondern von Saarlouis über Merzig und die Hunsrückhöhe. Damit aber wurde Luxemburg ausgeschaltet. So ist das Schicksal der Mosellande aufs engste mit dem der Saar verbunden.

Wohl sind der Saarlinie und dem Moselkeil, wie hier gezeigt wurde, verschiedene Funktionen eigen, die durch ihre natürliche Lage und Grundrichtung bestimmt werden. Nachdem uns aber heute Metz und Luxemburg verloren sind und durch den Verlauf der deutschen Wehrgrenze die Westmark alles Schutzes beraubt ist, werden Saar und Mosel die Aufgabe, die ihnen im Spiel der Kräfte gewiesen ist, nur dann erfüllen können, wenn hinter ihnen der aktivierende Wille des Reiches steht.

---

1) Wie genial ausgerechnet die Lage dieser größten Zwingburg Vaubans ist, erhellt daraus, daß vom Mont-Royal aus ebenso leicht Bingen wie Koblenz zu erreichen und in Schach zu halten ist, was von Trier aus nicht möglich wäre. Außerdem ist der Mont-Royal mit Trier durch die sog. Wittlicher Senke geradlinig verbunden. Siehe dafür Karte 2 des neuen „Saaratlas" (Perthes, Gotha).

JULIUS BÜDEL:

Deutscher und niederländischer Kulturboden

Das deutsche Volkstum teilt mit anderen Nationen die Eigenschaft, dem Boden, auf dem es lebt, sehr deutlich sichtbare Züge seiner Eigenart aufgeprägt zu haben. Selbst dem ungeschulten Blick muß der scharfe Gegensatz der deutschen Kulturlandschaft gegenüber der osteuropäischen, gegenüber dem ungarischen, italienischen, ja selbst dem französischen Kulturboden in Lothringen auffallen. Je tiefer wir dringen, desto schärfer treten grundsätzliche Unterschiede hervor. Innerhalb des deutschen Kulturbodens sehen wir dagegen die Vielfalt natürlicher Landschaften weitgehend überbrückt. Gesicht und Lage von Dorf und Stadt, Teilung und Verhältnis von Ackerflur, Wiese und Wald zeigen etwa in Niedersachsen und dem österreichischen Alpenvorland weit ähnlicheren Zusammenklang als im nahen Welschland; und dieselben Züge kehren, nur leicht abgewandelt, in Siebenbürgen, ja im Kaukasus wieder. Selbst auf fremdem Volksboden, wie in Innerböhmen, hat ein jahrhundertelanger kultureller Einfluß ähnliche Bilder geprägt. Hier, auf dem Boden des alten Österreich-Ungarn, wo der Einfluß deutscher Kultur nach Osten nur langsam verebbte, mußten naturgemäß breite Übergangszonen entstehen.

Aber noch größere Schwierigkeiten bot stets der Versuch, deutschen und niederländischen Kulturboden von einander zu scheiden. Sieht man von der jütischen Halbinsel ab, so liegt hier der einzige Fall, wo das Gebiet der deutschen Sprache auf dem Festland an das eines anderen germanischen Volkes grenzt. Aber beide Völker sind nahe verwandt, derselben Wurzel entsprungen. Erst eine junge geschichtliche Entwicklung hat sie von einander getrennt. Die Staatsgrenze läuft heute quer über alte Stammesgrenzen. Es fragt sich nun: hat diese politische Entwicklung dazu geführt, hier einen neuen, von dem deutschen verschiedenen Kulturbodentypus zu formen?

Es ist kein Zweifel, daß die meisten Deutschen die niederländische Landschaft, besonders in den altholländischen Gebieten, als etwas Auffälliges, Fremdes empfinden werden: Wir kennen alle seit früher Jugend jene Bilder, auf denen Windmühlen, Kanäle mit Zugbrücken und Fischer in Holzpantoffeln die stets wiederkehrende Staffage der Landschaft bilden. Solche Züge stehen zu weiten Teilen deutscher Landschaften in starkem Gegensatz. Der Unterschied der holländischen Kulturlandschaft gegen eine ober-, mittel- oder ostniederdeutsche wäre leicht zu ziehen. Die Frage ist jedoch, ob sich bei näherer Betrachtung hinreichend gewichtige Unterschiede zu dem in jeder Beziehung äußerst ähnlich scheinenden Nordwestdeutschland ergeben.

Von Natur ist kein Land außerhalb unserer Grenzen einer deutschen Landschaft so ähnlich wie Holland. Es setzt nahezu unverändert alle Landschaftsgürtel fort, die das nordwestdeutsche Altmoränengebiet in so schöner Gliederung von der Nord-

see bis zum Mittelgebirge zeigt. Gegen die offene See schützt hier wie dort der Dünengürtel, dahinter liegt das Wattenmeer und dann das fruchtbare, meist erst künstlich dem Meere abgerungene Marschland. Nur in Altholland ist die Marsch durch die Anschwemmungen von Rhein und Maas unmittelbar mit den Dünen verknüpft. Darüber erhebt sich die Geest (holländisch „zand"), hier wie dort von derselben Heidelandschaft bedeckt. Ebenso unverändert setzen sich die Hochmoore vom deutschen Emsland durch die östlichen Niederlande bis nach Brabant und Limburg fort. In ihrer maasaufwärts vorgeschobenen Spitze gewinnen die Niederlande noch Anteil an der Lößzone und reichen über das vorgelagerte Kohlenbecken bis auf den Rand des Rheinischen Schiefergebirges hinauf. Wesentliche Unterschiede gegenüber Nordwestdeutschland zeigt somit nur der Marschgürtel, dem durch Fruchtbarkeit und Verkehrskunst besondere Bedeutung zukommt. Er ist in Deutschland durch breite Schlauchmündungen und Geestvorsprünge in einzelne Ländchen (Dithmarschen, Kehldingen, Butjadingen) von geringer Verselbständigungskraft zerrissen, bildet jedoch westlich des Dollart einen geschlossenen Saum und erreicht jenseits der Zuidersee 65 km Breite. Er setzt sich dort im Gegensatz zu Weser und Elbe als breite Flußmarsch stromaufwärts fort. Der geringe Tidenhub vor den „Hoofden" und die starke Schlammanlandung des Rhein—Maas-Systems wirkten zu seiner Ausdehnung zusammen. Aus demselben Grund blieb die trichterförmige Ausspülung der verteilten Deltaarme gering und erreicht erst im Scheldegebiet wieder größeres Ausmaß. So lag hier weder aus Verkehrs- noch aus seeseitigen Schutzbedürfnissen ein Grund vor, die Hafenstädte weit ins Binnenland zu verlegen. Die Seestädte des Rheindeltas erwuchsen daher inmitten der Marsch, des „Polderlandes" und konnten sich dort — im Gegensatz zu Hamburg, Bremen und Antwerpen — landseitiger Einflußnahme stets in weit höherem Maße entziehen.

Damit sind wir aber schon bei den geschichtlichen Grundlagen der heutigen Kulturlandschaften angelangt. Es ist nicht zweifelhaft, daß auch diese von der Völkerwanderungszeit her die gleichen waren wie in Nordwestdeutschland. An der Küste sitzen hier wie dort die Friesen. Sie sind sprachlich in der schmalen ostfriesischen Marsch vom Niedersachsentum aufgesogen. Dieses reicht geschlossen bis zur Zuidersee; gegenüber der ehemaligen Verbreitung, die heute noch durch das sächsische Hallenhaus angedeutet wird, hat sich die sächsische Sprache heute nach Norden auf Kosten des Friesentums ausgedehnt, ist jedoch im Süden bis fast zur Ijssel zurückgewichen. Den ganzen Süden und Westen der Niederlande bis nach Flandern und Westfriesland nehmen die Franken ein, vor allem die Niederfranken, deren Gebiet erst jenseits der heutigen Reichsgrenze beginnt. Aus ihnen ist gerade in der Kernlandschaft der Rhein- und Maasmarschen durch Mischung mit den Friesen das holländische Volkstum hervorgegangen.

Aber auch die Niederfranken waren ursprünglich nur ein deutscher Stamm

neben anderen. Die Grundlagen der Natur- und Kulturlandschaft stimmen also mit Nordwestdeutschland weitgehend überein. In der Tat ist alles, was in der niederländischen Kulturlandschaft noch an die Urbesiedlung und die frühe mittelalterliche Entwicklung anknüpft, kaum von nordwestdeutschen Verhältnissen verschieden, so vor allem die ländlichen Siedlungsformen. Der spätere Vorgang des Auseinanderwachsens jedoch, für den die Schriftsprache nur ein Symbol ist, hat mit den wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnissen auch die Struktur des Kulturbodens in tiefgreifender Weise verändert. Am vollkommensten geschah dies im Gebiet des Rheindeltas. Von da strahlten die Wirkungen dieser Umwandlung in abgeschwächter Form bis zu den Grenzen aus, wo nur noch im „Stil", nicht mehr in den Elementen der Kulturlandschaft eine Scheidung gegenüber den von der jüngeren deutschen Entwicklung gleichfalls etwas abseitigen Grenzstrichen möglich ist.

Jedoch gilt diese Form verwandter Berührung nur dort, wo die Grenze im frühbesiedelten Land verläuft, also vor allem in der Marsch, in den wenigen Geschiebemergelstrichen der Geest (z. B. um Winterswijk) und der schmalen Lößzone. Nähert man sich vom Kern des Landes durch die später erschlossenen Gebiete, die ausgedehnten Heidesand- und Moorflächen, der Grenze, so ist nicht nur keine Annäherung, sondern eine Verschärfung des Gegensatzes zu beobachten. Diese mageren Böden wurden erst nach dem Ausbau der kulturellen und politischen Trennung einer intensiveren Nutzung zugeführt. Ihre Kolonisation setzte eine vorgeschrittene Entwicklung der Kernlandschaft zu kapitalistischen Zügen voraus. Da sich diese aber bereits in deutlichem Gegensatz zu der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands vollzog, so war auch die Neulandgewinnung hüben und drüben auf ganz verschiedene Ziele ausgerichtet. So stoßen hier heute in ihrer Wirtschaft und Physiognomie ganz verschiedene Landschaften zusammen. Es ist in weniger groben, gewissermaßen europäisch verfeinerten Zügen dieselbe Erscheinung, die an der Grenze überseeischer Kolonialgebiete, etwa zwischen dem portugiesischen Goa und Britisch-Indien so außerordentlich scharfe Gegensätze in einem ursprünglich einheitlichen Landschaftskomplex erzeugte.

Die Kolonisation der Moor- und Heideflächen ist auch politisch-geographisch von Bedeutung. Ihrem geringen Wert entsprechend wurden sie in den entlegenen Grenzstrichen zuletzt der Erschließung zugeführt. Lange hat man hier absichtlich eine Grenzwildnis erhalten. Die so unhistorisch-gradlinig durch das Bourtanger Moor verlaufende Grenze zeigt, daß ihre Festlegung erst spät erfolgte. Sie durchschnitt bis vor kurzem eine einheitliche, kaum veränderte Naturlandschaft. Erst durch die jüngste Erschließung ist dieser Grenzsaum, der sonst im mitteleuropäischen Flachland längst verschwand, auf eine Linie zusammengeschrumpft, die jetzt durch die Verschiedenheit der beiderseitigen Wirtschaftsentwicklung scharf in der Landschaft hervortritt.

Zu dem heutigen Bild führten also zwei verschiedene Vorgänge: die Herausbildung eines holländischen Kulturzentrums und zweitens die darauf eingestellte Ödlandkolonisation. Der erste Vorgang ist allgemein bekannt: er zerfällt seinerseits in zwei Phasen. Solange Holland europäisches Randland war, wurde es vom Reiche wenig beachtet, schon zur Stauferzeit ging die Reichsgewalt so ziemlich verloren. Andererseits war in dem ständig von Fluten bedrohten Marschenland eine straffe staatliche Organisation notwendig. So bildete sich leicht ein engeres Gemeinschaftsgefühl heraus. Von größter Bedeutung ist nun, daß dieser Abspaltungsprozeß sich schon vollzogen hatte, bevor die Verlagerung der Handelswege vom Mittelmeer zum Atlantik das Rheinmündungsland plötzlich in den Mittelpunkt des Weltverkehrs rückte. Der natürliche Schutz im Marschenland blieb bestehen und konnte im entscheidenden Augenblick bereits durch wirtschaftliche und politische Macht so verstärkt werden, daß das kleine Land dem Angriff der spanisch-habsburgischen Macht standhielt. In dem achtzigjährigen Befreiungskrieg, in dem es auch von den protestantischen Reichsständen nie unterstützt wurde, wuchs es zu einem selbstständigen Staat heran, der im Gegensatz zu Binnendeutschland ganz auf das Meer zur Betätigung in Handel, Schiffahrt und Kolonien gedrängt wurde. Die Folge war eine einzigartige Blüte der städtischen Kultur, die ohne wesentliche Veränderungen dem Lande bis heute seinen Stempel aufdrückt, während Deutschland infolge des 30jährigen Krieges noch zwei Jahrhunderte in den Fesseln der Kleinstaaterei, merkantilistischer Engherzigkeit und einer rein binnenländischen Entwicklung blieb. Als nach der deutschen Einigung jene stürmische kapitalistische Entwicklung einsetzte, geschah dies auf ganz anderer Basis als in Holland, nämlich auf Grund der Industrialisierung, die durch die Bildung eines städtischen Proletariates Stadt und Land in eines viel weiteren Umfang als in einem vornehmlich Handel treibenden Land auseinanderriß.

Lebendiges Zeugnis dieser Entwicklung ist vor allem die holländische Stadt. Im Kern sind die behäbigen gotischen Fachwerkbauten deutscher Altstadtviertel durch die klassischen Linien der Renaissance, den schweren Schwung des holländischen Barock ersetzt entsprechend der Zeit, in der die Sonne Oraniens am höchsten stieg. Mit der frühen kapitalistischen Entwicklung und dem durch Jahrhunderte gleichmäßig bewahrten Wohlstand legte sich in immer jüngeren Stilgattungen Ring um Ring um die Stadtkerne. Nirgends ist auch ein nur annähernd so schroffer baukünstlerischer Riß zu beobachten, wie ihn in allen deutschen Großstädten das wahnsinnig überstürzte Wachstum der Gründerzeit und des folgenden wirtschaftlichen Aufschwungs brachte. Der größte Teil unserer Großstädte wurde leider in einer Epoche völliger Stilverwirrung errichtet. Jene trostlosen Zeilen von Mietskasernen mit ihrem protzigen und unwahren Stukkaturschmuck, die unsere neueren Stadtteile zusammensetzen, fehlen in Holland so gut wie völlig. Das schöne Alte geht ohne Bruch in das schöne Neue über. In fester Bindung an die Tradition hat sich

dabei ganz überwiegend das Einfamilienhaus bewahrt mit schmaler Stiege neben hohen Fenstern, die die ganze Vorderfront einnehmen und einen Durchblick bis zum Garten hinter dem Haus gewähren. Dieser Typus ist bis weit in das Kleinbürgertum und die modernen Arbeitersiedlungen hinein herrschend. Ist dies ein ländlicher Zug in der Stadt, so ist umgekehrt das Dorf der holländischen Marsch ganz auf die Stadt eingestellt. Dem hochgiebeligen Friesenhaus ist ein vollständiger städtischer Vorbau oder mindestens eine städtische Fassade mit waagerechtem Blendgiebel und drei bis vier hohen Fenstern vorgesetzt, hinter denen sich die rein städtisch mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Wohnung des Marschbauern birgt. Am weitesten ist diese Entwicklung in dem völlig getrennten Wohnteil des sog. dreiteiligen Friesenhauses vorgeschritten. Die Landwirtschaft hat hier den Getreidebau ganz aufgegeben und ist ganz auf die Versorgung der Städte mit Gemüse, Obst und Viehzuchtprodukten eingestellt. Die große Stadtdichte in Altholland schafft für solche leicht verderblichen Waren einen völlig sicheren Absatz, der durch das dichte Verkehrsnetz der Kanäle, der vorzüglichen Autostraßen und der Eisenbahn noch gesteigert wird. Besonders das Kanalsystem, an das hier, unter dem Meeresspiegel, ja naturgemäß jeder Bauernhof angeschlossen sein muß, gewährt auch eine sehr billige Düngemittelzufuhr und eine vollkommene Sicherstellung der Bewässerung durch einfache Regulierung des Wasserstandes. In den zahlreichen gärtnerischen Großbetrieben der Blumen- und Frühgemüsezucht gibt es keine einzige Gießkanne! Es kann nicht wundernehmen, daß unter so günstigen Umständen die holländische Landwirtschaft zu einer sehr leistungsfähigen und schwer schlagbaren Ausfuhr imstande ist. Der Bauer ist vollständig in das Welthandelssystem eingespannt, und es geht ihm dabei wirtschaftlich sehr gut. Umgekehrt verleiht die Handelsbetätigung der Stadt einen weiteren „unstädtischen" Charakterzug: außer den Mietskasernen treten auch die Industriekomplexe selbst im Weichbild der Städte ganz auffällig zurück. Ohne scharfe Trennung geht die Stadt mit ihren Gärten und Einfamilienhäusern in die von zahllosen Wassergräben durchzogenen Viehweiden über, die durch prachtvolle alte Baumreihen ein parkartiges Aussehen gewinnen. Den städtischen ebenso wie den ländlichen Horizont beherrschen endlich die zwar immer seltener werdenden Pumpwerke der Windmühlen und die auf hohen Deichen dahinziehenden Schiffahrtskanäle gleichsam als Symbol der gemeinsamen Sorge für die Wasserregelung und das Gedeihen des Weltverkehrs, die sie beide verbindet. Seit Jahrhunderten ist das Verhältnis zwischen Stadt und Land in der vollendetsten Weise eingespielt. Fährt man mit einer der vielen Überlandstraßenbahnen, so ist man manchmal im Zweifel, wo Stadt und Land sich trennen, die eine Stadt aufhört und die andere beginnt. Besonders das Gebiet zwischen Rotterdam—Haag—Leiden—Haarlem—Amsterdam—Utrecht wirkt wie ein einziger städtischer Organismus, der aber zugleich das reife harmonische Bild einer alten Kulturlandschaft bietet. Denn der holländische Bauer ist hier

keineswegs entwurzelt, wirtschaftlich sicher und fest in Glaube, Sitte und Tracht sitzt er auf seinem Vatererbe, und eher könnte man sagen, auch der Städter habe hier von bäuerlicher Stetigkeit und Unbeweglichkeit weit weniger als anderwärts abgelegt.

Während die Symphonie der altholländischen Landschaft noch stark in Seeland, entfernter und abgeschwächt in der friesischen und Groninger Marsch nachklingt, beherrschen ihre Akkorde völlig die Ränder der benachbarten anderen Landschaftsgürtel. Die Dünen stellen auf den deutschen Küsteninseln nur Badeplätze dar. In Holland ist dagegen der innere Altdünengürtel, auf den hier der Name „Geest" beschränkt ist, größtenteils abgegraben und nach der Mischung mit Polderboden ganz in die hochentwickelte Landwirtschaft der Marsch einbezogen: er ist der Hauptträger der Blumenzwiebelzucht und der Obst- und Traubenkultur in Gewächshäusern, die hier eine sonst nirgends bekannte Intensität des Anbaus erzeugt. Nicht für die Wirtschaft aber für das genießende Auge wird endlich die höchste Steigerung des holländischen Landschaftstypus beim Anstieg von der Marsch zur eigentlichen Sandgeest in dem Streifen zwischen Zuidersee und Niederrhein erreicht. Südlich von Utrecht sind an die der Geest vorgelagerte Hügelreihe, etwa bei Driebergen und Doorn, die prächtigen Parks und Herrensitze des holländischen Kaufmanns- und Kolonialadels gelehnt, ebenfalls inmitten einer Landschaft reichster gärtnerischer Kultur. In den weiten Horizonten, aus denen diese Hügel hervorwachsen, gewinnt eine einzelne Baumgruppe die gleiche monumentale Wirkung wie auf den Bildern von Ruysdael und Rembrandt. Überblickt man von hier aus das städteerfüllte Polderland, so hat man wie wohl an keinem zweiten Punkt der Erde den Eindruck einer mit Kultur und Geschichte erfüllten Landschaft, der Kulturlandschaft schlechtweg; denn sie ist ganz eine Schöpfung der durch die Lage begünstigten menschlichen Tatkraft und menschlichen Willens. Die Trockenlegung der Zuidersee, hinter der das ganze Land wie ein Mann steht, ist das heroische Schlußstück dieser Entwicklung.

Dringen wir von dort nur wenige Kilometer weiter in die Geest vor, z. B. in das Plateau der Veluwe, aber ebenso in Drenthe, Overijssel und Nordbrabant, so scheint plötzlich alle Kultur aus dem Landschaftsbild wie weggeblasen. Mager und öde, nach dem blühenden Aussehen der Marsch geradezu vernachlässigt liegt eine menschenleere Naturlandschaft vor uns. Die Volksdichte im Polderland erreicht auch außerhalb der Städte über 200 je qkm, während sie in der Veluwe unter 50 je qkm bleibt. Die unbebauten Heideflächen nehmen überall im Verhältnis viel größere Gebiete ein als in Nordwestdeutschland, und dazwischen liegen weite Strecken z. T. noch wandernder Binnendünengebiete. Sie sind oft nur durch primitiv aus Heideplaggen errichtete Schäferhütten und kleine Siedlerstellen aus wilder Wurzel belebt. Ähnliche Landschaftsbilder sind in der Lüneburger Heide zumeist auf die Naturschutzgebiete beschränkt; die land- und forstwirtschaftliche

Kultivierung des Heidebodens ist in Deutschland, besonders durch die Anwendung künstlicher Düngung, viel weiter vorgeschritten. Das gegenteilige Verhalten in Holland ist bei einem kleinen Land mit höchsten Volksdichtezahlen doppelt erstaunlich. Es ist im wesentlichen eine Wirkung der frühen und engen Anpassung an die Weltwirtschaft, ähnlich wie sie sich in England vollzog. Gegenüber dem reichen Marschland waren die „zand"-Gebiete stets nicht nur durch ihre natürliche Abgelegenheit und Unfruchtbarkeit, sondern vor allem auch durch ihre mangelnde Erschließung durch Kanäle so benachteiligt, daß die dort durch den Anschluß an den Welthandel vollzogene Intensivierung nicht lohnte und sie daher bei einer verhältnismäßig extensiven landwirtschaftlichen Nutzung stehenblieben. Für die Gesamtheit aber war es gewinnbringender, aus der Zuidersee, wenn auch mit märchenhaften Kosten, eine neue Provinz des so unendlich wertvolleren Marschlandes zu gewinnen, und so sparen die Holländer die Heidegebiete für ihre Enkel auf, denen vielleicht bei einer Veränderung der Weltlage Überseehandel und Kolonien nicht mehr in gleicher Weise wie heute zur Erweiterung ihres Lebensraumes zur Verfügung stehen.

Ganz im Gegensatz zu Deutschland sind dagegen die Heidegebiete in Holland der Sitz großindustrieller Zentren geworden. Die Textilindustrie und die z. T. auf dieser aufbauende Maschinenindustrie in der Twente (Enschede, Oldenzaal, Hengeloo, Almeloo) und um Eindhoven — von dem Limburger Kohlenrevier sei hier abgesehen — sind wohl z. T. auch an bodenständige Rohstoffe geknüpft (Wolle, Flachs), der Hauptgrund ist aber das Vorhandensein billiger Arbeitskräfte in jenen landwirtschaftlich so wenig entwickelten Gebieten. Als dritter Grund kommt endlich die Billigkeit des Baugrundes in den fast wertlosen Heidesandgebieten hinzu. Der Hauptkraftstoff, die Kohle, besitzt bei dem ausgedehnten Netz von Schiffahrtskanälen, die überallhin einen billigen Versand gestatten, wenig standortbestimmende Kraft. Damit erhielten die Arbeiterverhältnisse und die Bodenpreise den entscheidenden Einfluß. Wie auch bei uns im Weichbild der Großstädte die Industrie sich die billigsten Baugründe aussucht, so übernahm hier das wertvolle Polderland gewissermaßen die Rolle einer einzigen großen Stadt und blieb frei von allen irgend beweglichen Industrien, die in die sterilen Heidesandgebiete rückten. Das hatte wieder äußerst günstige soziale Rückwirkungen: in dem ohnehin industriearmen Lande verhinderte diese Erscheinung noch im besonderen ein Anschwellen des großstädtischen Proletariats, der Arbeiter blieb vielmehr in mustergültigen Landsiedlungen mit einem kleinen eigenen Besitz an die Scholle gebunden. Im weiteren Umkreis hat diese in besonderem Sinne „bodenständige" Industrie auch die rein landwirtschaftliche Erzeugung des Heidegebietes gefördert.

Ist in diesem letzten Zug, der ländlichen Industriesiedlung, ein im Gegensatz zu Deutschland hervortretender Blick zur Weltwirtschaft weniger deutlich — die Twenter Textilindustrie greift ja auch etwas auf deutschen Boden nach Bentheim

über — so tritt er um so schroffer in der holländischen Moorkolonisation zutage. Dies ist um so erstaunlicher, als die beiden älteren Formen der Hochmoorkultur holländische Erfindungen sind, die in Deutschland nachgeahmt wurden, dort aber eine völlig andere Entwicklung nahmen. Da die Naturgegebenheiten hüben und drüben genau dieselben waren, so vermag nichts schlagender die Gegensätzlichkeit der Wirtschaftsentfaltung in beiden Ländern zu zeigen, die hier zu einer äußerst verschiedenen Struktur des Kulturbodens führte.

Die mittelalterliche Kolonisation hatte sich in beiden Ländern auf die weniger schwierige Niedermoor- („laagveen"-) Kultur beschränkt. Die Kultur des Hochmoores nach vorherigem Abgraben des Torfes (Fehnkultur) setzt einen größeren Kapitalaufwand voraus. Nach den Erfolgen, welche die Stadt Groningen seit 1618 auf diesem Gebiet erzielte, wurde von 1630 an auch im deutschen Ostfriesland und Emsland mit der Anlage von „Fehnkolonien" begonnen. Ein Fehnunternehmen setzt sich aus vier verschiedenen Betriebszweigen zusammen: 1. der Anlage eines Kanalnetzes zur Entwässerung, für die Torfabfuhr und spätere Düngerzufuhr, 2. der eigentlichen Torfgräberei, 3. der Kultivierung und bäuerlichen Bewirtschaftung des Untergrundes und 4. der Verschiffung und dem Handel mit dem gewonnenen Torf. Die deutschen Fehnunternehmer, ihrerseits Pachtnehmer der Territorialfürsten, besorgten nur den Kanalbau und gaben das Moor zu beiden Seiten an Kleinpächter weiter, auf denen somit die Last des Torfgrabens, der Kultivierung und der Verschiffung ruhte. Als Besitzlose kamen diese mit ihrer Hände Arbeit schon mit dem Torfabgraben nur langsam vorwärts, es dauerte also auch lange, bis genügend kultivierbares Land geschaffen wurde und bis jeder in den Besitz eines eigenen, wenn auch kleinen (und daher wenig rentablen) Torfschiffes kam. Ferner waren aus merkantilistischer Gewinnsucht die Kolonate von vornherein zu klein gewählt worden, um möglichst viele zinszahlende Pächter ansetzen zu können. Man wollte nichts wagen, aber möglichst viel profitieren. So wurde auch das Hauptkanalsystem unzweckmäßig angelegt: statt eines Hauptkanales, dessen Anlage und Erhaltung sich rentiert hätte, achtete jeder Grundherr ängstlich darauf, seinen eigenen Kanal zur Ems auszubauen. Diese lagen so eng beieinander, daß das Einzugsgebiet zu klein wurde, um sie durch die Torfabfuhr zu verzinsen. Sie verlandeten, so daß die Schiffahrt zeitweise völlig zum Erliegen kam und der erwartete Erfolg vielfach ausblieb. Kleinstaatliche Engherzigkeit hemmte in dem nach dem großen Kriege verarmten Deutschland auf lange Zeit großzügige Unternehmungen.

Wie allgemein solche Hemmnisse wirkten, erhellt aus der Tatsache, daß der im folgenden 18. Jahrhundert unternommene zweite Versuch der Hochmoorkolonisation aus ganz ähnlichen Gründen fehlschlug, obwohl er von dem Großstaat Preußen unternommen wurde. Die ausgezeichneten Erfolge der Flachmoorkolonisation in den ostdeutschen Stromniederungen ermutigten Friedrich den Großen,

in den Hochmooren Ostfrieslands Ähnliches zu versuchen. Von dem Bestreben geleitet, dem König möglichst bald möglichst viele neue Steuerzahler zu gewinnen, unterließen es aber seine Beamten, den viel größeren Kapitalaufwand bei der Staatskasse durchzudrücken, der hier zur Vorbereitung einer gedeihlichen Kolonisation nötig gewesen wäre. Man setzte die Siedler, wenn auch mit weitgehenden Vergünstigungen, einfach im wilden Hochmoor an. Die Möglichkeit dazu schien die ebenfalls von Holland übernommene Moorbrandkultur zu geben. Diese war dort im wesentlichen als zusätzlicher Erwerb geübt worden. Da sie aber einen bald versagenden Raubbau bedeutet, so konnte keine Dauersiedlung auf ihr aufgebaut werden, zumal wieder aus fiskalischen Gründen viel zu kleine Kolonate vergeben worden waren. Bis tief in das 19. Jahrhundert hinein bieten die Hochmoorkolonien von Preußen, Hannover und Oldenburg überwiegend ein Bild trostloser Verarmung, so daß schließlich ein großer Teil der Siedler nach Amerika auswanderte. Erst die nach 1870 einsetzende Industrialisierung vermochte den Bevölkerungsüberschuß im Lande zu behalten, und zugleich wurde durch die Erfindung künstlichen Düngers und die erwachten Kapitalkräfte die moderne deutsche Hochmoorkultur auf unabgetorften Moor möglich, die alsbald eine umfangreiche Siedlungstätigkeit auf gesicherter Grundlage ermöglichte. Sie ist bei ihrer in der Nachkriegszeit erfolgten sehr interessanten Rationalisierung vom Getreidebau ganz zur Viehzucht übergegangen. Aber noch bietet sie das Bild einer jungen, werdenden Kulturlandschaft. Regelmäßige Zeilen gleichförmiger unhistorischer Haustypen, zum Teil ohne fest ausgebaute Verkehrswege und ohne städtische Züge schieben sich ins wilde Moor vor, wo noch weite Strecken der Erschließung harren, nachdem sie von der Brandkultur verlassen wurden. Hier sind zum Glück noch Möglichkeiten zur Erweiterung unseres Lebensraumes vorhanden.

Drüben auf holländischer Seite spüren wir nichts von diesem dreimaligen Wechsel der Betriebsmethoden. Die reiche Stadt Groningen hatte hier die Verfehnung des größten niederländischen Moorbezirkes und den gesamten Torfhandel allein an sich zu bringen gewußt, der bald ein glänzendes Geschäft wurde. Nicht das Streben nach Pachtzinsen oder Landgewinn, sondern die Ausnützung von Brennstoffvorräten für das eigene Gewerbe und für die Ausfuhr, besonders auch nach Nordwestdeutschland (sogar nach Emden!), also Handelsgesichtspunkte gaben den Anlaß zur Ausnutzung der Moore. Die Kanäle wurden von vornherein nach einheitlichem Plan angelegt. Aber wahrhaft bewunderungswürdig ist der Weitblick, mit dem man gleichzeitig eine spätere Verwertungsmöglichkeit der kostspieligen Kanäle durch die Anlage landwirtschaftlicher Kolonien auf dem abgetorften Moor ins Auge faßte und das ganze Tempo des Abbaubetriebes von vornherein auf dieses größere Ziel einstellte, das, wieder echt holländisch, zu einer engen Symbiose von Landwirtschafts- und Handelsinteressen führte. Der Erfolg wurde erreicht durch ausgiebige Größe der Kolonate und durch eine

getrennte Vergebung des Torfabbaus, der Kultivierung und der Verschiffung an verschiedene Hand in Hand unter städtischer Kontrolle arbeitende, ihrerseits kapitalkräftige Unternehmer. Das Ergebnis war eine durch 300 Jahre stetig fortschreitende Entwicklung, die das abgetorfte Moor bis tief nach Drenthe hinein in die reife blühende Kulturlandschaft verwandelte, als die das „veenkoloniale gebied" heute vor uns steht. Die wirtschaftlich stets gefestigte Landwirtschaft hat hier im Gegensatz zur deutschen die Krisen früherer Jahrhunderte nur als schwache Ausschläge verzeichnet, die jene zu Katastrophen führten. Auch auf die Umwälzung des hochkapitalistischen Maschinenzeitalters, die bei uns die neue Hochmoorkultur ins Leben rief, reagierten die Groninger Veenkolonien sehr elastisch mit der Errichtung der rein auf Ausfuhr eingestellten Strohkarton- und Kartoffelstärkeindustrie, die umgekehrt wie in Deutschland eine reine Einstellung auf Ackerbau (Roggen und Kartoffeln) mit sich brachte. So haben sich bis in die jüngste Zeit die historischen Gegensätze verschärft. Auf viele Kilometer hin bildet die Grenze eine messerscharfe Scheide, die in Form einer auffälligen Stufe das flache Moorland durchläuft: im Westen ist nach holländischer Art der Torf abgegraben, und sein Untergrund trägt eine blühende alte Ackerbaukulturlandschaft mit gleichmäßig verbreiteten städtisch-industriellen Zügen. Auf der Ostseite, auf einem je nach der Torfmächtigkeit 4—8 m höheren Niveau, weidet auf dem ohne Abtorfung kultivierten Moor das Vieh des jungen deutschen Ansiedlers. Eine so scharfe Trennung zweier lediglich aus wirtschaftsgeschichtlichen Gründen verschiedenartigen Kulturlandschaften dürfte auf der Erde so leicht nicht wiederzufinden sein. Aber sie ist nur ein Symbol für die allgemein von uns beleuchtete Entwicklung. Wohl hat die Weltkrise und die am Horizont sichtbare allgemeine Abkehr von reinen Welt- und Freihandelsinteressen gerade in dem hier sehr hellhörigen Holland bereits zu sehr einschneidenden landwirtschaftlichen Reformen im Sinne einer Beschränkung auf den Binnenmarkt geführt, die letzten Endes auch zu einer Wiederangleichung der deutschen und holländischen Wirtschaftsstruktur führen müßten. Aber es ist klar, daß dies auch dann, wenn die allgemeine Entwicklung auf diesem Wege weiterschreiten sollte, die seit Jahrhunderten geschichtlich vollzogene Tatsache der Trennung des deutschen und des niederländischen Kulturbodens nicht mehr rückgängig machen kann.

RICHARD WAGNER:
Die geopolitische Bedeutung Goslars im ersten Reich[1])

„Volk und Erde, das sind die beiden Wurzeln, aus denen wir unsere Kraft ziehen wollen und auf denen wir unsere Entschlüsse aufzubauen gedenken." Diese Worte sprach unser Führer am 10. Februar 1933.

Blut und Boden sind die Grundlagen eines jeden lebenskräftigen und starken Staates. Auf diesen beiden Faktoren ist er aufgebaut, sie machen seinen Staatsbegriff aus. Die geographische Lage in Verbindung mit den geschichtlichen und politischen Vorgängen bestimmen das Werden und Sein des Staates. So klar diese Gedanken sind, war doch der Durchbruch zur neuen Auffassung deutscher Geschichte erst, nach einer langen Zeit der Irrung, im nationalsozialistischen Staat möglich; denn ihn trägt eine neue Anschauung der Welt, und erst auf dem Boden einer Weltanschauung konnte die Geopolitik, als zentraler Kern unserer wissenschaftlich-politischen Kenntnisse und Erkenntnisse, das Bild unserer Geschichte lebendig formen.

Sie sieht den Staat nicht als die Summe einzelner Individuen, die durch irgendwelche Verträge aneinander gebunden sind, oder als ein besonders kompliziertes Gefüge an, sondern als gewachsene lebendige Ganzheit, als Organismus, bei dem sich der Kreis der Betrachtung nicht nur auf den Menschen, das Volk, das Blut erstreckt, sondern auch auf den Raum, den Boden, den dieses Volk bewohnt.

Blut und Boden, Volk und Raum sind in der Ganzheit Staat untrennbar miteinander verbunden, in mannigfacher und wechselseitiger Weise haben sie sich ergänzt und geformt. Das Lebensschicksal dieser lebendigen Ganzheit nennt man: Geschichte.

Deshalb ist Geopolitik keine Wissenschaft im üblichen Sinne, sondern Weltanschauung, die das Wissen ordnet: Geopolitik ist die nationalsozialistische Haltung gegenüber Volk und Raum, gegenüber dem Staat, in ihrem Werden und Sein. Und ebenso, wie man aus dieser Haltung heraus einen ganzen Staat untersuchen kann, so kann man auch die geopolitische Bedeutung einer Stadt im Staate, sofern sie Mittel- und Ausgangspunkt der Staatspolitik war, erklären.

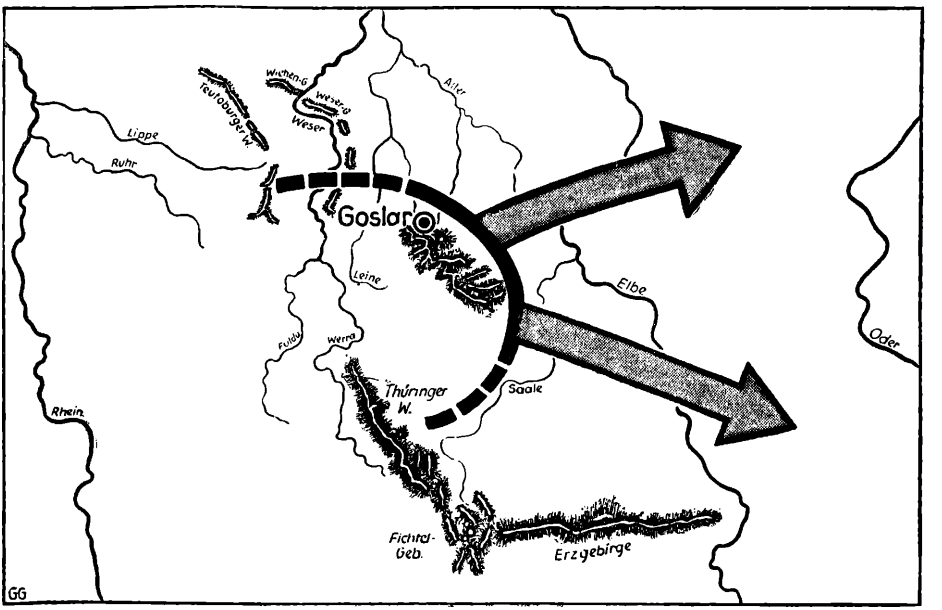
*

Goslar als Königs- und Kaiserstadt im ersten Reich erfüllt die Voraussetzungen. Betrachten wir zunächst die politisch-geographischen Grundlagen Goslars, des Harzraumes und Goslars räumliche Verbundenheit mit dem Harzraum, so müssen wir auch sein Entstehen aus seinem Verhältnis zu den anderen Harzstädten heraus zu erkennen versuchen. Wir finden so folgendes Bild:

Goslar war die letzte Schutzwehr am Ostrand des Sachsenlandes. Weil es an geschützter Stelle lag, hatte es eine geopolitisch besonders bedeutsame Rolle.

1) Vortrag, gehalten vor dem zweiten Reichsbauerntag in Goslar am 17. 11. 1934.

Die Flüsse im Osten des Harzes sind Flüsse der Niederung, die damit als Sumpflinien historisch bedeutsam wurden. Doppelt legt sich die Bode, einmal in nördlicher Richtung, dann wieder zurückfließend in südöstlicher Richtung, zwischen Saale und Harz. Ihr Lauf bildet einen nach Süden geöffneten Winkel, an dessen Scheitelpunkt Oschersleben liegt. Von Osten her erstreckt sich bis zu dieser Stadt eine größere Sumpflinie. Dies ist der große Bruchgraben, der von der Mündung der Ilse in die Ocker ostwärts bis zum Bodeknie nach Oschersleben reicht. Hier wurde unter Karl dem Franken das Bistum Halberstadt gegründet. Mit einer Blickrichtung nördlich des Bruches nach der Elbe und nach Magdeburg, südlich des Bruches nach der Saale und nach Halle, hat es auf einer geopolitisch ungeheuer wichtigen Stelle gelegen. Seine Bedeutung schwindet erst mit seiner Verlegung an die Holtemme, durch die es von Magdeburg abgeschnitten wurde. Ein zweiter, und zwar vernichtenderer Schlag traf dann



Halberstadt, als in Merseburg an der Saale ein zweites Bistum entstand. So erst wird der Kampf Halberstadts gegen Magdeburg klar.

Für das jüngere Bistum Halberstadt bleibt die Hornburg von Bedeutung als Beschützerin des Haupteinganges in das Bistum. Von Norden und von Osten her war Halberstadt durch Sumpflandschaft gedeckt, von Süden her nur erreichbar auf dem Umweg um den Harz herum. Aus dieser Lage Halberstadts ist es wohl verständlich, daß die Westflanke des Bruchgrabens daher für die sächsischen Könige von größter Bedeutung war, denn gegenüber der Hornburg lag die königliche Pfalz Werla. Heinrich I. hat in dieser Pfalz geweilt während des damals von Südosten her erfolgenden Ungarneinfalls. Hier hielt er ihrem Ansturm stand und schloß mit ihnen den neunjährigen Waffenstillstand, nach dessen Ende der neue Angriff der Ungarn und ihre Niederlage bei Riade erfolgte. Diese Stelle des Harzraumes bei Goslar hat ihre Bedeutung nie verloren. Sie erhielt im Gegenteil erhöhte Bedeutung in dem Gegensatz zwischen Saliern und Sachsen, und später in den Kämpfen zwischen Staufern und Sachsen. So erst erklärt sich die Bedeutung, zu der das benachbarte Goslar politisch emporwuchs, daß Goslar, zur Residenz geworden, mit der Harzburg wieder die Okerlinie gewann.

In der Geschichte der Residenzstadt Goslar verfolgen wir den Aufstieg der einzigen großen Königsresidenz, welche in ihrem Werden und Entstehen ein direktes

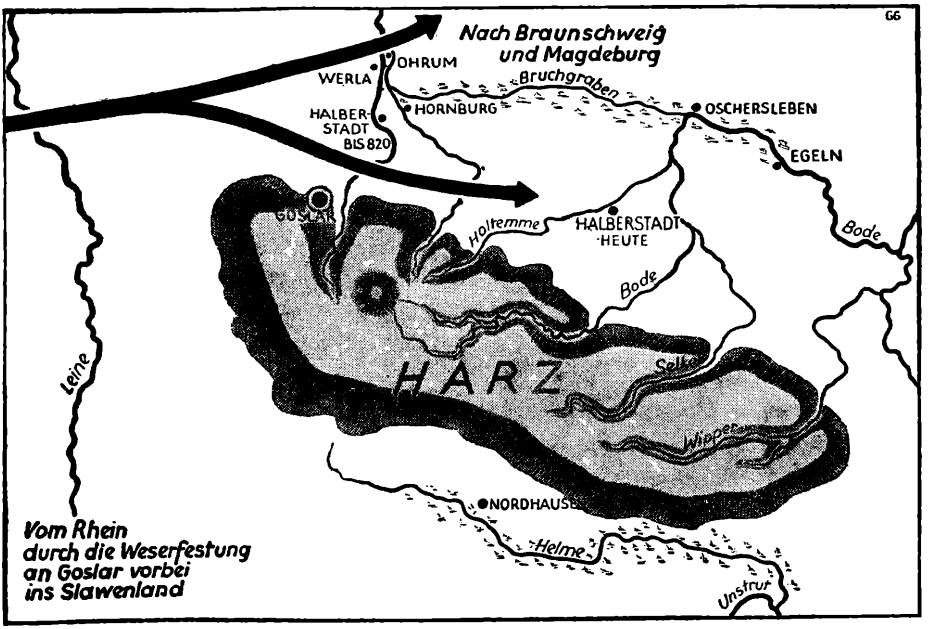
Gegenstück bildet zu dem Platz, auf welchem Berlin erwuchs. Die norddeutsche Tiefebene schiebt sich nach Süden vor bis in die Gegend von Halle und Merseburg, und von hier aus saale- und elbewärts ist die Linie zu suchen, auf welcher sich alle unsere positive Geschichte aufgebaut hat. An den Gabeln vor den wegweisenden Bruchlinien des Ostens, in diesem Gebiet liegen Berlin und Goslar. Die historische Bedeutung Berlins klärt sich auf an der Goslars und umgekehrt, die Bedeutung Goslars an Berlin. Die Wege von Goslar aus führten im Norden an der Lausitzer Platte entlang nach Osten. Der Weg von Berlin führte im späteren Mittelalter durch das natürliche Kampfgebiet zwischen den Burgen der Wettiner und der Mark. Diese Ost-Westlinien sind die Lebenslinien des ersten Reiches gewesen. Der berühmte alte Hellweg, der von Rhein und Lippe aufwärts quer durch die Weserfestungen führt, geht über die Leine hinweg. Der südliche Strang läuft vor Werla durch den uralten Bruchgraben geteilt an Goslar vorbei. Dieser südliche Strang ist auch der eigentliche Zugang zum Harzraum. Seine historische Bedeutung erhielt dieses Tor, als an der Weggabelung bei Okrum im Jahre 531 Thüringer und Sachsen aufeinanderstießen. Dieser mit dem Sieg der Sachsen endende Kampf führte das bis dahin fast ganz zum Königreich der Thüringer gehörende Harzland gänzlich unter sächsischen Einfluß.

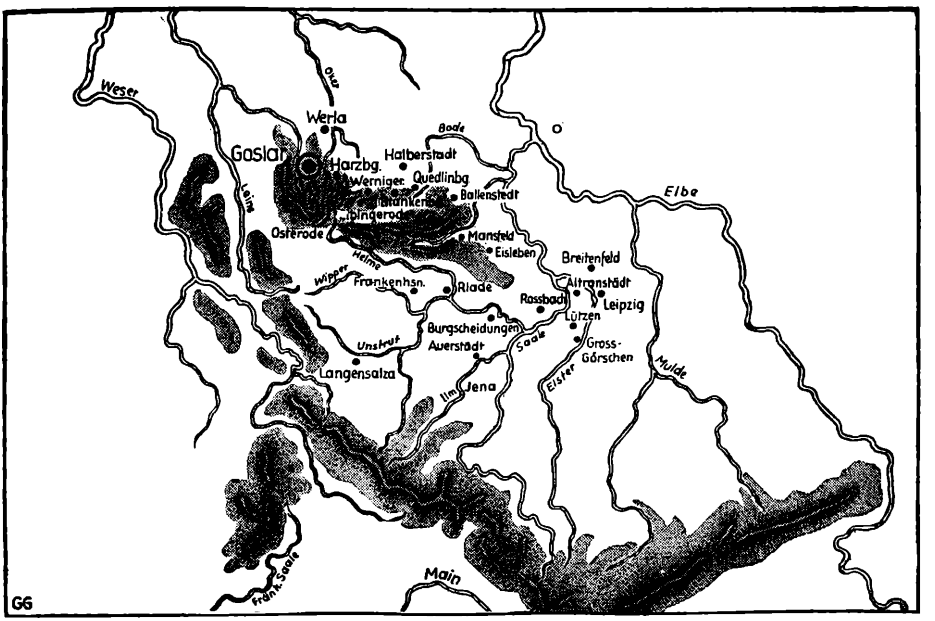
Aber keineswegs ist mit der politisch-geographischen Beschreibung der Problemkreis der geopolitischen Bedeutung Goslars erschöpft. Mit der Untersuchung der politisch-staatsbiologischen Kräfte und Mächte dringen wir erst in das Wesen und die Lebenserscheinungen dieser im ersten Reich so bedeutungsvollen Stadt ein.

Das Schicksal eines Volkes wird bestimmt von der räumlichen Festlegung seines Siedlungsgebietes, von der Art der Besiedlung, der Ausnutzung seiner Gebietsflächen und seiner Einordnung in die Umwelt. Eine der größten Aufgaben, die einem Staatsmann gestellt werden kann, ist daher die rechte Inbeziehungstellung eines Volkes zu seinem Raum und seinem Boden. Hierzu bedarf es neben der Kenntnis der geographischen Gegebenheiten auch des Wissens um die geopolitischen Bedingungen, die allen Lebensäußerungen einer Nation im letzten Grund den Stempel der bodengebundenen Lebensnotwendigkeiten aufprägen.

Es mag ein Volk groß oder klein sein, seine wehrpolitischen, kulturellen und bevölkerungspolitischen Regungen sind unlösbar verkettet mit den aus seinem Raum bedingten Möglichkeiten.

Eines der deutlichsten Beispiele für diese Tatsache ist die schicksalhafte Rolle, die das Harzland in der deutschen Geschichte gespielt hat. Nicht nur in der Geschichte unseres Volkes ist es zeitweilig zum Kulturgerüst geworden, vielmehr weit über die Grenzen des heutigen Reiches hinaus hat einmal der Harzraum Geschichte machend seine Strahlen hinausgesandt als Wegweiser: für die Hebung der Bodenkultur, für die Verbesserung des Haus-


GG
Nach Braunschweig
und Magdeburg
OHRUM
WERLA
Bruchgraben
HALBER-
STADT
BIS 820
HORNBURG
OSCHERSLEBEN
EGELN
GOSLAR
Holtemme
HALBERSTADT
HEUTE
Bode
Bode
Leine
HARZ
Selke
Wipper
NORDHAUSEN
Helme
Unstrut
Vom Rhein
durch die Weserfestung
an Goslar vorbei
ins Slawenland

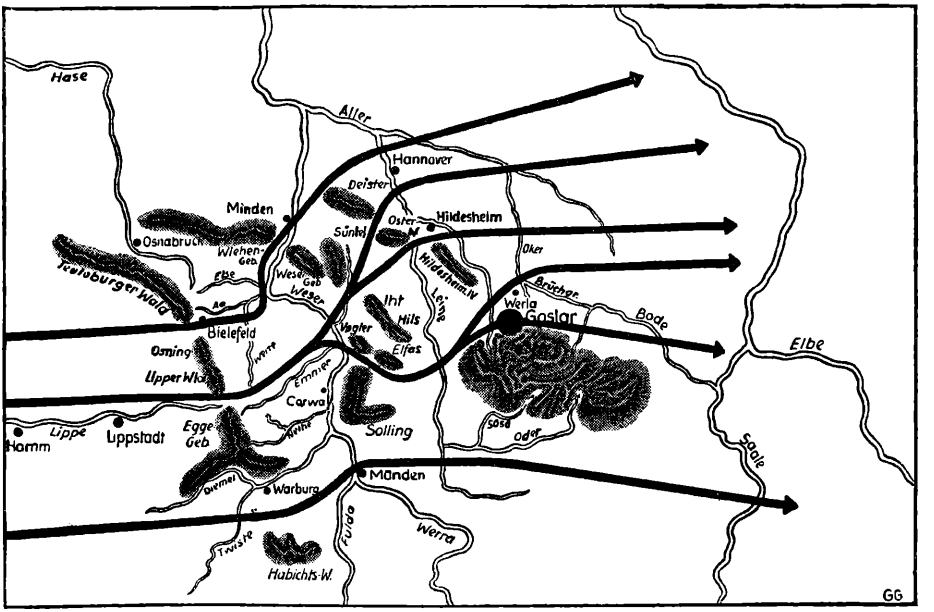

Weser
Oker
Werla
Bode
Goslar
Harzbg.
Halberstadt
Wernigerode
Quedlinbg
Ballenstedt
Elbe
Ilsenburg
Osterode
Mansfeld
Eisleben
Breitenfeld
Helme
Wipper
Frankenhsn.
Riade
Altranstädt
Rossbach
Leipzig
Lützen
Burgscheidungen
Unstrut
Auerstädt
Saale
Gross-
Görschen
Langensalza
Ilm
Jena
Elster
Mulde
Main
Frank. Saale
GG

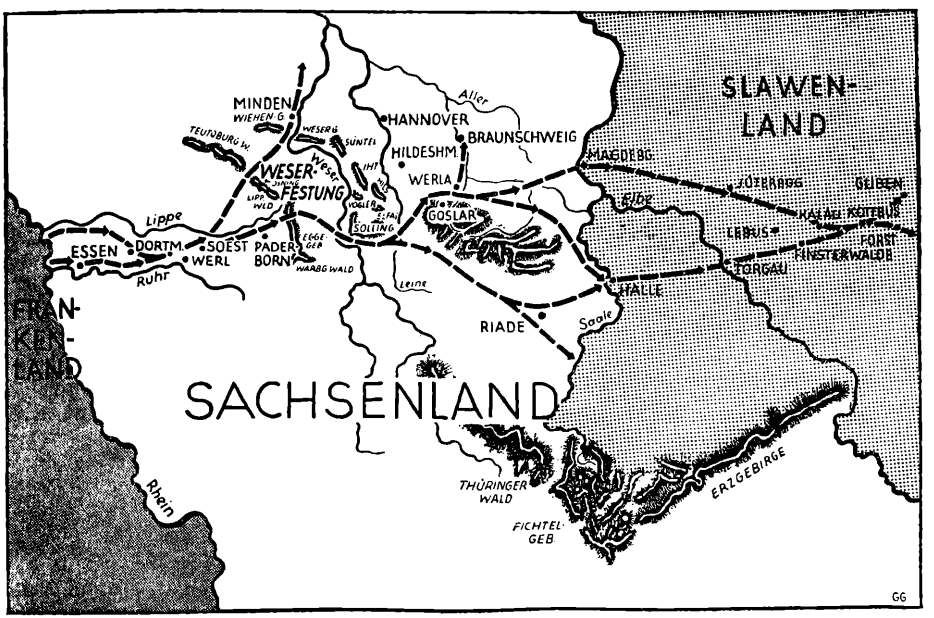
baues, für die Kultur des Handwerkes und für die Entwicklung der Geisteswissenschaften. Das Magdeburger Stadtrecht und der Sachsenspiegel galten bis in den russischen Raum hinein, und in der Sprachentwicklung der Ostvölker wurden deutsche Worte für alle Bezeichnungen des höheren Kulturlebens als Lehnwörter übernommen. Wenn wir auf Wanderungen das schöne, abwechslungsreiche Landschaftsbild des Harzes in uns aufnehmen, so erleben wir den Teil unserer Heimat, der nicht dazu bestimmt war, eine kleine nebensächliche Eigengeschichte zu entwickeln, sondern der eben durch seine landschaftliche Eigenart mitten hineingestellt war in das große deutsche Volkserleben der Eroberung des Ostens in der deutschen Frühgeschichte und im Mittelalter. In dieser für die geschichtliche Entwicklung des deutschen Volkes so außerordentlich bedeutsamen Landschaft hat neben der fränkischen Gründung Halberstadt — das zeitweilig das ganze Gebiet bis Merseburg und Magdeburg beherrschte — die alte Kaiserpfalz Goslar ihre historische Bedeutung erlangt. Unlösbar eingebettet in den Harz, unlösbar eingebettet in das sächsische Schicksal war Goslars Lage unausweichlich bestimmt durch die Eigenheit der Harzlage.

Außerdem lag die alte Kaiserstadt im Schatten der großen Verkehrsstraßen, die vom Rhein her, vom Frankenland, durch das Sachsenland ins Slawenland hineinführten. Schon aus der Römerzeit sind uns die Flußtäler der Lippe und Ruhr als die uralten Einfallswege in das Innere Deutschlands bekannt. Als einziges Bollwerk lag Xanten, das die Römer castra vetera nannten, schützend und schirmend vor diesen Einfallsstraßen. Von hier aus zogen die Römer Lippe-aufwärts in das Innere Deutschlands hinein zum Teutoburgerwald. Die Forschung nimmt an, daß die Wege der römischen Legionen am Oberlauf der Lippe vor dem Eggegebirge hergeführt haben. An diesem Wege ist auch das Gefilde der Varusschlacht zu suchen.

Auf derselben Straße drangen auch die Franken ostwärts vor. Nach der siegreichen Eroberung Galliens gelangten die Franken an den Rhein, wo sie dann rechts des Rheins mit den Sachsen zusammenstießen. Wollten die Franken tatsächlich die Sachsen bei ihrem Lebensnerv fassen, so mußten sie notwendig den Weg bis an die Weserfestung vorstoßen, wo das Kraftzentrum des Sachsenstammes lag. Sie mußten auf dem Weg, auf dem einst die Römer ostwärts eingedrungen waren, ihr Ziel zu erreichen suchen. So gelangten sie über die Weserfestung hinaus bis zur Elbe-Saale-Linie, der Grenze zwischen Sachsenland und Slawenland.

Mit diesem politisch-militärischen Vorstoß zugleich erfolgte der Einbruch neuer kulturreligiöser Anschauungen, die von ihren Trägern auf dem gleichen Wege vorwärts getragen wurden. Von dem alten berühmten Zisterzienserkloster Altencampen, das vor der Stelle lag, an der Lippe und Ruhr in die Weserfestung eindringen, ging die Neugründung der bekannten Klöster Volkenrode, Corvey und Walkenried aus. Auf dem gleichen Wege zogen auch die Prämonstratenser von Frankreich her ostwärts nach Magdeburg und weiterhin ins Slawenland und gründeten dort die Klöster Leubus, Chorin und Behmin. Wie Perlen an einer Kette reihen sich Städte an dieser Linie aneinander: Auf der Westgabel Essen, Dortmund, Soest, Paderborn, Bielefeld, Herford, auf der Ostgabel Höxter, Goslar und Halberstadt. Der West-Ost-Weg ist die große Lebensader, auf welcher die ganze frühdeutsche und mittelalterliche Geschichte ihren Lauf genommen hat, und aus der Tatsache, daß an dieser Haupt-


Hase
Aller
Hannover
Minden
Osnabruck
Deister
Hildesheim
Sünte
Osterw.
Wiehen-Geb
Teutoburger Wald
Ems
Weser
Weser Geb
Hildesheim W.
Leine
Iht
Hils
Werla
Goslar
Bode
Elbe
Bielefeld
Osning
Upper Wiehen
Vlotho
Elfes
Emmer
Carwo
Lippe
Hamm
Lippstadt
Egge Geb
Solling
Sose
Oder
Saale
Ahmer
Warburg
Münden
Fulda
Werra
Twiste
Habichts-W.
GG


SLAWEN-LAND
MINDEN
WIEHEN G
TEUTOBURG W.
WESER G
SÜNTEL
HANNOVER
BRAUNSCHWEIG
HILDESHM
WERLA
Aller
MAGDEBG
WESER-FESTUNG
Weser
Iht
Vlotho
Elfes
GOSLAR
Elbe
ZÖRBIG
GÜBEN
KÖTHEN
KÖTHEN
Lippe
LIPPE WLD
SOLLING
LEIPZIG
FORST
FINSTERWALDE
ESSEN
DORTM
SOEST
WERL
PADER-BORN
EGGE GEB
WARBG WALD
TORGAU
Ruhr
HALLE
Leine
RIADE
Saale
FRAN-KEN-LAND
SACHSENLAND
Rhein
THÜRINGER WALD
FICHTEL GEB
ERZGEBIRGE
GG

schlagader der deutschen Geschichte Goslar gelegen ist, läßt sich seine lebenswichtige Funktion und seine überragende Bedeutung für die ihm im Rahmen der geschichtlichen Ereignisse im Ersten Reich gestellten Aufgaben ermessen. Goslar ist die letzte ostwärts vorgeschobene Station in der Geschichte aller der Königsstädte, die an dieser Linie liegen, angefangen von Aachen über Dortmund, Nordhausen, Mühlhausen bis zu Goslar selbst hinauf. Mit diesen Königsstädten teilt Goslar als wesentlichstes Moment das eine, nämlich militärisches-politisches Zentrum gewesen zu sein. Solange die geschichtemachende Bedeutung der West-Ost-Linie dem gesamten geschichtlichen Werdegang des Ersten Reiches seinen Rückhalt und seine eigentliche Struktur gab, blieb diese politische Bedeutung erhalten. Dieses war der Fall, solange die deutsche Geschichte ihre Mission in der Kolonisation des Ostens erblickte, d. h. eine Politik auf den Grundlagen von Blut und Boden trieb. Als nach vielen Kämpfen und gewaltiger Kolonisierungsarbeit ein anderer Weg eingeschlagen wurde, versank die Bedeutung dieser geschichte- und kulturgestaltenden natürlichen Straße, und mit ihr versank die ureigentliche Existenzberechtigung der an ihr gelegenen Städte, soweit sie nicht erneut Wert erhielten durch andere, neuere geschichtliche oder wirtschaftliche Vorgänge, die ihnen neue Aufgaben und neuen Lebensinhalt zu geben vermochten, so Dortmund, das heute als Industriezentrum dasteht, und Aachen, das als Bade- und Industrieort seine Wiedergeburt erleben durfte.

Um aber die geopolitische Bedeutung Goslars in ihrem ganzen Umfang zu ermessen, sind nicht nur die geographischen und staatsbiologischen Kräfte zu untersuchen, sondern auch der geschichtliche Weg dieser Stadt im Ersten Reich.

Es kann nicht im Rahmen dieses Vortrages liegen, eine chronologische Geschichtsdarstellung zu geben, sondern es sind die großen Züge geschichtlichen Geschehens dieser Zeit darzustellen.

Bei der Betrachtung der Geschichte Goslars fällt uns der Glanz und das Wachstum dieser Stadt auf. Sie erfreute sich der königlichen Gunst, denn sie entstand aus königlichem Gute. Durch die Fürsorge der Könige und Kaiser im Ersten Reich entwickelte sich Goslar zur stattlichsten und größten Pfalz auf deutschem Boden.

Wenn man in den verschiedensten Geschichtswerken nachliest, so wird die Bedeutung Goslars als Königssitz in der damaligen Zeit entweder mit der schönen Lage, oder als Raststätte und Durchgangsort nach den Jagdschlössern im Gebirge, oder mit dem Auffinden von Silber und anderen Erzen im Rammelsberge begründet, jedoch wird nicht auf die geopolitische Lage Goslars als Ausgangspunkt deutscher Kolonisations- und Siedlungsarbeit im Osten hingewiesen.

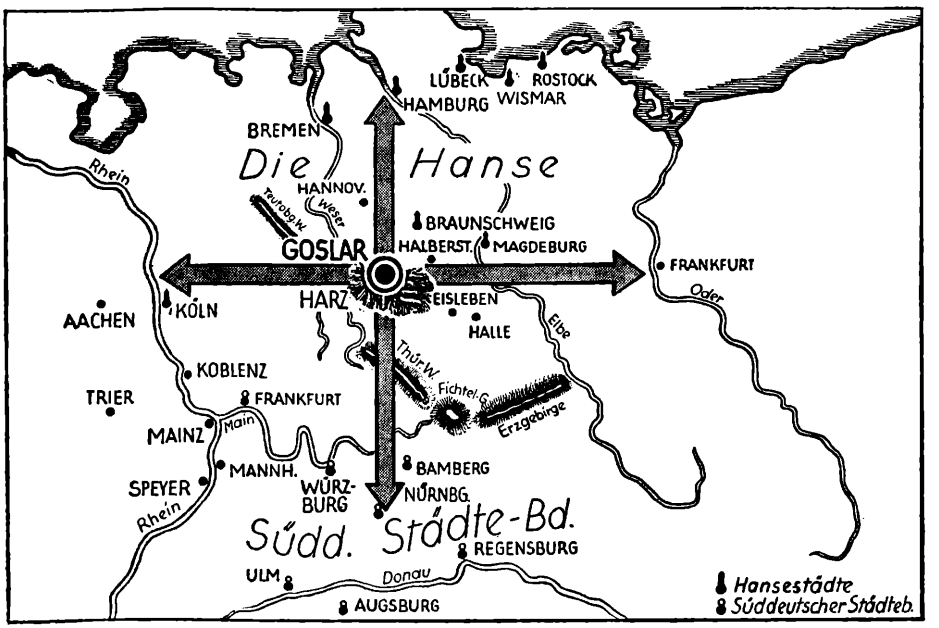
Der Ort Goslar hat zweifelsohne seinen Namen von seiner Lage an der Gose. Die Nachsilbe lar bedeutet nichts anderes als heim. Da die genaue Gründung Goslars nicht feststellbar ist, die Silbe lar jedoch in unserer geschichtlichen Zeit nicht mehr im Gebrauch war und

nicht einmal mehr verstanden wurde, so ist anzunehmen, daß Goslar in der frühesten Zeit germanischer Siedlungen aus Waldrodungen von Bauern gegründet wurde.

Die ersten geschichtlichen Überlieferungen Goslars fallen in die Zeit Heinrichs I. Sie lauten zwar nicht gleichmäßig. Da jedoch Heinrich I. zum Schutze seiner Ostpolitik auf dieser Linie eine Reihe von Pfalzen gründete, ist anzunehmen, daß er auch an den Ausbau Goslars, das geopolitisch sehr günstig lag, heranging.

Wenn auch Goslar selbst nicht sofort zu einer Pfalz ausgebaut wurde, so lag doch Werla am westlichen Ende des Bruchgrabens, und die Ländereien und Goslar selbst wurden von dieser Pfalz aus bewirtschaftet und verwaltet. Zur Zeit Heinrichs I. hatte Goslar noch nicht die überragende Stellung, doch der weitere Aufstieg der Stadt unter den nachfolgenden Königen und Kaisern ist ein Zeichen für ihre geopolitische Bedeutung.

Schon unter Otto I. wurde Goslar wesentlich vergrößert.



Die Auffindung der Erz- und Silberadern im Rammelsberg erhöhen die Bedeutung der Stadt als erste Bergbaustelle und Handelsplatz. Unter Otto II. und III. wird Goslar wenig erwähnt. Heinrich II. jedoch weilte in Goslar am 7. 7. 1005, als er dort verschiedene Urkunden ausstellte und mit vielen Bischöfen und Reichsfürsten in den Mauern der jetzt schon kaiserlichen Pfalz tagte.

Heinrich II., der sehr oft noch in Goslar war, schuf die Grundlage für die spätere Glanzzeit der Stadt.

Konrad II. feierte das letzte Weihnachtsfest vor seinem Tode 1038 in Anwesenheit von allen Fürsten in Goslar und empfing dort auch viele Gesandtschaften fremder Völker. Heinrich III., der Sohn Konrads, hatte bestimmt die Absicht, Goslar zur ständigen Residenz der deutschen Herrscher zu erheben, denn er wandte seine ganze Sorgfalt auf den Ausbau und die Verschönerung der Stadt, in der er mit seiner Familie die längste Zeit seines Lebens wohnte. Goslar war seine Residenz, Goslar war der Vorort seines Reiches deutscher Nation.

1055 empfing Heinrich in dem glänzendsten Orte seines weiten Reiches den Papst Viktor II. Hier erhob sich jetzt der neue Palast des Kaisers, der aus den Schätzen des Rammelsberges

in verschwenderischer Pracht ausgeschmückt war, dicht in seiner Nähe die herrliche Kirche des Domstifts.

Umgeben von allen Fürsten des Reiches, begrüßte der Kaiser in Deutschland, in Goslar, den Papst, als letztes glanzvolles Schauspiel vor seinem jähen Tode.

Unter Heinrich IV. brannte am 27. 3. 1065 die Kaiserpfalz. Doch bald nach diesem Unglück kehrte die königliche Familie wieder nach Goslar zurück. Unter Heinrich IV. begannen Verwicklungen, die für Deutschland den Grund zum Verfall legten, die den Weg deutscher Fürsten zur deutschen Politik verlegten.

Herzog Otto von Bayern hatte man des Hochverrats bezichtigt.

Otto, der mit großem Gefolge erschien, verlangte vom König sicheres Geleit. Als dies der König verweigerte, zog der Herzog ab. Da wurde er am folgenden Tage in den Hallen der Pfalz von den sächsischen Fürsten des Hochverrats für schuldig, durch den Spruch des Königs seines Herzogtums, seiner Reichslehen und Allode für verlustig, er selbst für friedlos erklärt. Hier in der Pfalz von Goslar war dadurch der erste Stein des Gefüges gelöst worden, welches den König mit seiner sächsischen Heimat und deren Fürsten verband.

Die Kämpfe, die nun in Deutschland die Sachsen mit Heinrich IV. führten, waren blutig und für den König mit vielen Demütigungen verbunden. Nicht allein Sachsen, das Reich schien dem Manne verloren, der die Schmach von Kanossa auf sich geladen hatte.

Goslar war Hauptstadt und Mittelpunkt der an dem Aufstand gegen den König beteiligten Sachsen.

Und die Zeit Friedrichs I., seine Freundschaft mit Heinrich dem Löwen und die spätere Feindschaft zeigten noch einmal Goslar in stolzem Glanze.

Der Kampf dieser beiden Männer ist für uns von besonderer Bedeutung.

Als der Hohenstaufe Friedrich I. im Jahre 1152 zum König gekürt wurde, war schon die Macht in Deutschland einer Zweiteilung der Zielsetzung verfallen, in dem Kampf um Italien und in dem Kampf um den Osten.

Und die Betrachtung des Kampfes Heinrichs und Friedrichs hebt die geopolitische Bedeutung der Reichsstadt Goslar augenscheinlich hervor.

Eines sei vorweggenommen: In diesem Kampfe siegte Friedrich I. Das Imperium war zwar geschaffen, aber der Gedanke, aus dem es hervorging, war das tödliche Gift für Deutschland und seine Führer. Die meisten Geschichtschreiber begründen und loben die Politik Friedrichs I.; alles recht und gut, wir Nationalsozialisten wissen aber, daß diese Politik trotz aller Erfolge und Siege eine falsche war.

Der Auf- und Abstieg der Welfen aber ist deutscheste Geschichte, und in ihr sehen wir bis zu unserer Zeit ein großes Aufflammen der nordischen und östlichen Sendung des Deutschtums.

Zunächst glaubte Friedrich I., da er der Schwächere war, seine Aufgabe darin zu erkennen, den staufisch-welfischen Gegensatz durch geschickte Verhandlungen zu beseitigen. Im November 1156 auf dem Tage zu Regensburg verzichtete Heinrich Jasomirgott auf Bayern, das der König Heinrich dem Löwen mit großen Vorrechten übergab.

Aber Friedrich selbst, der neben seinem mächtigen Vetter den Wunsch hatte, sich eine ebenbürtige Macht zu schaffen, suchte dies in der Lombardei zu erreichen. Aus diesem Machtstreben des Königs werden erst die Opfer im Süden verständlich.

Friedrich unterstützte zwar Heinrich des öfteren, aber eines verzieh Heinrich der Löwe niemals, daß der König Goslar, das er 1168 an sich gebracht hatte, wieder an das Reich zurückgab. Viele begründen den Haß Heinrichs des Löwen wegen Goslar damit, daß er nicht mehr die Silberschätze des Rammelsberges zur Verfügung hatte. Diese Beweisführung tritt jedoch weit hinter der geopolitischen Bedeutung Goslars zurück. Heinrich konnte es nicht dulden, daß dieser wichtige Platz mitten in seinem Herzogtum als eine Pfalz des Reiches seiner Ostpolitik gefährlich werden konnte.

1176 verweigerte Heinrich der Löwe dem König die Heerfolge in der Lombardei, es sei denn, der König gebe ihm Goslar zurück. Der König lehnte dies ab, jedoch nicht deshalb, weil er sich über die Habgier Heinrichs empörte, sondern weil er auch die Bedeutung dieser Stadt wohl kannte. 1176 war der Wunschtraum des Königs, durch die Eroberung der Lombardei seine Macht der Heinrichs des Löwen ebenbürtig zu gestalten, endgültig zu Ende. Und

nun wandte sich Friedrich gegen den Welfen. Dessen Hausmacht mußte vernichtet werden. Es begann der unselige Kampf, der von 1178—1181 tobte und mit dem Sieg des Königs endete. Ein von hoher Tragik und heroischem Mut getragener Kampf fegte durch Sachsen-Thüringen. Nach der Niederlage Heinrichs 1181, nach der Übergabe seiner Festung Althaldensleben erschien Heinrich in den letzten Novembertagen auf dem Reichstag zu Erfurt. Stolz und erhobenen Hauptes schritt er durch die Reihen der haßerfüllten Fürsten und Bischöfe, er, der die Macht hatte, beugte sein Knie vor dem, dem das Reich gehorchte. Erschütterndster Augenblick deutscher Geschichte.

In dem Kampf dieser beiden Männer spiegelt sich der Kampf, die Tragik des immer wiederkehrenden Bruderkrieges. Die geschichtliche Darstellung dieses Streites ist für die geopolitische Bedeutung Goslars wesentlich; denn um Goslar und für Goslar ging auch ein Teil dieses Kampfes.

Die großzügigen Entwürfe und die kraftvolle nordisch-stolze Persönlichkeit des Löwen sprechen ihn von der Meinung manches Geschichtschreibers, „seine Politik sei getrieben worden nicht zu Deutschlands Größe, sondern um seiner eigenen Person und Machtentfaltung willen", frei. Heinrich der Löwe hat wie der Hohenstaufe um seine Gedanken und Ziele gerungen, der Löwe wollte für Deutschland das Richtige, er verlor den Kampf. Der Hohenstaufe richtete seine Blicke vom Heimatboden und seinem Volke hinweg nach dem Süden. Er siegte. Die Niederlage des einen wurde für die Weiterentwicklung Deutschlands ebenso bedeutungsvoll wie der Sieg des anderen.

Wir sehen, Goslar war so lange geopolitisch bedeutend, als Ostraumpolitik getrieben wurde. Als durch die Bindung an die Kirche in der Auffassung der staatspolitischen Notwendigkeiten eine Teilung bemerkbar wurde, mußte deutsche Siedlungspolitik, Stärkung des Reiches im Osten und Norden dem Kampf im Süden und im Heiligen Lande weichen.

Unendlich viel edelstes deutsches Blut ging auf den fortgesetzten Zügen nach Rom zugrunde. Durch Schwert, durch Gift, Sonnenglut und Seuchen. Trotzdem gab es noch starke Männer, die die deutsche Aufgabe in der Besiedlung der Ostmark vertraten und fortführten. Zwischen diesen beiden Zielen schwankten Führer und Geführte hin und her. Kampf für Deutschland spielte sich im eigenen Vaterlande ab, Kampf Deutscher gegen Deutsche. Und endlich ging über den italienischen Interessen der Herrscher das Reich zugrunde, versäumte das Volk seine große Mission, das gewaltige Unternehmen der Besiedlung des Ostens blieb Stückwerk.

Im Mittelpunkt dieses Kampfes lag Goslar als Ausstrahlungsherd und Bollwerk gegen den Osten.

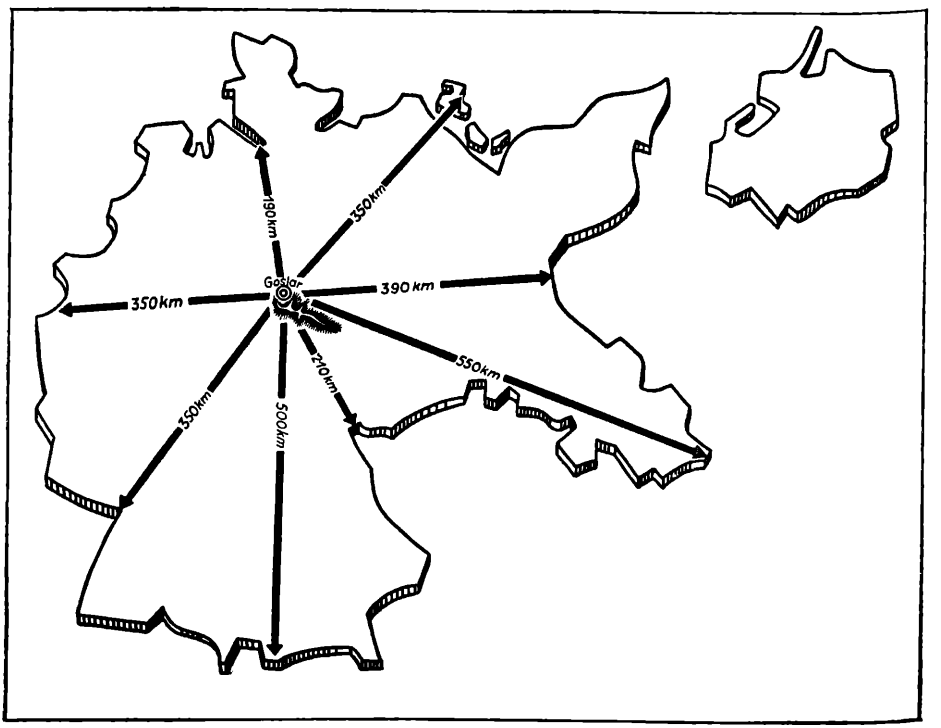
Und so gäbe es heute ohne den Streit von Kaiser und Papst, ohne den Ruf: Hie Welf — hie Waiblingen keine Tschechen, keine Polen, keine Letten und Litauer, aber ein weites großes Siedlungsland deutscher Bauernkraft.

Und das Ergebnis dieses Kampfes um die geopolitisch richtige Politik ist der Zerfall des Ersten Reiches. Nicht der Kaiser oder der König, nein, die örtlichen

Gewalten regieren, voran die sieben Kurfürsten, die fortan die Krone verleihen, verleihen von Herrscher zu Herrscher mit schwindenden Vollmachten. Diese Kurfürsten sind die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen.

Diese sieben als Totengräber deutscher Größe stehen am Grabe des Ersten Reiches.

Nach Süden und Westen bahnte sich Deutschland den Weg mit dem Schwerte,

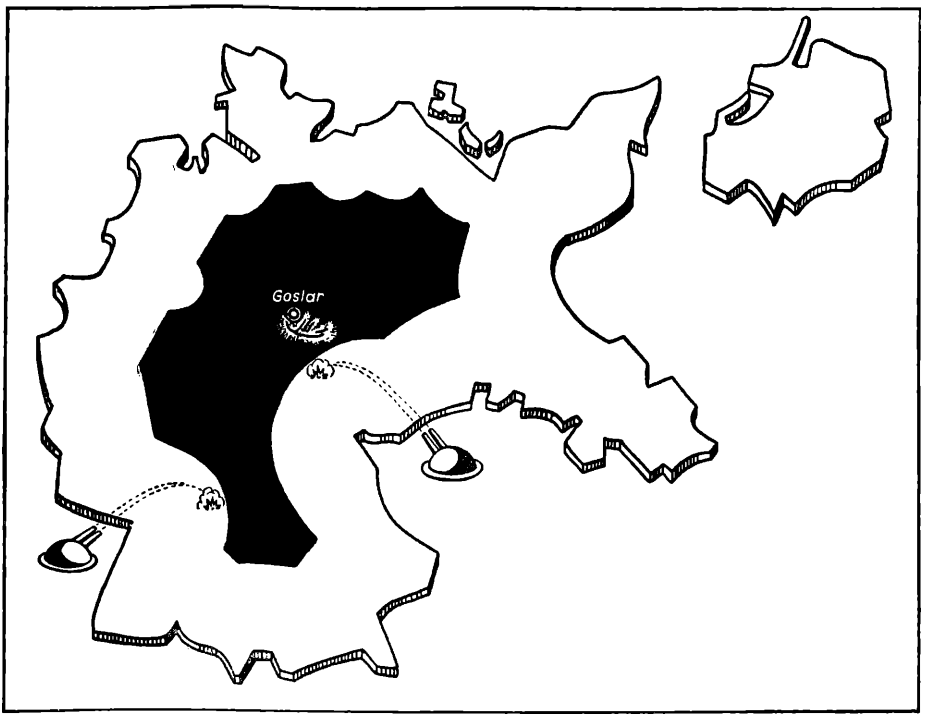


den Osten gaben uns Pflug und Webstuhl. Ob wir nun Heinrich den Löwen oder Albrecht den Bären, die Deutschherrnritter oder Friedrich den Großen bewundern, stets war bei ihnen die Arbeit des Friedens mit der Blickrichtung nach Osten dauerhafter, als das mit dem Schwerte im Süden und Westen Gewonnene.

Mit der gezeigten falschen Politik war der Weg Deutschlands besiegelt, eine Linie: der Dreißigjährige Krieg, der Kampf Friedrichs des Großen gegen Maria Theresia und der Kampf Bismarcks gegen Österreich.

Erst Adolf Hitler, der Sohn eines bayrischen Bauerngeschlechtes, schloß wieder den Ring. Deutschland ist geeint und sieht seine Stärke wieder in seinem Volkstum und seinem Heimatboden, in der Staatspolitik, wie sie Heinrich der Löwe, der Herzog der Bayern und Sachsen, für Deutschlands Größe wollte.

Goslar, das berufen war, Kronzeuge dieses Wirkens und Werdens deutscher Geschichte zu sein, Goslar, die Kaiserstadt des Ersten Deutschen Reiches, zeigt uns in ihrer geopolitischen Bedeutung den Entschluß starker heldischer Männer, deutsche Politik, Politik im Geiste von Blut und Boden zu formen. Und dort oben in der Kaiserpfalz, in der Deutschlands neuer Führer deutschen Bauern in die Augen sah, wird der Geist Heinrichs des Löwen lebendig, lebendig für uns Nationalsozialisten



nicht mehr als eine tragische Gestalt, sondern als der machtvolle Ausdruck deutschesten Wollens.

Und wunderbare Fügung des Schicksals: Der Führer Deutschlands vollendet das, was Heinrich dem Löwen als Herzog der Sachsen und Bayern nicht vergönnt war, ein einiges starkes Deutschland.

Doch Goslar, das als Mittelpunkt eines Reiches von Blut und Boden in einem tausendjährigen Schlaf versunken war, wird von Adolf Hitler, dem Schöpfer einer neuen Weltanschauung durch den Empfang deutscher Bauern in der Kaiserpfalz zu neuer geopolitischer Bedeutung erweckt.

Goslar wird Stadt des Reichsnährstandes, Goslar ist des Deutschen Reiches Bauernstadt.

KURT VOWINCKEL:

Der zweite Reichsbauerntag in Goslar

vom 11. bis 18. November 1934

„Wenn diese Menschen, welche die Städte, die städtischen Gewerbe und Handel und Fabriken und Künste schaffen, das einzige Gewicht in der Waagschale des Staates wären, so müßte er durch Überfluß an Geist und geistigen Trieben überwippen, er müßte durch den ewigen Wechsel und durch zu viele Reibung der Kräfte zerstört werden: die Welt würde wie ein Warenhaus, die Tugenden und Kräfte des Menschen würden wie Waren, der Staat wie eine Rentnerei und die Staatsaufgaben wie Rechnungsexempel behandelt werden." [1])

Man mußte den eben abgeschlossenen zweiten Reichsbauerntag zu Goslar (11. bis 18. Neblung) unter diesem Wort von Ernst Moritz Arndt sehen, um seine Bedeutung voll zu erfassen: über hundert Jahre hindurch hat man vergessen und nicht beachtet, was Arndt warnend ausgesprochen hat.

Wer als Geopolitiker auf sich wirken ließ, was der Reichsnährstand in ernster Haltung, in gesammelter Kraft, in durchdachter Auswahl zeigte, mußte sich heimisch fühlen. Es war nicht allein der geopolitische Aufriß, den der Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Landesbauernführer Dr. Wagner, über Goslar und den Harzraum gab: die Anschauung der Welt und des Lebens in ihrer vollen Breite sind es, die uns gemeinsam sind.

Ein Beispiel aus den Ausführungen von Staatssekretär H. Backe über „Die Agrarpolitik des Nationalsozialismus in ihrer Wirkung auf die allgemeine Wirtschaftspolitik":

Die weltwirtschaftliche Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts stellt nichts anderes dar als eine gewaltige industrielle Revolution und die Form, in der sie sich abspielte, nannte man den Kapitalismus. Vorher waren die einzelnen Völker oder Volkswirtschaften sich selbst genug, sie ruhten auf ihren eigenen Kräften, also in erster Linie auf dem ihnen von Gott zugewiesenen Boden und der Arbeitskraft der darauf lebenden Menschen. Auch für Deutschland ist die Zeit noch gar nicht so lange her, daß wir aus eigenem Boden uns nicht nur selbst ernährten, sondern auch selbst bekleideten mit deutscher Wolle und deutschem Leinen, ja daß wir sogar Korn und Wolle als wichtigste Erzeugnisse unserer Ausfuhr nach England lieferten, weil dieses Land schon in einem vorgeschrittenen Abschnitt der industriellen Revolution stand. Sie sehen daraus sogleich die weiteren Folgen der industriellen Revolutionierung eines Landes, wie sie dann auch für Deutschland eintrafen: allmähliche Verlagerung der Wirtschaftskräfte vom Boden und vom Menschen auf die Maschine. Der Mensch löst zunehmend sein überliefertes Verhältnis zum Boden und tritt in ein neues Verhältnis zur Maschine, freilich zunächst in das Verhältnis geistiger Abhängigkeit. Die Maschine tritt die Herrschaft an, der Schöpfer wird zum Knecht seines Geschöpfes.

*

Die wirtschaftliche Anschauung, die mit dieser Entwicklung verbunden war und durch die diese Entwicklung erst möglich wurde, war kapitalistisch. Das bedeutet: ebenso wie in der Wirklichkeit zwischen den Boden und den arbeitenden Menschen die Maschine trat, so trat gedanklich zu beiden, eigentlich über beide, das Kapital. Es entstanden die drei sogenannten Produktionsfaktoren der Nationalökonomie: Boden, Arbeit und Kapital — das Kapital aber war der größte unter ihnen. Das Kapital bedeutete eine Umstellung des gesamten wirtschaftlichen Denkens, eine

1) Der Lese aus den Schriften von Ernst Moritz Arndt entnommen, die wir im letzten Heft (XI/11) veröffentlicht haben.

Umwandlung aller wirtschaftlichen Werte auf feste Geldsummen, die nicht nur an sich feststanden, auch wenn die Werte darunter hinwegschmolzen, sondern die auch dauernd Zinsen heischten. Aus dieser Umwandlung aller Werte zu Kapital, das eine Verzinsung verlangte, entstand für die gesamte Wirtschaft der Begriff der Rentabilität.

Die Rentabilität oder Rente ist eine notwendige Funktion des Kapitalbegriffs. Ohne Kapital keine Rente, ohne Rente kein Kapital. Die Rentabilität bedeutet also die feste, laufende und normale Verzinsung der auf feste Kapitalsummen umgedachten wirtschaftlichen Werte, also etwa auch des Bodens, der Gebäude, der Werkzeuge usw. Rentabilität hat weder etwas zu tun mit natürlicher Erzeugerkraft, noch etwa mit dem einfachen Einnahmeüberschuß eines Betriebes, mit dem Auskommen des Menschen. Ein Betrieb kann an sich seinen Mann vielleicht gut ernähren, aber er kann im kapitalistischen Sinne unrentabel sein und müßte zugrunde gehen, solange die kapitalistischen Spielregeln allein anerkannt werden. Sie sehen das ja am handgreiflichsten an dem gigantischen Beispiel der ganzen deutschen Landwirtschaft. Niemand wird mir bestreiten wollen, daß die deutsche Landwirtschaft nicht nur sich selbst ernährt, sondern beinahe schon das ganze Volk; und dennoch war die ganze deutsche Landwirtschaft nach den Gesetzen und Anschauungen des Kapitalismus unrentabel und hätte infolgedessen zusammenbrechen, einfach abgeschrieben werden müssen.

Die Erschließung der Welt durch die industrielle Revolution war ein einmaliger geschichtlicher Vorgang. Um diese Leistung in knapp hundert Jahren zu vollbringen, mußte auch das vordem geltende Wirtschaftsprinzip durch ein neues ersetzt werden, durch das Prinzip der „freien Wirtschaft". Denn Voraussetzung der Erschließung der Welt — wie sie geschah — war die Loslösung des Menschen aus allen einengenden Bindungen wirtschaftlicher, sozialer und nationaler Art, die Loslösung des Menschen von Blut und Boden. In der Einmaligkeit dieses geschichtlichen Vorgangs lag aber auch seine Begrenzung und sein Ende. Solange diese Erschließung der Welt andauerte, solange war auch das Prinzip des „freien Spiels der Kräfte" nicht nur notwendig, sondern zwangsläufig. Mit der Beendigung dieses Prozesses jedoch verlor auch der ihm dienende Wirtschaftsgrundsatz seine Daseinsberechtigung. Denn auch er war einmalig, auf ein einmaliges Ziel und eine einmalige Aufgabe abgestellt und mußte mit dem Fallen seiner Voraussetzung selbst fallen.

Denken Sie zurück an den Zustand vorher, wie ich ihn bereits kurz angedeutet habe: Jede Volkswirtschaft trug sich selbst und ruhte in sich selbst. Mit der Einführung der Rentabilität auf der Grundlage der freien Wirtschaft wurde aber dieser Zustand der Ausgeglichenheit rücksichtslos gesprengt, gesprengt wie alle anderen Fesseln, Bindungen oder Grenzen. An die Stelle der Ausgeglichenheit innerhalb der Nationalwirtschaft, der nationalen Gleichgewichtslage der Wirtschaft trat eine neue Gleichgewichtslage nach der Rentabilität, das Streben nach einem Ausgleich zwischen der billigsten Erzeugung und dem teuersten Verkauf, ohne Rücksicht auf nationale Grenzen oder sonstige Zusammenhänge. Der bisher jedem Volk zugewiesene Raum wurde gesprengt durch den Begriff der überstaatlichen Weltwirtschaft. Der einzelne Mensch fühlte sich nicht mehr so sehr dem Volke verbunden, dem er blutsmäßig angehört, fühlte sich nicht seinem heimatlichen Boden verwurzelt, sondern gehörte in erster Linie einer Produktionsgemeinschaft „Weltwirtschaft" an.

Die Gleichgewichtslage zwischen billigster Erzeugung und bestmöglichem Absatz, die das Rentabilitätsprinzip verlangte, bestimmte aber auch einen allmählichen Fortgang der Entwicklung und bedingte eine dauernde Verschiebung je nach dem Fortschritt der industriellen Revolution. Auf der einen Seite wurden auf der weiten Welt, die jedem offen stand, immer neue und billigere Erzeugungsmöglichkeiten erschlossen, auf der anderen Seite wuchsen die volkreichen industriellen Werkstätten und mit ihnen immer größere, ungeahnte Absatzmöglichkeiten. Je nachdem, wie diese Entwicklung nun fortschreitet, bilden sich gewissermaßen Wachstumsringe der Weltwirtschaft.

Im ersten Abschnitt dieser Entwicklung gehen die sogenannten extensiven landwirtschaftlichen Erzeugungszweige über die Grenzen des wachsenden Industrielandes; die wachsende Bevölkerung verdrängt sie; sie wandern gleichsam aus; aber nahe genug, um den kürzesten Absatzweg zu be-

halten, und legen sich als erster Ring um das Gebiet. So geht uns beispielsweise die Schafzucht allmählich verloren; die Wollerzeugung wird von anderen umliegenden Ländern übernommen. Dann wird der nächste Erzeugungszweig unrentabel, wie beispielsweise der Anbau von Flachs und wandert ebenfalls über die Grenzen nach dem billigeren Arbeitslohn oder nach der anspruchslosen Familienwirtschaft im Osten. Gleichzeitig wird damit die Wollerzeugung noch weiter herausgedrängt. Sie muß nämlich, um nun noch mit dem billigeren Flachs in Wettbewerb treten zu können, ihrerseits noch billigere Erzeugungsstätten aufsuchen. Also wird der Ring abermals weiter hinausgeschoben in bisher noch jungfräuliches Land. Die Baumwolle, die bisher im vorderen Orient ein kümmerliches Dasein fristete, wandert in die unerschlossenen Prärien Nordamerikas, eröffnet den entscheidenden Wettbewerb gegen Wolle und Flachs und zieht, ihrerseits in eine harte Wettbewerbslage gedrängt, schwarze Negersklaven nach Nordamerika — ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie sehr völkische oder rassische Belange hinter den Gesichtspunkten reiner Rentabilität zurücktreten. Die Schafe wurden nun, um noch die Rentabilität der Wollerzeugung zu halten, in die äußersten Winkel der südlichen Erdhälfte abgeschoben: nach Südamerika, Südafrika und Australien.

Ähnlich wuchsen die Ringe beim Korn, bis der kanadische oder La Plata-Weizen den Weltmarkt beherrschte. Dabei setzte sich die Entwicklung bei den Futtermitteln noch weiter fort. Nachdem ein weiteres räumliches Ausweichen von Futtergetreide nicht mehr möglich war, erfolgte ein Ausweichen in andere Erzeugnisse, von der argentinischen Leinsaat über die afrikanische Ölpalme zur chinesischen Ölfrucht oder zur mandschurischen Soyabohne.

Auf diese Weise wurden auch die einzelnen Volkswirtschaften völlig aufgespalten; die Schafe, die Rinder, der Getreidebau, die Faserpflanzen, die Ölpflanzen — schließlich ja auch die Menschen selbst wanderten über die Grenzen zu den Stätten billigerer Erzeugung, die sich aber immer weiter hinausschoben. Ursprüngliche lebensgesetzliche Zusammenhänge gingen darüber immer mehr verloren. Die Produktionsgemeinschaft „Weltwirtschaft", die nur in Zahlen dachte, ahnte nichts von der ursprünglichen Lebensgemeinschaft eines Bauernhofes, wie sie seit Jahrtausenden herangewachsen war. Rücksichtslos wurde durch die Rentabilität ein wichtiges Glied nach dem anderen herausgenommen, und das, was jeweils übrig blieb, wurde dadurch nur noch eher unrentabel. Hier blieb der bloße Kartoffelbau, der nach Schweinen für den Absatz suchte, dort hingegen blieb die Schweinezucht, die sich heute vielleicht Kartoffeln, morgen russische Gerste, übermorgen argentinischen Mais aus dem Auslande suchte. Nicht nur ursprüngliche Lebensgemeinschaften wurden dabei aufgelöst, sondern auch die einzelnen Bestandteile selbst aufgespalten. Aus dem Flachs wurde eine Gespinstpflanze in Osteuropa, eine Ölsaat in Südamerika. Das Schaf wurde in Fleischrassen und Wollrassen zerlegt, und schließlich auch noch in eine Fellrasse.

Der letzte Abschnitt dieser ringweise sich ausdehnenden und dabei aufspaltenden Weltwirtschaft war die allmähliche Herauslösung und Abwanderung der sogenannten intensiveren Erzeugungszweige der landwirtschaftlichen Veredlungswirtschaft. Um das hochindustrialisierte Deutschland lagerte sich allmählich ein Ring von Obst- und Gartenbauländern; die Blumen- und Treibhauskulturen Hollands, die Edelerzeugnisse belgischen und französischen Obst- und Gemüsebaues, die Früchte Italiens. Dazu kam die hochentwickelte Milch- und Viehwirtschaft in Dänemark und Holland, später auch in Finnland. Die Fette konnten dennoch in größere Billigkeit ausweichen, die Peitsche der Rentabilität trieb sie noch weiter über das amerikanische Schweineschmalz und das afrikanische Kokosöl bis zu den Walfischen, die schließlich auch noch in dem entlegensten Winkel der Erde, im südlichen Eismeer gefangen werden.

Damit sehen Sie bildhaft, daß wir jetzt an den Grenzen der Welt angelangt sind. Ich habe Ihnen die Entwicklung einer Weltwirtschaft geschildert, die sich, von dem kapitalistischen Prinzip der Rentabilität auf der Grundlage des „freien Spiels der Kräfte" getrieben, in immer stärkeren Wachstumsringen immer weiter ausdehnte, bis sie alle nur ausdenkbaren Möglichkeiten erschöpft hatte und die also, wenn sie sich nun noch weiter peitschen läßt, einfach zerplatzen muß. Diese gewaltige Katastrophe einer zerplatzten Weltwirtschaft haben wir alle in den letzten Jahren tatsächlich miterlebt. Als es keine anderen Ausweichmöglichkeiten in noch rentablere, billigere Erzeugung mehr gab, wurden die Werte einfach vernichtet. Das war der Weisheit letzter Schluß: Anbau-Einschränkung, Vernichtung der Güter und Ausschaltung der Arbeitskraft in Form von Arbeits-

losigkeit. Am Ende der industriellen Revolution leuchtete das Fanal von verbrannten Weizenbeständen und ertönte das Signal der marxistischen Weltrevolution.

*

Und so verpflichtet die Sicherstellung fester Preise den Einzelnen vor sich selbst und vor der Gesamtheit zu einer Anspannung seiner Kräfte, zu einer Steigerung seiner Leistungen und seiner Erträge, weil nur eine Ertragssteigerung uns allen in unserem Kampfe um die deutsche Selbstbehauptung die Nahrungsfreiheit sichern kann.

Freilich muß sich der Bauer dabei immer wieder des ihm von der Natur gesteckten Rahmens bewußt bleiben. Diese Rückkehr zu natürlichen Verhältnissen, zu den natürlichen Gegebenheiten war ja die Grundvoraussetzung der neuen Entwicklung nach dem Zusammenbruch der Weltwirtschaft. Das bedeutet also, daß wir darauf hinstreben müssen, in dem Bauernhof wieder ein in sich geschlossenes Gebilde mit lebensgesetzlichen Zusammenhängen zu schaffen. Nur so ist ja auch eine wirkliche und dauerhafte Leistungssteigerung möglich, wenn alle Kräfte eines Hofes sich sinnvoll ineinander fügen. Unter der Herrschaft der Preisschwankungen und des Rentabilitätsprinzips entstand jene Aufteilung, die ich Ihnen bereits schilderte und die schließlich zur Zersetzung wurde. Aus dem Bauernhof wurde ein kapitalistischer Betrieb, der bald dies, bald jenes produzierte, je nach Marktlage und Konjunkturen. Die uralten Zusammenhänge, die dadurch auseinandergerissen sind, müssen nunmehr wiederhergestellt werden. Der kapitalistische Betrieb muß also wieder zu einem in sich geschlossenen Hof, einem organischen Gebilde werden, dadurch, daß er die in die weite Weltwirtschaft zerstreuten Erzeugungszweige wieder zu sich zurückholt. Das bedeutet für den einzelnen Betrieb, daß er danach trachten muß, sich möglichst vielseitig auszugestalten. Je mehr sorgfältig und lebensgesetzlich aufeinander abgestimmte Erzeugungszweige der einzelne Hof umfaßt, um so mehr ruht er zunächst geschlossen in sich selbst, um so lebensfester steht er da, um so mehr kann er in den einzelnen Zweigen durch Erzeugungssteigerung herausholen; und um so mehr bildet er damit die Urzelle einer lebensfesten und in sich geschlossenen Volkswirtschaft.

Auch von der gesamten Volkswirtschaft aus gesehen, ist es notwendig, die in die Weltwirtschaft hinausverlegten Erzeugungszweige allmählich wieder hereinzuholen, und das soll eben möglichst dadurch geschehen, daß jeder Bestandteil dieser Volkswirtschaft, also der Hof oder der Betrieb, von sich aus zur Erzeugung bisher vernachlässigter Güter übergeht. Die Geschlossenheit und Lebensfestigkeit der Volkswirtschaft soll möglichst erreicht werden durch die Vielseitigkeit der einzelnen Bestandteile. Nur wenn die einzelne Zelle der Wirtschaft schon ein organisches Wesen ist, kann auch die gesamte Wirtschaft zu einem organischen Gebilde werden. Und dieses Ziel steht fest nach der hinter uns liegenden anorganischen Entwicklung, die lediglich von beziehungslosen rechnerischen Erwägungen bestimmt gewesen war.

*

Wir erinnern zum Vergleich an das Januarheft 1933 („Das Verhängnis der Einseitigkeit"), das in der Entwicklung des Wesens organischer Lebensgemeinschaften die Begriffe der Monokultur (Einseitigkeit) und der Autarkie (Vielseitigkeit) einander gegenüberstellte und den Zwang zur Vielseitigkeit, zur Autarkie wissenschaftlich und eindringlich betonte.

Worin hat eine solche Gemeinsamkeit der Ansichten ihren Urgrund? In der gemeinsamen Erfassung des Lebens als Geheimnis und als Quell alles Geschehens. Denn wir sehen die Welt nicht logisch, von der Ratio her, sondern bio-logisch, vom Geheimnis des Instinkts aus. Uns ist jedes Geschehen ein Lebensvorgang, blutmäßig bestimmt, vom Boden her geformt, in seinem letzten Kern verstandesgemäß nicht zu erfassen. Die kleinste der Zellen unseres Weltbildes ist nicht der einzelne Mensch, sondern die Familie, geschichtlich gesehen, die Sippe. Und die kleinste Einheit

des Staates ist die Verwurzelung einer Familie mit einem Stück Boden zu einer höheren Lebensform, ist der Hof, der sein Eigenleben hat und es teilt mit dem Bauer.

Aus dieser, des Lebens bewußten Einstellung folgert das Selbstbewußtsein des Bauern, das diese Tagung in Goslar so stark beherrschte: der Bauer als Träger der Blutreinheit und der Bluterneuerung des deutschen Volkes stellte sich bewußt in Gegensatz zum entwurzelten Städter. Zum entwurzelten: denn jene Stadtbildung, die organisch ist, deren Ausdruck Arbeit am Volksganzen und Kulturleistung ist, wird jederzeit Verständnis beim Bauern finden. Der reinen Zivilisationsleistung aber und der Herrschaft der Maschine wurde aus dem Geist des Nationalsozialismus der Kampf angesagt nach dem Wort Adolf Hitlers, das der Reichsbauernführer anführte:

„Denn, daß unser Volk ohne Städter bestehen könnte, das wissen wir aus der Geschichte; daß es ohne Bauern bestehen kann, ist unmöglich."

So geht die Forderung des Reichsnährstandes auf die Erhaltung und Neubildung deutschen Bauerntums. Sein Mittel zur Erhaltung ist das Reichserbhofgesetz, über das Saure in weitgespannten, hervorragend geformten Ausführungen sprach. Das Mittel zur Erneuerung ist die rassisch gesiebte Neusiedlung. Vor allem aber wirkt der Reichsnährstand doch durch die Gesamtheit seiner eigenen Tätigkeit: sie weckt den Bauern, formt ihn und fügt ihn in den Staat.

Damit schafft der Reichsnährstand von der bäuerlichen Seite aus die Voraussetzungen für jene Bewegung, die das ganze Volk erfaßt hat: hinein in die Tiefe des eigenen Bodens sich zu verwurzeln. Ob der Arbeitsdienst ihn erschließt, die Heimstättensiedlung und -planung ihn dem Städter wiederzugeben sucht, das Landjahr die Jugend mit ihm vertraut macht, der Bauer ihn sich neu und nun endgültig zu eigen gewinnt, das Volk im ganzen wirtschaftend sich auf seines Bodens Früchte allein einzustellen sucht, — überall derselbe, fast inbrünstige Drang.

Daß des Bauern Kampf gegen die Verstädterung Grenzen hat an der Notwendigkeit der Ergänzung mit Wehrstand und Arbeiter, darauf wies der Führerstellvertreter, wiesen aber auch Staatsrat Meinberg und der Reichsbauernführer selbst hin.

Hier liegt die große Frage der Zukunft, die trotz der drängenden Ernährungs- und Aufbauarbeit vom Reichsnährstand nicht übersehen wird: es geht dem Bauer im Bestreben, eine Front gegen die Verstädterung aufzurichten, wie dem Soldaten im Krieg von heute. Wie der Krieg dreidimensional geworden ist, wie es keine Front mehr gibt, wenn der Raum über uns in seiner ganzen Ausdehnung zur Kampffront geworden ist, so gibt es auch keine Front gegen die Verstädterung. Wer den Traktor, wer Kunstdünger und Monokultur nicht entbehren kann, steht noch unter dem Bann der Stadt, kämpft gegen die Verstädterung in seinen eigenen Reihen. Im Aufbau autarker Einzelwirtschaft könnte der Bauer die Unabhängigkeit,

das Sich-selbst-genügen leicht erreichen. Den Weg zum Bauern- und Soldatenvolk versperrt uns Deutschen aber die Entwicklung eines Jahrhunderts der Industrialisierung. Solange unser Volk seinen Lebensstandard, seinen einseitig zu höchster Arbeitsleistung ausgebildeten Werkgang beibehält, zwingt diese Tatsache dem Bauer Gesetze auf, von denen sich erweisen muß, wieweit Blut und Boden sie ohne Schädigung tragen können.

Späne

aus den Vorträgen auf dem Reichsbauerntag

1. STADT UND LAND

Die Stadt ist anspruchsvoller, das Land einfacher. In der Zunahme der Bedürfnisse an sich liegt nichts Bedenkliches, aber die wachsenden städtischen Bedürfnisse schlugen einen ganz falschen Weg ein. Man hatte Bedürfnisse aller möglichen Art, Bedürfnisse für standesgemäße Wohnung, für neueste Mode, geistige Bedürfnisse, das Leben bot ja so viel an Genuß und Abwechslung. Aber man vergaß dabei den biologischen Bedarf unseres Volkes zu decken, man vergaß das Kind. *Landesobmann Mathias Haidn.*

*

Man könnte aber auch die Frage aufwerfen, wie sich der Liberalismus eigentlich den Widerspruch zwischen seiner Lehre einerseits und der Tatsache der bäuerlichen Arbeit andererseits erklärt, wenn man die bäuerliche Arbeit so betrachtet, wie sie tatsächlich ist: Kein Bauer weiß am Beginn seiner Arbeit, ob der Himmel so gnädig sein wird, ihm auch eine auskömmliche Ernte zu gewähren. Jede neue Ernte muß mit diesem Unsicherheitsfaktor erstellt werden; trotzdem geht der Bauer unverdrossen jedes Jahr wieder an die Bestellung der Äcker heran. Will man etwa behaupten, daß der Bauer letzten Endes mit seiner Arbeit auf dem Acker ein törichtes Werk tut? Nur ein Dummkopf kann behaupten, daß es ausschließlich der Eigennutz beim Bauern wäre, welcher die Triebfeder seines wirtschaftlichen Lebens sei.

Reichsbauernführer R. W. Darré.

Für uns Bauern sind die Früchte des Ackers Gaben der Natur, Geschenke immer neuen Werdens, das die moderne Naturwissenschaft trotz der Verfeinerung ihrer Forschungsmittel nur beschreiben und nicht ergründen konnte.

Für uns ist Dienst an der Scholle stets eine lebendige Verbindung mit jener unergründlichen, das Leben bestimmenden Macht, die die Menschheit in Gott verehrt. Bauernarbeit aus dieser Gesinnung ist Gottesdienst.

Und hier wende ich mich an Euch, deutsche Bauern! Wir müssen handeln, als ob es nur auf uns allein ankommt. Der Strom unseres bäuerlichen Blutes nährt das Leben unserer Städte. Das wird auch in gesunden Grenzen in Zukunft der Fall sein. Auf uns und unsere Kinder kommt es an, ob das Erbe unserer Ahnen Frucht und Segen bringt, nicht nur in unseren Dörfern, sondern auch in den Städten unseres Vaterlandes.

Für uns als Träger des Blutes unserer Vorfahren ist die Erde kein Jammertal, aus dem wir bald erlöst werden möchten, sondern uns ist sie eine Verpflichtung, die wir tragen den Ahnen, aber auch unseren Kindern gegenüber. *Staatsrat Meinberg.*

Dem Bauern hat einer, der weit stärker ist als der anmaßende Intellekt und Menschengeist, der Schöpfer selbst, die Grenzen gewiesen. Zum Bauern, zu seiner Arbeit, zu seinen Plänen und zu seinem Rechnen sagen die Naturgesetze auf Schritt und Tritt: „Bis hierher und nicht weiter." Ja, weiß er überhaupt, ob er ernten wird, wenn er sät? Die ehernen Wirtschaftsgesetze des Liberalismus, die dem Bankier oder dem Exportindustriellen unumstößliches Dogma waren, hatten ja für den Bauern nur in geringem Maße Gültigkeit. Während die Wirtschaft fast vollständig verkapitalisiert war, dachten und handelten Millionen Bauern, als ob sie noch in der vorkapitalistischen Zeit leben würden, wenn auch die zweckbestimmte liberalistische Moral, die den Ehrbegriff verdrängte, ungeheure sittliche Werte zerstörte. Die Wirtschaftgesetze des Menschen und die schöpfergewollten Lebensgesetze traten sich feindlich gegenüber. Das Leben kämpfte gegen das Gold. In diesem großen wirtschaftlichen und geistigen Ringen um den Bauerntumsgedanken

wurde klar, daß das Bauerntum nicht nur eine wirtschaftliche Angelegenheit ist, ein Wirtschaftszweig, ein Berufsstand schlechthin. Es steht unter besonderen Gesetzen, und Bauer sein ist eine Angelegenheit der Gesinnung und blutsbedingten Lebenshaltung.
Landesobmann Mathias Haidn.

2. BAUER UND STAAT

Führer sein ist nicht eine Angelegenheit des wirtschaftlichen Wertesammelns, sondern des Wissens um die lebens- und naturgestaltenden Gesetze und Formen. Führer sein ist deshalb eine Angelegenheit des Blutes. Der Bauernführer muß wissen, daß er nicht nur Tages- und Augenblicksaufgaben wirtschaftlicher Art hat, sondern daß er im Dienste unseres Volkes und des Schöpfers steht, und daß er führend mitarbeitet an der Ordnung des Staates und der Wirtschaft nach den gleichen Gesetzen, die die Weltordnung bestimmen. Die Erziehung des jungen Bauern muß deshalb einen anderen Weg einschlagen wie die bisherige Landwirtschaftsschule. Es kommt nicht darauf an, nur Einzelwissen aufzuspeichern, das ja oft in verderblicher Richtung angewendet werden kann, und wir wissen erfahrungsgemäß, daß die Landwirtschaftsschule in manchem mehr zerstörte als weckte.
Landesobmann Mathias Haidn.

*

Um Irrtümer und vor allem Vorurteile zu zerstreuen, muß einmal ganz klar ausgesprochen werden: Wir haben niemals nur für einen Stand gekämpft. Wir sind nicht Nationalsozialisten geworden, weil wir vielleicht aus dem Bauerntum kommen oder weil wir Bauern sind. Nein, wir sind zuerst Nationalsozialisten geworden, weil wir unser Volk lieben, weil wir ein starkes Deutschland der Einheit, der Ehre, der Kraft und Gesundheit, kurz ein ewiges Deutschland wollen. Wenn wir speziell unsere Kraft im Dienste des deutschen Bauerntums einsetzen, so deshalb, weil wir nicht Standes- oder Interessenpolitik treiben, sondern weil wir glauben: dadurch, daß wir an der Gesunderhaltung der Wurzel unseres volklichen Lebens mit tätig sind, arbeiten wir an der Daseins- und der Ewigkeitsaufgabe unseres Volkes. Der Führer hat es oft klar ausgedrückt: Volk ist kein Mechanismus oder Apparat, sondern ein Körper, ein Organismus, und das Bauerntum ist die biologische Voraussetzung von diesem Organismus und damit Garant unseres völkischen Lebens.
Landesobmann Mathias Haidn.

3. BAUER UND WIRTSCHAFT

Die Wirtschaft eines Volkes muß also auf dem Boden und der Arbeit der mit ihm verbundenen Menschen beruhen, muß in ihnen gebunden sein. Dafür aber muß auch aus beiden in einer gewaltigen Kraftanstrengung das Letzte herausgeholt werden. Während die kapitalistische Weltwirtschaft in die Welt ging — auch gehen konnte, solange der Raum noch da war — muß die nationalsozialistische Wirtschaft in die Tiefe der eigenen Kraft des Bodens und der menschlichen Arbeit gehen.
Staatsseketär Herbert Backe.

*

So gesehen kann aus dem geschichtlichen Ablauf gefolgert werden, daß das Prinzip der freien Wirtschaft dem Ziel: Sicherung des Lebens des Volkes und seiner Zukunft nicht gerecht geworden ist. Hätte es diesem Ziel gedient, so wäre der Nationalsozialismus gar nicht entstanden und hätte bestimmt nicht als Ziel das aufgestellt, was bereits in der Vergangenheit gewährleistet war. Nein, die Notwendigkeit, diese Forderung zu erheben, beweist, daß das Prinzip der freien Wirtschaft weder das Leben des Volkes, noch seine Zukunft gesichert hatte.

Das ist auch erklärlich, denn das Prinzip der freien Wirtschaft hatte ein ganz anderes Ziel: Die Erschließung der Welt. Niemals wäre dieser gewaltige Prozeß in knapp hundert Jahren durchgeführt worden, wenn ihm nicht als Instrument die liberale Entfesselung des Menschen von allem, auch den lebensgesetzlichen Bindungen in Blut und Boden, zur Verfügung gestanden hätte. Mit der Erfüllung seines geschichtlich gesetzten Zieles, mit der Beendigung der Erschließung der Welt und der industriellen Revolution verlor der Grundsatz der freien Wirtschaft auch seine Voraussetzung und damit seine Daseinsberechtigung. Weil er mit seinem Rentabilitätsgrundsatz über Lebensgesetze der Völker hinwegschritt, meldeten sich in zunehmendem Maße diese Forderungen der Sicherung des Lebens des eigenen Volkes und seiner Zukunft, bis diese Forderung im Nationalsozialismus siegte. Es liegt wohl auf der Hand, daß die erfolgte Überwindung des Liberalismus durch den Nationalsozialismus keine Empfehlung für den Wirtschaftsgrundsatz dieses Liberalismus zur Lösung des nationalsozialistischen Zieles ist: das Volk und seine Zukunft zu sichern.
Staatssekretär Herbert Backe.

Nicht nur die deutsche Wirtschaft, die ganze Wirtschaft der Welt befindet sich in einem Chaos, weil mit einem für jede vernünftige Wirtschaft unmöglichen Wirtschaftsprinzip versucht wird, die durcheinandergeratene Wirtschaft wieder in Ordnung zu bringen. Dies ergibt für uns die Notwendigkeit, erst einmal die Neuordnung der Wirtschaft auf nationalsozialistischen Voraussetzungen in Deutschland durchzuführen. Bei der Abschnürung Deutschlands und unserer Devisenlage erfordert das in erster Linie die Ordnung der Lebensmittelverhältnisse auf dem Binnenmarkt, weil man unter diesen Verhältnissen keine Wirtschaft aufbauen kann, solange der Binnenmarkt noch nicht in Ordnung gebracht ist. Und ich behaupte, daß, wenn wir Nationalsozialisten nicht den Mut gehabt hätten, so schnell und tatkräftig den Binnenmarkt in Deutschland wenigstens einigermaßen in Ordnung zu bringen, wie wir es getan haben, die deutsche Wirtschaft noch vor ganz anderen Schwierigkeiten stände, als sie heute infolge der Devisenlage steht.

Aus dieser Sachlage heraus muß ich an das deutsche Bauerntum den Appell richten, sich einzureihen in die kommende Erzeugungsschlacht. Seit Jahren betone ich, daß der Mensch nicht arbeiten kann, ohne zu essen, aber nicht essen kann, ohne zu arbeiten. Da also das Essen die primitive Voraussetzung jedes menschlichen Daseins ist, ist die Steigerung des Rohertrages unserer Lebensmittelproduktion die Voraussetzung für die wirtschaftliche Behauptung des deutschen Volkes. *Reichsbauernführer R. W. Darré.*

*

Wir haben im Interesse des gesamten deutschen Volkes die uns durch die Devisenlage und Deutschlands Isolierung bedingte Menge an Lebensmitteln in ihrem Weg vom Erzeuger zum Verbraucher so geordnet, daß kein Hunger in Deutschland ausbrechen kann und eine Spekulation mit der verknappten Ware unmöglich ist. Wenn wir dabei noch nicht alle Erzeugnisse restlos dieser Marktordnung unterwarfen, so daß auf Grund dieser Tatsache solche Erzeugnisse, die bisher noch nicht unserer Marktordnung unterlagen, Preissteigerungen erlebten, so würde dieses zunächst nur die Richtigkeit unseres Prinzips erweisen. Denn ich betone: Die Lebensmittelmenge ist in Deutschland durch die Devisenlage fast restlos auf unsere eigene Erzeugung beschränkt. Die vorhandenen Lebensmittel müssen im Interesse des Ganzen so geordnet werden, daß die Verbraucher sie auch tatsächlich erhalten und keine Jagd des Verbrauchers nach den Lebensmitteln einsetzt. Dies ist, was wir Marktordnung nennen. Daß wir in Voraussicht der jetzt eingetretenen Lage bereits vor über einem Jahr mit unserer Marktordnung begannen, sollte uns schließlich um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, als nur aus diesem Grunde unsere aus dem Vorjahre herübergenommenen Brotgetreidevorräte so groß sind, daß wir auch in diesem knapperen Jahre keinen Mangel erleiden werden. Mit alchimistischen Retorten und akademischen Wirtschaftstheorien macht man nicht Wirtschaftspolitik in einer Lage, wie sie Deutschland heute erlebt. Man rettet den einem übertragenen Wirtschaftssektor nur, wenn man sich, frei aller Theorien, mit den gegebenen wirtschaftlichen Tatsachen abfindet und zu solchen Maßnahmen greift, die im Interesse des Ganzen im Augenblick die richtigen sind. Wir nationalsozialistischen Bauernführer haben nie von Wirtschaftstheorien geredet, aber wir sind einfach an die Arbeit gegangen und haben gehandelt, damit der uns übertragene landwirtschaftliche Sektor wieder in Ordnung kommt. Wir haben daher weder Verständnis für Leute, die sich in der Öffentlichkeit an Wirtschaftsplänen berauschen, noch haben wir Verständnis für solche Leute, die der Welt erzählen, daß sie keine Wirtschaftspläne zu machen beabsichtigen. Uns imponiert nur der, dessen auf Wissen und Können aufgebaute Leistung durch den Erfolg die Richtigkeit seiner Maßnahmen unter Beweis stellt. *Reichsbauernführer R. W. Darré.*

*

Und als letztes: Indem das deutsche Bauerntum begonnen hat, mit der Ordnung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse anzufangen, wird über kurz oder lang die übrige Wirtschaft nach den gleichen Prinzipien sich in die Front des Bauern einreihen müssen. An dieser Tatsache werden Maßnahmen und Mätzchen liberaler Gegner gar nichts ändern, weil die Frage gar nicht darum geht, welche Theorien richtig sind, sondern ausschließlich darum, ob der heutige Staat sich behauptet oder nicht. Wenn aber dieser Staat sich behaupten will, dann wird auch der nichtlandwirtschaftliche Sektor unserer Wirtschaft unseren Grundgedanken folgen müssen. Und dann wird die Wirtschaft des deutschen Volkes die erste Wirtschaft der Welt sein, die auf einer neuen Ordnung aufgebaut ist und in welcher nicht mehr die Geldsucht des Händlers, sondern das Ethos der Arbeit die Achse aller Überlegungen ist. Und dann, aber auch erst dann wird sich von hier aus die endgültige Ordnung der Beziehungen der Gesamtwirtschaft Deutschlands zu den Wirtschaften der anderen Länder vollziehen, wie wir sie auf unserem Gebiet schon mit manchem Erfolg eingeleitet haben. Dann wird Europa zu jener Ordnung kommen, die der einzige Garant für einen europäischen Frieden ist. *Reichsbauernführer R. W. Darré.*

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die Frage nach der Verschiedenartigkeit der Maßstäbe, mit der wir unseren letzten Bericht geschlossen hatten, muß auch am Anfang des neuen stehen, mit dem wir ein an weltpolitischen Ereignissen gewiß nicht armes Jahr beschließen. Verschiedenheit der Maßstäbe: Tastende Versuche, ein neues Gleichgewicht der Macht für den ganzen ozeanischen Riesenraum des Pazifik zu finden, wobei dann die Frage der offenen Tür in China und der Mandschurei gleich mit erledigt würde; vielleicht auch der Verzicht darauf, ein solches Gleichgewicht zu finden, beginnend mit dem Versuch der Vereinigten Staaten, durch ungehemmte Seerüstung dem japanischen Gegner den wirtschaftlichen Atem zu nehmen; einem Versuch, der die britische Reichspolitik vor Entscheidungen führt an einer Stelle, an der sie Entscheidungen mit allen Kräften zu vermeiden strebt. Diese britische Reichspolitik selbst ist damit befaßt, einer neuen Verfassung für Indien bei den englischen Konservativen und den indischen Nationalisten erste Geltung zu verschaffen; um so ruhebedürftiger ist sie auf den übrigen Feldern der Weltpolitik, — und dennoch bedacht, die eigene Rüstung zu steigern, wobei dann die mögliche Gefahr einer deutschen Luftflotte Lord Hailsham und Lord Londonderry die Begründung liefern muß, mit der sie den erhöhten Wehretat durch das Parlament zu bringen hoffen. Mit dem Hintergrund jener freundlichen militärischen Besprechungen dieses Sommers zwischen französischen und englischen Sachverständigen, Besprechungen, die gewiß so unverbindlich waren wie Unterhaltungen zwischen befreundeten Mitgliedern zweier Generalstäbe meistens zu sein pflegen, gelangt die englische Politik auf dem europäischen Feld sehr nahe an die Stellungen von Haldane, Grey und Churchill in den Jahren unmittelbar vor 1914. Grey und Haldane sind tot — Churchill ist noch sehr lebendig... Damit aber wechseln wir unmerklich die Maßstäbe, wandern vom Großen in das Kleine Welttheater, aus dem pazifischen in den europäischen Bereich. Dabei müssen wir uns freilich darüber klar sein, daß Kontaktexplosionen von der einen Bühne zur anderen knallen können, und daß es nicht unbedingt über die Reichweite einer Explosion entscheidet, ob das erste Pulverfaß, das in die Luft fliegt, sehr groß oder sehr klein gewesen ist.

Die Leser unserer Berichte werden uns gewiß nicht für einen Freund des Völkerbundes halten. Immerhin müssen wir zugestehen, daß er in den letzten Wochen eine Funktion erfüllt hat, die bei den schlichteren Primaten der zoologischen Gärten zuweilen der Spiegel erfüllt. Man meint den Gegner, aber brüllt

nur gegen das Glas. Hätte Südslawien seine Beschwerdenote im unmittelbaren Verkehr an Ungarn gerichtet, statt sie nach Genf zu schicken, — hätte Ungarn seine Gegenbeschwerde direkt nach Belgrad gesandt, so hätte wohl der Ehrenkodex der Staatenwelt 1914 ein Ultimatum und ein Gegenultimatum verlangt, wobei der Austrag mit der Waffe unvermeidlich geworden wäre. Heute ist es zunächst bei vorbereitenden Handlungen geblieben; zum Teil freilich bei Handlungen recht gefährlicher Art. Zu diesen rechnen wir auch die Unterschrift, die der österreichische Bundeskanzler in Rom unter gewisse Abmachungen gesetzt hat, die er schon im Sommer in Florenz unterschreiben sollte. Unseren Lesern ist die geopolitische Lage von Kärnten und Steiermark bekannt genug, um uns zu erlauben, den Inhalt dieser neuesten römischen Abmachungen nur anzudeuten.

Diese wenigen Hinweise zur geographischen Lage des im Augenblick gefährlichsten europäischen Pulverfasses seien vorausgeschickt, damit unsere Leser nicht glauben, wir seien unempfindlich gegen das, was in unmittelbarer Nähe vorgeht, auch wenn wir uns zwingen, die Maßstäbe der großen Weltpolitik immer wieder auch in europäischen Dingen anzuwenden.

Betrachten wir die Gesamtheit der europäischen Staatenwelt, so stellen wir eine Unruhe fest, die so groß ist, daß sie uns verbietet, Prophezeiungen auch nur für Wochen zu wagen. Rund um die Adria hallen noch immer die Schüsse von Marseille. Wenn eine Großmacht die Hintermänner eines Mordes sich auszuliefern weigert, dann wird sie wissen, warum sie das tun muß; es fragt sich nur, wer den Mut hat, nach den Gründen zu fragen. Die Möglichkeit unmittelbar bevorstehenden Konfliktes läßt alle Regierungen kleinerer Staaten danach fragen, wie fest der Grund ist, auf dem sie stehen (und Vorgänge wie der Kampf um die Insignien der alten Deutschen Universität in Prag sind nicht geeignet, schwankenden Boden zu festigen); andere Mächte wieder wollen wissen, was sie wagen können, und benutzen die Gelegenheit zu freundlichem Druck auf dritte. Daher die Frage der Sowjetunion nach dem Schicksal des Ostpaktes, von Laval nach Warschau weitergegeben. Niemand weiß, mit welchem Maß von innerer Sicherheit das geschah: niemand weiß, wie klar und willensstark die mittlere Generation französischer Staatsmänner ist, die nach dem plötzlichen Abgang der „großen Alten" — Barthou, Poincaré, Pétain, Doumergue — an der Seine das Steuer hält. So verstünde man den europäischen Staatsmann, den im Schlaf der Traum überfiele, daß er auf schlecht gesteuertem Schiff durch einen dichten Nebel führe, auf einer See, deren Fahrwasser schmal und von vielen unsicher tutenden oder unsicher schweigenden Fahrzeugen belebt ist. Bittere Fahrt für das vollbeladene Schiff des Völkerbundes, bittere Fahrt auch für diejenigen, die das Schiff der Saar zu dem einzig möglichen Hafen zu steuern haben. Doch davon zum Schluß dieses Berichts.

Zunächst haben wir noch einmal den Sorgen der beiden angelsächsischen Groß-

mächte in die Weite zu folgen, wobei wir das Zentrum ihren Sorgen, das große indopazifische Sturmfeld, an dieser Stelle nur von außen umkreisen können. „Der letzte Sprung des alten Löwen" ist schon so oft vorhergesagt worden, als daß man den Sprung in eine unsichere indische Zukunft so bezeichnen dürfte. Aber wir empfehlen das genaue Studium des indischen Verfassungsentwurfs nicht nur denen, die vom indischen Fragekreis dazu Stellung gewinnen wollen. Wir empfehlen dieses Studium auch allen jenen, die sich von der Stärke oder dem Verfall der empirebildenden Kräfte eine wirkliche Vorstellung gewinnen wollen. Wird die neue indische Verfassung in Kraft gesetzt — und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß weder indischer noch Diehard-Widerstand das hindern werden, — dann werden bedeutsame Rückwirkungen auch auf das englische Mutterland nicht ausbleiben: als wichtigste vielleicht das erhöhte Schwergewicht der Krone. Wer sich Gedanken über die innere Gestaltung der bekanntlich ungeschriebenen englischen Verfassung macht, wird gut daran tun, zu wissen, daß die Bedeutung der Krone als der eigentlichen Trägerin des Weltreichs schon durch das Westminster-Statut erheblich gesteigert wurde; tritt nun auch Indien aus dem Bereich der unmittelbaren Gesetzgebung des britischen Parlaments in die Oberherrschaft der Krone zurück, so sind die Folgen auf lange Sicht unabsehbar — auch wenn gerade von dieser Seite des Problems in England selbst kaum gesprochen wird (was nicht bedeuten soll, daß eben die verantwortungsklarsten der britischen Staatsmänner davor blind wären!).

Die Stellung der Krone hat sich in England immer mehr gefestigt. Georg V. sitzt sehr viel fester auf seinem Thron als Georg IV.; die Hochzeit des Herzogs von Kent ist ein Familienfest des englischen Volkes, und Reisen wie die des Herzogs von Gloucester zur Jahrhundertfeier von Melbourne sind Regierungsdienst. An dem Staatsakt, mit dem die Hochzeit des Herzogs von Kent genehmigt wurde, nahmen Smuts, Bruce und Bennett teil — die verantwortlichen Vertreter von Südafrika, Australien und Kanada. Welch neue Möglichkeiten für den inneren Verkehr des Empire die neuen Fluggeschwindigkeiten bieten — daran sei hier nur am Rand erinnert. Wenn man in drei Tagen von England nach Australien gelangen kann, dann sind Reichskonferenzen nicht mehr an Entfernungen gebunden. Wir glauben nicht, daß England und seine Dominien so lange brauchen werden, wie die Vereinigten Staaten, um ihre Verfassung den veränderten Verkehrsverhältnissen anzupassen.

Einstweilen aber haben wir neben den Tendenzen der Straffung — auch die indische Verfassung ist ein strafferes Staatspapier als Sir John Simons „White Paper" — Tendenzen der Lockerung, ja der Unordnung in beiden angelsächsischen Staatsbereichen zu melden. Im britischen Bereich ist es das Bestreben Westaustraliens, vielleicht bald auch Tasmaniens, aus der unauflöslichen Commonwealth loszukommen, und wieder in den Status der selbstverwaltenden Kolonie zurück-

zugelangen, das den australischen wie den englischen Staatsmännern Sorge macht. In Amerika sind es Vorgänge wie die Diktatur des Senators Long in Louisiana, aber auch der eigenmächtige Kampf um das Coloradowasser, den Arizona gegen Kalifornien und gegen die Bundesregierung führt. Wenn Staatspolizei gegen Bauunternehmen des Bundes geführt wird, so ist das ernst — bei aller Achtung vor den rauhen Gewohnheiten des Rauhen Westens. Schlimmer noch wäre freilich ein Erfolg des utopischen Sozialisten Upton Sinclair in Kalifornien gewesen. Dort hat sich — gewiß zur Freude seines Parteigegners Roosevelt, der Republikaner Merriam als Gouverneur behauptet; aber bezeichnend für die Stimmung in den Vereinigten Staaten ist doch die Knappheit der Niederlage Upton Sinclairs in einem Staat, der zu den reichsten und keineswegs übervölkerten gehört. Im übrigen haben die amerikanischen Wahlen die Stellung Roosevelts gefestigt; die Reste der alten Republikaner sind verschwunden; die Wahrscheinlichkeit ihrer Rückkehr bei der nächsten Präsidentenwahl ist denkbar gering. Die Welt wird mit sechs Jahren Roosevelt zu rechnen haben; die gesteigerte innere Sicherheit des Präsidenten mag sehr bald auch in internationalen Verhandlungen sichtbar werden — auch dort, wo internationale Kooperation unvermeidlich, wie z. B. in der Kontrolle des Chaco-Krieges (sofern man wirklich gewillt wäre, einen Chaco-Frieden zu erzwingen) und in der sehr viel heikleren Frage der staatlichen Kontrolle der privaten Rüstungsindustrie... Es könnte freilich sein, daß der Chaco-Krieg sich selbst beendet, bevor die großen Mächte sich zum Eingriff entschließen. Die militärische Lage der Bolivianer hat sich — im Zusammenhang mit inneren Störungen — so sehr verschlechtert, daß ein Frieden, der Paraguay den größeren Teil des umstrittenen Gebietes gäbe, im Bereich des Möglichen liegt. Damit wäre Südamerikas letzter großer Territorialkonflikt geregelt, nachdem der Friede am oberen Amazonas schon hergestellt ist. Chile, Argentinien und Brasilien weisen Zeichen stärkerer wirtschaftlicher Erholung auf; Mexiko meldet einen mystischen Amtsantritt seines neuen Präsidenten — mit einem Programm ausgedehnter Agrarsiedlung, „Indisierung" und straff durchgeführter Trennung von Staat und Kirche.

Einiger Fragen von räumlich kleinerem Bereich haben wir auch in diesem letzten Bericht des Jahres kurz zu gedenken: des schwelenden Unrechts in Memel; der andauernden Aktivität der türkischen Außenpolitik; des Wiederauflebens ägyptischer Verfassungschwierigkeiten zwischen Hofpartei und Wafd unter starkem und sichtbarem Eingriff des englischen Überwachungsbeamten; der jetzt erst klar zutage tretenden Bitterkeit des asturischen Aufstands und der energischen Haltung der spanischen Regierung, die eine marxistische Untersuchungskommission mit Lord Listowel an der Spitze mit höflicher Energie des Landes verwies; des Abschiedes (wenigstens des vorläufigen) des Grafen Brocqueville aus der belgischen Politik; des Schweigens über Irland in der englischen Thronrede; der offenen Behandlung der „depressed areas", der hoffnungslosen Gebiete sterbender Industrien im briti-

schen Parlament. Und wir haben noch einmal Abschied zu nehmen von dem ehemals deutschen, und durch deutschen Zwist nun auch im Volkskampf verlorenen Deutsch-Südwestafrika. Unser letztes Wort in diesem Jahrgang aber gilt der Saar.

Am 13. Januar findet die letzte der im Versailler Vertrag vorgesehenen Volksabstimmungen statt. Sie betrifft ein Gebiet, an dessen deutschem Wesen niemals ein Zweifel bestand. Das Saargebiet, willkürlich aus dem deutschen Volkskörper, aus dem deutschen Raum herausgerissen, willkürlich abgegrenzt, um seine Bodenschätze dem westlichen Nachbarn nutzbar zu machen, soll vor die Frage gestellt werden, ob es zum größeren Ganzen zurückkehren oder ein Leben der Verkümmerung unter herrschendem Fremd-Einfluß führen will. Das Saargebiet ist niemals Grenzland deutschen Volksbodens gewesen — das liegt weiter im Westen in Deutsch-Lothringen — es ist erst durch das Vordringen französischer Staatsmacht zum Grenzgebiet deutscher Staatlichkeit geworden. Wir wissen, daß die Menschen dort deutsch sind und deutsch bleiben wollen. Wir hoffen, daß auch westliche Staatskanzleien verstehen werden, daß das Schicksal des Saarlandes nach dem Willen seiner Bewohner gestaltet werden muß!

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

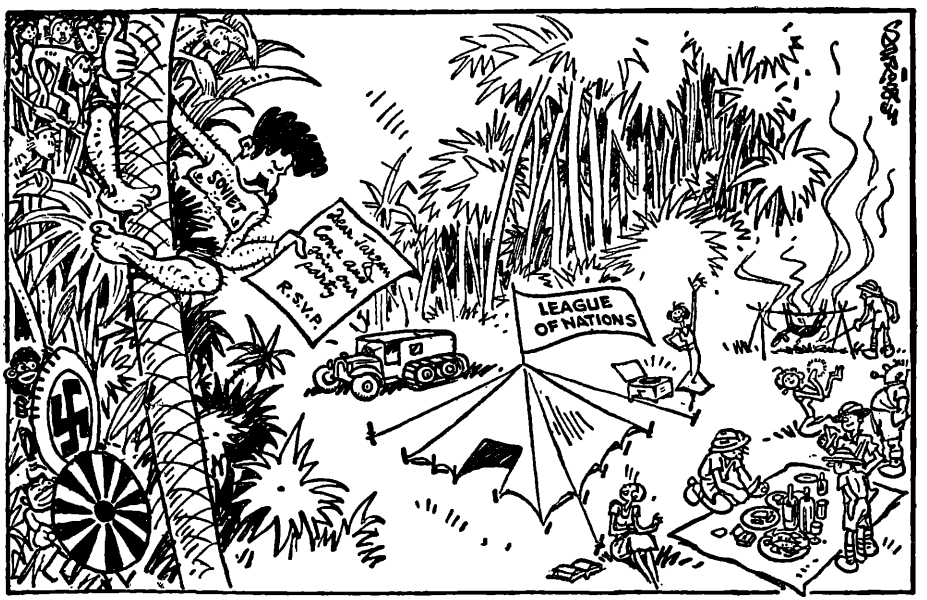
Würde sich das Beziehen von Frontstellungen auf Jahrtausende, das sich zur Zeit im indopazifischen Bereich vollzieht, im Verhältnis zu den Riesenräumen und Menschenmassen, deren Schicksal dadurch bestimmt wird, ebenso laut, mit dem gleichen Begleitgeräusch abspielen, wie die kleineuropäischen Vorgänge, die sich etwa um die Schüsse von Marseille gruppieren: wir könnten vor dem dröhnenden Tageslärm, den sie dann verursachen müßten, unser eigenes Wort nicht mehr verstehen und vor allem nicht mehr begreifen, warum wir es so laut aussprechen.

In dem Grad, in dem Entscheidungen näher und näher kommen, sind aber die drei großen pazifischen Weltmächte: Japan, Sowjetbünde und Vereinigte Staaten stiller und stiller geworden; sie halten sich nur mehr Flottenbauprogramme, Rüstungs-Industrialisierungen und Propagandabelebungen mächtigen Stils in großem Ernst entgegen. Gibt es z. B. in Japan kaum mehr einen Staatsmann, der es wagt, sub articulo mortis den Mindestforderungen der Führer von Luft- und Seestreitkräften Einhalt zu tun, so verkennt auf der andern Seite wohl keiner, was es heißt, im Wettbau mit USA. eine Flottenverstärkung um 50% des Bestandes vorzunehmen. Nur glaubt man in Japan, auf nervenlähmende Streiks in den USA. zählen zu dürfen, auch darauf, daß Rußland sich nur den Einsatz von

etwa zwei Siebentel seiner Wehrmacht im Fernen Osten gestatten könne; man fürchtet aber, daß auf lange Sicht die Zeit gegen das vor innerem Spannungsdruck bebende Inselreich, zugunsten der sich in die Hände spielenden großräumigen Nachbarn jenseits des Pazifik und Eurasiens arbeiten könnte.

Aber alle drei Partner rings um den chinesischen Riesenkörper wissen, daß sie auf Jahrhunderte Stellung nehmen oder Risiko laufen mit dem, was sie jetzt tun. Auch der Völkerbund könnte es bei Zuwahlen ahnen. (Bild 1.)

Das gleiche wissen wohl auch die alten Kolonialmächte des europäischen Westens in den „Goldfransen am Bettelmantel Asiens": aber nur England muß

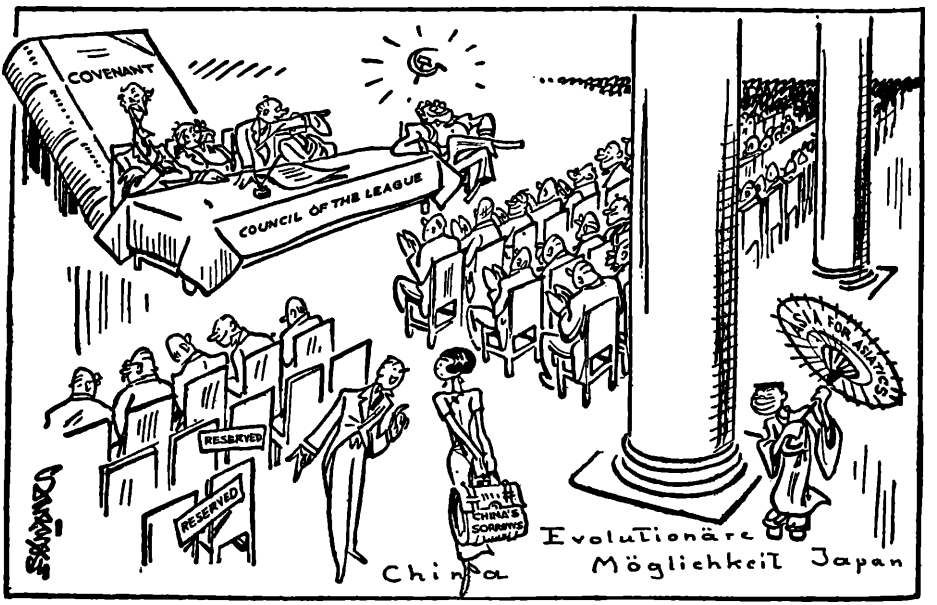


nun einen ersten Schritt tun, indem es sich irgendwie in Indien eine neue Ausgangsstellung schafft, nachdem sich die alte als nicht mehr haltbar erweist.

Das ist der weittragende geopolitische Sinn des indischen Verfassungswerkes, mit dem es jetzt Ernst werden muß, das eine so tief bewegte Vorgeschichte hat. Denn Entwürfe dieser Art gibt es viele: einer der geistreichsten stammt von Oberst Huchison in seinem Buch „Arya" (besprochen in Geopolitik, XI/34; S. 719).

Aber Männer, wie Oberst Huchison, Carthill mit seiner galligen Vorausnahme der Kritik jeder möglichen indischen Verfassung, die guten Leute um den Manch. Guardian wie Gwynn, und die indische Mission, wie der Gandhifreund Andrews, haben alle, ob in Britannien rechts oder links stehend, den ungeheuren Vorteil, daß sie ihre Verfassungen sozusagen im luftleeren Raum aufbauen können. Foreign Office aber, Indien- und Kolonialamt müssen auf dem unebenen wanken-

den und harten Boden der Tatsachen im Sturm der Wirklichkeit Verfassungen schaffen, die das Anblasen in der Heimat und das Erdbeben in den Monsunländern zugleich aushalten. Sir John Simon hat sogar die Konkurrenz seines eigenen früheren Berichts über Indien zu bestehen und der Wahrheit ins Auge zu schauen, daß bisher alles für Indien geplante Aushilfswerk jeweils um zwei bis drei Jahre zu spät gekommen ist, um beruhigend zu wirken. Das ist im großen Stil ein ähnlicher Vorgang, wie im kleineren die Zugeständnisse Frankreichs an der Westgrenze von Mitteleuropa und das Zuschrauben aller blasenden Sicherheitsventile an



überheizten Dampfkesseln dort, bis zuletzt das Sicherheitsprinzip selbst durch Kesselexplosionen gegenstandslos gemacht wird.

360 Millionen Menschen — (so viele werden es augenblicklich in Indien sein), eine Verfassung geben, — die zunächst bestenfalls den etwa 11% verstädterter Menschen darunter etwas sagt, das sie über die Dorfverfassung hinaus begreifen und handhaben können, — das heißt natürlich, daß man etwa einem Zehntel von ihnen trotz allen Vorsichtsmaßregeln und eingebauten Hemmungen eine verhängnisvolle Macht über die andern neun Zehntel einräumt, vor allem ihren geistigen Führern, die man in eine verbitterte Feindstellung zum „british raj" gebracht hat. Wie weit sie geht, das läßt sich vielleicht am besten aus den persönlichen Äußerungen von Jawaharlal Nehru ermessen, die wir den Lesern schon einmal vorgeführt haben, und die auf Moskauer Methoden eingeschworen sind.

Das ist der ungeheure Ernst dieses möglichen Wuchtwandels, der die drittgrößte

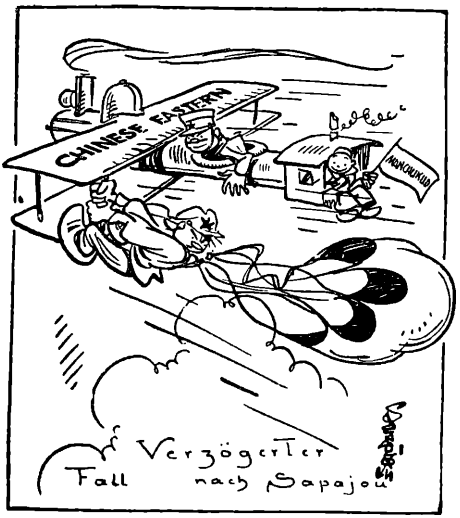
Menschheitsverdichtung der Erde aus dem Verband eines im Streubesitz weltumspannenden ozeanischen Weltreichs herausbrechen, in einen wild durchkämpften bolschewisierten Kontinentalverband zurückreißen könnte, und die evolutionären Lösungen der panasiatischen Frage in revolutionäre verwandeln müßte. Immerhin sind auch jene — wie Bild 2 zeigt — noch möglich.

Der Fall Indien wird im Innern noch durch die Krise der politischen Götter, namentlich des alternden Gandhi verschärft (Bild 3); auch dadurch, daß man dort genau weiß, wie sehr die Reibungen z. B. wegen der Inder in Sansibar, die Rohstoffklemmen nur Teilerscheinungen in einer großen Spannung sind. (Vgl. Radhakamal Mukerjee, Luknow Univers., „European Expansion and the World Population Problem"; The Amrita Bazar Patrika Calcutta, — wo die ganze Zahlenschwäche der weißen Herrenschichten über dunkelfarbigen Millionen in den Tropen schonungslos enthüllt werden konnte.)

Auf der andern Seite vermehrt die wehrtechnische Autarkie Japans als „rüstungsindustrieller Selbstversorger" (Feststellungen des Ryekomitees in Washington, Urkunden Nr. 21; 161 — über für Argentinien nach u.s.-amerikanischen Mustern von Japan zu bauende U-Boote! —; 486 und 492 — über Zusammenarbeit von Mitsui und Du Pont de Nemours!), ferner die Schärfe des Baumwollkrieges die Reibungsflächen. (A. K. Mukerjee: „Development of Cotton industry in Japan".)

Es ist bemerkenswert, was man von Indien aus als das Wesentliche an Japans Industrialisierung gerade in der Webindustrie ansieht, von der man sich im Weltwettbewerb für Indien die größten und schnellsten Aussichten verspricht. So oder so aber wird Europa dafür die Kriegskosten bezahlen, auch wenn von Indien aus die japanischen Preise abermals unterboten werden.

Nach ersten Anläufen im 9. Jahrhundert nahm der Baumwollbau in Japan von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab größere Ausdehnung an und ging erst 1868 zu den ersten Fabrikeinrichtungen über, nach einem Fehlschlag in Satsuma 1862. Erst 1880 nahm man die Weberei in größerm Stil auf, überwand Krisen, wie die von 1930, durch gesteigerte Rationalisierung, und holte den Rohstoff zuerst ab 1870 in China, ab 1884 vornehmlich in Indien und ab 1886 in Amerika. Die chinesische Einfuhr sank, zumal China seine Baumwolle selbst verbrauchte, schnell (von 14%



1910 auf weniger als 1% 1932); die indische ging in der gleichen Zeit von 68,6% auf 48,0% zurück; die amerikanische stieg von 13% auf 46,8%, während die sonstige, namentlich ägyptische Fremdzufuhr annähernd stetig blieb, mit 4,4—5%. Höchste Aufmerksamkeit aber fanden in Indien die Methoden der japanischen Markteroberung und Rationalisierung, die man bald zu erreichen hofft.

Natürlich werden auch andere unbefangene Methoden der Reichserweiterung von Indien wie China aus mit aufmerksamen Blicken verfolgt, und zusammenfassend etwa in Spottzeichnungen vom Stil des Bildes 4 veranschaulicht. Das schwere Ringen hinter der Szene zwischen dem Großwirtschaftssystem (vor dem staatssozialistischen, dem Nationalsozialismus nahverwandten Grundzug der japanischen Volksseele im Zurückweichen) und dem als Vorfechter der Kleinbauern, wie der Reichsgeltung zugleich auftretenden Heer, vor allem dem Jungnachwuchs des Offizierkorps (Trans-Pacific; Tokyo; 11. X. 34: „Furore over army appeal"), sehen die asiatischen Nachbarn weniger deutlich als aus ihrem Distanzgefühl heraus viele Europäer, wie Penzel (M. N. N. v. 16. 11. 34).

Den Lesern der Geopolitik ist die an dieser Stelle gut dargestellte Spannung nicht neu. Sie ist eine Teilerscheinung der Volksdrucküberspannung überhaupt, des rasenden Industrialisierungstempos, des inneren Unbehagens einer im Grund nationalsozialistischen Nation, ihres Rückschlags gegen das aufgepanzerte und aufgedrängte westeuropäische und u.s.-amerikanische Wirtschaftssystem (ohne das doch das jähe Aufrücken in die Weltmachtfront nicht möglich gewesen wäre), des Gegensatzes einer händlerischen gegen eine heldische Seelenhaltung, der in diesem Fall zugleich einer der kontinentalen gegen die ozeanische war.

Insofern sind alle geopolitischen Grundfragen im weiträumigeren Fernen Osten einfacher, gradliniger, aber auch viel raumwuchtiger gestellt als z. B. in Europa.

Die Hauptschwierigkeit liegt in der fortdauernden Unfähigkeit sogar des auf sein Altkulturgebiet zurückgeschnittenen China, mit den eigenen Fragen eigenständig fertig zu werden und haltbare, nicht nur ideologische Lösungen für sie zu finden. Dabei entsinnt man sich in Nanking doch immer wieder von Zeit zu Zeit, daß man eigentlich auch noch die staatsrechtliche und weltpolitische Verantwortung für den riesigen Außenländergürtel trägt, solange man ihn, z. B. auch die äußere Mongolei und Tibet, formal beansprucht. Freilich verhält sich Tibet

(Spottbild 5) sogar formalen Anbiederungen gegenüber ablehnend. Wie das Ausland dabei helfen könnte, das zeigen etwa die Wegebauarbeiten und -pläne der C. I. F. R. C. (China International Famine Relief Commission = Einrichtung des u.s.-amerikanischen Roten Kreuzes zur Hungerbekämpfung). Auf diesem Felde, nicht im Großwaffengeschäft läge die wahre Möglichkeit zur Betätigung chinafreundlicher Gesinnung.

Ein so scharfer Mahnruf, wie ihn z. B. die japanische Heeresverwaltung an den Egoismus der Großwirtschaft zugunsten des Kleinbesitzes unter weitgehendem Volksbeifall gerichtet hat, wäre in China schwer möglich. Tatsachen, wie der Verschmachtungstod von mehr als zwei Millionen Bauern im Innern, als Folge der letzten großen Dürre, — ganz abgesehen von einem Milliardenschaden in Geld, der sich auf etwa ein Drittel des ganzen Altkulturgebiets erstreckte, — würden in Japan jede Regierung hinwegfegen.

Überträgt man die Maßstäbe von Hupe, wo nach genauen Feststellungen etwa 10 Mill. Menschen in ihrer Wirtschaft zurückgeworfen worden sind, auf den ganzen von der Dürre betroffenen Raum, so kommen etwa rund 100 Millionen Menschen heraus: auf Kiangsi, Hunan, Hupe, Anhui, Kiangsu, Chekiang, Yünnan, Shansi, Shensi, Kweichau, Fukien, Szechuan, Honan und Shantung, die fruchtbarsten und wertvollsten Landschaften verteilt. In Kiangsu und Chekiang, besten Reisländern, wurde die Reisernte auf 10% heruntergeworfen. Bauernkriegsartige Erscheinungen waren allerwärts die Folge! Und dennoch verharren die Söhne der Gelben Erde (J. J. Gunnar Andersson: „Children of the Yellow Earth". London 1934; Kegan Paul; Trench, Trubner & Co.; 25 Sh.) mit einer wahrhaft übermenschlichen Geduld im Dienste ihrer Erde. Aber es ist kein Wunder, daß sie überallhin auf die Stimmen besserer Verheißungen hören, so klug Chiang Kai Shek den Kleinkrieg gegen Kommunisten, ihre Träger betreiben mag, der aber nachgerade an das Ringen von Byzanz gegen den heranquellenden Nahen und Mittleren Osten erinnert: mit häufigen Triumphen und Siegen, aber ohne den Segen eines dauernden Erfolgs.

Solche Stimmen der Verheißung überfluten ganz Asien von Moskau aus, ob es nun als Mitglied des Völkerbunds salbungsvoll tröstet, oder als Mittelpunkt der dritten Internatio-

nale kleine Flämmchen und große Brände aufzüngeln läßt. Dabei spielt immer noch der an die Wand gemalte Weltfeldzug des Imperialismus gegen das Sowjetlämmlein eine gewisse Rolle! „Kein Land in der Weltgeschichte hat so jähe Fortschritte in Kunst, Wissenschaft und Können in dem kurzen Zeitraum von fünfzehn Jahren gemacht wie Nachkriegs-Rußland. Jetzt würde es nicht nur vom strategischen militärischen Standpunkt schwer sein, einen brutalen und kaltblütigen Krieg gegen dies Land loszulassen, sondern auch heikel vom ethischen Standpunkt" (Amrita Bazar).

„Jetzt allerdings scheint das Kriegsgeschrei wider den Bolschewismus zur Verteidigung der modernen Zivilisation nur mehr ein sehr durchscheinendes Gewand für einen Raubkrieg der Imperialisten gegen Rußland. Seit 1919 gieren die japanischen Militaristen nach der Eroberung aller Länder nördlich der Tore von Peking und östlich des Baikalsees..." (Ganz wie die Russen vor ihnen!) „Die Notwendigkeit kapitalistischer Ausdehnung des modernen Japan macht diese Erwerbung so gemeinverständlich, daß — selbst wenn die japanischen Militaristen auf ihre Pläne verzichten wollten, ihr Sturz und ihre Volksschande ohne einen letzten, verzweifelten Versuch unausbleiblich wären."

Dann folgt, nach längeren Erörterungen der verschiedenen Möglichkeiten ein Kopfsprung: „Japan und Britannien verbündet, würden nicht einmal ihres Sieges über die Sowjetbünde sicher sein. Ihre Hoffnungen, Frankreich, Polen, Rumänien und die Baltischen Staaten ins Komplott zu ziehen, sind sehr dünn geworden. Aber die neue Hoffnung der britischen Imperialisten ist nun auf die Hitlerbewegung in Deutschland gerichtet. Das ist ganz klar, weil das faschistische Deutschland sich offen zugunsten einer neuen Reichsforderung in der Ukraine und im Herzen des europäischen Rußland erklärt hat (?). Die britische Jingopresse hat auch schon, um ein moralisches Mäntelchen über den deutschen Landraubplan in der Ukraine zu werfen, erfundene Nachrichten über Hungersnot, Volkssterben und Dürre in der Ukrainischen Republik herausgebracht u. d. w...." Auf diese Weise wird zuletzt ein Welteroberungstrio Deutschland—Japan—Großbritannien an die Wand gemalt und das Ganze als Windei in die indische Presse gebracht, wozu gewiß bemerkenswerte Voltigeurgeschicklichkeit gehört!

Aber zuweilen müssen eben solche Dinge niederer gehängt werden, um die verschlungenen Wege großasiatischer Werbe- und Propagandapolitik zu erhellen. Schließlich wird die Unterdrückung der Kommunistischen Partei in Indien durch die Regierung als eine Kriegsmaßregel dargestellt, nicht als eine Friedensnotwendigkeit.

Von einem wichtigen Zwischenpuffer, Afghanistan, erklärt inzwischen Sardar Abdul Razzaqui Khan, ein Königsvetter, „langsamen, aber sicheren Fortschritt!"

Die Sicherheit ist dort nach den bisherigen Erfahrungen wirklich wichtiger als die Schnelligkeit des Fortschritts! „Das Heer ist loyal und der Kriegsminister

arbeitet in völliger Einhelligkeit mit dem Kabinett." Das sollte zwar eine selbstverständliche Sache sein, ist es aber offenbar sonst in Afghanistan nicht, da es eigens betont wird. Erst dann kommt, daß auch das Volk mit der Regierung einig geht.

Von andern transpazifischen Randgebieten kündigen sich (Tanspacific, 6. 9. 34) Peru als Kohlenkammer, Venezuela als Kaffee- und sonstiges Paradies, Uruguay als Siedlungsland durch den Mund von Konsuln und Generalkonsuln an — ein Beweis dafür, wie sehr man im lateinischen Pazifikbereich emporschnellende

Handelsbilanzen und Gegengewichte gegen überwiegende Angelsachsen-Fremdgewalt achtet. Der Gedanke, daß die Flottentagung in London auch frei nach Bild 7 ausgehen könnte, macht doch manchen in bänglicher Voraussicht schaudern!

Sehr ernsthaft erörtert Sudhansu Bhusan Roy (The Amrita Bazar Patrika, 12. 10. 1934; Kalkutta) „Separation move and the future of Burma" mit Für und Wider bei einer ehedem selbstverständlichen, heute nicht unbedenklichen Abtrennnung des ursprünglich den Indern ja rassenfremden Buddhistenlandes, dem gegenüber die Stellung der indischen öffentlichen Meinung völlig die Front gewechselt hat — nur war sie immer gegen Vergewaltigung Burmas.

Die Bedeutung von Singapore ist durch das Flugrennen England—Australien noch unterstrichen worden, weil der große Weltumschlagsplatz geradezu zwangsläufig auch das Anlaufen durch den Weltflugdienst fordert, und sich — (bei einer Flugdauer Europa—Java von dreieinhalb Tagen) — als naturbestimmten zweitgrößten Flughafen des Weltreichs anbietet. „Das Rennen sollte

die Entwicklung der Weltflugfahrt um mindestens fünf Jahre beschleunigen." Auch der australische Bodendienst ist gründlich überholt worden. Der Postdienst schnellte von 100000 Briefen (1924/25) auf 3000000 (1927/28) empor, und dann um etwa 1 Million jährlich auf die 12 Millionen von heute. Verkehr und Wirtschaft ziehen an; ersterer zeigt sogar kongestive Erscheinungen. Nur eines wankt leider: der volkspolitische Untergrund des wichtigsten Monsunländerstützpunkts der weißen Rasse!

Auf die Arbeit Radhakamal Mukerjees — eines der schärfsten geopolitischen Denker Indiens neben Benoy Kumar Sarkar — über „Europäische Ausdehnung und Weltbevölkerungsproblem" werden wir deshalb noch näher eingehen müssen, weil er die entscheidende Frage des indopazifischen Raumes berührt, ob die Zukunft darin den eur-amerikanischen Rassen oder den asiatischen gehören wird, wie sehr man ihre scharfen Kanten auch durch menschenfreundliche Reden umschleiere.

Der indische Gelehrte arbeitet durchaus nicht etwa agitatorisch mit den wirklichen Zahlen, so wenig, wie etwa Bryce oder Thompson von der andern Seite. Tatsachen, wie die rund 126000 Europäer mit rund 60000 weißen Soldaten über 360 (nicht nur den 318 Mill. von 1921) in Indien, der 17000 Europäer über mehr als 4,2 farbige Millionen in Malaya, 3900 über 12½ Mill. in den Philippinen, 33000 über mehr als 21 Mill. in Französisch-Indochina, 1 Mill. weißer Siedler im ganzen riesigen französischen Kolonialreich abgesehen von den 550000 in Algerien, sind eher maßvoll von ihm verwendet. Die 194000 holländischen Siedler in der braunen Flut von 42 Millionen von Java und Madura werden sogar rühmend hervorgehoben. Nur nützt freilich der Inder die Anfälligkeit der weißen Truppen für Tropenkrankheiten (70,9% gegen 43,7% der Eingeborenen in Java; „nur" 58,6% für die britischen Truppen in Indien) und die 111 Urlaubsgründe unter 189 Krankheitsangaben wegen Neurasthenie im Niederländisch-Indischen Zivildienst! — Das uralte Lied vom zerstörenden Einfluß des Tropenklimas auf die Nervenkraft des weißen Durchschnittsmanns (vgl. auch E. F. Gordon Tucker im „Indian Year Book 1921) soll damit erneut bewiesen werden, und damit das größere Naturrecht der farbigen Rassen auf Tropen und Subtropen. Das wird namentlich für Süd- und Mittelafrika wegen der Inderfrage herausgestellt und behauptet, wenn die Zukunft Südafrikas nun einmal doch den Banturassen gehöre, sei ein Inder- und Asiatenverbot sinnlos. Kenya — mit 3049000 und 168000 Weißen, darunter 2880 Bauern, zumeist über 1500 m in Höhenlage; Nordrhodesia mit 1331229 Farbigen gegen 9981 Weiße; Südrhodesia mit 1108949 gegen rund 50000; selbst Südafrika — bei rund 1830000 Weißen gegen mehr als 8 Mill. Farbigen könne seinem Schicksal nicht entgehen, so wenig wie die sonstige weiße Tropenherrschaft in Asien und Australien — ein Vorgang, der durch Uneinigkeit und Ausschließung weißen Nachschubs aus Mitteleuropa ganz gewiß nur beschleunigt wird.

RUPERT VON SCHUMACHER:

Zur Theorie der Raumstrategie

1. Begründung

„Raumstrategie" mutet auf den ersten Blick als künstliche Begriffsprägung an, in mancher Hinsicht auch als Pleonasmus. Dennoch scheint der Begriff notwendig, das von ihm umfaßte Gedankengut eigenartig und besonderer Fassung fähig zu sein: wenn nämlich die Strategie über den militärischen Rahmen hinaus gedacht und in Analogie zu der englischen Neubildung „Wirtschaftsstrategie" auf das gesamtpolitische Vorbereitungsgebiet bezogen wird. Der geläufige Begriff der „Planung" ist dann kein Synonym, sondern die Bezeichnung eines Unterkapitels der Raumstrategie — nämlich jener Arbeiten und Maßnahmen, die eine Anpassung von Staat und Volk an den Raum erstreben. Die Raumstrategie ist aber weitergehend auch die Lehre von der Raumbildung durch menschliche Einwirkung, speziell der spekulativen Raumumgestaltung, der Anpassung des Raumes an politische Konzeptionen.

Fest umrissen, handelt es sich bei der Raumstrategie um alle Vorbereitungsmaßnahmen für tatsächliche Handlungen, mag es sich nun um militärische, politische, wirtschaftliche, bevölkerungs- und rassenpolitische Vorhaben drehen, soweit dabei der Raum, die geographische, im menschlichen Handlungs- und Wertungsbereich stehende Umwelt handelt. Teilgebiete sind u. a. die Planung, die spekulative Raumpolitik, Wirtschaftsstrategie, Wehrgeopolitik (als praktische Disziplin = Kunstlehre im Sinn der Chirurgie), Bevölkerungs- und Siedlungspolitik. Zahlreiche Überschneidungen zwischen diesen Untergebieten schließen eine scharfe Systematisierung aus, deren Durchführung auch überflüssig scheint, weil das ganze raumpolitische Gedankengut erst im Werden ist, hemmende Beschränkungen die gedeihende Saat um die Frucht bringen könnten. Lediglich eine theoretische Scheidung dürfte im Interesse der Erkenntniskritik grundsätzlich vonnöten sein, die im Schema

$$\text{Raumstrategie} = \begin{cases} \text{Planung (Anpassung der politischen Maßnahmen an den Raum)} \\ \text{Raumgestaltung (Anpassung des Raumes an die politischen Maßnahmen)} \end{cases}$$

ausgedrückt ist.

Die letzte Wurzel der Raumstrategie liegt in der uneingeschränkten Erkenntnis der Bedeutung von Raum und Boden für die Politik — das Gemeinschaftsleben —, liegt weiter in dem Wesen des modernen Territorialstaats, dem der Raumfaktor zum Kernproblem wurde; überspitzt umschrieben: *qualis geographia, talis historia!* Die andere Ursache liegt in der Eigenart des technischen Zeitalters, das der Empirie die Spekulation entgegensetzt, dem Laissez-faire, Laissez-aller die konstruktiv ordnende „Technik". Daraus leitet sich einerseits ein bewußtes und gewolltes Lenken der menschlichen Tätigkeits- und Gedankenwelt im Rahmen einmal erkannter Grenzen ab mit dem Ziel, Tasten und Fehlschläge zu vermeiden und den Weg von allen Ungewißheiten zu reinigen; andererseits soll das schöpferische Wollen und

Vermögen den erkannten Rahmen sprengen und völlig Neues schaffen im Sinne des ewig gültigen *corriger la nature* zum Zwecke des *corriger la fortune*. Planung und Raumgestaltung entsprechen diesen beiden Arten menschlicher Geistesarbeit — der Erkenntnis und der schöpferischen Arbeit.

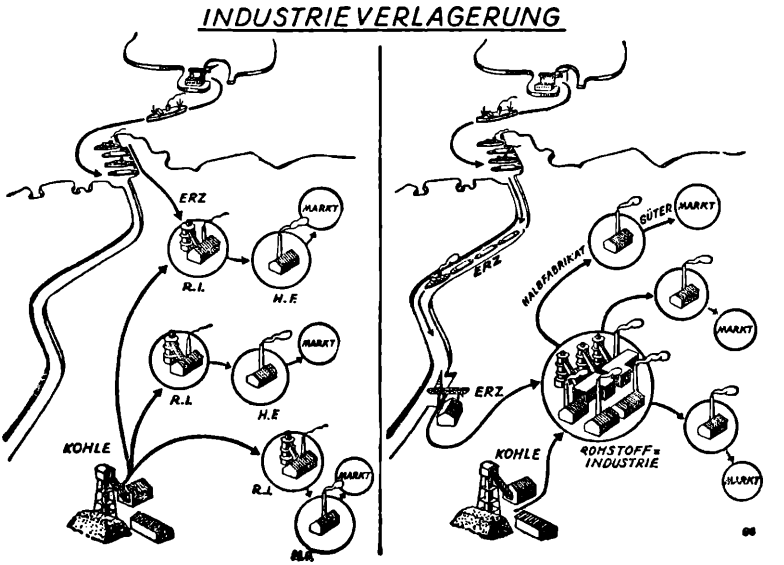
In geläufigen Beispielen staatlicher Tätigkeit ausgedrückt: Wer nordische Menschen im Zuge der Siedlung in die ihnen artgemäße Parksteppe verpflanzt, handelt im Sinne der Planung. Wer aus Sumpfwald Parksteppe schafft, um nordischen Menschen Boden und Heimat zu geben, oder wer aus einem trennenden und siedlungsfeindlichen Gebirge eine politische Zentrale macht, ändert das Wesen der Natur und formt raumgestaltend. Unbewußt auch schon früher geschehen, ist die Raumgestaltung doch erst infolge der technischen Entwicklung und der staatlichen Interessennahme an technischen Möglichkeiten in den Mittelpunkt des raumpolitischen Denkens gerückt, besonders in Staaten und bei Nationen, denen zwar die „*nature*", aber nicht die „*fortune*" gegeben ist.

Schließlich bedarf der Begründung noch die politische Ausweitung des Begriffs „Strategie". Der folgerichtige Gedankengang der Analogie führt von der politischen Strategie zur politischen Taktik, zum politischen Krieg im Gegensatz zum militärischen. — Unsinn? — Nein: das theoretisch bis zum Schlagwort ausgeleierte Wort vom „Krieg als anderem Mittel der Politik" hat eine überraschende Sinngebung in der Praxis erhalten. Zu keiner Zeit waren Krieg und Frieden so wesensähnlich wie in unserer Epoche, niemals haben die Gegensätze beider Zustände sich so bis zur Unkenntlichkeit verwischt und einer Angleichung Platz gemacht, die am treffendsten mit der Umkehrung vom „Frieden als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln" glossiert ist. Der Einsatz wehrhafter Kräfte ist fast über die psychologische Faßbarkeit hinausgewachsen, wenigstens auf dem erschütterten Boden des alten Erdteils, so daß der Friede — nicht selten in sarkastischer Fassung gebraucht! — als Möglichkeit geringeren Risikos im Kräftespiel vorgezogen wird. Internationalen aller Nummern, Entnationalisierung, Aussiedlung, Boykott usw. sind die schleichenden Giftgase „friedlicher" Taktik, die unter Vermeidung von Schußwaffe und Tank „therapeutisch" das Ziel der Chirurgen am operationsunfähigen herzschwachen Körper erreichen wollen. Die Politisierung aller Wehrbegriffe gestattet und fordert aber auch das gleiche bei der Strategie, deren defensive Seite uns den nicht gestatteten Panzer verteidigender Selbsterhaltung ersetzen muß. Deshalb die besondere Beachtung dieser Erkenntnis und Arbeit.

2. Raum und Technik

Auf dem gesamten Gebiet der Raumpolitik spielt die Technik eine besondere Rolle. Der technische Faktor spielt in unzähligen Variationen bei der Raumgestaltung, sei es, daß sie bewußt oder unbewußt, handwerklich-empirisch oder spekulativ erfolgt, entscheidend mit. Zwar ist die Raumgestaltung keineswegs eine Angelegenheit der Technik im üblichen Sinn des Wortes allein. Es bestehen auch andere Möglichkeiten landschaftsändernder Eingriffe. Ein großartiges Beispiel nichttechnischer Raumgestaltung ist die Veränderung der Pflanzenwelt, auch der Fauna. Akklimati-

sierung, Umforstung, Umzüchtung, Brandrodung, Dünen- und Wüstenbepflanzung, Wildrottung usw. erzeugen gewollte oder ungewollte raumändernde Wirkungen. Raubnutzung des Waldes erfordert keine Technik als Voraussetzung, ihre raumändernde Wirkung kann trotzdem gewaltig sein — Verkarstung, Verödung, Steppenbildung und weiter: Aussiedlung, Unbewohnbarkeit können die Folgen sein. Die abgeholzten, unfruchtbaren Gebirge der südosteuropäischen Halbinsel, das zu-



Ein Beispiel raumstrategischer Lösung: Schaffung eines Standortprinzips. — Das Rohstoffprinzip wird dabei spekulativ durch einen Standort ersetzt, der aus wehr-, siedlungs- und marktpolitischen Komponenten resultiert.
Im Falle Stettins ist die Möglichkeit solcher Entwicklungen vorgezeichnet: Oberschlesische Kohle und schwedisches Eisen finden sich dort losgelöst von dem üblichen Standort des Kohle-Eisen-Problems industriegründend zusammen.

nehmende Herabsinken der Verödungsgrenze in den Alpen (bis zu 1000 m), die langjährigen Dürren in Nordamerika, die vom Wald nicht mehr zurückeroberten Rodungen in Südamerika, die Schäden der Waldarmut in China, die wehr- und wirtschaftspolitischen Gefahren des Monokulturwaldes und des Mangels an Mischwald sind Beispiele raumgestaltender Arbeit ohne Notwendigkeit und Zuhilfenahme der Technik.

Die eigentliche technische Raumgestaltung setzt aber auch bereits sehr früh ein. Sie erfordert keineswegs erst den enormen technischen Apparat unserer Zeit. Der Terrassenbau, die alten Bewässerungskulturen, die Straßennetze früherer Reiche sind Zeugen technischer Raumumwertung, die nicht selten größte Maßstäbe erreichte. Trotzdem spielt der Faktor Technik bis heute eine Aschenbrödelrolle in der

Politik, wenigstens hinsichtlich seiner spekulativen Anwendung. Es wäre sonst kaum möglich, daß Wirkungen, wie sie u. a. der Karawankentunnel in völkischer Hinsicht[1]) oder die Bewässerung in den nordamerikanischen Trockengebieten[2]) erzeugt hat, die Politik überraschen konnten. Ähnliche Fälle allergrößten Ausmaßes begegnen wir in der politischen Wirkung der transpazifischen Bahnen Nordamerikas, die den potamisch bedingten Nordsüdsinn des Raumes in einen ostwestlichen Durchgangscharakter verwandelt haben, in dem ähnlichen Effekt der transsibirischen Magistrale, in den Folgen der Einführung verschiedener Spurweiten in Südamerika (Scheitern der amerikanischen Nord—Süd-Längsbahn) usw. Erst in unseren Tagen, in denen die positive Auseinandersetzung des Staates mit der Welt der Technik beginnt, wächst man langsam in die Erkenntnis der Ausblicke hinein, welche die Verwendung einer staatlich bewußt angesetzten und dirigierten Technik für das politische Leben gewährt. Auf wehrpolitischem Gebiet ist zwar die Zweckbehandlung der Technik nicht mehr neu, aber auf allen anderen politischen Feldern hat man geglaubt, sie als lediglich wirtschaftliche Angelegenheit sich selbst überlassen zu können. Eine konsequente Verfolgung des Laissez-aller-Gedankens der liberalen Weltanschauung! Heute dagegen erkennt man den Wert technischer Planung auch auf politischen Gebieten voll an, die früher alleinige Domäne des Juristen und Verwaltungsdoktrinärs erschienen, erkennt sie wenigstens so weit an, wie die Technik mit den natürlichen Raumfaktoren zu einem neuen übergeordneten System verschmelzen kann.

Mit Hilfe der Technik kann man zwei positive Dinge in raumpolitischer Hinsicht erreichen; einerseits Reindarstellung von Raumfaktoren, deren größtmögliche Wirkung dem Staat erwünscht ist, andererseits die Bildung landschaftlich-technischer Neufaktoren, die ihrerseits wieder eine Umwertung des Raumes bis zum völligen Gegenteil seiner landschaftlichen Wirkungsweise oder auch bisher völlig unbekannte Wirkungen erzielen können. Sie tragen beide den Keim der negativen

---

1) F. F. G. Kleinwächter: „Die slowenische Kulturautonomie in Kärnten"; Zeitschr. f. G., Jahrg. 1928, S. 245.

„Im alten Österreich gab es rund 1,5 Millionen Slowenen. Um bei dieser geringen Zahl ihren nationalen Ansprüchen einiges Gewicht zu verleihen, suchten die Krainer Slowenen ihre „unerlösten Brüder" in Kärnten für ihre Politik zu gewinnen. Ihre Agitation fand jedoch an der die beiden Länder trennenden Karawankenmauer ein schweres Hindernis. Hier zeigt sich die interessante Erscheinung, welche politischen Folgen eine künstliche Veränderung der geographischen Gegebenheiten nach sich zu ziehen vermag. Mit den Bau der Karawankenbahn, die als Fortsetzung der Tauernbahn eine neue Verbindung nach Triest schuf, wurde durch den Tunnel bei Rosenbach ein Loch in die Trennungsmauer geschlagen, durch das die Krainer Agitation nunmehr einströmen konnte. Tatsächlich hat eine starke slowenische Bewegung erst mit der Erbauung des Tunnels (1908) eingesetzt."

2) Dr. Albrecht Haushofer: „Zur politischen Geographie der Grenzen von Nordamerika." Zeitschr. f. G., s. Jahrg. 1928, S. 769.

Eine Darstellung der Wandlung einer natürlichen Grenze zur Kulturlandschaftsachse am Beispiel des Kolorado durch den Bau von Bewässerungssystemen.

Wirkung in sich, über dessen Austragung nur die Zeit befinden kann: die Zerstörung, den Tod eines Raumes (z. B. Austrocknung, Verkarstung).

Typische Beispiele der Betonung und Hervorhebung einzelner geographischer Faktoren sind unter anderem die Kanalbauten von Suez und Korinth — wäre es der Durchstich der Landenge von Krah —, während es der Panamakanal schon im geringeren Maße ist. Was am Bosporus und Dardanellen, Gibraltar und Sund die Natur selbst vollendete, hat bei Suez, Panama und Korinth Menschenhand nachgetragen, gewissermaßen den letzten fehlenden Strich in der Zeichnung der Natur ziehend. Ähnliche Fälle raumpolitischer Beziehung sind die römischen Limes zur (unbewußten) Unterstreichung einer klimatologisch bedingten Lebensraumgrenze, ist die Chinesische Mauer, die Lößland von Grassteppe trennt.

Je unabhängiger das technische System von den Raumfaktoren wird, desto leichter die Möglichkeit landschaftlich-technischer Neubildungen, mit neuen politischen Sinngebungen der Landschaft. Bleiben wir beim Beispiel des Verkehrs, so erkennen wir, daß in dieser Hinsicht der Schleusenkanal dem Niveaukanal, die Straße der Bahn, der Luftweg der Straße überlegen ist. So vermag die Eisenbahn, die weniger als der Kanal an die Bodengestaltung gebunden ist, durch an sich trennende Gebirge künstliche Paßlandschaften zu legen, die imstande sind, alle politischen Funktionen einer natürlichen Paßlandschaft zu übernehmen, wie das Beispiel des Karawankentunnels lehrt. Wenn ein Bahnnetz, ein technisches Produktionsverfahren, eine Meliorationsanlage Zentren und Städte erstehen lassen, wo die Natur gar keine Bedingungen dafür bietet, wenn der Flugverkehr eisbedeckte Arktisinseln in begehrte Objekte internationaler Auseinandersetzungen verwandelt, so sind das bezeichnende Fälle von Wertumkehrungen eines Raumes durch technische Hilfsmittel. Völlig neue, in keinerlei Analogie zu den uns bekannten landschaftlichen Wirkungen stehende Ausstrahlungen auf die Politik hat die dreidimensionale Ausweitung des menschlichen Lebensraumes durch das Flugwesen gebracht — eine Lebensform, in die die Menschheit erst nach Generationen gefühls- und verstandesmäßig hineingewachsen sein wird. Es ergibt sich daraus, daß ein technisches System, je unabhängiger von den Bodenfaktoren, je besser es zur Raumüberwindung geeignet ist, desto intensiver es den politischen Wert einer Landschaft, eines Raumes ändern kann. Die quantitative Umwertung zeigt aber das Gegenteil: Je mehr von Bodenfaktoren abhängig, desto massiver, in sich geschlossener, naturähnlicher ist das System und desto umfangreicher seine politische Wirkung. Die wichtigste Straße wird an Ausmaß ihrer Bedeutung und Wirkung niemals an den Einfluß eines Niveaukanals heranreichen, selbst wenn beide an gleicher Stelle gedacht wären. Die politische Überlegung wird also davon ausgehen, ob ein technisches System naturähnlich oder bodenfern ist, und nach diesem ersten aller Gesichtspunkte die praktische Durchführung beurteilen. Schematisch einfach wird der Fall in der Praxis niemals

liegen, aber die Erkenntnis der quantitativen und qualitativen raumpolitischen Wirkung technischer Systeme ist grundsätzlich notwendig, um sie in die raumstrategischen Überlegungen einreihen zu können.

Seit die raumpolitische Einsatzmöglichkeit technischer Einheiten erkannt wurde, ist die Zahl von Beispielen ihrer praktischen Planung und Durchführung schnell gewachsen. Italien beispielsweise sucht mit Bahnen und Straßen römische Propaganda ins rätoromanische Gebiet vorzutragen, Großbritannien sucht — ein Fall negativer Anwendung — die Durchbrechung der Landenge von Krah zu verhindern, die Tschecho-Slovakei wehrt sich aus ähnlichen Gründen — Abtrennung des Zentrums — gegen den Donau-Oder-Kanal. Jahrhunderte alte, raumgeschulte Praxis hat die Engländer das „politische" Meliorationswesen entwickeln lassen, dessen Anlagen heute Millionen von Menschen in Schach halten. So grotesk es klingt, daß ein Land von Staudämmen abhängig sein kann, so deutlich demonstrieren das Ägypten und Pandschab und die englisch-amerikanisch-japanische Staudammkonkurrenz in Sudan-Abessinien.

mm	Benennung	Proz. des Schienennetzes der Erde
1676	Spanische Weitspur	6,1
1600	Irische Weitspur	1,5
1524	Russische Weitspur	6,6
1448	Amerikanische Kompromisspur	
1445	Französische Normalspur	
1435	Englische und deutsche Normalspur	7,1
1067	Kapspur	6,0
1050	Spur der Hedschasbahn	
1000	Meterspur	6,2
950		2,6
915		
762	Bosnische Spur	
760	Bosnische Spur	
750		
610		
600		

Ein besonderer Fall technischer Raumpolitik ist das Problem der Spurweiten der Eisenbahnen. Dieses noch viel zu wenig als politisches Mittel beachtete Problem hat durch Zufall und Absicht Formen angenommen, deren wirtschaftliche und politische Effekte sich nicht mehr viel von dem Charakter von Flußsytemen unterscheiden. Von denen von Robert Sieger genannten hauptsächlichsten Spuren ist der größte Teil unter die Fälle raumunterstützender anpassender Politik zu zählen. Ein Fall spekulativer Raumpolitik ist die russische Breitspur, die von Zar Nikolaus I. bei der Erbauung der ersten großen russischen Linie von Petersburg nach Moskau zur Absperrung des russischen Raumes eingeführt wurde. Die Forderung der Engländer 1913, die Spurweite einer russisch-transpersischen Bahn in der britischen Einflußsphäre zu ändern und ihren Systemen anzupassen ist ein großartiges Beispiel technisch raumpolitischer Konzeption, das ganz und gar nicht selbstverständlich ist. Der Umbau der südmandschurischen Bahn durch die Japaner auf Kapspur 1904—1905 ist ein Seitenstück zu dem persischen Fall, die Abneigung Madrids gegen eine Änderung der spanischen Breitspur ist keine geringe Hemmung der französischen Tunnelpläne bei Gibraltar.

Es erhebt sich die Frage, welche technischen Systeme am stärksten politisch wirken, bei welchen raumpolitische Erwägungen in Betracht zu ziehen sind und welche von ihnen aktive Mittel der Politik sein können. Kurz aufgezählt sind das vor-

wiegend: Verkehrssysteme mit durchgehender Bodenorganisation, Meliorationssysteme und Energieversorgungssysteme. Schließlich wird sich die Frage erheben, welcher Art die politische — also nicht die wehrstrategische — Wirkung bei aktivem Einsatz zu Verteidigungs- und Angriffszwecken sein kann. Die Antwort ist an sich so vielgestaltig wie die Möglichkeiten der Politik. Aber es läßt sich eine vereinfachte Formel aufstellen: Technische Raumsysteme sind geeignet, natürlich getrennte zu verbinden und zu verschweißen, Grenzen zu verwischen, natürliche Raumeinheiten zu zerreißen. An der Dauer eines Staatslebens gemessen vermögen diese Systeme sehr lang zu währen. In den politischen Konzeptionen vermögen solche Systeme eine ähnliche Rolle zu spielen wie natürliche, ihre Behandlung bei Grenzziehung, Zusammenlegung, Aufteilung erzeugt ähnliche Wirkungen wie die gleichen Vorgänge bei analogen natürlichen Systemen.

Die Anlage eines raumtechnischen Systems beginnt also genau so eine politische Angelegenheit zu werden wie etwa die Organisation der Wirtschaft usw. Die Ausschließung von volks- und staatspolitischen Gesichtspunkten müßte schwerste Gefahren für den betreffenden Staat herbeiführen.

3. Antigeopolitik?

Bei der Behandlung der Frage Technik-Raum erhebt sich ein ganzes Bündel von Fragen, das sich mit diesem etwas merkwürdigen Untertitel zusammenfassen läßt: hat die Technik im weitesten Sinn, m. a. W. die Geistesleistung des Menschen die Möglichkeit, mit Dauerwirkung die geopolitischen Raumwirkungen abzuändern und zu überwinden? Oder steht ihr nur die Kraft der Zerstörung zu Gebote?

Man pflegt heutzutage raumpolitische Maßnahmen konstruktiv nach vorwiegend wehrpolitischen Gesichtspunkten zu regeln. Hauptstädte, so folgert man zum Beispiel, hätten im allgemeinen möglichst weitab der Grenzen in der Mitte des Landes zu liegen, Gebirge seien zweckmäßige Grenzen usw. Als maßgebliche Gründe werden die Fortschritte der technischen Waffen geltend gemacht, meist mit Erfolg. Ist diese Einstellung aber allenthalben und allerzeit richtig am Platze? Die Tatsache, daß die „friedliche" Strategie im Wettstreit der Völker nicht wegzudenken ist, gibt Anlaß, friedliche Gesichtspunkte gleichfalls gelten zu lassen; sie können Raumfaktoren zur Wirkung verhelfen, die sonst brach liegen würden. Aufschlußreich ist da die zweimalige Verlegung der ukrainischen Hauptstadt (1925 Charkow, 1934 Kiew): die zentrale Schutzlage hat sich nur für die Zeit der gegenrevolutionären Rückschlagswelle aus den randukrainischen Gebieten bewährt. Nach der Konsolidierung der inneren und äußeren Verhältnisse fühlt man sich stark genug zum Angriff und zieht unter Mißachtung aller wehrpolitischen Erwägungen wiederum in das Traditionszentrum an der Grenze, um die Dynamik von hier aus besser über die Grenzwüstung hinüberstrahlen lassen zu können. Istanbuls Rückkehr in den Wirkungsbereich türkischer Aktivität ist ein anderes Beispiel dafür,

daß man sich von der Stoßwirkung grenzständiger Zentren mehr verspricht als von dem zentripetalen Verhalten von Zentralen in Mittellage.

Dieselbe Frage erhebt sich beim Grenzzerstörungswerk durch die juristische Formel, wie es in den Pariser Vorortsverträgen zu orgiastischer Höhe getrieben wurde: Ist dabei den Naturgesetzen des Raumes die Kraft einer Naturgewalt zuzutrauen oder schließen die einmal verwirklichten juristischen Unnatürlichkeiten wie jedes geotechnische System die Möglichkeit in sich, selbst Bestandteil einer umgeformten Natur und damit auch Naturkraft zu werden? Ist der geographische Raum schicksalhaft, unveränderlich, in seinen Gesetzen nicht auf die Dauer zu vergewaltigen? Muß die politisch-historische Entwicklung infolge der Gegebenheiten des Raumes zwangsweise pendelartig zurückschwingen oder trägt das Menschenwerk mit allen seinen kulturraumändernden Folgen ein eigenes Raumgesetz in sich? Eine Bejahung dieser Frage würde besagen, daß z. B. ein Grenz- und Raumzerstörungswerk wie das von Versailles an der Eigenkraft des Raumes nur scheitert, wenn auch der Mensch als Glied dieser Raumkraft durch Wille und Geist den Raum unterstützt, während es ohne diese geotechnische Gegenwirkung weiterfrißt, dem negativen Sinn folgend, unter den der Raum gestellt wurde. Das drastische Beispiel dafür ist ja die Geschichte der deutschen Grenzen seit Richelieus Wirken. Das Raumgesetz der reinen Natur hat für das alte Reich gesprochen, trotzdem konnte das französische Grenzzerstörungswerk sich weiter in den deutschen Raum einbohren, weil auf der anderen Seite der zähe französische Wille, auf der Seite des Reiches die Uneinigkeit geherrscht hat, die den vollen Einsatz der Volkskraft verhinderte. Der Sinn des Raumes hat sich damit durch den politischen Sinn des Menschen zum mindesten zeitweise ins Gegenteil verkehrt: aus Raumzerstörung wurde nicht ein durch die Geschichte gerichteter Un-Sinn, sondern wohlgeformter Angriff. Ist die Gefahr schon gedacht, die in dieser Wandelbarkeit des politischen Raumes liegt?

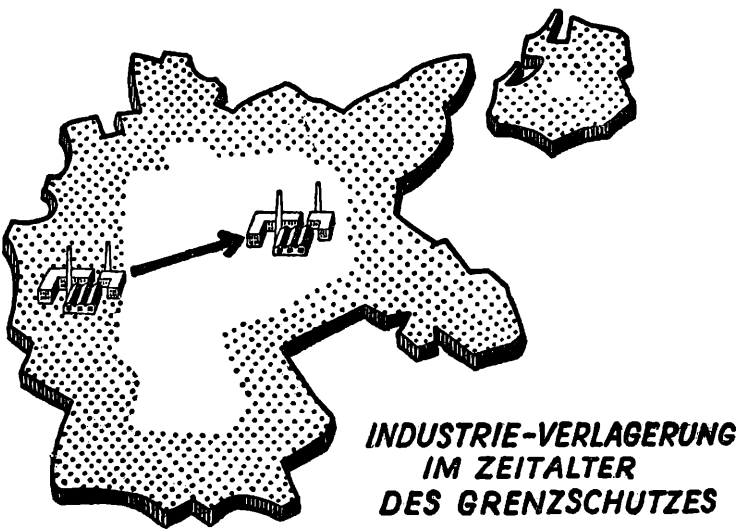
4. Industrieverlagerung

Der praktisch aktuellste Fall raumstrategischer Arbeit ist die durch die wehrpolitische Entwicklung veranlaßte Industrieverlagerung. Den wehrgeopolitischen Gründen haben sich inzwischen verschiedene andere hinzugesellt, so daß eine Summe von Gründen für die Industrieverlagerung geltend gemacht wird, die dieses Problem nahezu an das „*to be or not to be*" für viele Staaten heranführen. Die Gründe lassen sich in drei Gruppen teilen:

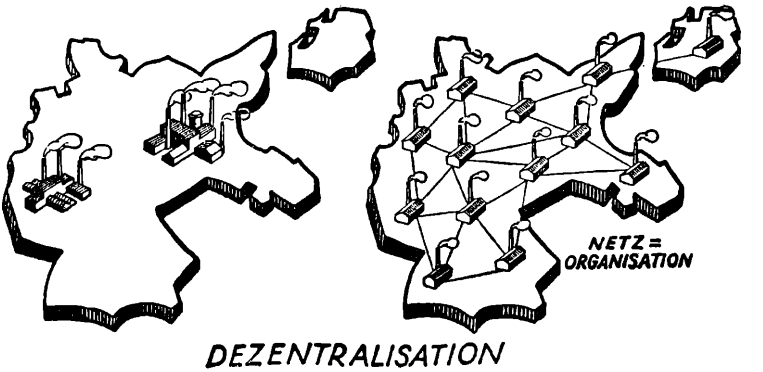
bevölkerungspolitische Gründe,
wirtschaftspolitische Gründe,
wehrpolitische Gründe,

die von den Gesamterfordernissen des Staates überdacht, Anlaß geben müssen, die Aufgabe dieser gewaltigen Kulturumwälzung zu wagen.

Die Industrieverlagerung muß somit zahlreiche andere Haupt- und Nebenprobleme — vor allem soziale! — mitlösen. Dadurch ist ein Rahmen festgelegt, der aus dem Gebiet der Planung vielfach in das der Raumgestaltung hinübergreift,



Der reine Bodenkrieg hat lediglich eine Verlegung strategisch wichtiger Industrien aus dem Grenzgebiet erfordert.



Der Luftkrieg erfordert über die Verlegung hinaus eine weitgehende Dezentralisierung, um die Angriffsziele zu verkleinern und die Angriffe zu zersplittern.

wenn Raummängel die Raumgunst überwiegen. Der Umfang der Arbeit ergibt sich aus der Aufgabenstellung:

Verlegung der Industrie aus der Großstadt in die Kleinstadt,
Verlegung der Industrie aus hochindustriellen Gebieten in Randwirtschaftszonen,
Auflockerung der standortgebundenen Industrien durch vertikale Dezentralisierung,
Verhinderung der Industrieverdichtung durch horizontale Dezentralisierung.

Daraus ergibt sich, daß die Industrieverlagerung begrifflich umfaßt: Verlegung sowie vertikale und horizontale Dezentralisierung. Von dieser Erkenntnis ausgehend, folgert das Problem des neuen Standortes, der rein aus der betrachtenden Überlegung heraus raumpolitisch gestaltet wird. Aber auch hier sind bereits Grenzen vorgeschrieben, die durch Nahrungsbasis, Rohstoff, Befähigung und Wehrlage gegeben sind. Ob die Theorie allein in der Lage ist, diese Fragen zu lösen oder ob sie des Versuchs und der Erfahrung nicht entraten kann, ist noch nicht zu entscheiden. Vielleicht gelingt das bei der wehrpolitischen Seite des Problems, die mit einfacheren Elementen zu rechnen hat. Nach dieser Richtung sind Zahl und Entfernung entscheidender als psychologische Momente.

Wehrgeopolitisch ist dabei zu beachten:

1. Daß die Grenzzonen entsprechend dem Wirkungsbereich moderner Ferngeschütze zu der unerhörten Weite von 128 km Breite gewachsen sind.

2. Daß der moderne Krieg auf die Abreißung von Grenzgebieten zielt durch möglichst konzentrierten Einsatz auf geringstem Raum.

3. Daß die Bodenwaffen durch die Luftwaffe ergänzt werden, deren Bereich nicht durch lineare Fronten beengt ist.

4. Daß die Überraschung ein wesentliches Moment darstellen wird, das etwaige Vorbereitungen nach Kriegsausbruch nicht mehr gestattet.

Auf der andern Seite ergeben sich aber folgende Erfordernisse:

1. Eine hochwertige Industrie hat die Versorgung technisierter Armeen leistungsfähig zu erhalten.

2. Außerordentliche Maßnahmen müssen dem Schutz gegen den technischen Angriff dienen.

3. Das Versorgungsproblem wird um vieles verwickelter, weil es neben dem Menschen jetzt auch eine steigende Zahl von Maschinen umfaßt.

Der Kompromiß zwischen den wehrgeopolitischen Gefahren und den Erfordernissen führt zu Ergebnissen, die in ihrer praktischen Durchführung die gleichen sind wie die aus den bevölkerungs-, sozial- und wirtschaftspolitischen Gründen abgeleiteten. Diese Einheit des Fragenkomplexes „Industrieverlagerung" ermöglicht organische Lösungen, die in manchen Staaten bereits praktisch in Angriff genommen worden sind. So hat vor kurzem der tschechoslowakische Landesverteidigungsminister Bradac die Durchführung einer großzügigen Industrieverlagerung für die Tschechoslowakei angekündigt, so ist man in Italien, Frankreich und Rußland bestrebt, die Gebirge dem Schutz der industriellen Wehrkraft dienstbar zu machen — reizvolle Vorgänge, die das völlig neue Denken in Europa kundtun und dem Geopolitiker die Richtigkeit seiner Thesen bestätigen. Vielleicht auch Friedensgaranten bergen; denn das Experiment vorher und die Praxis nachher wären gleich unrentabel. Worin der raumstrategische Grundgedanke letztlich sich mit dem Ethischen berühren würde.

Die Schaubilder sind von Dr. Ludowici entworfen und entstammen dem Heft „Industrieverlagerung" desselben Verfassers.

OSKAR INDRA:

Das technische Denken und die kollektivistischen Staatsformen

Mit Recht weist der folgende Aufsatz eines in Niederländisch-Indien lebenden deutschen Ingenieurs auf die Tatsache hin, daß bei den großen Staatsumwälzungen der Nachkriegszeit eine völlige Neugestaltung der Beziehungen zwischen den einzelnen Staatsgliedern und eine neue Form des Zusammenarbeitens im Regierungsapparat das Ziel ist.

Ob allerdings der Verfasser richtig sieht, wenn er das Ergebnis einheitlich bei den drei behandelten Staatswesen unter den Begriff der Zweckmäßigkeit im Sinne technischer Rationalisierung stellt, scheint uns fraglich. Ist nicht z. B. gerade in Deutschland der umgekehrte Vorgang zu beobachten: Abkehr von Regierungsformen, die stark rationalistisch-zweckmäßig durchsetzt waren, zu einer neuen Staatsgestaltung, die unter dem entgegengesetzten Zeichen, dem nämlich einer biologischen Zweckmäßigkeit steht? Die Schriftleitung.

Problemstellung

Das Jahrhundert der Maschinentechnik, nach Spengler gleichzeitig das der Weltkriege, hat den in technischen Begriffen denkenden Menschen — und ihre Zahl wächst ins Riesenhafte — ein Wort gegeben, das vor allem in der amerikanischen Gedankenwelt sich nach vorne drängt, das Wort: Efficiency. Ich will es übersetzen mit: Größte Zweckmäßigkeit oder Streben nach solcher. Die Maschinen, durch den Ingenieur erschaffen, dienten nur der Zweckmäßigkeit, und ihre ruhige Sicherheit konnte nicht ohne Einfluß auf die Wunschwelt ihrer Diener und ihrer Nutznießer bleiben. Die Industrie, beherrscht durch die Technik und die Technik beherrschend, hat das Zauberwort Efficiency aufgegriffen und es in drei jedem Techniker geläufige Worte abgewandelt: Normalisierung, Typisierung, Rationalisierung. Der Sinn dieser Wörter wird aus ihrer hier folgenden Anwendung auf die Staatsidee auch dem Nichttechniker von selber deutlich werden.

Wenn ich die scheinbar kühne Idee äußere, daß der technische Begriff Efficiency, der sein Entstehen dem unerhörten Wettstreit der Industrien verdankt, mit ausschlaggebend für die Idee des kollektivistischen Staates war — bewußt oder unbewußt —, so liegt mir als ehemaligem Kriegsteilnehmer nichts ferner, als zu Recht erkannte Altäre stürzen oder heroische Völker in eine enge Schablone zwingen zu wollen. Ich verlange nur das Recht, diese Zeit auch einmal mit dem Auge des Ingenieurs auf den technischen Zweckmäßigkeitswert ihrer neuen Staatsformen zu betrachten. Ganz verkehrt ist meiner Meinung die Anschauung, daß das nach historischen Begriffen gleichzeitige Entstehen einander im tiefsten Wesen — Gemeinnutz geht vor Eigennutz — ähnelnder Staatsformen nur aus dem Blute und nicht auch aus dem modernen Denken, das notwendig stark technisch gerichtet ist, seine tiefsten Wurzeln treibe. Der Mensch ist nun einmal ein Zwitterding von blutmäßig und gedankenmäßig Errungenem, und so ist es auch die von ihm erwählte Staatsform. Jedes Volk verwertet die drei genannten Grundbegriffe technischer Zweckmäßigkeit seiner heroischen Anlage entsprechend.

Die alten Staatsformen, ob man sie nun liberalistisch, demokratisch oder kapi-

talistisch nennt, sind niemals, vom Standpunkt des Staatsganzen gesehen, von höchster Zweckmäßigkeit erfüllt gewesen. Nur bei natürlichem Reichtum, bei schwächlicher Gegnerschaft, bei viel Raum für alle, konnten die alten Staatsformen zu Recht bestehen. Sie wurden ein Luxus, sowie die Völker in den härtesten Wettstreit um den Platz an der Sonne eintraten. Völker, die an Raumnot leiden oder denen durch drückende Fesseln schwere Lasten auferlegt sind, können sich nimmer die Zersplitterung ihrer besten Energien gestatten. Sie sind notwendig gezwungen, aus ihrer Energiewirtschaft geistig und körperlich durch einen einheitlichen Willen und durch eine so scharf wie möglich umschriebene — d. h. rationalisierte — Staatsleitung herauszuholen, was herausgeholt werden kann. Solche Völker werden in eine kollektivistische Staatsform gedrängt und, wenn sie sich die einmal zu eigen gemacht haben, trotz aller falschen Propheten bleibend daran gebunden.

Rußland

Für Rußland, das als erstes eine kollektivistische Staatsform erwählt hat, trifft weder das Kriterium der Raumnot noch das eines Mangels an natürlichem Reichtum zu; hieraus erklärt sich auch seine ganz besondere Staatsform, die für jeden anderen europäischen Staat wohl schlechthin vernichtend wäre. Die sozialen Verhältnisse in Rußland vor dem Weltkriege waren noch zu primitiv gewesen für eine nur auf der Grundlage der Tradition mögliche ständische Gliederung (Typenformung). Es gab da eine kleine reiche und in ihrer Macht beinahe unbeschränkte Gruppe, der eine große Masse Besitzloser oder zum mindesten Schutzloser gegenüberstand. Der Sowjetstaat baut sich daher nur auf der im Klassenkampf durch einen gewaltsamen Umsturz zur Macht gelangten Masse auf, die nichts Eiligeres zu tun hatte, als die früher herrschenden Schichten, unter denen sich der Großteil der russischen Intelligenz befand, so vollständig wie möglich auszurotten.

Wie primitiv man sich die Typisierung im neuen Staate von Anfang an vorstellte, ist aus der selbstgewählten Bezeichnung eines Staates der Arbeiter, Soldaten und Bauern ersichtlich. Diese bereits zu weit getriebene Normalisierung wird jedoch mit Nachdruck auf Kosten der Typisierung weiter durchgesetzt. Wenn es dem Wunsche der Sowjets gemäß gelingt, den Einzelbauer gänzlich verschwinden zu lassen, und wenn aus der bäuerlichen Kollektivwirtschaft, den Kolchósen, nicht eine Art neuen bodenständigen Bauerntums entstehen sollte, wird der Bauer zum landwirtschaftlichen Arbeiter und damit wie der Soldat und der Industriearbeiter zum Nomaden, der fallweise dorthin zieht, wo für ihn die Lebensbedingungen die besten scheinen.

Eine derartige Entwicklung kann auf die Dauer nicht zum Vorteile des Ganzen sein, da die blutmäßige Liebe zur Heimatscholle für die Kraft eines Staates immer von höherem Werte sein wird als der ausschließliche Dienst an einer Idee. Zeichen einer Umkehr sind jedoch vorhanden, sowohl in der Freigabe des Überschußgetreides der Kolchósen zum Verkauf am öffentlichen Markt, wodurch den Kollektivbauern eine gewisse bescheidene Wohlhabenheit ermöglicht wird, als auch durch

die Ermutigung im zweiten Fünfjahrplan zur Schaffung von Kleinbetrieben, die der Bildung eines Mittelstandes in die Hand arbeitet. Die Idee eines rein kommunistischen Staates ist hierbei bereits in hohem Maße verlassen und hat einem Staatssozialismus Platz gemacht, dem nationale Neigungen nicht mehr fremd sind.

Das heutige Rußland ist jener Staat, bei dessen Gründung bereits das technische Denken jede andere gedankenmäßige Überlegung überschattete; seine Fünfjahrpläne sind ein deutlicher Beweis für die überherrschende Bedeutung, die man im Sowjetstaat der modernen Technik beimißt. Rußland ist dann aber auch der einzige Staat, der es wagt, durch seine Gottlosenpropaganda eine vollkommene Normalisierung — allerdings im negativen Sinne — auf religiösem Gebiete zu versuchen, ein Experiment, das dem Volke vieles nimmt und nichts dafür gibt. Denn die Staatsidee allein kann dem einfachen Manne nie den Glauben ersetzen, und Glaubensfreiheit kann auch in einem einheitlich geleiteten Staat kein Unheil tun, wenn nur die politische Macht seines Priesterstandes gebrochen wird. So ist denn auch in der beispiellosen Macht des orthodoxen Popentums im alten Zarenreiche der letzte Grund der Gottlosenpropaganda des neuen Rußland zu suchen.

Eine strenge Rationalisierung des russischen Staatsapparates, um nicht von einer Staatsmaschine zu sprechen, wird durch ein ziemlich verwickeltes Rätesystem gefährdet; durch den Canossagang der Parteiopposition ist jedoch die einheitliche Staatsführung in der festen Hand Stalins gewährleistet.

Deutschland

Die stärkste Rationalisierung in der Leitung eines Staates, und mehr noch eines ganzen Volkes, ist verkörpert im deutschen Führerprinzip, blutmäßig verwurzelt und verankert in germanischer Gefolgschaftstreue. Diese Staatsauffassung ergibt, mit dem Auge des Technikers gesehen, den vorbildlichen Wunschzustand. Jeder Führer ist gleich dem betriebsleitenden Ingenieur voll und ganz verantwortlich für den Gang des Räderwerkes, an dessen Hebel er die Hand schlägt. Das Führerprinzip, bis in die kleinsten Organisationen, die schließlich den Gesamtstaat ausmachen, durchgeführt, sichert dem Volke die Aufzucht verantwortungsfreudiger Menschen, die seelisch und technisch die Wirkungen ihrer Taten beherrschen.

Die Normalisierung äußert sich in einer geistigen Gleichschaltung des ganzen deutschen Volkes; sie findet vielfach ihren sichtbaren Ausdruck in einer Uniformfreude, die mehr norddeutscher Vorliebe für stark betontes Soldatentum entspricht als süddeutschem und westdeutschem Wesen. Auch der Versuch einer Gleichschaltung (Normalisierung) auf religiösem Gebiete bringt nur Gefahren mit sich und ist Wasser auf die Mühle gewisser deutschfeindlicher Kreise im deutschen Österreich. Als Normalisierung im günstigsten Sinne muß jedoch, wenn unnötige Härten vermieden bleiben, die Rassenidee als ausgesprochen germanischer Zug begrüßt werden. Eine weitgehende Rassenmischung kann einheitlichem Willen nur Abbruch tun.

Der ständische Aufbau (die Typisierung) ist deutscher Art so eng verbunden, daß

es nur eine Frage der Zeit sein kann, bis er sich durchgesetzt hat. Bei aller Achtung vor dem Bauernstande, der als Nährstand sicherlich der wichtigste Stand im Lande und gleichzeitig Blutspender städtischer Kultur ist, und bei aller Ehrfurcht vor dem feldgrauen Ehrenkleide des Frontsoldaten und dem Braunhemd des politischen Soldaten, die beide beim Aufbau des neuen Reiches im vordersten Graben kämpften, würde eine allzu starke Betonung des nur Soldaten- und Bauernstaates eine kulturelle Verarmung bringen[1]). Je mehr sich in Deutschland die ständische Gliederung durchsetzt, desto mehr wird den Gegnern seiner Staatsform das Argument einer zu großen Ähnlichkeit mit Rußland aus der Hand genommen. Dies gilt vor allem für Österreich, wo eine gewisse Angst vor zu weitgehender Normalisierung von habsburgisch gesinnten Kreisen künstlich aufrechterhalten wird. Man wendet von dieser Seite alle Mühe daran, um durch die Betonung der ständischen Idee in der neuen Verfassung Österreichs den Nationalsozialisten das Wasser abzugraben.

Italien

In Italien ist man in der ständischen Gliederung des neuen Staates durch den zeitlichen Vorsprung gegenüber Deutschland bereits ein gutes Stück weiter. Die Führeridee als rationellste Staatsidee ist nicht so stark im ganzen Staatsapparate herausgearbeitet wie im Dritten Reiche. Die Gleichschaltung des ganzen italienischen Volkes aber im faschistischen Staate ist der des deutschen Volkes im Nationalsozialismus gleich und wohl die Zukunftsform aller europäischen Staaten, denen die kommende Not der weißen Rasse die Augen öffnen wird über die Gefahr innerer Zersplitterung. Auch die Schwarzhemden sind, wenigstens als äußeres Zeichen innerer Gleichschaltung (Normalisierung), den Braunhemden gleichzustellen.

Wenn Mussolini für sich den Ruhm in Anspruch nimmt, als erster einen faschistischen Staat gegründet zu haben, so hat er ein Recht darauf. Doch war die frühere Aufrichtung eines solchen Staatswesens in Italien darin begründet, daß die äußerste Not, die Gefahr vollkommener Anarchie, an das italienische Volk früher herantrat als an das deutsche. Wenn Mussolini aber als Vorteil seines Staates die Duldung aller Rassen hinstellt, so macht er aus der Not eine Tugend. Als Kämpfer im Weltkrieg würde er gewiß nicht ungerne sehen, wenn alle italienischen Soldaten aus dem Holze der Alpini geschnitten wären, deren germanische und keltische Blutbeimischung ganz andere heldische Charakterbildung in sich trägt wie die mit allem möglichen orientalischen Blut durchsetzten Süditaliener.

1) Sehr fraglich. Einheitliche Kulturleistungen hat das deutsche Volk nur in der Zeit hervorgebracht, als es überwiegend Bauern- und Soldatenvolk war. Mit der Industrialisierung setzte die Umschaltung auf Zivilisationsleistungen ein und eine kulturelle Verarmung, die kurz vor dem Umschwung ihren Höhepunkt erreichte. Die Schriftleitung.

Diesem Hefte liegen Prospekte der Firmen Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, Korn-Verlag, Breslau, R. Oldenburg Verlag, München und Berlin, bei, die unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. III. Vj. 3800

REGISTER

ZUM XI. JAHRGANG 1934 DER ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

BEARBEITET VON HANS HUMMEL

Stichworte, die man unter C nicht findet, suche man unter K oder Z und umgekehrt; desgleichen Stichworte, die man unter Y nicht findet, unter J.

Müller, K. 500: auf S. 500 beginnt ein von K. Müller verfaßter Beitrag.
Müller, K. 600*: auf S. 600 wird K. Müller im Text zitiert.
Müller, K. 700**: auf S. 700 wird ein von K. Müller verfaßtes Buch im Literaturbericht angezeigt.

Abessinien: Berichterstattung 327, 383 — Reiseeindrücke aus Ostasien 593.
Abrüstung: Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 10 — Büchertafel 335—336.
Aden: Berichterstattung 382, 432.
Afghanistan: Berichterstattung 441—442, 776—777 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 521.
Afrika: Berichterstattung 118—119, 252 bis 253, 378—380, 381—382, 433, 498, 500, 562—563, 564—565 — Amerika und das schwarze Weltproblem 401—403, 406 — Späne 444 (s. a. einzelne afrikanische Staaten).
Agrarwirtschaft, Agrarverfassung: s. Wirtschaft.
Ägypten: Berichterstattung 498 — Reiseeindrücke aus Ostasien 592.
Albanien: Berichterstattung 76 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 162, 168 — Der Balkanpakt 178, 180, 183 — Das Verkehrsproblem Südosteuropas 410, 413 — Albanien am Scheidewege 477 bis 482 — Das Öl und die kleinen Nationen 490 — Der Strukturwandel des Südostraumes 541.
Algerien: Berichterstattung 432, 563, 564.
Amerika: Berichterstattung 72—74, 197 bis 198, 250—252, 329—330, 378, 433—434, 440—441, 49[illegible]98, 628, 706—707, 768 bis 769 — D[illegible]co-Problem III 111 bis 114 — Bücherta[illegible]337 — Amerika und das schwarze Weltproblem 399—401 — Die Erschließung von Nord- und Südamerika 469—477 — Das Öl und die kleinen Nationen 490—493 (s. a. einzelne amerikanische Staaten).
Anderson, A. 524*.
Andersson, J. J. G. 775**.
Andorra: Berichterstattung 498.
Andree-Heiderich-Siegert 524—525*.
Anrich, E. 387*.
Arabien (Saudien): Berichterstattung 327, 381—383, 431—432, 441 — Das Öl und die kleinen Nationen 426.
Argentinien: Berichterstattung 72, 73 — Das Chaco-Problem III 111.
Arktis: Eroberung der Arktis? 240—243.
Armstrong, H. C. 441*.
Arndt, E. H. D. 322*.
Arndt, E. M. 655, 758*.
Arndt, G. 337**.
Asien: Berichterstattung über panasiatische Bewegung 384—385, 436—437, 439—440, 631—632 — Japan und Panasien 553 bis 560, 609—612, 692—702 — Reiseeindrücke aus Ostasien 591—600 — Fern-Ost und Naher Westen 721—724 (s. a. Indopazifisch, Vorderer Orient, einzelne asiatische Staaten).
Atlantische Welt: Berichterstattung 72 bis 76, 114—119, 193—198, 250—254, 323 bis 331, 376—380, 430—435, 496—500, 561 bis 566, 623—628, 702—707, 766—770.
Auhagen, O. 366*.

Aust, O. 143, 482.
Australischer Staatenbund: Berichterstattung 255, 328, 384, 506, 572–573, 627–628, 777–778 — Zum Problem der Staatspersönlichkeit 138–141 — Das Vertragswerk von Ottawa 373, 375 — Reiseeindrücke aus Ostasien 598.
Autarkie (s. Wirtschaft).

Babelon, E. 732*.
Backe, H. 758–759*, 764*.
Bahr, R., 274**.
Bahrein-Inseln: Das Öl und die kleinen Nationen 426.
Ball, E. 311*.
Barclay, W. S. 524*.
Barnby, Lord 709*.
Barrows, D. P. 311*.
Barten, H. 338**.
Baumann, M. 586.
Beckerath, H. v. 272**.
Behncke, P. 122–123*.
Belgien: Berichterstattung 499, 706.
Belgisch-Kongo: Späne 444 — Die „Kongo-Ozean"-Bahn und das Problem der Verkehrserschließung Französisch-Äquatorialafrikas 688–690.
Bell, E. P. 629*, 632–633*.
Benn, W. 713–714*.
Bergh van Eysinga, L. M. v. d. 271**.
Bergsträsser, A. 393*.
Bernart, J. 588*.
Bertram, W. 336**, 338**.
Bertrandias, V. 569*.
Beuker, W. T. H. 322*.
Bevölkerungswissenschaft, -politik: (s. Geopolitik).
Biehl, M. 503*.
Billé, R. 524*.
Birckholtz, K. H. 524*.
Bismarck, Fürst O. v. 8*, 175*, 239*.
Blau, E. 338**.
Boelcke, S. 648*.
Bolivien: Berichterstattung 73–74, 198, 378, 434 — Das Chaco-Problem III 111 bis 114 — Das Öl und die kleinen Nationen 494.
Borchard, E. M. 722*.
Brasilien: Berichterstattung 72–73, 198, 329, 378, 379, 434, 497–498, 566 — Das Chaco-Problem III 111–112 — Der neue Kautschukplan 417–419 — Die Erschließung von Nord- und Südamerika 471–474, 477.
Braubach, M. 654**.
Braun, F. 176*.
Braunias, K. 335**.
Bréville, F. 569*.
Breyne, M. R. 312, 322*.
Briand, A. 726–727*, 54–55* (Die deutschen Grenzen: Briand-Plan).
Britisch-Indien: Berichterstattung 76–78, 200–201, 330–331, 711–715, 767 bis 768, 771–773, 778 — Reiseeindrücke aus Ostasien 593.
Britisch-Malaya: Berichterstattung 123 bis 125, 572 — Der neue Kautschukplan 418 bis 422 — Reiseeindrücke aus Ostasien 593.
Brookes, E. H. 322*.
Bruel, G. 691*.
Buč 176*
Büdel, J. 736.
Buell, R. L. 311*
Bulgarien: Berichterstattung 195, 431 — Die Türkische Republik und Europa 93 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 161–162, 163, 168 — Der Balkanpakt 176–177, 179–180, 182–183 — Das Verkehrsproblem Südosteuropas 410–412 — Der Strukturwandel des Südostraumes 540–541, 544–545.
Burgdörfer, F. 336**, 529*.
Burma: Der neue Kautschukplan 421–422.

Carr-Saunders, A. M. 120*.
Castle, W. R. 566–567*.
Chaco-Konflikt: Berichterstattung 73–74, 198, 378, 434, 498 — Das Chaco-Problem III 111–114 — Das Öl und die kleinen Nationen 494.
Chang, C. H. 506*.
Chang Chi-Tung 502*.
Chen, G. 284*.
Chen Huan-Chang 523*.
Chih Piao 396**.
Chile: Berichterstattung 73, 329–330.
Chin Meng 396**.
China: Berichterstattung 77, 79, 81–82, 121, 203–204, 206, 256–258, 260, 325 bis 326, 384, 385, 438–439, 501–503, 506, 567–568, 571–572, 629, 630, 632, 634, 710–711, 774–775 — Zur Frage der Staatsgrenzen von Manchoukuo 244–249 — Deutschland und China 274–280 —

Chinas wirtschaftlicher Wiederaufbau 280 bis 284 — Der Stand der Philippinenfrage 299, 309 — Mandschurischer Wirtschaftsaufschwung 484–485 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 514 — Japan und Panasien 554–555, 557, 610–611, 692 bis 698, 701–702 — China in seiner Not 589–590** — Reiseeindrücke aus Ostasien 593–595 (s. a. Mandschukuo, Sinkiang).
Chinesisch-Turkestan (s. Sinkiang).
Chu Chi 719**.
Claar, M. 272**.
Clark, C. 715*.
Close, Sir Ch. 120*.
Coetzee 322*.
Cohn, E. 322*.
Copland, D. 255*.
Craemer, U. 613.
Cressey, G. B. 629*, 632*, 634*.
Crew, F. A. E. 120*.
Crocker, W. R. 396**.
Cumming, A. J. 383*.
Cunningham, W. 523–524*.
Curtius, E. R. 392*.
Cvijič, J. 93*.

Dabrowski 263*.
Dänemark: Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 84–92.
Darré, R. A. 212*, 213*, 217*, 391*, 763*, 765*.
Das, A. 462**.
David-Neel, A. 720**.
Davis, G. A. 309*.
Dawson, E. S. 322*.
Debre, I. 338**.
Decker, W. 214*.
Denby 308*.
Deutsches Reich, Deutschland: Berichterstattung 324–325, 499 — Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 1–2, 4–14 — Deutsche Grenzen 15–71 — Das Bauerndorf 83–84 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 156–159, 222–239 — Geopolitische Anmerkungen zum Reichserbhofgesetz 211–214 — Zur Geopolitik des Arbeitsdienstes 214–217 — Der europäische Kulturboden 218–219 — Preußen und die polnischen „Mutterländer" 262–268 — Büchertafel 273–274 — Deutschland und China 279–280 — Der Westmarkgedanke 339–348 — Die Saar in der deutsch-französischen Auseinandersetzung 348–356 — Die Sonderart der saarländischen Kulturlandschaft 356–359 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 516–517 — Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 528–529, 532 — Reiseeindrücke aus Ostasien 597, 599–600 — Der thüringische Raum und die thüringische Geschichte 613–622 — Frankreichs Saarkohlen-Politik 725–732 — Die Stellung der Stadt Trier in der deutschen Westmark 733–735 — Deutscher und niederländischer Kulturboden 736–745 — Die geopolitische Bedeutung Goslars im ersten Reich 746–757 — Der zweite Reichsbauerntag in Goslar 758–765 — Das technische Denken und die kollektivistischen Staatsformen 791–792 (s. a. Österreich, Saargebiet).
Diehl, H. 339.
Diehl, L. 272**.
Diesel, E. 573*.
Dietrich, V. 337**.
Dietzel, K. H. 397**.
Dodekanes: Berichterstattung 328.
Dörrenhaus, F. 274**.
Dubosq, A. 257*, 440*, 505*, 568*.
Durach, M. 175*.
Dutt, Sh. Ch. 395**.

Ebert, P. 508.
Eckert, Ch. 145**, 335**.
Eckert, M. 635*, 648*.
Ekuador: Das Öl und die kleinen Nationen 493–494 (s. a. Leticia-Konflikt).
Elsaß-Lothringen: Berichterstattung 433 — Die deutschen Grenzen 24, 49–50.
Elster, B. 336**.
Elze, W. 176*.
Engerand, F. 728*.
England (s. Großbritannien).
Ericson, N. 524*.
Eschmann, E. W. 338**.
Essén, R. 653**.
Estland: Berichterstattung 195–196, 254 — Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 84–92.
Europa: Berichterstattung 75–76, 117 bis 119, 193–196, 253–254, 323–325, 328 bis 330, 376–378, 380, 430–431, 432 bis 433, 498–500, 561–564, 623–627, 702

bis 706, 766–770 — Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 1–12 — Die deutschen Grenzen 16–18, 30–58, 68–71 — Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 84–92 — Die Türkische Republik und Europa 92–94, 96, 98 — Der Donauraum 148–156 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 156–176, 222–239 — Der Balkanpakt 176–183 — Der europäische Kulturboden 217–221 — Büchertafel 272–273, 337 bis 338 — Das Verkehrsproblem Südosteuropas 409–417 — Späne 444 — Mandschurischer Wirtschaftsaufschwung 487 — Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 527–533 — Der Strukturwandel des Südostraumes 540–549 — Fern-Ost und Naher Westen 721–724 (s. a. einzelne europäische Staaten).

Fairgrieve, J. 239*.
Falkenhayn, v. 459*.
Feis, H. 484*.
Fenzel, G. 397**.
Fernandez, L. H. 311*.
Fester, G. 111.
Finnland: Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 84–92.
Firle, R. 591, 628–629*.
Fischer v. d. Eger, A. 671.
Fischer, J. 121*, 396**.
Flemming, W. 483*.
Fochler-Hauke, G. 275, 397**.
Forbes, W. C. 311*.
Franke, A. 449.
Frankreich: Berichterstattung 115, 116, 119, 193–195, 253, 258, 329, 376, 430, 433, 437, 440, 498–499, 562–563, 626 bis 627, 766–767 — Die deutschen Grenzen 30–31 — Der Westmarkgedanke 339 bis 348 — Die Saar in der deutsch-französischen Auseinandersetzung 350–356 — Geopolitik und Kulturkunde 392–393 — Wehrgeographisches zum Rußlandfeldzug Napoleons 449–461 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 515, 517, 519 — Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 529–530 — Frankreichs Saarkohlen-Politik 725–732.
Französisch-Äquatorial-Afrika: Die „Kongo–Ozean"-Bahn und das Problem der Verkehrserschließung Französisch-Äquatorial-Afrikas 680–691.
Französisch-Indochina: Berichterstattung 258, 569–570 — Der neue Kautschukplan 421–422.
Frobenius, H. 524*.
Full, A. 691*.

Gattineau, H. 140*.
Gauß, W. 383*.
Gehl, W. 386*.
Geisler, W. 635*.
Gellert, J. F. 175*, 176*, 463, 545*.
Genf (s. Völkerbund).
Geopolitik: Berichterstattung 380–381 — Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 1–14 — Gedanke und Tat im Weltgeschehen 126–131 — Zum Problem der Staatspersönlichkeit 132–141 — Der Donauraum 147–148 — Geopolitische Anmerkungen zum Reichserbhofgesetz 211–214 — Büchertafel: Bevölkerungslehre und Siedlung 336–337 — Geopolitik und Kulturkunde 386–394 — Mutterland-Kolonialland und Kolonien 463–469 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 513–525 — Geopolitik in den Handbüchern des Wissens 525 bis 526** — Zur Theorie des Raumes 573–580 — Landschaft und Geschichte 580–585 — Zur Theorie der Raumdarstellung 635–652 — Staat, Volk und Bauer 655–663 — Erdumfassende Sicht über die Bevölkerungsentwicklung 671–680 — Fern-Ost und Naher Westen 721–724 — Die geopolitische Bedeutung Goslars im ersten Reich 746 — Zur Theorie der Raumstrategie 779–788 — Das technische Denken und die kollektivistischen Staatsformen 788 bis 792 (s. a. Staat, Wehrgeopolitik).
Gey von Pittius, E. F. W. 322*.
Glaise-Horstenau 149*.
Glungler, W. 335**.
Götz, W. 523*.
Gramsch, W. 336**.
Grant, M. 402*.
Granzow, W. 83.
Green, E. 201*, 394*.
Green, O. M. 572*.
Griechenland: Die Türkische Republik und Europa 93 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 167, 168, 171, 172 bis 175 — Der Balkanpakt 176–178, 180, 182–183 — Das Verkehrsproblem Südosteuropas 410, 411, 412, 417 — Der Struk-

turwandel des Südostraumes 540–541, 545 bis 549.
Groos, O. 511*.
Groß, H. 92, 93*, 97*.
Großbritannien: Berichterstattung 75, 115 bis 116, 193, 197, 330, 499–500, 561 bis 562, 705–706, 766, 768 — Das Vertragswerk von Ottawa 367–375 — Das Öl und die kleinen Nationen 490–494 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 514 bis 515, 520 — Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 530 — Japan und Panasien 557–559, 692 bis 693 — Reiseeindrücke aus Ostasien 592, 597–598.
Grothe, H. 239*.
Gundert, W. 718**.

Hackin, J. 442*.
Hagemann, W. 146**, 175*.
Hahn, K. 719**.
Haidn, M. 763*, 764*.
Haiti: Berichterstattung 434, 565 — Amerika und das schwarze Weltproblem 399.
Haltenberger 650*.
Hanisch, H. 322*.
Hansen, J. 271**.
Hanslik, H. 148*
Hantos, E. 272**.
Hantsch, H. 654**.
Harms, H. 652*.
Hart, R. W. 311*.
Hartig, P. 386.
Hartnacke, A. 146**.
Hartwich, C. 337**.
Hass, H. 654**.
Hassinger, H. 148*, 154*, 155*, 176*, 239*.
Hatterslay, E. F. 322*.
Haushofer, A. 73, 114, 193, 250, 323, 376, 430, 482*, 496, 561, 623, 702, 766, 782*.
Haushofer, H. K. 217, 332.
Haushofer, K. 1, 78, 99*, 119, 134*, 142, 143**, 176*, 198, 211, 239*, 255, 261, 380, 391*, 394, 436, 462, 501, 525, 566, 628, 635*, 708, 717, 721, 770.
Hawaii: Berichterstattung 205, 568, 570.
Hawes, H. B. 311*.
Heckscher, E. F. 524*, 525*.
Hedin, S. 149*.
Hedschas: s. Arabien (Saudien).
Heim, A. 462**.
Helander, S. 513, 524*.
Helbig, K. 205*.
Hellauer, J. 144**.
Hellpach, W. 582*.
Hennig, R. 390*, 524*, 643*.
Hentig, v. 442*.
Herrán, R. 524*.
Hierl, C. 214*.
Hindenburg, P. v. 507*.
Hishida, S. 398**.
Hitler, A. 70*.
Hoetzsch, O. 335**, 336**, 338**.
Hoffmann, A. v. 585*.
Hofmeyr, J. H. 322*.
Houlston, B. 462**.
Houlston, F. M. 462**.
Howland, Ch. Q. 397**.
Hsie Chie-Shi 482*.
Hsü Dau-Lin 719**.
Hübner, G. 145**.
Huchison, G. S. 719**, 771*.
Hudson's Bay Company: Die Romanze der Hudsonbay 284–298.
Huizinga, J. 272**.
Hummel, H. 144, 270. 335, 793.

Imnaischwili, N. 533.
Indien (s. Britisch-Indien).
Indochina (s. Französisch Indochina).
Indopazifischer Raum: Berichterstattung 76–82, 119–126, 198–205, 255–260, 325 bis 326, 380–386, 436–443, 501–507, 566–573, 628–634, 708–717, 770–778 — Literaturbericht 394–398, 462, 717 bis 720 — Fern-Ost und Naher Westen 721 bis 724 (s. a. Asien und einzelne Staaten des indopazifischen Raumes).
Indra, O. 789.
Insulinde (s. Niederländisch-Indien).
Irak: Berichterstattung 382–383 — Das Öl und die kleinen Nationen 424–426.
Irland: Berichterstattung 75, 380.
Italien: Berichterstattung 116–117, 204, 253–254, 323–325, 328, 430–431, 561 bis 564, 624–627, 705–706, 767 — Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 3–4, 6, 9, 11 — Die deutschen Grenzen 25, 27, 31, 52 — Der Balkanpakt 178, 180 — Albanien am Scheidewege 477 bis 481 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 514 — Die natürliche Bevölke-

rungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 530 — Unruhiges Kroatien 551 bis 553 — Zur wehrpolitischen Lage Österreichs im Südosten 663—666, 668—670 — Das technische Denken und die kollektivistischen Staatsformen 792.
Iven, H.-E. 271**.

Japan: Berichterstattung 77—81, 114 bis 117, 120—123, 198, 200—201, 203—205, 257—260, 325—326, 379, 381, 383—386, 436—437, 439, 504—505, 566—567, 628 bis 634, 708—711, 715—716, 770, 773 bis 774 — Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 3, 6 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke von einer Ostasienreise 99—110 — Zur Frage der Staatsgrenzen von Manchoukuo 246 — Deutschland und China 276—278 — Der Stand der Philippinenfrage 309 — Amerika und das schwarze Weltproblem 401 — Mandschurischer Wirtschaftsaufschwung 483, 485—487 — Japan und Panasien 553—560, 609—612, 692—702 — Reiseeindrücke aus Ostasien 592—599.
Jessen, O. 524*.
Jirecek, C. J. 176*.
Johnston, J. E. 311*.
Johnston, R. 438*.
Jordaan, M. 322*.
Jugoslawien: (s. Südslawien).

Kalmer, J. 506*.
Kanada: Berichterstattung 75, 251—252, 433, 628 — Eroberung der Arktis? 242 bis 243 — Die Romanze der Hudsonbay 284—298 — Das Vertragswerk von Ottawa 373—375 — Die Erschließung von Nord- und Südamerika 474—476.
Kapland: (s. Südafrikanische Union).
Karácsony, J. 22*, 176*.
Karolinen: (s. Ozeanien).
Katalonien: Berichterstattung 76, 433, 498, 563, 705 (s. a. Spanien).
Kaufmann, R. v. 524*.
Kayser, K. 477, 549.
Kent, H. W. 383*.
Kenya: Berichterstattung 778.
Kenzo Kai 396**.
Kessing, F. M. 205*, 462**.
Keuning, H. J. 271**.
Kirk, J. 322*.
Kiyo Sue-Inui 123*.
Kjellén, R. 149*, 176*, 239*.
Kleinwächter, F. F. G. 782*.
Klose, F. 271**.
Klute, F. 271**.
Kohl, A. 150*.
Kohl, J. G. 523*, 524*.
Kohl, L. v. 138*.
Kohn, H. 650*.
Köllner, F. 354*.
Kolonien, Kolonialpolitik: (s. Geopolitik).
Kolumbien: Berichterstattung 378 — Das Öl und die kleinen Nationen 493—494 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 521.
Körholz, L. 390*.
Kornrumpf, M. 397**.
Korridor, Weichsel-: Die deutschen Grenzen 26, 50—51.
Kraitschek, G. 176*.
Kraus, H. 335**.
Krieck, E. 388*.
Krüger, H. K. E. 322*.
Kuba: Berichterstattung 434, 565.
Kuhl, H. v. 459*.
Kühn, F. 337**.
Kuibyschew, W. 367*.
Kupka, P. F. 524*.
Kuweit: Berichterstattung 382—383 — Das Öl und die kleinen Nationen 426.

Lachin, M. 568*.
Laeuen, H. 273**.
Langhans-Ratzeburg, M. 638*.
Lasker, B. 311*.
Lattimore, O. 259—260*.
Laubach, F. C. 311*.
Laurel, J. P. 311*.
Lautensach, H. 99.
Lebzelter, V. 322*.
Lenk, S. 311*.
Leticia-Konflikt: Berichterstattung 378, 434, 498.
Lettland: Berichterstattung 195—196 — Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 84—92.
Leyen, A. v. d. 524*.
Liberia: Berichterstattung 378—380.
List, F. 139*.
Litauen: Berichterstattung 195—196 — Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 84—86.
Lomberg, C. 322*.
Londres, A. 691*.
Lorence, A. 524*.

Lorenz, R. 145**, 175*.
Lorenzstromvertrag: Berichterstattung 251–252.
Louw, E. H. 322*.
Low 566–567*.
Luftpolitik, Luftverkehr: Berichterstattung 72–73 (Südamerika), 204 (Asien), 569–570 (Asien, USA.) — Späne 444 bis 445 — Eroberung der Arktis? 241–242 (s. a. Verkehr).
Luth, R. z. d. 269**.
Lyde, L. W. 204*.

Malaya: (s. Britisch-Malaya).
Malta: Berichterstattung 75, 328, 380, 563 bis 564, 705–706.
Mandschukuo: Berichterstattung 78, 121, 203–204, 256–258, 259, 383, 384—385, 438 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke von einer Ostasienreise 106 bis 109 — Zur Frage der Staatsgrenzen von Manchoukuo 244–249 — Deutschland und China 276–277 — Mandschurischer Wirtschaftsaufschwung 482–489 — Reiseeindrücke aus Ostasien 596.
Mannewitz, P. 144**.
Marianen: (s. Ozeanien).
Marokko: Berichterstattung 253, 563.
Marquesas: (s. Ozeanien).
Martens, O. 322*, 691*.
Martonne, E. de 49*, 53–54*, 156*.
März, J. 176, 176*, 409, 635*, 653.
Maschke, E. 262, 273**.
Massenham, W. 4*.
Maull, O. 93*, 635*.
Mautner, W. 201*.
Mayer, A. 273**.
Mayo, K. 311*.
Mayr, O. 733.
Meerengenfrage: Berichterstattung 377 bis 378 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 171 — Der Balkanpakt 181.
Mehnert, K. 269.
Meinberg 763*.
Meisner, M. 145**.
Merx, H. 145**.
Mexiko: Berichterstattung 497 — Das Öl und die kleinen Nationen 490–493.
Michael, F. 398**, 719**.
Millard, Th. F. 301*.
Mirabeau, V. R. d. 524*.
Mittelamerika: Berichterstattung 250 bis 251, 434, 497, 565 — Die Erschließung von Nord- und Südamerika 469–474 (s. a. einzelne mittelamerikanische Staaten).
Möckel, A. 524*.
Moeller v. d. Bruck 273**.
Molotow, W. 366*.
Mongolei, Äußere: Berichterstattung 78 bis 79, 198–199, 260, 573 — Zur Frage der Staatsgrenzen von Manchoukuo 249.
Mongolei, Innere: Berichterstattung 260, 573 — Zur Frage der Staatsgrenzen von Manchoukuo 244–245.
Moon, P. Th. 300*.
Mossul: (s. Irak).
Moulton, H. G. 121*.
Mousset, P. 440*.
Mukerjee, R. 773*, 778*.
Müller, A. 207–210*.
Müller-Bödner, E. 337**.
Mundorf, M. 144**.
Murakami, K. 718**.
Murobose, T. 629*, 631*.
Muschler, R. C. 136*.
Mussolini, B. 2*.

Nachod, O. 261*.
Nadler, J. 582*.
Napoleon I. 450*, 451*.
Narath, R. 322*.
Natal: (s. Südafrikanische Union).
Nationalsozialismus: Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 1–2, 4–5 — Das technische Denken und die kollektivistischen Staatsformen 791 bis 792.
Naudeau, L. 531*.
Nedschd: (s. Arabien [Saudien]).
Nehru, J. 76–77*, 772*.
Neufundland: Berichterstattung 75.
Neuseeland: Das Vertragswerk von Ottawa 372–373, 375.
Newbigin, M. I. 93*.
Nicaragua: Berichterstattung 250–251.
Nickel, O. 445, 573*.
Nickolaus, G. 336**.
Niederlande: Berichterstattung 499–500 — Die deutschen Grenzen 39 — Deutscher und niederländischer Kulturboden 736–745.
Niederländisch-Indien: Berichterstattung 255, 506, 708–709, 716, 778 — Der neue Kautschukplan 418–422 — Reiseeindrücke aus Ostasien 593–594.
Niederländisch-Neuguinea: Berichterstattung 255.

Niedermayer, O. v. 269, 269–270**, 366*, 442*.
Nienaber, G. S. 322*.
Nishani, T. O. 653**.
Nordrhodesien: Berichterstattung 778 — Späne 444.
Normano, J. F. 260*.
Norwegen: Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 84–92.

Oberschlesien, Ost-: Die deutschen Grenzen 26, 50–51.
Obst, E. 638*, 643*.
Oelsen, E. S. v. 144**.
Oertzen, K. L. v. 336**.
Offe, H. 132, 387*.
Offermann, C. 524*.
Olden, B. 337**.
Ölpolitik: (s. Wirtschaft).
Oman: Berichterstattung 382–383.
Oranje-Freistaat: (s. Südafrikanische Union).
Orient: (s. Vorderer Orient).
Osten-Sacken, v. 452*.
Österreich: Berichterstattung 194–195, 253 bis 254, 500, 561, 767 — Die deutschen Grenzen 40–41 — Der Donauraum 148 bis 149, 150–151 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 168, 238 bis 239 — Zur wehrpolitischen Lage Österreichs im Südosten 663–671.
Österreich-Ungarn (Monarchie): Der Donauraum 148–149, 152 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 158, 163, 169, 227–239 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 517.
Ostturkestan: (s. Sinkiang).
Otte, F. 524*.
Ötting, W. 680.
Ozeanien: Berichterstattung 205.

Palästina: Berichterstattung 75.
Paraguay: Berichterstattung 73–74, 378, 434 — Das Chacoproblem III 111–114 — Das Öl und die kleinen Nationen 494 (s. a. Chaco-Konflikt).
Partsch, J. 151*, 524*.
Passarge, S. 82*, 271**.
Patsch, C. 654**.
Persien: Berichterstattung 441, 564 — Das Öl und die kleinen Nationen 427–429.
Peru: Berichterstattung 378, 777 — Das Öl und die kleinen Nationen 494–495 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 520 bis 521.
Philby, H. St. 441*.
Philippinen: Berichterstattung 201–202, 251, 257, 260, 325–326, 440, 503–504 — Der Stand der Philippinenfrage 298–311 — Reiseeindrücke aus Ostasien 594.
Pintschovius, K. 332**.
Pitt-Rivers, G. H. L. F. 120*.
Polen: Berichterstattung 431, 499, 626 bis 627 — Die deutschen Grenzen 26, 31–32, 43, 50–51 — Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 84–86 — Preußen und die polnischen „Mutterländer" 262–268 — Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 528.
Pollog, C. H. 525*.
Portugal: Berichterstattung 626–627.
Posen (Provinz): Die deutschen Grenzen 26, 28, 50–51.
Prasad, R. 200*.
Prinzhorn, H. 133*.
Prittwitz u. Gaffron, F. W. v. 337**.
Pryde-Hughes, J. E. 367.
Pu yi 256*.

Queensland: (s. Australischer Staatenbund).
Quezon, Don M. 202*.
Quo Tai-Chi 501–503*.

Rabl, H. 423, 489.
Raffles, St. 572*.
Raichmann, L. 501*, 590*.
Raschid, Sch. 95*, 96*.
Ratzel, F. 2*, 147*, 152*, 525*.
Rehm, B. 144**.
Reid, G. 4*.
Reiners, L. 144**.
Remer, C. F. 259*, 489*.
Requadt, P. 655*.
Reyes, J. S. 311*.
Reynolds, B. T. 722*.
Rhodesien: Berichterstattung 380.
Rickert 132*.
Ritter, C. 147*.
Ritter, L. 691*.
Roemer, H. 298.
Roesner, E. 524*.
Rohde, H. 272**.
Rommenhöller, C. G. 176*.
Roosevelt, N. 311*.
Roscher, W. 524*.
Rosenzweig, A. 322*.

Rosinski, H. 395**, 397**.
Ross, C. 126, 240, 284, 316*, 397*, 399, 601.
Rothacker, E. 389*, 394*.
Roxas, M. 311*.
Roy, S. C. 395**, 777*.
Rumänien: Berichterstattung 76, 430 — Der Donauraum 154, 155 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 162, 163, 168, 169, 170 — Der Balkanpakt 176—177, 179—180, 182—183 — Das Verkehrsproblem Südosteuropas 410—411, 413 bis 414 — Späne 444 — Das Öl und die kleinen Nationen 489—490 Der Strukturwandel des Südostraumes 540—541, 543 bis 545.
Rus, J. 176*.
Russell, Sir J. 716—717*.
Rußland: Berichterstattung 77, 78, 115, 116, 125—126, 195—196, 199, 206, 254, 257, 258, 329, 376, 385, 430, 457, 504 bis 507, 561—562, 567, 571, 573, 716 bis 717, 775—776 — Die Türkische Republik und Europa 94, 96 — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke von einer Ostasienreise 108—109 — Der zweite Fünfjahresplan Sowjetrußlands 184—192 — Zur Frage der Staatsgrenzen von Manchoukuo 246—249 — Grundfragen der landwirtschaftlichen Rayonnierung in der Sowjetunion 359—367 — Wehrgeographisches zum Rußlandfeldzug Napoleons 449—461 — Das Öl und die kleinen Nationen 495 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 519 — Die Nationalitätenfrage in der Sowjetunion 533—540 — Japan und Panasien 554 bis 556, 559—560, 693, 701 — Reiseeindrücke aus Ostasien 598 — Das technische Denken und die kollektivistischen Staatsformen 790—791.
Rutter, O. 524*.

Saargebiet: Berichterstattung 433, 769 bis 770 — Die deutschen Grenzen 24, 64 — Der Westmarkgedanke 339—348 — Die Saar in der deutsch-französischen Auseinandersetzung 352—356 — Die Sonderart der saarländischen Kulturlandschaft 356 bis 359 — Frankreichs Saarkohlen-Politik 725—732 (s. a. Deutschland).
Sakatami, Baron 385*.
Salter, Sir A. 590*.
Samhaber, E. 469.
Samoa: (s. Ozeanien).
Sarkar, B. K. 5*, 380—381*, 394**.
Savelkouls, H. 272**.
Schapera, J. 715*.
Scheffel, P. H. 176*.
Schepers, H. 397**, 553, 609, 692.
Schiller, O. 366*, 367*.
Schilling, K. 335**.
Schlier, O. 144**.
Schmid, A. 214.
Schmidt, C. 580.
Schmidt, E. 356.
Schmidt, Hans 719**.
Schmidt, Heinrich 136*.
Schmitthenner 467*.
Schneidewind, H. H. 145**.
Schnur, L. 357*.
Schoen, M. 84.
Schultze, E. 440*.
Schulze, Th. 119—120*.
Schulze-Gävernitz, G. V. 524*.
Schumacher, R. v. 156, 222, 540, 573, 635, 654, 779.
Schweden: Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 84—92.
Schweiz: Berichterstattung 328—329, 623 bis 626 — Die deutschen Grenzen 39.
Seekirchner, A. 322*.
Ségur, Graf 456*.
Seidenzahl, F. 280, 417, 589.
Semjonow, J. 184, 269—270**, 333, 366*.
Serton, P. 322*.
Sforza, Graf C. 259*.
Shimoda, M. 715—716*.
Siam: Berichterstattung 440, 570 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 521 — Reiseeindrücke aus Ostasien 593.
Sibirien: (s. Rußland).
Sieger, R. 149*.
Singh, B. 712*, 720**.
Sinkiang (Ostturkestan): Berichterstattung 199, 257, 505, 571 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 517—518 — Japan und Panasien 556—560.
Smuts, J. C. 322*.
Soga, J. H. 322*.
Sombart, W. 524*.
Sorge, W. 482*.
Sowjet: (s. Rußland).
Spanien: Berichterstattung 76, 329, 432 bis 433, 498, 563, 704—705 — Der Stand der Philippinenfrage 299—301 — Die Haupt-

stadt als Verkehrszentrum 520 (s. a. Katalonien).
Spann, O. 586–588**.
Spengler, O. 126–131*.
Spering, A. 524*.
Spethmann, H. 142**.
Springer, R. 148*.
Srbik, H. Ritter v. 1*.
Staat, Staatsgedanke, Staatstheorie: Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 1–5 — Zum Problem der Staatspersönlichkeit 132–141 — Adam Müller: Staat und Staatsmann 207–210 — Mutterland — Kolonialland und Kolonien 463 bis 469 — Staat, Volk und Bauer 655 bis 663 (s. a. Geopolitik, Nationalsozialismus).
Stalin 191*.
Steed, W. 149*.
Steffes, J. P. 335**.
Steinacher, H. 273**.
Steinbach, F. 349*.
Stevenson-Plan: Der neue Kautschukplan 417–422.
Stöger, H. 663.
Storey, M. 311*.
Strewe, M. Th. 438*, 568*.
Stubenrauch, W. 359, 366*.
Studensky, G. 367*.
Südafrikanische Union: Berichterstattung 118–119, 252–253, 380, 381–382, 433, 500, 564–565, 714–715, 778 — Das Eingeborenenproblem in Südafrika 312–322 — Das Vertragswerk von Ottawa 375.
Südamerika: Berichterstattung 72–74, 80 bis 81, 198, 329–330, 378, 434, 497 bis 498, 566, 707 — Das Chacoproblem III 111–114 — Die Erschließung von Nord- und Südamerika 469–474, 477 — Das Öl und die kleinen Nationen 493–495.
Südsee: (s. Ozeanien).
Südslawien: Berichterstattung 430–431, 702–704, 766–767 — Der Donauraum 154, 155 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 161–162, 163, 165, 168, 169, 170 — Der Balkanpakt 176 bis 178, 180, 182–183 — Das Verkehrsproblem Südosteuropas 410, 414–417 — Albanien am Scheidewege 480–482 — Der Strukturwandel des Südostens 540 bis 541, 543–545 — Unruhiges Kroatien 549 bis 553 — Zur wehrpolitischen Lage Österreichs im Südosten 664, 666–667.
Südtirol: Die deutschen Grenzen 25, 27, 52.
Suezkanal: Berichterstattung 328.

Tagany, K. 150*.
Tanaka, T. 204*, 205*.
Tardieu, A. 725*.
Tauzher, G. 273**.
Tawney, R. E. 503*.
Teleki, Graf P. 82*.
Teubert, W. 525*.
Thalheim, K. C. 144**.
Thierfelder, F. 274**.
Thies, J. 335**, 638*.
Thoran, A. 145**.
Tibet: Berichterstattung 79, 257, 774–775 — Japan und Panasien 609.
Timmermann 397**.
Timor: Berichterstattung 255.
Tischer, G. 144**.
Tittoni 638*.
Toynbee, A. J. 259*.
Trampler, K. 14, 175*, 239*, 274*, 649*.
Transjordanien: Berichterstattung 505.
Transvaal: (s. Südafrikanische Union).
Trimmer, G. W. A. 572*.
Trinkler, E. 524*.
Tripolis: Berichterstattung 498, 562.
Troje, E. 367*.
Tschajanow, A. W. 366*.
Tschechoslowakei: Berichterstattung 195, 767 — Die deutschen Grenzen 31, 33–34, 43, 51–52 — Der Donauraum 149–150, 153–154, 155 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 162, 167, 168 — Ein aufschlußreiches Staatswappen 331 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 520 — Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 528 — Der Strukturwandel des Südostraumes 540–542 — Zur wehrpolitischen Lage Österreichs im Südosten 664, 668–669.
Tuckermann, W. 311*.
Turgot 352–353*.
Türkei: Berichterstattung 377–378, 430, 432. — Die Türkische Republik und Europa 92–99 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 159, 164–165, 168, 169, 171–175 — Der Balkanpakt 176–183 — Das Verkehrsproblem Südosteuropas 410, 412–413 — Das Öl und die kleinen Nationen 424–426 — Der Strukturwandel des Südostraumes 540–542, 544

bis 546, 548–549 — Japan und Panasien 559.
Tzeneff, G. 176*.

Uhlig, C. 176*.
Ukraine: (s. Rußland).
Ullmann, H. 239*.
Ungarn: Berichterstattung 253–254, 431, 766–767 — Der Donauraum 150, 155 — Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas 165, 166–167, 168 — Der Balkanpakt 178, 183 — Das Verkehrsproblem Südosteuropas 410 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 519 — Die natürliche Bevölkerungsbewegung in Westeuropa im Jahre 1933 528 — Der Strukturwandel des Südostraumes 540–541 — Unruhiges Kroatien 551–553 — Zur wehrpolitischen Lage Österreichs im Südosten 664–665, 667.
Ungern-Sternberg, R. v. 527, 530*, 532*.
Uruguay: Berichterstattung 777 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 520.
Uyemura 3*.

Venezuela: Berichterstattung 777 — Das Öl und die kleinen Nationen 493.
Vereinigte Staaten von Nordamerika: Berichterstattung 72, 74, 80–81, 115, 116, 119, 197–198, 201–202, 205, 250–252, 257, 259, 260, 325–326, 379, 433–434, 440–441, 496–497, 503–504, 565–566, 566–570, 628, 628–634, 706–707, 768 bis 769 — Zum Problem der Staatspersönlichkeit 138–141 — Der Stand der Philippinenfrage 298–311 — Amerika und das schwarze Weltproblem 399–409 — Die Erschließung von Nord- und Südamerika 474–477 — Mandschurischer Wirtschaftsaufschwung 488 — Das Öl und die kleinen Nationen 490–495 — Reiseeindrücke aus Ostasien 597–598 — Bilanz der Roosevelt-Revolution 601–608 — Japan und Panasien 692.
Verkehr: Berichterstattung 196–197 (Weltverkehr) — Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke von einer Ostasienreise 107–109 — Der zweite Fünfjahresplan Sowjetrußlands 189–190, 192 — Chinas wirtschaftlicher Wiederaufbau 281, 282 — Das Verkehrsproblem Südosteuropas 409 bis 417 — Zur Geschichte der Raumbezwingung im Kreuzerkriege 508–510 — Die Hauptstadt als Verkehrszentrum 513 bis 525 — Die „Kongo-Ozean"-Bahn und das Problem der Verkehrserschließung Französisch-Äquatorial-Afrikas 680–691 — Zur Theorie der Raumstrategie 782–785 (s. a. Luftverkehr).
Versailles: Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 4–12 — Die deutschen Grenzen 24–26, 34–39, 54 — Frankreichs Saarkohlen-Politik 729.
Vidal de la Blache 732*.
Vogel, W. 152*.
Voigt, M. 271**.
Völcker, O. 336**.
Völkerbund: Berichterstattung 74, 198, 376, 384–385, 434–435, 561–562, 766–767 — Das Chacoproblem III 111–112, 114 — Späne 443.
Volz, W. 271**.
Vorderer Orient: Berichterstattung 75, 327–328, 377–378, 431–432, 441–442, 505, 564, 769 — Das Öl und die kleinen Nationen 424–429 (s. a. die einzelnen Staaten des Vorderen Orients).
Vowinckel, K. 758.

Wagner, R. 746.
Waibel, L. 691*.
Walton, W. H. M. 462**.
Wang Ching-Wei 121*.
Warneck, S. 244.
Weber, H.-S. 725.
Weber, M. M. v. 524*.
Weberstedt, H. 336**.
Wegener, W. 461*.
Wehrgeopolitik: Der Raum als Waffe 445–449 — Wehrgeographisches zum Rußlandfeldzug Napoleons 449–461 — Zur Geschichte der Raumbezwingung im Kreuzerkriege 508–513 (s. a. Geopolitik).
Wehrle, E. 272**.
Welte, A. 147.
Weltwirtschaft: (s. Wirtschaft).
Werner, J. 144**.
Westaustralien: Berichterstattung 380, 572 bis 573, 768.
Westermann, D. 322*.
Whitfield, G. N. B. 322*.
Wiedenfeld, K. 524*.
Wiener Becken: Der Donauraum 151.
Williams, D. R. 311*.

Wirtschaft: Berichterstattung 379—380, 383 bis 384 — Das Bauerndorf 83—84 — Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum 87 bis 92 — Die Türkische Republik und Europa 95—98 — Büchertafel 144—145 — Der zweite Fünfjahresplan Sowjetrußlands 184 bis 192 — Zur Geopolitik des Arbeitsdienstes 214—217 — Der europäische Kulturboden 217—221 — Chinas wirtschaftlicher Wiederaufbau 280—284 — Grundfragen der landwirtschaftlichen Rayonnierung in der Sowjetunion 359—367 — Das Vertragswerk von Ottawa 367—375 — Der neue Kautschukplan 417—422 — Das Öl und die kleinen Nationen 423—429, 489—495 — Mandschurischer Wiederaufstieg 482—489 — Bilanz der Roosevelt-Revolution 601 bis 608 — Japan und Panasien 609—610 — Frankreichs Saarkohlen-Politik 725—732 — Der zweite Reichsbauerntag in Goslar 758 bis 765 (s. a. Verkehr).
Witte, B. 524*.
Wojciechowski, S. 262—268*.
Wolf, G. 653.
Woo Kaiseng, J. 719**.
Worcester, D. C. 311*.

Yao Hsin-Nung 438*.
Yemen: Berichterstattung 327, 382—383, 431—432.

Zatka, A. 42*.
Zeck, H. F. 207, 348.
Zeller, G. 353*.
Ziegfeld, A. H. 176*, 646*, 649*.
Ziegler, W. 138*, 141*.
Zimmern, A. 335**.
Zischka, A. 718**.
Zupanitsch, N. 176*.
Zypern: Berichterstattung 328.

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XI. JAHRGANG 1934

7.

HEFT / JULI

RAUM UND ROHSTOFF ALS KAMPFWAFFE

Franke: Napoleons Feldzug nach Rußland

Nickel: Der Raum als Waffe

Rabl: Das Öl und die kleinen Nationen

Seidenzahl: Der neue Kautschukplan

Colin Ross: Amerika und das schwarze Weltproblem

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Professor Dr. H. Lautensach, Gießen, Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83
Fernsprecher: H 9, Schmargendorf 2234

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XI. JAHRGANG / HEFT 7 / JULI 1934

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Colin Ross: Amerika und das schwarze Weltproblem 399
Joseph März: Das Verkehrsproblem Südosteuropas 409
Fritz Seidenzahl: Der neue Kautschukplan 417
Hans Rabl: Das Öl und die kleinen Nationen I 423

BERICHTE

Albrecht Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt 430
Karl Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum 436

SPÄNE 443

GRUNDFRAGEN

Otto Nickel: Der Raum als Waffe 445
Alfred Franke: Wehrgeographisches zum Rußlandfeldzug Napoleons 449

LITERATURBERICHT

Karl Haushofer: Literaturbericht über den indopazifischen Raum 462

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—

Österreich: Vierteljahr ö. Sch. 10.—, Ausland (portofrei): Jährlich RM 23.— Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM 0.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H. / BERLIN 18769 / WIEN 55918 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Alfred *Franke*, Breslau-Hartlieb, Jul. Schottländerstr. 122 — Dr. Albrecht *Haushofer*, Leiter des Geopolitischen Seminars an der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl *Haushofer*, Gen.-Major a. D., o. Professor a. d. Universität, München O 27, Kolberger Str. 18 — Dr. Joseph *März*, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 105 — Dr. Otto *Nickel*, Frankfurt a. Main, Taunusanlage 21 — Dr. Hans *Rabl*, Berlin-Reinickendorf-Ost 1, Aroser Allee 154 — Fritz *Seidenzahl*, Berlin-Wilmersdorf, Heidelberger Platz 2 — Rupert *Schumacher von Tännengau*, Berlin-Lankwitz, Melanchthonstr. 8 — Dr. Colin *Ross*, z. Zt. USA, Anschrift durch Verlag.

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / BERLIN-GRUNEWALD
HOHENZOLLERNDAMM 83

)TANOX
zyszczanie
I 2015

CZ.140.16
nr inw. 33126
ELBLĄG